This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 2044 010 675 213

Ger 2400.28

Harvard College
Library

FROM THE BEQUEST OF

FRANCIS BROWN HAYES

Class of 1839

OF LEXINGTON, MASSACHUSETTS

Ein Lebenslauf.

Aufzeichnungen, Erinnerungen und Bekenntniſſe

von

Julius Fröbel.

Zweiter Band.

Stuttgart 1891.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
Nachfolger.

Ger 2400.28
~~XII.2556~~

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalt.

Fünfter Abſchnitt.

Rückkehr eines Entfremdeten und neue Beteiligung am Leben der alten Heimat.

Seite

1. Europa in amerikaniſierten Augen. In Paris. Jüdiſche Freundſchaft und chriſtliche Polizei in Frankfurt a. M. Der Konſul der Vereinigten Staaten 3
2. Auf beabſichtigtem Rückwege nach Amerika. Abſchiedsbeſuche in Bayern und Thüringen. Bei dem Herzoge von Koburg. Intereſſante Reiſegeſellſchaft. In Schwalbach und am Rhein. Neun Monate in London. Litterariſches. Die Ecuador Land Company und eine goldene Sonne. Karl Blind, Alexander Herzen, Pulszky und Koſſuth. Lothar Bucher und David Urquhart. Dr. Gerber. Quand même wieder nach Deutſchland zurück. Naive Grenzpolizei . . 21
3. Fäden zu neuen Banden. Geſchäfte in Bayern. Amerikaner in Schwalbach. Franklin Pierce. Politiſche Anregungen auf der Reiſe und Erneuerung großdeutſcher Publiziſtik. In Kiſſingen Niederlaſſung in Heidelberg. Bekanntſchaften am Orte und fremde Beſucher. Herr von Beuſt als politiſcher Fataliſt. Oeſterreichiſche Avancen. Max von Gagern und die „Theorie der Politik“ 45
4. Kleine Reiſen und verſchiedene Begegnungen In Berlin: Konſtantin Frantz und Adolf Stahr. In Leipzig: Lazarus, Andree und Baſtian. In Frankfurt: Sir Alexander Malet, Von der Pfordten. In Rippoldsau: Friedrich Pecht und angebliche politiſche Sünden. Fahrt mit dem Staatsrat Hermann. In Kiſſingen: Graf Leo Tolſtoi, Konſtantin Frantz und Hofrat Kapp. Anekdote von Gottfried und Johanna. Auf dem Wege nach Wien in Stuttgart: Cotta, Varnbüler und Moritz Mohl. In München: Ehemalige Lehrer und alte ſowie neue Bekanntſchaften und Freunde . . . 67
5. In Wien. Rechberg, Schmerling und die großdeutſche Politik. Vertrauliche Mitteilungen über die Beziehungen zu Preußen und über die Leitung des Nationalvereins. Notabilitäten der politiſchen Welt. Madame Blaze de Bury. Fürſt Fritz Schwarzenberg. Beſuch bei dem Fürſten Windiſchgrätz. Bei den Schweſtern des heiligen Vincent de Paula und im katholiſchen Geſellenverein. In Frankfurt. Sir Alexander Malet und die venetianiſche Frage 84
6. Denkſchrift über die Leitung der großdeutſchen Angelegenheiten . . . 102
7. Nochmals nach Wien. Auf der Fahrt. Zur Charakteriſtik Schmerlings. Authentiſche Aufzeichnung zweier Beſprechungen mit demſelben über Weg und Ziel der deutſchen Politik. Ein deutſches Programm des Herrn

Seite

von Beuſt im Zuſammenhange mit der polniſchen Revolution. Bekenntnis des Grafen Rechberg. Oeſterreichiſcher Peſſimismus 113

8. Rundreiſe zur Gründung einer großdeutſchen Partei. München: Hegnenberg, Neumeier, Lerchenfeld. Döllinger und Sir Dalberg-Acton. Augsburg, Stuttgart, Heidelberg, Frankfurt, Weilburg, Kaſſel, Leipzig. Hannover: Borries, Bennigſen, Windthorſt, Meding. Berlin: Bucher, Fiſchel, und die koburgiſche Politik 125
9. Denkſchrift über die Leitung einer deutſchen Bundesreform 141
10. Nebendinge und ergänzende Thatſachen. Ein deutſcher Klub in Wien. Diplomatiſche Vorgänge. Ungariſche Anläufe. Csaki, Podmanicki und Tisza in Unterhandlung mit Schmerling. Abbruch des Verſtändigungsverſuches und Parteikoalition gegen den Staatsminiſter. Schmerlings Verhältnis zu Rechberg 151
11. Entwurf einer Reviſion des deutſchen Bundes 163

Sechſter Abſchnitt.

Im Dienſte der öſterreichiſchen Regierung.

1. Eintritt in ein Verhältnis halbamtlicher Wirkſamkeit. Der „Botſchafter". Reiſe zur Organiſation der großdeutſchen Partei. München: Wydenbrugk. Stuttgart: Demokratiſche Querköpfe und abermals Varnbüler und Moritz Mohl. Der deutſche Juriſtentag in Wien. Zuſammenkünfte großdeutſcher Notabilitäten in Roſenheim und München. Einſchmuggelung der Taxisſchen Intereſſen und Regensburger Intriguen. Großdeutſche Parteiverſammlung in Frankfurt 175
2. Bedingende innere und äußere Umſtände. Nochmals Rechberg und Schmerling. Der Staatsminiſter und die liberale Partei. Die Anerkennung Italiens und die Parteiintrigue. Zur Nachtſeite der öſterreichiſchen Finanzgeſchichte. Oeſterreich in England und England in Oeſterreich. Somerſet Beaumont. Die öſterreichiſchen Finanzen zwiſchen Engländern, Juden und Jeſuiten. Finanzgeſchäft und Politik. Charles Boner . . 203
3. Zuſammenhang mit dem polniſchen Aufſtande und mit der großen Politik 218
4. Große Dinge und kleine Menſchen. Entſcheidendes Eingreifen der Regensburger Projekte. Politiſche Plagiatoren und Intriguanten. Geſchichte der Entſtehung des Frankfurter Fürſtenkongreſſes 231
5. Vom Frankfurter Fürſtenkongreſſe 251
6. Epiſode einer handelspolitiſchen Reiſe nach England. New Caſtle on Tyne. Somerſet Beaumont, Mr. Hutt und verſchiedene engliſche Notabilitäten. Sir William Armſtrong. Anweſenheit bei Experimenten mit ſeiner Kanone. Teilnahme an den Bewirtungen der Britiſh Aſſociation in großer Geſellſchaft ausgezeichneter und weltbekannter Perſonen. In London: Kinglake. Mr. Delane und eine engliſche Dummheit . . . 262
7. Im Abfall Oeſterreichs von der großdeutſchen Idee und beginnende Beteiligung an der Mainlinienpolitik. Schmerling und Rechberg. Wirtſchaftspolitik und Korruption. Schleswig-Holſtein. Verhältnis zur eng-

Seite

lischen und russischen Politik. Belehrendes qui pro quo. Staatsrat von Köhne. Abermals die Regensburger Einmischung. Das mexikanische Kaisertum. John de Havilland 268

8. Am Jahreswechsel 1863—1864. Der Herzog von Gramont und die französische Politik. Ein Brief des Herzogs von Koburg. Der Staatsminister, Graf Forgatsch und der Kaiser. Schmerling mit Rechberg versöhnt. Des letzteren Angst vor Franzosen, Engländern, Italienern, Schweden und Walachen. Die Politik des Fürsten Cuza. Schmerling sich selbst beurteilend. Vorgänge bei der Londoner Konferenz und Umschlag der österreichischen Politik. Ein Purzelbaum des Grafen Rechberg als politischer Schachzug. Ein humaner Pontius Pilatus 294

9. Verlorene Mühe auf Reisen. In München: Bayerische Ministerkrisis. Staatsrat Maurer. Entgegengesetzte Urteile über den jungen König. Mißlungener Versuch in Hohenschwangau. Ein hoher österreichischer Beamter über das Verhältnis Oesterreichs zu Deutschland. Stuttgart: Württembergische Ministerkrisis. Herr von Neurath. Politischer Cynismus Varnbülers. Professor Schäffle über Oesterreichs Zukunft. Kraftwort eines Diplomaten. Moritz Mohl in nationalökonomischer Verzweiflung. Wandelungen in Heidelberg. Besuche in Karlsruhe und Darmstadt. Politische Anekdoten. Offene Karten in Regensburg und ein Minister im Königreiche Utopien 314

10. Graf Rechberg und dessen freundschaftliches Ermahnungsschreiben an Bismarck. Publizistische Konflikte mit der politischen Dummheit. Rechbergs Rücktritt und Schmerlings Mangel an Menschenkenntnis. Graf Mensdorff als Rechbergs Nachfolger. Staatsminister, Reichsrat und damalige Parteien in Oesterreich. Auf nationalwirtschaftlichem Gebiete. Erneuerter Dienstvertrag 330

11. Nationalökonomische Zustände. Oesterreich und der Freihandel. Mittelsperson zwischen der Regierung und den Engländern. Beaumont in halbamtlicher Sendung. Der Handelsvertrag und die englische Privatspekulation. Spezialitäten administrativer und journalistischer Korruption. Die Donauregulierung. Das Anerbieten des indischen Finanzreformators Laing. Parteiintrigue gegen Staats- und Landesinteresse. Moritz Esterhazy. Einfalt an hoher Stelle. Geselliger Verkehr. Dr. Faucher in Wien 342

12. Siebenzehn Tage in England. London. Lord Clarendon. Graf Apponyi und Baron Rothschild über die österreichische Handelspolitik. Cobden, Bright und Forster. Grant Duff und andre Bekanntschaften. Ein Rout bei Apponyi. Bradford und industrielle Umgegend. Die Wunder der Wollenfabrik Saltair. Zurück in London. Karl Blind 366

13. Schmerling, die ungarische Frage und die Intrigue des Systemwechsels. Der Besuch des Kaisers in Ungarn. Schmerlings Sturz. Die letzte Nummer des „Botschafter". Verhältnis zu den neuen Ministern. Kurzsichtige Staatsmänner. Preußische Drohungen und Gasteiner Vertrag. Superiorität der preußischen Politik. Kündung des persönlichen Dienstvertrages mit der österreichischen Regierung. Aufnahme und Beurteilungen 375

Seite

Siebenter Abſchnitt.

Stellungen und Wirkſamkeit in Stuttgart und München.

1. Bayeriſche Anknüpfungen. Pfiſtermeiſter, der König, Richard Wagner, Von der Pfordten und die Münchener politiſche Intrigue 393
2. Zwiſchenakte in Wien. In Stuttgart, Karlsruhe und München. Eintritt in ein dienſtliches Verhältnis zur württembergiſchen Regierung. Bei Varnbüler und bei dem Könige. Der drohende öſterreichiſch-preußiſche Krieg und eine Sendung nach Paris 410
3. Zum Abſchied nach Wien mit Auftrag an den Grafen Mensdorff. Unterredung mit dieſem. Baron Geiger in Stuttgart und München und ein deutſches Programm Napoleons III. Briefwechſel mit dem Vertrauten des Kaiſers. Unterredung mit dem Könige von Württemberg. Von der Pfordten. Das Gefecht bei Kiſſingen. Prinz Karl von Bayern. Programm der württembergiſchen Demokraten 424
4. Die ſüddeutſchen Staaten unter den durch den Krieg geſchaffenen Verhältniſſen. Kleine Niederträchtigkeiten der perſönlichen Polemik und entgegengeſetzte Anklagen. Publiziſtiſcher Uebergang auf den Standpunkt der neuen Thatſachen. Wunderlicher Beitrag zur Litteratur der Tagesgeſchichte 439
5. Politiſcher Gedankenſtillſtand in Stuttgart. Señorita Carlota, eine Erinnerung an Chihuahua. Erörterung über eine Stellung als überflüſſige Perſon. Löſung des Verhältniſſes zur württembergiſchen Regierung. Erwähnung einer nicht zum Drucke gelangten Schrift 457
6. Neue Bayeriſche Anknüpfungen. Richard Wagner und Herr von Edelsheim. Fürſt Hohenlohe an Pfordtens Stelle. Einladung nach München zu Sendungen nach Wien. Vertrauliche Fahrt dahin mit dem Grafen Rechberg. Zur Geſchichte des mexikaniſchen Trauerſpiels. Oeſterreichiſcher Peſſimismus als Epidemie. Audienz bei Beuſt. Rückkehr nach München. Antrag der Uebernahme einer offiziellen Zeitung. Abreiſe von Stuttgart und intereſſante Zwiſchenbegegnungen. Programm der „Süddeutſchen Preſſe“ und Eintritt in ein Dienſtverhältnis zur bayeriſchen Regierung 465
7. Eindruck des Programms in und außer Deutſchland. Oekonomiſche Grundlagen der Zeitung. Verhältnis zur Wagnerſchen Koterie und Bruch mit derſelben. „Selbſtmörderiſche“ Aufſätze Richard Wagners und königliche Zwiſchenkunft. Theaterintriguen. Ein philoſophiſcher Schloſſergeſelle als Theaterkritiker. Ultramontane Anfeindungen. Aus einem Briefe Döllingers. Fromme Geſetzübertretungen und Hausknechtsſprache eines bayeriſchen Biſchofs 481
8. Uebernahme der „Süddeutſchen Preſſe“ in Privateigentum. Verſuche ausländiſcher Einwirkung. Ruſſiſche Anknüpfungen. Die Großfürſtin Helene. Orleaniſtiſche Verſuche. Das Reuterſche Telegraphiegeſchäft und ſeine Projekte. Mitteilungen auswärtiger Korreſpondenten. Zur Geſchichte des Orſiniſchen Attentates und zur Entſtehungsgeſchichte des deutſch-franzöſiſchen Krieges. Ein kurzer Aufenthalt in Paris. Krieg oder Friede. Madame Alexander Dumas. Die chineſiſche Geſandtſchaft.

Seite

Emile Ollivier und das „Geheimnis der französischen Politik". Gespräch mit dem Prinzen Napoleon. Boshafte Besprechung in ultramontanen Blättern und Albernheiten an hohen Stellen 510

9. In Zeitungsangelegenheiten und zur politischen Orientierung wiederholt nach Wien und Berlin. Die österreichischen Parteien im Verhältnis zu Deutschland am Schlusse des Jahres 1868. Bei dem Grafen Beust. Drei Jahre später abermals in Wien. Vorher und nachher in Berlin. Wiederholt bei Bismarck. Politische Personen, Projekte und Geschäfte. Arbeitskraft des Fürsten Bismarck. Bancroft über Vorgänge in der katholischen Kirche. Die Wagnersche Musik in Berlin und die olympischen Spiele der Frau von S. In Leipzig: Gustav Freytag. Otto Wigand im Absterben 533

10. Verschiedenes von nebensächlicher Natur während der Herausgabe der „Süddeutschen Presse". Arbeit, Verdruß und Krankheit. Erholungen am Starnberger See und in der Stadt. Die satyrischen Singspiele Offenbachs. Theaterkritik und Freibillet. Oeffentliche Vorgänge und fremde Besucher in München. Der deutsche Kronprinz bei Einzug der bayerischen Truppen. Frau von Rauchenegger. Gesuch um Unterstützung einer spanischen Thronkandidatur. Zur Leidensgeschichte eines Erfinders. Der Assyriolog Gaugengigl in Bewerbung um eine russische Anstellung und John de Havilland als Johanniterprior in Erwartung eines bayerischen Ordens. Indische Musik für Ludwig II. Verkauf der „Süddeutschen Presse" und Eintritt in den Dienst des Deutschen Reiches . 552

Achter Abschnitt.

Im Reichsdienste.

1. Eintritt in den deutschen Konsulatsdienst. Vorbedingungen. In Berlin und Abreise nach Smyrna. In Wien und Graz. Graf Prokesch. Triest, Korfu, albanische und griechische Küste. Erste Eindrücke in Smyrna. Deutsche Kolonie und deutscher Verkehr. Die deutsche Diakonissenanstalt und ihre Vorsteherin. Die deutsch-evangelische Gemeinde zu Smyrna im vorigen Jahrhundert und jetzt. Deutsche Landstreicher und menschenfreundliche Türken. Einbeinige Invalidenreise von München nach Aleppo und achtundsechzigjährige Fußgängerin zwischen Breslau und Jerusalem 575

2. Die Stellung eines Konsuls in der Türkei. Der bescheidene Verfasser als Majestät. Guter Rat wegen Ordensdekorationen. Sureya Pascha. Die Smyrnaer Polizei. Feuersbrünste, Brandstiftungen, Raubsystem und Straßenerweiterung. Das Nationalitätsprinzip und die levantische Spitzbubenmoral. Griechischer Sozialismus. Uebel der Konsulargerichtsbarkeit. Ohnmacht türkischer Kulturbestrebungen. Essad Pascha und sein plötzlicher Tod. Die Grundsteuerfrage. Der protestantische Begräbnisplatz und der Quai-Bau. Die Smyrnaer Gesellschaft. Levantiner und Griechen. Ein türkischer Oberrichter auf dem Ball. Juden und Armenier. Ein levantischer Roman 594

3. Irrige Voraussetzungen und widerwärtige Verhältnisse. Kleine Annehmlichkeiten. Quai-Promenade und griechische Musik. Himmel und Klima

Seite

Joniens. Harter Winter und Hungersnot in Kleinaſien. Die Juruken. Malariafieber und Urlaubsreiſe. Athen. Allgemeiner Eindruck. Erinnerungen an die Armansperg'ſche Periode. Luiſe von Armansperg. Das griechiſche Volk und der griechiſche Staat. Die griechiſche Kirche und der Proteſtantismus. Das griechiſche Element in der levantiniſchen Völkermiſchung 614

4. Fortſetzung der Reiſe. Miramar und Rückblick auf das Schickſal Maximilians. Aufenthalt in Deutſchland. Ruſſiſches Intereſſe an der altkatholiſchen Bewegung. Rückkehr nach Smyrna. Gaſthausleben. Hoher Beſuch, Mißgeſchick und Exkurſion nach den Ruinen von Epheſus. Geologie und Archäologie. Prähiſtoriſche Altertümer, Hundeſtudien und Schakalköpfe. Reiſende Gelehrte und Politiker. Madame Carla Serena. Wechſel in der Perſon des Konſulatskanzlers. Erfreulicheres Leben zu ſpät und mit unvorhergeſehener Unterbrechung. Levantiniſche Kannegießer. Abſchied von Smyrna 633

5. Unnötige Eile nach Berlin. In Wien. Oeſterreich und die deutſche Politik. In Berlin, Göttingen, Freiburg. Ein Gaſtwirt in Heilbronn über das deutſche Eiſenbahnſyſtem. Litterariſche Beſchäftigung in Freiburg. Ernennung auf den Konſulatspoſten in Algier. Zürich, Genf, Marſeille. Erſte Eindrücke und Erfahrungen in Algier. Zuſammentreffen mit einem engliſchen Freunde und Begegnung mit dem alten Grafen Prokeſch. Herr Otto Schneider algieriſcher Optimiſt. Winterkurgäſte und hektiſche Vergnügungsſucht. Offizielle Beſuche. Algier als klimatiſcher Kurort . . 652

6. Eingewanderte Deutſche und reumütige Elſäſſer. Deutſche Reiſende und franzöſiſcher Argwohn. Deutſche Künſtler und die „Orientmalerei". Patriarchaliſche Geſtalten und idylliſche Scenen. Die Gorge de la Chiffa. Uronkel und Urtanten auf den Bäumen. Das algieriſche Koloniſationsſyſtem und die Ausſichten in die Zukunft. Hintergedanken Louis Philippes, arabiſches Reich Napoleons III. und die algieriſchen Autonomiſten . . 668

Neunter Abſchnitt.

Im Reichsdienſte. Fortſetzung und Schluß.

1. Vieljähriger Aufenthalt in Algier. Geſellſchaftliche Vereinzelung und ſchlechte häusliche Bedienung. Franzöſiſcher Deutſchenhaß in der Kolonie doppelt ſchroff hervortretend. Ein Drohbrief mit Befehl zur Abreiſe. Lächerliche Spionriecherei. Journaliſtiſche Liebenswürdigkeiten nach außen und innen 685

2. Harter Verluſt und weiteres Mißgeſchick. Vorübergehende Verwaltung des öſterreichiſchen Generalkonſulates neben dem deutſchen Konſulate. Vermehrte Pflichten bei abnehmenden Kräften. Bitte um Verſetzung in Ruheſtand und anerkennende Gewährung. Abreiſe von Algier. In Zürich dem Ende zugehender Lebenslauf 690

3. Meine Weltanſicht 693

Fünfter Abſchnitt.

Rückkehr eines Entfremdeten und neue Beteiligung am Leben der alten Heimat.

1.

Europa in amerikanisierten Augen. In Paris. Jüdische Freundschaft und christliche Polizei in Frankfurt a. M. Der Konsul der Vereinigten Staaten.

Noch nachdem ich schon seit Jahren mich wieder in Europa befand, wurde mir in Wien gesagt, daß meine „amerikanischen Augen" das Zutrauen minderten, welches man im übrigen zu mir habe. Das sagte mir ein Mann, welcher selbst in Amerika gelebt und in Texas harte Erfahrungen durchgemacht hatte. Vielleicht war es der vorsichtige, immer aufmerksame Blick in die Weite, welcher fremdartig zu meinen Ungunsten sprach, — eine Gewöhnung des Auges aus dem gefährlichen Leben in der ganzen oder halben Wildnis, in welcher als Regel der Mensch des Menschen Feind ist. Im europäischen Leben, dessen Aussichten beschränkter sind, und in welchem, dank polizeilicher Fürsorge, die stete Aufmerksamkeit überflüssig ist, hat ohne Zweifel sich derselbe wieder verloren. Im übrigen soll hier nicht untersucht werden, wie dem harmlosen Europäer amerikanische oder amerikanisierte Augen erscheinen mögen, — erzählt soll vielmehr werden, wie solchen Augen das europäische Leben erschienen ist.

Nach achtjähriger Abwesenheit von der Alten Welt und ebenso langem, zum Teil wilden Leben in der neuen, landete ich mit meiner Familie am 9. Juli 1857 in Havre. Ebenso lange hatte meine Frau in Amerika zugebracht, und auch sie hatte dort schon vor unserer Verbindung eine nicht gewöhnliche Schule des Lebens durchgemacht. Wir beide waren über dem Meere andre Menschen geworden, als wir diesseits gewesen waren, und die altvertrauten Dinge sahen wir in der That mit andern Augen an.

Was uns auf den ersten oberflächlichen Blick entgegentrat, erschien uns klein, schmutzig, gemein. Der Eindruck war, daß der vornehmere und größere Ton des Lebens auf amerikanischer Seite sei.

Bei der zollamtlichen Untersuchung unsres Gepäckes kam mein Medizinkästchen — ein auf Reisen in Amerika gewöhnlicher Ausrüstungsgegenstand — zum Vorschein. „Monsieur est médecin?“ fragte mich der Beamte, nachdem ich ihm die Natur des Gegenstandes erklärt hatte. „Nein!“ — erwiderte ich — „aber ich bin gewohnt, auf Reisen mich und meine Familie selbst zu kurieren.“ — Der Mann sah mich verwundert an. „Mais c'est dangereux, ça, monsieur! — serrez bien la cassette!“ — sagte er mit Nachdruck. Die Angst vor dem Medizinkästchen erschien mir lächerlich.

Tags darauf waren wir in Paris, und dort wohnten wir während eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes im Hotel du Louvre — einem Gasthause ersten Ranges in der Weltstadt. Welche Kleinlichkeit der Oekonomie und welche Mangelhaftigkeit der Einrichtungen! — Ein Blatt Briefpapier und ein Briefcouvert wurden auf Rechnung gesetzt, das Brot bei Tische und die Seife zum Bade besonders angerechnet, das Gaslicht im Lesezimmer gelöscht, während ich noch ein Zeitungsblatt in der Hand hielt. Das Haus hatte keinen zu allgemeinem Gebrauche bestimmten Gesellschaftssaal und keinen besonderen Damensalon. Besuche wurden nicht angemeldet. — Alles reine Unmöglichkeiten in einem anständigen amerikanischen Gasthause selbst kleinerer Städte, in welchem ein für jeden offenstehendes Schreibzimmer mit allen Erfordernissen zu den notwendigen Einrichtungen gehört, man so und so viel für den Tag bezahlt, gleichviel, ob man ißt und was man ißt, und das Gaslicht im Lesezimmer vor der Nase eines lesenden Hausgastes zu löschen eine Unverschämtheit wäre, die bedenkliche Folgen für den dienstthuenden Flegel haben könnte.

Bei dem Ausfahren erschien uns widerwärtig die bettelhafte Zudringlichkeit dienstfertigen Gesindels, — das unverlangte Oeffnen und Schließen des Kutschenschlages, — das ewige „rien pour le commissionaire?“ — In New York hatte ich einmal dem Hausknechte eines Hotels ein Trinkgeld geben wollen, und der Mann hatte mich verwundert angesehen und mir zu verstehen gegeben, daß

er keiner Unterstützung bedürfe. — Vorteilhaft stellten sich uns die französischen Bauarbeiter dar, unter denen wir in der ihrer Beschäftigung angemessenen blauen Bluse Männer mit ernsten Gesichtern sahen, Menschen, in deren Zügen sich ein ehrenwerter Charakter und das Bewußtsein natürlicher Würde aussprach. Sie waren, nach dem Urteil und Gefühl, an welches wir uns jenseits des Meeres gewöhnt hatten, der Teil der Pariser Bevölkerung, welcher am meisten vornehm aussah, — ein Charakterzug, den in den Tausenden von Männern mit abgelebten Gesichtern und abgeschabten Röcken, welche die Straßen belebten, keine rotes Bändchen oder keine ein solches vorstellende rote Nelke hervorbringen konnte. Amerikaner tragen auch die Wirkung eines aufreibenden Lebens im Gesicht, aber eines Lebens der ernsten Arbeit, nicht der Liederlichkeit; und grobe, solcher Beschäftigung entsprechende Kleidung, selbst zerrissene, ziehen sie der schäbigen Feinheit vor, welche uns in Paris auf allen Schritten begegnete und welche man in den Vereinigten Staaten nur gelegentlich in der nicht besonders geachteten Klasse der kleinen und hungrigen Politiker von Profession zu sehen bekommt.

Wir waren nicht die einzigen Fremden, auf welche Paris einen wenig günstigen Eindruck machte. „Comme on s'amuse dans ce pays! — et comme l'on mange!“ — sagte ein alter Herr, ich weiß nicht, welcher Nation, der mit uns im gleichen Eisenbahnwagen von Versailles zurückfuhr. Vielleicht ein französischer Kanadier oder Louisianer.

Im übrigen leben sich Amerikaner nicht ungern in Paris ein, — nur in der Regel nicht zum Vorteil ihres Charakters. Die Anziehung liegt im Gegensatze begründet, und es ergeht ihnen damit wie den Russen, — nur daß die hier erlangte Politur diesen zum Gewinne wird, den Amerikanern in der Regel nicht. Die in der Hauptstadt der eleganten Welt verfeinerten Russen bleiben gute Russen; die hier eingelebten Amerikaner sind meist schlechte Amerikaner geworden, ohne Europäer geworden zu sein. Auf der Treppe unsres Gasthauses begegnete ich gleich an einem der ersten Tage unsres Aufenthaltes dem amerikanischen Philologen Huntington, dessen Bekanntschaft ich 1850 zu New York gemacht hatte. „Sind Sie

schon lange in Europa und werden Sie noch lange bleiben?" — fragte ich ihn. — „Ich denke nicht an die Rückkehr, nachdem ich die Annehmlichkeiten des europäischen Lebens kennen gelernt habe" — gab er zur Antwort. „Indessen bin ich nicht ganz Europäer geworden und doch auch nicht mehr ein rechter Amerikaner. I have lost my country." — Auf französisch würde das lauten: „Je me sens dépaysé" — auf deutsch: „Ich habe kein Vaterland mehr," — und nicht weit davon entfernt war das Gefühl, welches bei unsrer Rückkehr nach Europa über mich kam. Von früheren Freunden traf ich damals in Paris Ludwig Simon und Bernhard Oppenheim. Ihre Art, die Dinge anzusehen und zu beurteilen, war mir fremd geworden, machte mir den Eindruck der Unerfahrenheit und reizte mich zum Widerspruche. Es ist leicht begreiflich, weshalb Proselyten in der Vertretung ihrer neu gewonnenen Ueberzeugungen leidenschaftlicher zu sein pflegen, als altgewohnte Bekenner; wenn aber der Prozeß der Umwandlung in einen neuen Menschen so hart, die Schule so streng gewesen ist, wie bei mir in den achtjährigen Irrfahrten in Amerika, ist es doppelt natürlich. Ich fühlte bei diesem ersten Zusammentreffen, wie vollständig mich diese acht Jahre dem europäischen Leben entfremdet und von den ehemaligen Parteigenossen geschieden. Ein komisches Mißgeschick in der Gestalt eines enfant terrible bewirkte damals in Paris auch eine äußere Erkaltung. Ich hatte mit meiner Frau über Ludwig Simon gesprochen und dabei den Ausdruck gebraucht, er sei und bleibe ein unreifer Mensch. Der kleine siebenjährige Willie hatte das gehört, und es war ihm merkwürdig gewesen, daß auch Menschen, wie Aepfel und Birnen, unreif sein können. Als nun gleich darauf Oppenheim bei uns eintrat, hatte der Junge nichts Eiligeres zu thun, als diesem zu sagen: „Wissen Sie, daß Herr Simon ein unreifer Mensch ist?" — Unter Deutschamerikanern hätte ich statt unreif „grün" gesagt. Bei den Deutschen in den Vereinigten Staaten gilt jeder Europäer für „grün", und ein frischer Ankömmling, sei er noch so gebildet, wird vom gemeinsten Individuum, das sich amerikanisiert fühlt, mit Geringschätzung „ein Grüner" genannt. Es ist der Stolz — nicht selten auch nur der wenig berechtigte Dünkel — einer mit großen

Mühen und Opfern erworbenen Erfahrenheit, welcher sich darin ausspricht.

Am 21. Juli verließen wir Paris, wo unsre Anwesenheit allerdings in ungünstige Jahreszeit gefallen war. Wir hatten indessen die Zeit gut benutzt, die sehenswertesten Dinge zu sehen, deren geistigen Wert wir nicht unterschätzten. Ein in die Zeit unsrer Anwesenheit fallendes Ereignis von allgemeinem Interesse war der Tod Bérangers, dessen Begräbnis die ganze Bevölkerung der großen Stadt in Bewegung brachte. Der endlose Leichenzug bewegte sich unter unsern Fenstern vorüber.

Wir reisten über Straßburg und Basel, und befanden uns am 24. zu Rorschach am Bodensee, was auf einige Wochen unser Standquartier wurde. Nach Deutschland mochte ich mich nicht wagen ohne vorher mich polizeilicher Duldung versichert zu haben. Noch von New York hatte ich an meinen alten Freund Gabriel Rießer in Hamburg geschrieben, um zu erfahren was ich in dieser Beziehung dort zu erwarten haben würde. Nach seiner Antwort, die ich erst verspätet in Europa erhielt, war das zweifelhaft. In Baden und Bayern aber durfte ich mich am wenigsten sicher fühlen. Ich konnte nicht wissen, wieweit von meiner Einmischung in die badisch-pfälzischen Vorgänge von 1849 Kenntnis genommen worden sei, und welche Folgen solche Kenntnisnahme noch haben könnte. Eingezogene Erkundigungen ließen Stuttgart und Frankfurt am Main als unbedenklich erscheinen. Zunächst aber lag uns eine Zusammenkunft mit meiner auf Schloß Egg bei Deggendorf an der Donau wohnenden Schwiegermutter am Herzen. Auf die Anzeige unsrer Ankunft eilte die alte Gräfin Armansperg zu uns nach Rorschach. Sie brachte nicht nur ihrer Tochter, sondern auch mir eine liebevoll mütterliche Gesinnung entgegen. Als sie nach einigen mit uns am Bodensee verlebten Wochen nach Egg zurückkehrte, nahm sie Karoline und Willie mit sich, während ich mich nach Stuttgart begab. Erst im folgenden Jahre erhielt ich die Zusicherung, daß meiner vorübergehenden Anwesenheit in Bayern kein Hindernis im Wege stehe. Es war unterdessen der erste Band meines „Aus Amerika" erschienen, den ich noch in New York vollendet hatte, und ich suchte zunächst

einen Aufenthaltsort, wo ich ungestört den zweiten zu Ende schreiben könne. Für unser weiteres Leben hatte ich einstweilen noch keinen bestimmten Plan. Es mußte einem günstigen Schicksale überlassen bleiben, an dessen Walten ich mich allmählich gewöhnt hatte.

In Stuttgart fand ich bei alten Freunden, besonders dem Prokurator Schott und seiner Familie, die wärmste Aufnahme, und ich kann mich nicht erinnern, was uns entschieden hat, statt dessen Frankfurt zu unserem Aufenthaltsorte zu wählen. In Stuttgart würden wir uns einige Unannehmlichkeiten erspart haben, die wir in Frankfurt zu erdulden hatten, und das gesellige Leben wäre für uns weniger unfruchtbar gewesen, als in der Stadt der Bankiers und Bundestagsgesandten. An den Aufenthalt in Frankfurt aber knüpfen sich meine ferneren Lebensverhältnisse: Frankfurt wurde für mich der Weg nach Wien. Einstweilen arbeitete ich in Stuttgart mit größtem Fleiße an meinem Manuskripte, mit welchem ich so rasch fortschritt, daß ich dasselbe bald darauf in Frankfurt vollenden und der Band mit Jahresschluß erscheinen konnte. Daneben erfreute ich mich eines Umganges, in welchem ich zwar auch auf europäisch-amerikanische Gegensätze stieß, aber doch hinreichendes Verständnis für meine Anschauungen und Beurteilungen fand, um mich nicht am falschen Platze zu fühlen; und als Schauplatz meines ersten Lebens in der Welt hatte der Ort für mich freundliche Anknüpfungen und Erinnerungen. Die Briefe meiner Frau vollendeten mein geistiges Wohlbefinden, welches ich am besten durch eine meiner Antworten zeichnen kann. Sie war am 28. August geschrieben und lautet:

„Liebste beste Karoline: Du kannst Dir nicht denken, wie glücklich mich Dein Brief macht. Ich freue mich, daß Du mich liebst; ich freue mich, daß Du bald wieder bei mir sein wirst; ich freue mich, daß Du wohl bist und daß Dir Egg einen so angenehmen Eindruck macht; ich freue mich, daß Willie glücklich ist, ich freue mich über das Glück Deiner Mutter und daß es mir gelungen ist mir ihre Liebe zu erwerben. Leider weißt Du so gut wie ich, wie sehr uns das Leben gewöhnt hat, weniger freundliche Eindrücke zu empfangen. Wie wohl thut es, einmal die Welt in heiterem Lichte zu sehen! Liebste Karoline, ich zähle die Stunden bis Du wieder bei

mir bist. Ich komme mir wieder vor, wie vor mehr als dreißig Jahren, wo ich als junger Mensch hier in Stuttgart mich so einsam fühlte und bei einem lachenden Himmel wie jetzt mich kaum entschließen konnte mein Zimmer zu verlassen, da ich wußte, daß ich doch unbefriedigt wieder nach Hause gehen würde. Du mußt einige Tage mit mir hier bleiben. Die Umgebung enthält einiges Schöne, was ich allein nicht genießen kann. Denke Dir, wie wohlfeil es hier ist: mein großes schönes Zimmer inbegriffen, habe ich hier täglich höchstens 1½ Gulden gebraucht. Eins meiner Mittagessen kostete 21 Kreuzer. Das Haus ist nicht so übel wie mir anfangs schien, und einige Tage könnten wir, wenn Du kömmst, sehr angenehm wohnen. Die Lage ist die schönste in Stuttgart. Ich habe eine Kirche, zwei alte Schlösser und schattige Kastanienbäume vor den Fenstern, und es ist still wie auf dem Lande, mit Ausnahme des Chorals, der täglich um 12 Uhr vom Kirchturme geblasen wird, und der Wachtparade, die vorbeizieht. Wenn Dir ersteres zu altmodisch und die Scene zu mittelalterlich wäre, so ist die Militärmusik um so moderner, und Willie wenigstens wird zufrieden sein, daß ich nur ein paar hundert Schritt mit ihm zu gehen brauche um bei der Wachtparade zu sein.

„Regierungsrat Treichler von Zürich, welcher als junger Mann mein Schreiber war und seitdem ein angesehener Politiker der Schweiz geworden ist, hat mich dieser Tage besucht. Er braucht in Cannstatt eine Badekur. Ich werde hier täglich erinnert, wie alt ich bin. Ich treffe junge Damen, deren Mütter ich als kleine Mädchen gekannt habe. Der alte Schott hat einen Nachwuchs, an welchem ich sehe, daß ich, wenn ich es nicht vernachlässigt hätte, schon Großvater sein könnte. Ich war vorgestern im Begriffe den ehemaligen Minister und jetzigen Landtagspräsidenten Römer, Schotts Schwiegersohn, zu besuchen, als mir der Bruder der Frau Römer erzählte, seine Schwester sei der Meinung, ich hätte 1849 zur Zeit des Stuttgarter Parlamentes ihren Mann ermorden wollen. Du begreifst, daß ich den Besuch aufgeschoben habe, um mich vorher von meinem Erstaunen zu erholen. . . ."

Die lebhafte Erinnerung an vergangene Zeiten und die Vorstellung alles dessen, was ich seitdem erlebt und gesehen, bewirkte,

daß ich mir damals sehr alt vorkam. Seitdem sind wieder einige dreißig Jahre verflossen! —

Bald nach dem Datum des soeben mitgeteilten Briefes kam meine Frau. Wir hielten uns noch einige Tage zusammen in Stuttgart auf und fuhren dann nach Frankfurt, in der Absicht uns dort auf unbestimmte Zeit wohnhaft zu machen.

Ich werde sogleich zu erzählen haben, daß die Ansicht, ich würde von der dortigen Polizei nicht belästigt werden, ein Irrtum war. Indessen mieteten wir uns daselbst eine Wohnung. Ich erneuerte einige alte Bekanntschaften, welche sich mir besonders durch ihr gutes Gedächtnis für kleine, 1849 von mir zurückgelassene Schulden, sogar einer bis zum Betrage von sieben Gulden und einigen Kreuzern, zu empfehlen suchten, bezahlte gewissenhaft diese und einige größere Rückstände aus jener Zeit, setzte eifrig meine litterarische Arbeit fort und wurde mit meiner Frau durch Herrn B. H. Goldschmidt, bei dessen Hause ich akkreditiert war, in gesellige Verbindungen gebracht. Ich kann nicht umhin es zu erwähnen, daß diese ausschließlich jüdische waren, und ich muß es aus zwei Gründen erwähnen: erstens weil es die gesellschaftlichen Zustände kennzeichnet, daß ein Mann wie ich mit einer Frau wie die meine, bei Rückkehr aus Amerika zu Frankfurt nur in jüdischen Kreisen Eingang fand, und zweitens weil es mir, indem ich jetzt zurückdenke, merkwürdig ist, daß ich mich immer von jüdischer Seite besonderer Freundschaft und Zuvorkommenheit zu rühmen gehabt habe. Ganz weiß ich diese Thatsache nicht zu erklären. Allerdings habe ich in frühester Kindheit von meinen Eltern nur gerechte, wohlwollende und zum Teil achtungsvolle Urteile über die Juden gehört, und in meiner späteren Ausbildung haben christlich-germanische Vorurteile keinen Eingang gefunden. Schon in Quarta des Rudolstädter Gymnasiums habe ich jüdische Mitschüler gegen christliche Friedensstörer verteidigt, welche jenen unter dem frivolen Vorwande: „Ihr habt unsern Herrn Christus gekreuzigt“ mit der lateinischen Grammatik auf die Köpfe schlugen. Einer derselben hat sich noch nach fünfundvierzig Jahren, wo er mich in London aufsuchte, dankbar meiner erinnert. Diese jugendlichen Verdienste reichen aber so wenig, wie meine gänzliche Vor-

urteilslosigkeit hin, die Gunst zu erklären, in welcher ich immer bei dem Volke Israel gestanden habe. Ich habe niemals ihm geschmeichelt, und wenn ich die edlen Eigenschaften des jüdischen Charakters gewürdigt und geschätzt, habe ich meinen Widerwillen gegen andre Züge, welche diesen Charakter verunzieren, nicht verborgen, und eine mir unangenehme Intimität habe ich oftmals zurückgewiesen. Indem ich aber gerade dadurch zuweilen gekränkt habe, sind mir dennoch die Personen, welche es betroffen, freundlich gesinnt geblieben. In einer geschäftlichen Seelenverwandtschaft hat der Grund der Anziehung und des Zutrauens auch nicht gelegen. Herr Samuel Kaufmann, von welchem ich in der Erzählung meiner amerikanischen Fahrten mehrfach rühmend zu sprechen gehabt habe, hat mir jedes Talent zum Handelsmann abgesprochen. „Sie werden nie einem Manne ansehen, ob Sie von ihm für diesen Hut 4 Dollar oder 6 Dollar fordern sollen" — hat er mir eines Tages auf dem Wege nach Kalifornien gesagt. „Und Sie fragen, ob Los Angeles in einer schönen Gegend liegt! — Wenn Sie Geld verdienen wollen, müssen Sie in die Hölle gehen, ohne nach der schönen Gegend zu fragen." — Ich glaube auch, wenn ich gerade so gedacht hätte, wie Herr Kaufmann es von einem guten Geschäftsmanne verlangte, er würde weniger mein Freund geblieben sein. Die Thatsache indessen, möge sie so oder so zu erklären sein, bleibt stehen, daß ich stets jüdische Freunde und Gönner gehabt habe. Während meiner Münchener Universitätszeit trat ich in ein freundschaftliches Verhältnis zu Gabriel Rießer und andern jüdischen Kommilitonen; in Weimar ging ich viel mit dem als Improvisator bekannt gewordenen Belletristen C. L. B. Wolff um; in Berlin besuchte ich das Mendelssohnsche Haus, und der alte Herr Joseph Mendelssohn war mir ein freundlicher Gönner; in der unruhigen Zeit von 1848 wurde mir Ludwig Bamberger ein Freund, und als ich 1849 nach New York kam, hatte ich jungen deutsch-jüdischen Kaufleuten, besonders Herrn Hermann Marcuse, thätige Hilfe und Freundschaft zu verdanken. Der Dr. Karl Theodor Meier, welcher sich für mich so eifrig bemühte, war zwar meines Wissens selbst kein Jude, aber seine Frau war eine Jüdin und seine ärztliche Praxis war ganz in jüdischen Kreisen. Meine

Reisen nach Mexiko und Kalifornien machte ich, wie ich erzählt habe, im Dienste der jüdischen Handelsfirma H. Meyer und Co., und in Kalifornien erwiesen mir abermals Juden, darunter die Herren Seeligmann, eine besondere Freundschaft. In Honduras wiederum war ich mit meiner Familie einem Herrn Dieseldorf und einem Herrn Levi mit seinem intelligenten und strebsamen Sohne für viele Freundschaftsdienste und Liebenswürdigkeiten zu großem Danke verpflichtet. Nun endlich in Frankfurt war es die jüdische Gesellschaft, der wir die angenehmen Stunden verdankten. Bis zu Rothschild hinauf in der jüdischen Hierarchie brachten wir es dabei zwar nicht; aber ich hatte mich von seiner Seite wenigstens einer Galanterie zu rühmen. Als ich eines Tages in Rechtsgeschäften den rühmlich bekannten Advokaten Dr. Reinganum besuchte und im Nebenzimmer der Baron Rothschild sich in gleicher Absicht befand, schickte dieser mir durch den gemeinsamen Rechtsberater eine Zigarre mit dem Auftrage, mir zu sagen, daß ich eine solche außerdem doch nicht zu rauchen bekommen werde. Ich habe die gute Absicht geschätzt und die gute Zigarre eingesteckt, obschon ich dieselbe lieber gleich in Gesellschaft des galanten Barons geraucht hätte, von welchem ich keine so schlechte Meinung hegte wie sein Glaubens- und Berufsgenosse B. H. Goldschmidt. Als dieser nämlich einmal bei meiner Erwähnung eines damals in Frankfurt lebenden jüdischen Schriftstellers eine geringschätzige Bemerkung machte und ich sagte: „Sie scheinen von dem Doktor nicht viel zu halten" — entgegnete er: „Ist er doch gewesen so viel Jahre Hauslehrer bei Rothschild, und was kann man in der Welt Schlechteres sein" — ein Urteil, welches ich mir erlaubt habe auf Rechnung der Aufklärung und des Neides zu setzen. Der Londoner Rothschild, den ich einige Jahre später bei dem Grafen Apponyi getroffen, schien mir zu sehr ein Gentleman zu sein, als daß er mir zugemutet haben würde seine Zigarre anderswo als in seiner schätzbaren Gesellschaft zu rauchen. Sogar der Fürst Bismarck, welcher freilich kein Jude ist, hat mir einmal eine gereicht, die ebensogut war wie die des Frankfurter Rothschild, und hat mir selbst das Zündhölzchen angebrannt, so daß mir zum Einstecken keine Zeit geblieben ist. Da ich aber hier von großen Juden und nicht von großen

Christen spreche und dies in Afrika schreibe, kann ich mir nicht versagen, meiner mangelhaften Bekanntschaft mit der Familie Rothschild durch eine arabische Erzählung zu Hilfe zu kommen. „Eines Tages" — so belehrte mich der weise Abd-el-Kader — nicht der berühmte Emir aber sein gewesener Schreiber, ein Moslem, welcher Paris gesehen hat — „eines Tages begegnete der König Louis Philipp dem Juden Rothschild in einer Gasse die so eng war, daß die beiden Wagen nicht aneinander vorbei konnten. ‚Weiche zurück! ich bin der König!' rief dieser dem Juden zu. ‚Aber ich bin der König des Geldes!' antwortete der, ‚und ohne mich bist du nichts!' — Da befahl der König Louis Philipp, daß man seinen Staatswagen umdrehe, und machte dem Juden Platz. Dieser aber schickte dem Könige einen schweren Beutel voll Gold zum Geschenke. Einige Jahre nachher aber war der König Louis Philipp aus seinem Lande gejagt und der Kaiser Napoleon saß auf dem Throne. Und es begab sich, daß dieser eines Tages durch die nämliche enge Gasse fuhr und darin gleichfalls mit dem Rothschild zusammentraf. ‚Weiche zurück! ich bin der Kaiser!' rief er diesem zu. ‚Ich aber bin der Kaiser des Geldes, und das Geld regiert die Welt!' antwortete der Jude. Da schickte der Kaiser Napoleon einige Soldaten, welche ihn begleiteten. Die nahmen den Wagen mit dem darin sitzenden Juden, drehten ihn um und zwangen den Kaiser des Geldes zurückzukehren und dem Kaiser der Franzosen die Straße frei zu lassen. — So muß man regieren."

Die angehängte reaktionäre Moral habe ich nur der Vollständigkeit wegen nicht weggelassen und verwahre mich gegen den Verdacht, daß ich ihr beistimmen könne. Und nach dieser Abschweifung kehre ich auch von Paris über Afrika nach Frankfurt am Main zu Herrn B. H. Goldschmidt zurück, welchem wir für angenehme Stunden und Bekanntschaften zu vielem Danke verpflichtet wurden. Die geselligen Aufmerksamkeiten, welche er uns in seinem Hause erwies, wurden durch eine liebenswürdige Schwiegertochter verschönert, an welcher eine erfahrenere Freundin nur auszusetzen wußte, daß sie „noch keine Konflikte gehabt" — ein Mangel, welcher indessen bei uns der schönen jungen Frau keinen Abbruch

that, die sich eines frischen und nicht minder schönen jungen Mannes erfreute. Wenn der alte Herr Goldschmidt mich vorstellte, pflegte er zu sagen: „Herr Fröbel hat seine Besitzungen in Amerika," wodurch er mich in einiges Ansehen setzte. Nur lenkte er damit zugleich den Verdacht auf mich, daß ich ein Sklavenhalter sei, was mir bei den Demokraten europäischer Schule um so leichter schaden konnte, als ich bei denen es schon mit den Kapiteln über die Negersklaverei im ersten Bande meines „Aus Amerika" arg verdorben hatte.

Bei allen diesen Annehmlichkeiten lebte ich im Geiste doch mehr in Amerika als in Frankfurt am Main. Als noch vor Ablauf des Jahres auch der zweite Band des erwähnten Werkes die Presse verlassen hatte, veröffentlichte ich in den ersten Monaten von 1858 in einer dem Gegenstande gewidmeten Zeitschrift eine größere Arbeit über die deutsche Auswanderung, welche im ersten Bande meiner „Kleinen politischen Schriften" wieder abgedruckt worden ist. Erst mit der im Sommer erschienenen Schrift „Amerika, Europa und die politischen Gesichtspunkte der Gegenwart" hatte ich das von jenseits des Meeres mitgebrachte Material von Anschauungen und Gedanken verarbeitet, damit aber auch zugleich gegen das europäische Leben eine Stellung genommen, deren Boden immer noch mehr der amerikanische als der europäische war. Dem deutschen Leben insbesondere fühlte ich mich fortdauernd entfremdet und das Gefühl meiner Frau war dem meinigen ähnlich. In vielen Beziehungen erging es uns wie einem Menschen, der in früher Jugend seinen kleinen Geburtsort verlassen und sich an die Maßstäbe einer großen Hauptstadt gewöhnt hat und dem nun bei seiner Rückkehr die Häuser nur halb so groß erscheinen, wie sie in seiner Vorstellung fortbestanden hatten. Sodann war uns die deutsche Vergnügungssucht widerwärtig. Wir hatten uns an ein hartes Leben und ernste Thätigkeit gewöhnt, und die Natur- und Kunstschwelgerei, auf die wir in Deutschland stießen, kam uns unwürdig und albern vor. Schon auf der Reise von Paris nach Rorschach fiel es uns als widerlicher Zug deutschen Nationalcharakters auf, wie eine Gesellschaft deutscher Fußreisenden beiderlei Geschlechts romantisch gekleidet

in den Speisesaal eines St. Galler Gasthauses stürzte, und eine der Damen, voll Begeisterung für Alpenrosen, Gletscher und Butterbrot mit Honig, sich augenblicklich an das vorhandene Piano setzte, unbekümmert, ob andre anwesende Fremde auch gerade Lust haben würden, Musik, und gerade die ihrige, anzuhören — das Ganze eine in den Vereinigten Staaten unmögliche, weil durchaus als unanständig erscheinende Scene.

So war ich im geselligen Verkehr fast ein Fremdling, langweilte mich selbst und ohne Zweifel ebensosehr die andern. Worüber sollte ich mit ihnen sprechen? — Ueber Amerika? — Nichts war geeigneter, mich unbeliebt zu machen, auch wenn ich mich gehütet hätte, wie nach Bismarcks boshafter Aeußerung Alexander von Humboldt, immer zuletzt auf den Popokatepetl zu kommen. — Ueber europäische Politik? — Das wäre für mich bedenklich gewesen. Bei aller Rückhaltung und Vorsicht war ich an sich schon verdächtig und stand auf unsicherem Boden. — Ueber das Theater? — Ja, über das Theater! — Welch unerschöpflicher Gegenstand für das unschuldige Gewäsch der Gesellschaft! — Aber ich besuchte es selten, und davon beständig wie von einer Staatsangelegenheit sprechen zu hören, machte mir schon übel; wie viel weniger hätte ich an solcher Unterhaltung teilnehmen können.

Bei der großen Beschränktheit der geselligen Verbindungen und Berührungen, in die ich seit unserer Rückkehr gekommen war, konnten die empfangenen Eindrücke allerdings nur sehr einseitige und oberflächliche sein, und darauf ein objektives Urteil zu gründen, wäre unbedacht und voreilig gewesen. Nicht ganz unrecht hatte ein in Paris lebender deutscher Freund, welcher mir damals nach Frankfurt schrieb: „An den kläglichen Eindrücken, welche dir das kontinentale Leben zu machen scheint, ist wohl das reichsstädtische und spießbürgerliche, in welches du geraten, mit schuld. Ich hoffe noch immer, sie jagen dich weg, du kommst hierher und befindest dich besser dabei!“ Aber der Freund in Paris war nicht in Amerika gewesen, und es handelte sich auch nicht um ein objektives Urteil, sondern um die subjektive Wirkung eines längeren Aufenthaltes in der Neuen Welt. Noch viel stärker als ich empfand einige Jahre

später ein zum Besuche nach Deutschland zurückgekommener Schicksalsgenosse, der nicht einmal den Einflüssen des amerikanischen Lebens so stark wie ich ausgesetzt gewesen war, und noch dazu ein Künstler — der Maler Theodor Kaufmann, welcher mir im November 1868 nicht aus einer spießbürgerlichen Reichsstadt, sondern aus dem unterdessen zur Hauptstadt Norddeutschlands gewordenen Berlin das Folgende schrieb: „Mein Leben hier ist eine Art Traumleben. Die Umgebung, in der ich mich befinde, die ich doch von Jugend auf so genau kenne und die doch so echt deutsch ist, kommt mir so chinesisch, oftmals auch so mittelalterlich vor, daß ich das Gefühl habe, als sei das alles nicht wirklich oder als lebte ich gar nicht mehr." — An dem guten Willen der Frankfurter Polizei, die Hoffnung des Pariser Freundes in Erfüllung zu bringen und mich wegzujagen, hat es damals allerdings nicht gefehlt; mich aber statt dessen in Paris niederzulassen, war doch nicht meine Absicht. War in Deutschland nicht unsres Bleibens, so konnten wir nur an die Rückkehr nach den Vereinigten Staaten denken. Immer mehr kamen wir dahin, unsre Rückkehr nach Deutschland als einen bloßen Besuch zu betrachten, und auf diese Weise gestalteten wir demnach unser Leben in Frankfurt. Von Freiberg, wo er seit Anfang des Jahres metallurgischen Studien oblag, kam mein Sohn, uns zu besuchen. Er war uns, während wir noch mit Plänen der Ansiedelung in Honduras beschäftigt waren, von Cambridge in Massachusetts nach Europa vorausgegangen, um sich zum praktischen Metallurgen auszubilden. Dann, im Spätherbst, kam meine Schwiegermutter, um noch den Winter über mit uns zusammen zu leben. In ihrem vorgerückten Alter hatte sie allen Grund vorauszusetzen, daß, sollten wir Deutschland wieder verlassen, sie uns nicht wiedersehen würde. Von den vier Töchtern, welche die Zierde des griechischen Hofes gewesen waren, war ihr, nach dem frühen Tode der Fürstin Michael Cantacuzeno und dem spätern der Baronin Eichthal neben der Fürstin Dimitri Cantacuzeno nur meine Frau übriggeblieben, welcher sie den vollen Anteil mütterlicher Liebe zuwandte.

Dieses freundliche Familienleben wurde plötzlich getrübt. Eine Krankheit bedrohte das Leben des kleinen Willy; und während wir

mit äußerster Besorgnis den Verlauf derselben beobachteten, gelangte von seiten der Frankfurter Polizei an mich die Weisung, die Stadt und deren Gebiet zu verlassen.

Ich hatte nicht Lust, ohne Widerstand zu weichen. Zunächst stellte ich vor, daß wegen der Krankheit unsres Sohnes meine Familie nicht reisen könne und zugleich meiner Anwesenheit bedürfe. Die Frankfurter Behörde, statt ein ärztliches Zeugnis zu fordern, war gemein genug, einen Polizeidiener zu schicken, welcher an das Bett des seit mehreren Tagen regungs- und bewußtlos daliegenden Kindes trat und dessen Decke in die Höhe hob, um sich von der Wirklichkeit der Thatsache zu überzeugen, auf die ich meine Vorstellung gestützt hatte; aber ich erhielt einen Aufschub, welchen ich in mehr als einer Richtung benutzte. Vor allem setzte ich den Konsul der Vereinigten Staaten von dem Falle in Kenntnis, und Herr Samuel Ricker, ein sehr energischer Mann, versprach mir seine entschiedenste Intervention. Zugleich suchte ich eine Unterredung mit dem Chef der Frankfurter Polizei und protestierte in derselben in meiner Eigenschaft als amerikanischer Bürger gegen die Maßregel. „Sie werden sich doch nicht etwa darüber wundern" — bemerkte mir spöttisch der an der Spitze des Polizeidepartements stehende Senator. „In der That" — entgegnete ich — „nehme ich mir die Freiheit, mich zu wundern; ich hätte dem Frankfurter Senate mehr Verstand zugetraut, als sich in der Maßregel offenbart." — Der Mann fuhr auf und ließ einige drohende Worte fallen. „Ich bin hier nicht ganz ohne Schutz" — fuhr ich fort — „und die Sache wird Ihnen ganz zwecklose Unannehmlichkeiten machen. Die Vereinigten Staaten haben hier einen Konsul, welcher den Vorgang nicht wird unbemerkt vorübergehen lassen. Uebrigens bin ich nicht so unwissend, nicht überzeugt zu sein, daß die Stadt Frankfurt nicht aus eigenem Antriebe handelt. Ich wünschte zu wissen, von welchem Bundesstaate die Zumutung ausgegangen ist, um geeignete Vorstellungen an rechter Stelle machen zu können. — „Nun," — ließ sich der Herr Senator verleiten, zu äußern — „Sie werden doch wohl Ihre Erlebnisse in Oesterreich nicht vergessen haben." — „Sie wollen sagen, daß meine Ausweisung von österreichischer Seite ver-

langt wird" — erwiderte ich, und der Frankfurter Polizeichef war so ungeschickt, nicht nur eine bejahende Bewegung zu machen, sondern auch noch die bayerische Regierung als meinem Aufenthalte ungünstig zu bezeichnen. Er gab mir damit die wirksamsten Verteidigungsmittel in die Hand. Nicht nur verneinte der Graf Rechberg, durch Vermittelung des Herrn Goldschmidt und des Advokaten Christ von der auf Oesterreich bezüglichen Andeutung unterrichtet, mündlich jede Verbindung der österreichischen Regierung mit der Sache, sondern es brachte sogar die Oberpostamtszeitung einen offiziösen Artikel, in welchem jeder Zusammenhang der österreichischen Bundespräsidialgesandtschaft mit der gegen mich gerichteten Polizeimaßregel öffentlich abgelehnt wurde. Auch der bayerische Bundestagsgesandte Freiherr von Schrenk, ein dem Armanspergischen Hause befreundeter Mann, wies bei einem Besuche, welchen er meiner Schwiegermutter machte und bei welchem ich selbst zugegen war, in bestimmtester Weise die Behauptung zurück, daß gegen mich von bayerischer Seite ein Einfluß auf die Frankfurter Behörde ausgeübt worden sei. Unter der Hand wurde mir dann mitgeteilt, daß es die preußische Regierung sei, welche meine Ausweisung verlangt habe. Der preußische Bundestagsgesandte, Herr von Bismarck, war abwesend. Ich ging zum Legationsrat von Wenzel, der unterdessen die preußische Gesandtschaft vertrat und mich mit vollkommenster Höflichkeit empfing. „Ich bedaure, von Ihnen zu hören, daß Sie hier Schwierigkeiten finden; die Thatsache ist mir bisher unbekannt geblieben" — sagte er mir, nachdem ich ihm meine Angelegenheit vorgetragen. Meine Frage war damit abgewiesen; ich versuchte, da ich meinem Feinde von vorn nichts anhaben konnte, einen Angriff von der Seite. „Ich will" — sagte ich — „meine indiskrete Frage nicht wiederholen. Ich habe aber noch ein andres Anliegen. Ich habe in Berlin einen alten Freund und Gönner, den ich, bevor ich nach den Vereinigten Staaten zurückkehre, noch einmal sehen möchte. Es ist Alexander von Humboldt. Würden Sie mir meinen Paß zu einem Besuche in Berlin visieren?" „Darf ich fragen" — entgegnete der höfliche Diplomat — „mit welchem Passe Sie reisen?" — „Mit einem Passe der Regierung der Vereinigten Staaten." — „Dann

ist Ihre Frage erledigt. Amerikanische Regierungspässe bedürfen bei uns keiner Visa." — Das war nicht streng der Wahrheit gemäß, denn mein damaliger Paß, den ich aus verschiedenen Gründen noch aufbewahre, trägt frühere und spätere preußische Visa. „Würde aber dieser Paß in Berlin mich vor einer polizeilichen Maßregel wie die, welche mich soeben hier betrifft, schützen?" fragte ich. — „Dessen allerdings möchte ich Sie nicht versichern" — erwiderte Herr von Wenzel.

Ich wußte, woran ich war, und da meine freie Bewegung in Deutschland demnach unzweifelhaft von Preußen abhing, wollte ich versuchen, ob ich nicht in Berlin selbst eine Umstimmung zu meinen Gunsten bewirken könne. Aber Humboldt, an den ich deshalb schrieb, riet mir ab, zu kommen. In meinem Briefe an ihn hatte ich mich auf den amerikanischen Gesandten, Herrn Wright, bezogen, von welchem ich auf meine Anfrage einen mir alle Unterstützung zusagenden, aber deren Zulänglichkeit selbst bezweifelnden Brief erhalten hatte. „Der amerikanische Gesandte" — antwortete Humboldt — „ist ein guter Mann, der sich auf Kirchenbesuch und Ackerbau versteht, die hiesigen Verhältnisse aber nicht kennt und Ihnen nichts würde nützen können."

Ganz anders verhielt es sich mit dem amerikanischen Konsul in Frankfurt, welcher bereits unterdessen in wirksamer Weise gehandelt hatte. Sowie ich ihn von meinem Falle in Kenntnis gesetzt, hatte Herr Samuel Ricker, ohne einen Augenblick zu verlieren, die Frankfurter Regierung um Aufschluß über die Gründe des gegen mich gerichteten Verfahrens gebeten, und die Ungeschicktheit der Antwort hatte ihn in die Lage versetzt, mit Erfolg auftreten zu können. In dieser Antwort war behauptet, daß ich aus Amerika eine auf den Umsturz der bestehenden politischen Zustände abzielende Korrespondenz mit Parteigenossen in Deutschland unterhalten habe und nun in gleichem Sinne hier zu wirken beabsichtige. Herr Ricker fragte mich, ob daran etwas Wahres sei, und als ich ihm die wahrheitsgetreue Versicherung gab, daß die Behauptung im strengsten Sinne aus der Luft gegriffen sei, — daß ich während meines Aufenthaltes in Amerika nicht eine Zeile nach Deutschland geschrieben, welche sich

auf dessen politische Zustände bezogen habe, und daß es mir ebenso fern liege, mich bei meinem dermaligen Besuche an revolutionären Bestrebungen, von deren Bestehen ich auch keine Kenntnis habe, zu beteiligen, — war er seines Sieges gewiß. „Now I shall use as strong language as I can without being saucy — jetzt werde ich eine so starke Sprache führen wie ich kann, ohne unverschämt zu sein" — sagte er mir. Tags darauf gab er mir das Schreiben zu lesen, welches er an den Frankfurter Senat richtete. Er wisse sehr wohl — sprach er darin aus — daß jeder Staat das Recht habe einen ihm mißliebigen Fremden aus seinem Gebiete zu weisen und auch nicht verpflichtet sei dafür Gründe anzugeben. Für die Ausweisung des Herrn Fröbel seien aber Gründe angegeben worden, deren thatsächliche Richtigkeit dieser in einer bestimmten Erklärung bestreite, und das einfache Wort eines in den Vereinigten Staaten hochgeachteten Mannes entkräfte die jedes Beweises ermangelnde Behauptung des Frankfurter Senates. Unter solchen Umständen würde es den zwischen der Stadt Frankfurt und den Vereinigten Staaten bestehenden freundlichen Verhältnissen nicht entsprechen die gegen Herrn Fröbel verfügte Ausweisung aufrecht zu erhalten. — Zugleich lehnte Herr Ricker die Einladung zu einem von der Stadt gegebenen diplomatischen Diner mit der Erklärung ab, daß, solange einem Bürger der Vereinigten Staaten unter grundlosem Vorwande der Aufenthalt in Frankfurt verweigert werde, der Konsul auf die Gastfreundschaft der Stadt verzichten müsse. — Das schlug durch. — Bei mir erschien eine Mittelsperson, welche mich ersuchte, das Vorgefallene nicht in die Oeffentlichkeit zu bringen, und mir die Versicherung gab, daß ich unbehelligt in Frankfurt bleiben könne. Eine formelle Zurücknahme der Ausweisung gelangte nicht an mich. Die Sache schlief ein.

2.

Auf beabsichtigtem Rückwege nach Amerika. Abschiedsbesuche in Bayern und Thüringen. Bei dem Herzoge von Koburg. Interessante Reisegesellschaft. In Schwalbach und am Rhein. Neun Monate in London. Litterarisches. Die Ecuador Land Company und eine goldene Sonne. Karl Blind, Alexander Herzen, Pulszky und Kossuth. Lothar Bucher und David Urquhart. Dr. Gerber. Quand même wieder nach Deutschland zurück. Naive Grenzpolizei.

Nachdem unser kleiner Sohn die Gefahr seiner Krankheit überstanden und sich zu erholen begonnen hatte, verlebten wir in Frankfurt ruhig den Rest des Winters, immer mit dem Gedanken beschäftigt Europa zum zweitenmal, und nun auf immer, zu verlassen. Allmählich hatten wir zwar angefangen uns in der alten Heimat wieder heimisch zu fühlen; unsern Beifall konnte sich aber das gesellige Leben Deutschlands doch nicht erwerben, und das öffentliche würde mir nur unter der Bedingung, daß ich mich eingreifend an demselben beteiligen könne, nicht zuwider gewesen sein. Dazu war keine Aussicht. Ich mußte froh sein geduldet zu werden, indem ich mich politisch tot stellte, und an eine politisch-litterarische Wirksamkeit, welche näher liegende Zwecke zum Inhalte gehabt hätte, war für mich zu jener Zeit in Deutschland nicht zu denken. Der bloße Versuch würde mich über die Grenze gebracht haben.

Der Frühling 1858 setzte uns also wieder in Bewegung. Wir verließen im Mai Frankfurt, um uns durch Thüringen zum Besuche nach Schloß Egg in Niederbayern zu begeben, wohin meine Schwiegermutter zurückgekehrt war. Auch ich sollte in dem elterlichen Hause meiner Frau, dem alten Schlosse, empfangen werden, welches der verstorbene Graf Armansperg im ursprünglichen Stile hatte restaurieren und möblieren lassen. Polizeiliche Schwierigkeiten hatte ich in Bayern nicht mehr zu besorgen. Bevor ich aber Europa für immer verlassen würde, wollte ich den Schauplatz meiner Kindheit und frühesten Jugend noch einmal sehen, und meiner Frau war im Interesse ihrer sehr angegriffenen Gesundheit eine Badekur in Schwalbach angeraten worden. In dieser Weise war über den Sommer verfügt. Im Herbst wollten wir uns nach England begeben, den

Winter in London zubringen und im Frühling 1859 uns wieder nach New York einschiffen.

Auf der Reise durch Thüringen hielten wir uns zunächst einige Tage in Gotha auf, wo mich geographisch-litterarische und kartographische Interessen in persönliche Verbindung mit Dr. Petermann brachten, mit welchem ich mich schon in brieflichen Verkehr gesetzt hatte. Hier machte ich die Bekanntschaft des liberalen Oberkonsistorialrates Schwarz und des Regierungsrates Sammer, von welchen der letztere mich aufmunterte in Koburg den Baron von Stockmar und den Kabinettsrat von Meyern zu besuchen. In Weimar sahen wir Liszt, mit welchem nicht nur ich, sondern auch meine Frau aus früherer Zeit persönlich bekannt war. Von da nahmen wir unsern Weg nach Rudolstadt, wo wir uns mehrere Wochen aufhielten. Ich fand hier, außer nahen Verwandten, in angesehenen Stellungen Männer, welche in früher Jugend meine Mitschüler und Genossen gewesen waren. Wir besuchten die nahegelegene Keilhauer Erziehungsanstalt, die ich weltläufiger fand als sie zu meiner Zeit gewesen war. Der sektenhafte Geist, welchen Friedrich Fröbel von ihrem Ursprung her ihr eingepflanzt, schien praktischen Anforderungen haben weichen oder wenigstens nachgeben zu müssen. Ueber Schwarzburg und den Thüringer Wald nahmen wir sodann unsern Weg nach Koburg, — eine Fahrt, auf welcher der Zufall mich in Kenntnis einer soviel ich weiß bis dahin unbeachteten Thatsache von mehrfachem Interesse setzte. Eine Schar von Kindern sammelte im Gebirge die Blätter der Digitalis purpurea, und auf mehrfache Erkundigungen erfuhr ich, daß große Massen dieses Krautes aus dem Thüringer und Bayrischen Walde über Bremen nach Havanna gesandt wurden, um dort dem zur Bereitung der Zigarren verwendeten Tabak beigemischt zu werden.

In Koburg folgte ich dem mir in Gotha von Sammer gegebenen Rate, die Herren von Stockmar und von Meyern zu besuchen. Der Baron Stockmar war mir als die Person bezeichnet, welche am besten geeignet sei, die mir von preußischer Seite gewidmete Ungunst zu beseitigen. Ich sprach mit ihm darüber, und er erbot sich, wenn ich früher oder später einen Besuch in Berlin machen wolle, mir den

Weg zu ebnen. Bei dem Kabinettsrat von Meyern, den ich nicht zu Hause traf, ließ ich meine Karte zurück. Statt seines Gegenbesuches erhielt ich die Meldung, daß zu mir bezeichneter Stunde der Herzog mich empfangen werde. Ich sah wohl, daß Sammer eine Verbindung eingefädelt hatte, verstand aber, bei meiner damaligen Unkenntnis der deutschen Parteibildungen, die politische Bedeutung dieser Avancen nicht; und da ich dem Herzoge von meiner beabsichtigten definitiven Rückkehr nach Amerika und von den politischen Vorteilen einer deutschen Kolonie im Hinterlande von Britisch-Honduras sprach, ist auf mich in deutschen Dingen damals von dieser Seite wohl auch nicht weiter Bedacht genommen worden. Im Interesse des Kolonisationsplans bot mir der Herzog an, mich, im Fall ich nach England gehen sollte, dem Prinzen Albert zu empfehlen. Da ich auch davon keinen Gebrauch gemacht habe, ist Koburg für mich ohne Folgen geblieben.

Ueber unsrem Besuche auf Schloß Egg verging die erste Hälfte des Monats Juli. Als wir von dort wieder abreisten, begleitete uns unsre Mutter bis Donauwörth, wo wir von ihr den letzten Abschied nahmen. Im kommenden Winter war die Gräfin Armansperg nicht mehr am Leben.

Wir verweilten einige Tage in Regensburg, wo meine Frau nicht nur eine alte Tante von Geist und Welterfahrung, sondern auch in einem zum Taxisschen Hofe gehörigen Engländer einen alten Freund des Armanspergschen Hauses fand. Charles Boner hat sich durch einen Band lyrischer Gedichte, durch verschiedene Schriften über Jagdwesen und durch ein Buch über Siebenbürgen eine Stelle in der englischen Litteratur verschafft, auch als mehrjähriger Wiener Korrespondent der Daily News um Oesterreich verdient gemacht. Die Gunst der öffentlichen Meinung Englands ist damals für Oesterreich besonders wichtig gewesen, und da Boners publizistische Thätigkeit durch mich veranlaßt worden ist, auch ich es gewesen bin, welcher ihm zur Bereisung Siebenbürgens und zur Veröffentlichung eines Buches über dieses Land eine freigebige Subvention der österreichischen Regierung verschafft hat, so hat sich bei dem Besuche von 1858 in Regensburg auch einer der Fäden angeknüpft, welche nachher

in Wien zusammengelaufen sind und mich auf einige Jahre mit der österreichischen Politik verbunden haben.

Unser weiterer Weg führte uns über Stuttgart und Frankfurt nach Schwalbach. Ich erinnere mich von diesem Reisestriche einer kleinen Merkwürdigkeit. Zwischen Ulm und Stuttgart teilten wir unser Eisenbahncoupé mit einem Herrn und einer Dame britischer Nationalität, beide nicht mehr jung. Die Dame trug einen eigentümlichen Schmuck am Halse: ein nicht ganz kleines silbernes Herz mit zwei Täubchen darauf, unter deren sich schnäbelnden Köpfchen als tragendes Halsband ein gemeiner Bindfaden durchgezogen war, wie um zu sagen, daß der daran hängende Gegenstand kein eitler Zierat sei und keiner verschönernden Zuthat bedürfe. Von englischen Freunden in Heidelberg erfuhren wir nachher, daß wir mit einer Freundin und einem Freunde Byrons — der Gräfin Crespigny und dem Kapitän Medwin — gereist waren, und daß das silberne Herz eine Locke des britischen Dichters einschloß.

Die Badekur meiner Frau hielt uns während des Monats August in Schwalbach. Der Zufall fügte es, daß wir mit dem gleichzeitig anwesenden Meyerbeer und dessen Frau und Tochter im gleichen Hause zu wohnen kamen. Wir machten Bekanntschaft und verkehrten mit dem berühmten Komponisten und seinen Damen. Humboldt hatte ihm in Berlin gesagt, daß er mich in Schwalbach treffen werde und hatte ihm von meinen Briefen über deutsche Auswanderung gesprochen, was für mich eine Aufforderung war, ihm ein Exemplar der Schrift zu überreichen. Er las auch dieselbe und konnte natürlich an meinen Bemerkungen über das zu viele Musikmachen und Musikhören der Deutschen und dessen Unverträglichkeit mit dem Geist und Charakter eines politischen Volkes — vielleicht waren es diese Urteile gewesen, auf welche sich Humboldt bezogen hatte — keinen Gefallen finden, so daß er eine bittere Aeußerung nicht unterdrücken konnte. Frau Meyerbeer schien mir meine ketzerischen Ansichten noch mehr übel zu nehmen als ihr Herr Gemahl, denn sie machte mir kein besonders freundliches Gesicht. Dem Fräulein, einer interessanten und anziehenden Erscheinung, begegnete ich gelegentlich im Walde, in welchem sie einsam und wie ein scheues Reh herumirrte. In be-

sonders lebhaften Verkehr traten wir mit einer nicht mehr jungen aber unverheirateten Amerikanerin, Miß Vandervoort aus New York, welche mit ihrem Bruder gleichfalls zur Kur sich in Schwalbach aufhielt. Wir mußten wieder wahrnehmen, wie sehr wir selbst amerikanisiert waren. Die Amerikaner kannten mich als Korrespondenten der New York Tribüne, suchten unsre Bekanntschaft, und wir standen ihnen näher als irgend einem Menschen unter den zahlreichen anwesenden Deutschen, mit denen uns das Leben in dem Badeorte zusammenführte.

Und so war es denn natürlich, daß wir uns im September auf den Rückweg nach dem Weltteile machten, welcher doch unsre rechte Heimat geworden zu sein schien. Mit kleinen Unterbrechungen reisten wir den Rhein hinab. Im Saale des Gasthauses zu Asmannshausen, bis wohin uns unsre amerikanische Freundin Miß Vandervoort begleitete, trafen wir eine Dame, die sich in unser in englischer Sprache geführtes Gespräch mischte und sich mit vieler Liebenswürdigkeit benahm. Als ich aber zufällig einige deutsche Worte an meine Frau richtete, verstummte die Unbekannte und verließ bald darauf den Saal. Vom Kellner erfuhren wir, daß wir in Gesellschaft der Königin von Holland gewesen waren. Die deutsche Prinzessin auf dem holländischen Throne schien sich noch mehr entnationalisiert zu haben, als wir im Omnibus des amerikanischen Lebens. Mit uns als vermeintlichen Engländern oder Amerikanern hatte sie rückhaltslos gesprochen, — mit uns als Deutschen wollte sie nichts zu thun haben.

Wir reisten über Köln, Brüssel und Antwerpen, und befanden uns am 30. September in London, wo wir den Winter von 58 auf 59 zubrachten.

Die Veranlassung zu diesem Aufenthalte war die Herstellung einer englischen Ausgabe meiner amerikanischen Reisen. Ich hatte anfänglich eine bloße Uebersetzung im Sinne, konnte aber dafür keine buchhändlerische Teilnahme finden. Uebersetzungen deutscher Reisewerke, wurde mir bemerkt, hatten in England kein Glück gemacht und hatten ein Vorurteil gegen sich. Um in England Eingang zu finden, mußte ich dem Buche das Ansehen eines englischen Original-

werkes geben, und es war dies insofern keine Täuschung des Publikums, als ich mit zwei Kapiteln über Honduras wesentliche Zusätze zu machen hatte, auf der andern Seite aber genötigt war, das ganze von den östlichen Staaten handelnde erste Buch des deutschen Werkes wegzulassen. Von mehr als einem Londoner Verleger wurde diese Weglassung zur Bedingung der Uebernahme gemacht. „Ihre Beobachtungen und Urteile in betreff der Vereinigten Staaten mögen noch so wertvoll sein," — sagte mir der Chef einer der großen und berühmten Londoner Verlagshandlungen — „der Gegenstand ist für uns abgenutzt und wir wünschen davon nichts mehr zu hören. Enthielte aber auch Ihr Buch ganz neue Ansichten und Urteile, so würde man diese doch nur beachten, wenn sie von einer im Lande anerkannten Autorität kämen. Eine Meinung an sich hat für das englische Publikum kein Interesse." — Ich sah, daß die Beurteilung amerikanischer Zustände in England zur Parteisache geworden, und daß die Auffassungen eines außerhalb stehenden Beobachters in der öffentlichen Meinung des Landes keinen Platz hatten. Die Vereinigten Staaten sind für die englischen Radikalen ein nachahmenswertes Vorbild, für die englischen Konservativen eine widerwärtige Thatsache: darin erschöpft sich das Interesse an denselben. Zugleich aber fand ich die Art zu urteilen in hohem Grade bezeichnend für den englischen Geist, welcher sich die praktische Freiheit um den Preis der theoretischen erkauft, und, wie sehr er sich auch in Parteiansichten und Sektenbekenntnisse zersplittern mag, in jeder besonderen Metamorphose doch wieder einem Leithammel nachläuft, so daß die Nation einer großen Büffelherde gleicht, in welcher jede einzelne Bande einem vorausgehenden Bullen folgt. Ich bequemte mich zur Weglassung der unbeliebten Kapitel, und als englisches Originalwerk von mir selbst englisch geschrieben, ist zu Anfang von 1859 mein Buch unter dem Titel: „Seven Year's Travel in Central America, Northern Mexico and the Far West of the United States", als ein stattlicher Band mit gut ausgeführten landschaftlichen Illustrationen in dem sehr geachteten Verlage von Richard Bentley erschienen. Es ist von der englischen Kritik nicht nur sehr beachtet, sondern auch äußerst günstig aufgenommen worden, und hat so viel Eingang in das Publi-

kum gefunden, daß ich einige Jahre später nur mit Mühe mir noch ein Exemplar habe verschaffen können.

In Berlin war inzwischen mein kleines Buch „Amerika, Europa und die politischen Gesichtspunkte der Gegenwart" erschienen, welches ich im Sommer während unsres Aufenthaltes in Schwalbach geschrieben. Ich habe in dieser Schrift den Gedanken begründet und ausgeführt, daß mit der Selbständigkeit Amerikas und der wachsenden Macht der Vereinigten Staaten in den Verhältnissen des politischen Gleichgewichtes der Welt eine Veränderung eingetreten, zu der sich bis dahin die Mehrzahl selbst der intelligenteren Europäer gedankenlos verhalte. Ich habe das „eine große aber wenig verstandene Thatsache" genannt. Zu dem westlichen Europa — habe ich gesagt — war freilich schon einige Zeit vor dem bezeichneten historischen Ergebnisse, allmählich anwachsend, die russische Macht gekommen und hatte die von den Geographen gezogene Grenze gegen Asien in der Politik ausgewischt. Aber Rußland, im östlichen Europa selbst zu Hause und politisch in die Verhältnisse des europäischen Abendlandes sich eindrängend, mußte sogar mit seinen asiatischen Bestandteilen mehr im Lichte eines Auswuchses oder Anhanges der europäischen Welt erscheinen, als in der Bedeutung eines sich derselben gegenüberstellenden besonderen Gebildes, — bis in den Vereinigten Staaten von Amerika der entgegengesetzte Pol einer neuen und universelleren Ordnung der Dinge sich geltend gemacht hatte. Erst durch den Gegensatz gegen diese Macht der Neuen Welt hat nun auch die kulturhistorische Stellung Rußlands in dem Ganzen der gebildeten Menschheit ihren Sinn gefunden, und der orientalische Krieg hat diesen Sinn vollends aufgeklärt. Seitdem ist das westliche Europa, auf das sich während einer langen Kulturperiode das Staatensystem der historischen Nationen beschränkt hatte, nur noch das mittlere Glied einer großen politischen Dreiheit, in welcher sich die zivilisierte Welt zu organisieren begonnen hat, und jeder einzelne europäische Staat ist damit in eine veränderte Stellung gekommen, deren Erkenntnis von nun an zu den Bedingungen jedes klar bewußten politischen Handelns gehört.

Vom Standpunkte dieser Einsicht habe ich in dem kleinen Buche die politische Weltlage einer ins einzelne gehenden Betrachtung unter-

zogen. Dem landläufigen politischen Urteile mutete ich damit eine viel zu große Freiheit von angewöhntem europäischem Dünkel und einen viel zu weiten Horizont zu, als daß ich ein allgemeineres Verständnis hätte finden können. Die deutsche Kritik scheint der Schrift keine besondere Bedeutung zugeschrieben zu haben, obschon nach dem, was mir später der Verleger gesagt hat, sie im Verhältnis zu ihrem Gegenstande eine nicht kleine Zahl von Lesern gefunden hat. Wertvoll waren mir die brieflichen Urteile einzelner Männer von weiterem und unbefangenerem Blicke. Mein Verleger teilte mir die Abschrift eines an ihn gerichteten Briefes des alten Humboldt mit, welcher ihm schrieb: „Ich verdanke, verehrter Herr, Ihrem Wohlwollen ein Exemplar von Fröbels zeitgemäßer Schrift: Europa, Amerika ꝛc., mit einem Gruße meines Freundes aus London ohne Angabe seiner Wohnung. Wollen Sie es gütigst übernehmen, dem mir werten und wohlwollenden Manne zu schreiben, daß die Schrift alle meine Erwartungen befriedigt hat. Die Idee, die Staatengruppe des europäischen Abendlandes und ihre Gegenwart als ein Ganzes zu betrachten, ist eine sehr fruchtbare.“ — „Ich kann nicht sagen, wie außerordentlich fesselnd und belehrend für mich der Inhalt Ihrer Schrift gewesen ist“ — schrieb mir ein Mann von anerkannter wissenschaftlicher und litterarischer Stellung an einer deutschen Universität. Von besonderem Interesse für mich war aber ein Schreiben des Herzogs von Koburg, welchem ich das kleine Buch übersandt hatte. Deutsche Anschauungen über politische Weltzustände — bemerkte darin der Herzog — pflegen an Wert zu gewinnen je weiter der Beschauende dem engen Gesichtskreise seines Vaterlandes entrückt ist, und diese Wahrheit habe er in meiner Schrift bestätigt gefunden. Nur meint er, daß ich die Einwirkungsfähigkeit der Neuen Welt auf die Alte als zu nahe liegend angenommen. Wenn das politische Gewicht eines Staates zum großen Teile auf seiner Angriffsfähigkeit beruhe, so möchte zu zweifeln sein, ob die Vereinigten Staaten für das nächste Menschenalter schon die Fähigkeit haben sollten, die Lage des europäischen Gleichgewichtes zu verrücken und den Politikern unsres Zeitalters neue Normen aufzunötigen. — So der Herzog von Koburg. Ich meinesteils glaubte, daß die

Vereinigten Staaten schon seit einiger Zeit das europäische Gleichgewicht verrückt hätten, was nur dem unbemerkt bleiben könne, welcher übersieht, daß das Verhältnis Englands zu Rußland ganz wesentlich durch die Vereinigten Staaten bedingt ist. Der englische Stolz allerdings sträubt sich gegen das Bewußtsein politischer Abhängigkeit von der jungen amerikanischen Macht, und findet seinen Trost in der unverständigen Maxime, daß verständige Politiker es nur mit der Gegenwart und nicht mit der Zukunft zu thun haben, als ob die Zukunft nicht in der Politik so gut wie in der Wirtschaft ein gegenwärtiger Wert sei. Wenn aber das Urteil des Herzogs von Koburg in gewisser Beziehung wie ein Wiederhall aus Windsor Castle oder Buckingham Palace lautete, so zeigte der unbefangenere Sinn des deutschen Fürsten doch, daß die englische Uebersetzung des klassischen „après nous le déluge“ nicht in sein politisches Glaubensbekenntnis gehöre. Auf alle Fälle sei er überzeugt — schrieb er mir — daß meine Schrift den kommenden Geschlechtern ein Wegweiser, dem gegenwärtigen ein scharf voraussehender Warner sei, nicht des heranwachsenden Riesen jenseit des Ozeans zu vergessen, der immerhin eines Tages uns einen Strich durch die Rechnung machen könne.

Ich habe die Schrift, auf deren Inhalt ich noch heute mehr Gewicht lege, als auf alles, was ich sonst geschrieben, auch dem Prinzen Albert übersandt, welcher mir durch den Kolonel Phipps mit zwei Zeilen einfach danken ließ. Der Buchhandel hatte dieselbe noch nicht über den Kanal gebracht und von meinen mir durch die Post zugekommenen Exemplaren hatte ich außerdem nur je eines meinen Freunden Lothar Bucher und Karl Blind gegeben. Da erschien in der Continental Review (5. März 1859) eine Kritik, deren Bosheit und höhnisch wegwerfender Ton den Aerger verriet, welchen meine Beurteilung der politischen Weltlage an irgend einer Stelle verursacht haben mußte, und da mir jeder der beiden genannten Freunde die übrigens unnötige Versicherung gab, daß er nicht der Verfasser des in keiner Weise gerechtfertigten litterarischen Schmähartikels sei, auch zugleich hinzufügte, daß er sein Exemplar nicht aus der Hand gegeben, so konnte der Kritiker nur das von mir

dem Prinzen Albert übersandte Exemplar benutzt haben, ein Sachverhalt, der mir in mehr als einer Weise politisch interessant gewesen ist, — auch dadurch, daß der Kritiker in einer wenig zur Sache gehörigen Schlußwendung, preußischer wie österreichischer Hegemonie in gleicher Weise abhold, für die Nützlichkeit der kleineren deutschen Staaten eintritt. „Lying between the two rival monarchies, they serve the humble but useful purpose of ‚feather-bed' twixt castle-wall and heavy brunt of cannon-ball." Mit diesem Knalleffekte seiner Weisheit schließt derselbe, und ich konnte nicht umhin, mich dessen zu erinnern, als ich ein Jahr später vernahm, daß in Verbindung mit weitgehenden dynastischen Phantasien für den Prinzen Alfred als einstigen Erben des Herzogtums Koburg-Gotha auf dem herzoglichen Jagdschlosse zu Reinhardsbrunnen schon Wohnung eingerichtet wurde.

Nach dem Erscheinen dieser mit ihrem Gedankengange den landläufigen Doktrinen mehrfach unbequem fallenden Schrift, und nachdem ich die siebenunddreißig Druckbogen der englischen Ausgabe meiner amerikanischen Reisen auf einmal zur Revision bekommen und dieses Geschäft besorgt hatte, glaubte ich in Europa nichts mehr zu thun zu haben. Mein Sohn war von Freiberg gekommen und machte sich mit uns zur Rückkehr nach Amerika bereit. Gleichzeitig war Squier in London und betrieb mit scheinbarer Aussicht auf Erfolg das Honduras-Eisenbahnunternehmen. Neue Anknüpfungen wurden gesucht und ich von der Kompanie um ein Gutachten über das Land gebeten. Alte Anerbietungen wurden erneuert. Daneben bewarben sich die Betreiber eines Kolonisationsprojektes in Südamerika um meine Beteiligung. Inhaber von Schuldscheinen der Republik Ecuador hatten mit Unterstützung der englischen Regierung ein Abkommen mit der Regierung des genannten Staates getroffen, durch welches ihnen große und angeblich gut gelegene Ländereien zu Kolonisationszwecken überlassen und die Staatsschuldscheine in Ansprüche auf Anteile an diesen Ländereien umgewandelt waren. Die spekulativen Urheber des Projektes hatten in der Stille die gänzlich entwerteten Schuldscheine aufgekauft und suchten nun das ihnen als Inhabern derselben zur Verfügung stehende Land an den Mann zu

bringen. So war die Ecuador Land Company entstanden, der ich mich anschließen sollte und die mir noch zu Anfang des Jahres 1860 ihre erneuerten Anträge nach Deutschland sandte, wohin wir uns unterdessen abermals begeben hatten. Die endlichen Schicksale dieser Gesellschaft, deren erste Aussendung, wenn ich nicht irre, Gerstäcker begleitet hat, sind mir nicht bekannt geworden. Sie scheint während unsrer Anwesenheit in London erst in der Bildung gewesen zu sein. Eine Zusammenkunft in London Tavern, in welcher ich zu meiner Ueberraschung den mir aus früheren Jahren von Berlin her und später durch seine kurze aber ehrenvolle Laufbahn als Karrenfuhrmann in San Francisco bekannten Assessor Bergenroth traf, hatte einen starken Charakterzug von Bauernfängerei. Der Vorsitzende und, soviel ich weiß, Direktor des Unternehmens, Herr J. Gerstenberg, sprach nicht nur von den Wundern und Reizen der Natur, deren der glückliche Ansiedler sich zu erfreuen haben werde; er erwähnte auch mit Nachdruck des vielen Goldes, welches man im klassischen Boden des alten Quito in den Gräbern der Incas finde. „Dieses Gold" — sagte er — „ist keine Fabel. Wir haben davon Proben — ich kann sie Ihnen zeigen." — Und hervor zog Herr Gerstenberg ein aus Goldblech verfertigtes, lachendes und strahlenumgrenztes Menschengesicht in halber Lebensgröße, das er sich als Brustschild anhängte, mit der Erklärung, daß dieses Erzeugnis altindianischer Goldschmiedekunst, welches die Sonne darstelle, augenscheinlich zum Ornate eines Sonnenpriesters gehört habe.

Der sehr problematische Wert dieser und andrer amerikanischen Spekulationen verlor für uns jedes praktische Interesse durch eine plötzlich eintretende Veranlassung zur Rückreise nach Deutschland. An einem der ersten Tage des Jahres 1859 war zu Regensburg meine Schwiegermutter gestorben. So plötzlich war dies geschehen, daß wir einen von der alten Gräfin an meine Frau geschriebenen Brief erst nach der telegraphischen Todesnachricht erhielten. Wie mir Charles Boner berichtete, hatte das mit diesem Briefe auf die Post geschickte Kammermädchen bei Rückkehr ihre Herrin tot gefunden. Die Verhältnisse machten unsre Anwesenheit in Deutschland wünschenswert. Alle auf Amerika bezüglichen Pläne wurden

aufgegeben oder aufgeschoben. Mein Sohn allein kehrte dem europäischen Leben für immer den Rücken. Indessen dehnte sich unser Aufenthalt in London noch bis in den Frühling aus. Erst im Juni waren wir wieder in Deutschland.

Mit Ausnahme der flüchtigen Bekanntschaft mit einigen englischen Gelehrten, welche ich dem mir seit 1848 befreundeten und seitdem als Professor des Sanskrit in London gestorbenen Goldstücker verdankte, bin ich während der achtmonatlichen Anwesenheit in der englischen Hauptstadt von bedeutenderen englischen Persönlichkeiten nur mit dem freilich auch besonders merkwürdigen David Urquhart in Verbindung gekommen, mit welchem mich Lothar Bucher bekannt gemacht; im übrigen hat sich unser Umgang ganz auf einige Deutsche, Ungarn und Russen der politischen Emigration beschränkt. Um so interessanter und wertvoller ist der Verkehr mit diesen wenigen Personen gewesen.

Von den Deutschen habe ich zwei Männer von sehr verschiedenem, aber gleich scharf ausgeprägtem Charakter — Karl Blind und Lothar Bucher — zu nennen. Ich darf mich der gleichzeitigen Freundschaft beider rühmen, von welcher ich zahlreiche briefliche Beweise besitze, und der Freundschaft des einen wie des andern ist kein gewöhnlicher Wert zuzuschreiben.

Karl Blind, von welchem ich überzeugt bin, daß er dem Attentate seines Stiefsohnes Ferdinand Cohn gegen das Leben Bismarcks fremd gewesen ist, hat sich mir als ein ebenso achtungswerter Privatmann wie Parteimann gezeigt. Soweit meine Kenntnis seiner politischen Bestrebungen reicht, hat er seine republikanischen Ueberzeugungen, wie unwandelbar dieselben auch seien, immer den thatsächlichen Erfordernissen unsrer nationalen Einheit und Macht untergeordnet, und wenn er damals noch die Revolution als den einzigen Weg zum Ziele betrachtet haben mag, so hat meine entgegengesetzte Ansicht ihn nicht gehindert, in der Beurteilung der politischen Weltverhältnisse vielfach mit mir übereinzustimmen. Immer habe ich ihn gut deutsch gesinnt gefunden; und während er sich auf dem Boden beiderseitiger Nationalinteressen sehr gut mit Mazzini verstand, verdammte er Karl Vogt wegen des Einverständnisses mit dem Kaiser

der Franzosen, dessen politische Subventionen allerdings nur von verdächtigem Werte sein konnten. In Kossuth bekämpfte er — und nicht mit Unrecht — einen Feind der Deutschen. Seine mich vielfach überraschende Kenntnis dessen, was hinter den Coulissen der politischen Schaubühne vor sich ging, verdankte er wohl zum großen Teile den geheimen Verbindungen Mazzinis. Als sich nach Neujahr 1859 der italienische Krieg vorbereitete, zog er in einem Gespräche, welches ich mit ihm führte, ein Tagebuch hervor und las mir daraus vor, daß Mazzini ihm schon vor dem berühmten Neujahrsgruße den Ausbruch des Krieges in Italien auf den bevorstehenden Frühling mit positiver Bestimmtheit angekündigt hatte. Wie Blind selbst, war Mazzini in dem Grade ein Gegner der napoleonischen Politik, daß er den Sieg der Oesterreicher dem der Franzosen vorzog. Bekanntlich hatte er schon im Februar die Italiener vor der Hilfe Napoleons gewarnt. Daß sich Kossuth umgekehrt verhielt, versteht sich von selbst. Es war in jener Zeit der Ungewißheit, daß ich dem Dr. Goldschmidt, Bruder des Herrn B. H. Goldschmidt in Frankfurt und Chef des Londoner Bankhauses Bischoffsheim und Goldschmidt, bei welchem ich akkreditiert war, von dem nahe bevorstehenden Ausbruche des Krieges sprach. „Davon müßten wir doch auch etwas wissen" — entgegnete mir ungläubig lächelnd der Mann der hohen Finanz. „Sie wissen davon so wenig wie von der Thatsache, daß in diesem Augenblicke Kossuth in Paris bei dem Kaiser ist, während Sie glauben, daß er morgen hier vor einer Volksversammlung sprechen werde" — sagte ich darauf, und ich hatte recht. Die Volksversammlung wurde verschoben, Kossuth war wirklich an dem Tage in Paris und der Krieg brach wirklich zu der von mir bezeichneten Zeit aus. Ich wußte, daß, wenn die Oesterreicher nicht angreifen würden, der Angriff von italienisch-französischer Seite erfolgen sollte. Meine Wissenschaft stammte von Blind, die seine von Mazzini.

Es muß am Tage nach dem Einmarsche der Oesterreicher, also am 30 April, gewesen sein — jedenfalls war die Thatsache in London noch nicht öffentlich bekannt — daß ich unerwartet mit Kossuth zusammentraf, den ich seit unsrer gleichzeitigen Anwesenheit in New York nicht wieder gesehen hatte. Wir waren mit unsrem

kleinen Sohne zu einem Kinderfeste in der Pulszkyschen Familie geladen. In der Gesellschaft, die wir hier trafen, erlaubte sich bei Erwähnung der italienischen Angelegenheit eine uns unbekannte Dame eine gehässige Bemerkung über die deutsche Nation. „Die Deutschen" — sagte sie in giftigem Tone — „scheinen wahnsinnig geworden zu sein, sonst könnte man in Deutschland nicht für Oesterreich Partei nehmen." „Das mag sein," — entgegnete ich — „aber Wahnsinnige sind zuweilen gefährlich und man sollte sich vor ihnen in acht nehmen." — Ich erfuhr, daß es Frau Kossuth war, mit welcher ich die beiderseits boshaften Worte gewechselt. — Pulszky war unterdessen aus dem Saal gerufen worden und seine Frau, welche eine Fortsetzung des unliebenswürdigen Gespräches fürchten mochte, forderte mich auf, ihm in sein Kabinett zu folgen, wo ich andre Herrengesellschaft finden würde. Ich ging und fand Kossuth bei Pulszky, welchem jener einen in magyarischer Sprache geschriebenen Brief vorlas. Dieser Brief enthielt die Nachricht vom eben vor sich gehenden Einmarsche der Oesterreicher. Am kommenden Morgen erst brachten die Londoner Blätter die Neuigkeit. Da die beiden Herren unhöflicherweise ihr Gespräch in der mir unverständlichen Sprache führten, kehrte ich in den Gesellschaftssaal zurück, ohne mit dem Exgouverneur von Ungarn mehr als einige Worte gesprochen zu haben. Der Mann ist mir immer eine unangenehme Persönlichkeit gewesen, deren komödiantenhafte Eitelkeit mir nie hätte Zutrauen einflößen können; und was man mir, bald nachdem ich London verlassen, nach Deutschland schrieb, hat mich nicht überraschen können. Ledru-Rollin habe, so wurde mir geschrieben, bei Kossuth einen kaiserlich-französischen Spion getroffen, und, darüber von dem französischen Republikaner zur Rede gestellt, habe der ungarische Revolutionsheld rundweg erklärt, daß er unwiderruflich entschlossen sei, „mit Louis Napoleon und dem Kaiser von Rußland zusammenzugehen". „Ipsissima verba" fügte der wohlunterrichtete Briefschreiber hinzu. „Dann sind Sie entweder ein Verräter oder ein Gimpel, mais je crois que vous serez dupe" — habe Ledru-Rollin entgegnet. Auch Mazzini — schrieb man — spreche von Kossuth als von einem traitre, einem misérable. — Ich bin

immer der Meinung gewesen, daß man zur Geltendmachung gewissenhafter politischer Ueberzeugungen Unterstützung annehmen darf, wo man sie ohne Gefährdung allgemeinerer und höherer Interessen findet. Wenn man aber nicht einfältig genug ist zu glauben, daß man so große Herren wie den damaligen Kaiser von Frankreich und den Kaiser von Rußland benutzen könne, kann man dem Verdachte nicht entgehen, sich von ihnen benutzen zu lassen.

Ich kann mich nicht erinnern, wie ich damals dazu gekommen bin, die alte Bekanntschaft mit Pulszky zu erneuern, den ich immer für den verständigeren und ehrenwerteren Politiker gehalten habe. Daß ich Alexander Herzen aufsuchte, mit welchem ich vor meiner Abreise von San Francisco in Briefwechsel gestanden, wurde durch einen gemeinsamen Freund veranlaßt. Ich habe in London bei ihm einen Abend in Gesellschaft von Ogareff zugebracht. Es wurde Punsch getrunken — Punsch zwar nicht „ungewässert, ungezuckert", wie der jener beiden „Polen aus der Polackei", welche Heine besungen, aber doch Punsch, in welchem der Rum stark vorherrschte und welcher brennend aufgetragen wurde. Indem die beiden russischen Herren dem feurigen Getränke rückhaltloser zusprachen als ich, gewann für mich die Unterhaltung an Interesse. „Unsrem Freunde Bakunin ist es in den sibirischen Bergwerken wohl sehr schlecht ergangen?" — bemerkte ich fragend gegen Herzen. „In den sibirischen Bergwerken" — antwortete dieser — „ist Bakunin niemals gewesen, und auch sonst ist es ihm nicht schlecht ergangen. Er hat anstandshalber einige Zeit in Schlüsselburg gesessen, von wo ihn Kaiser Nikolas, bei dem er gar nicht in Ungnade gestanden, mehrmals hat zu sich nach Petersburg kommen lassen." — Man weiß, wie genau Herzen in russischen Dingen unterrichtet gewesen ist und — „trunkner Mund macht Wahrheit kund" — habe ich mir dabei gesagt.

Der merkwürdigste Mensch, mit welchem ich damals zu London in Berührung gekommen bin, ist unstreitig David Urquhart gewesen, zu dem sich Lothar Bucher durch eine gewisse Aehnlichkeit des Gedankenlaufes für einige Zeit lebhaft hingezogen gefühlt hat. Die Geistesverwandtschaft hat in der Gewöhnung beider bestanden,

die Geschichte der Gegenwart mit den Augen des Detektive und Kriminalisten anzusehen; die auf diese Weise gewonnene Ueberzeugung von der Gefährlichkeit Rußlands aber ist der Punkt gewesen, in welchem die Gedanken beider zusammengetroffen sind. Sowohl in der Stärke der Ueberzeugung und des politischen Willens, wie in der Kenntnis von Thatsachen, welche sich der gemeinen Wissenschaft entziehen, ist Urquhart der überlegene Mann gewesen. Bucher jedoch war der feinere und am Ende freiere Geist, dessen Urteil nicht auf die Dauer abhängig bleiben konnte. Immerhin hat er von Urquhart gelernt, und an dem, was er später als hoher Beamter im Vertrauen Bismarcks geworden, hat jener unzweifelhaft einen Anteil.

Ueber die eigentliche politische Stellung Urquharts und die Sache, für die er zu wirken gesucht, wage ich nicht ein entscheidendes Urteil auszusprechen. Es bleibt mir sogar ungewiß, ob die an Narrheit streifenden Sonderbarkeiten des Mannes nicht wenigstens halb zu einer absichtlich gespielten Rolle gehört haben. Als politischer Sonderling englischer Nationalität läßt er sich nur mit Thomas Carlyle zusammenstellen, so groß die Verschiedenheit der beiden merkwürdigen Männer auch sein mag. Es fehlt bei Urquhart nicht an Veranlassung zu der Vermutung, daß er dem Jesuitenorden affiliiert gewesen sei. Er hat in einer kleinen Schrift für die Unfehlbarkeit des Papstes Partei genommen. Daß er, damit in Verbindung, von der päpstlichen Autorität eine Reform der gesellschaftlichen Höflichkeitsformen, insbesondere die Unterdrückung der ihm ärgerlichen Sitte erwartet hat, sich zum Gruße mit Krethi und Plethi die Hand zu reichen, sieht wie Narrheit aus, paßt aber ebensowohl in ein ernsthaft gemeintes System, wie es bestimmt gewesen sein kann wichtigeren Zwecken als harmlose Maske zu dienen. Einer mir mehrfach bekannt gewordenen jesuitischen Praxis hat auch Urquharts Verfahren angehört, die Unselbständigkeit des Urteils und Willens brauchbar erscheinender Menschen vom ersten Anfang des Zusammentreffens auf eine scharfe Probe zu stellen, um, je nach Ausfall des Experimentes, entweder der Unterwerfung sicher zu sein, oder eine angemessene Zurückhaltung zu beobachten, und entweder mit größerer

Behutsamkeit vorzugehen oder den aussichtslosen Verkehr wieder abzubrechen. Man versucht nach dieser Methode Eindruck zu machen, erlaubt sich darauf Zumutungen und Unarten, und läßt es darauf ankommen, ob die auf diese Probe gestellte Person sich dieselben gefallen läßt. Schon die bloße Duldung aus Höflichkeit wird als eine gewonnene Stellung betrachtet und als Ausgangspunkt für weitere Schritte benutzt. Ich werde sogleich erzählen, wie von Urquhart dieses Verfahren gegen mich versucht wurde. Indessen ist auch dieser Charakterzug kein Beweis für einen Zusammenhang mit dem Jesuitenorden, denn auch den Richtern und Häuptern andrer Gesellschaften oder Sekten und manchem ganz für eigene Rechnung operierenden Cagliostro ist die Kunst nicht fremd, auf diesem Wege die Herrschaft über Menschen schwächeren Urteils und Charakters zu erobern. So ist es mir unentschieden geblieben, ob David Urquhart aus Jesuitismus ein Russenfeind oder aus Russenfeindschaft ein Jesuit gewesen ist. Ich muß indessen die kurze Geschichte meiner Bekanntschaft mit ihm erzählen.

Um die Mitte Aprils erhielt ich einige Zeilen Buchers, welche die Frage enthielten, ob ich ihn nächsten Tages nach Urquharts Landsitz begleiten wolle, wo ich mit ihm erwartet werde.

Bucher schien von mir gesprochen zu haben, und mehrerlei war es, was mich dem Feinde Rußlands und Palmerstons empfehlen konnte. Ich hatte in der deutschen Ausgabe meiner amerikanischen Reisen die englische Politik in Zentralamerika beurteilt, durch welche sich die Palmerstonsche Ruchlosigkeit eins ihrer vielen Denkmale gesetzt, und insbesondere hatte ich ein durch seinen übermütigen und beleidigenden Ton im diplomatischen Verkehre beispielloses Schreiben des in der Geschichte Zentralamerikas durch seine offene Feindseligkeit gegen alle dem Wohle des Landes dienenden Maßregeln und durch den Mißbrauch seiner Stellung zu Handelsspekulationen berüchtigten britischen Generalkonsuls Chatfield an den Minister des Auswärtigen der 1851 verbundenen Staaten Honduras, Nicaragua und Salvador im spanischen Originaltexte veröffentlicht, welcher mir von offizieller Hand ausdrücklich zu diesem Zwecke mitgeteilt worden. Für Urquhart war das erwünschtes Wasser auf seine Mühle, so sehr,

daß er mich hat veranlassen wollen eine diplomatische Geschichte von Zentralamerika zu schreiben und mir dazu die in seinem Besitze befindlichen Materialien angeboten hat. In meiner weiter oben erwähnten kleinen politischen Schrift hatte ich sodann Rußland eine Stelle außerhalb des europäischen Staatensystemes angewiesen und dieses der russischen, wie der amerikanischen Macht als ein Ganzes gegenübergestellt, was in doppelter Beziehung nur Urquharts Beifall finden konnte, da Amerika bei ihm sich keiner größeren Gunst als Rußland zu erfreuen gehabt hat. Wollte er doch in seinem kleinen Parke nicht einmal amerikanische Tannen dulden, während er sich mit großen Kosten Deodarafichten von schon ansehnlicher Größe hatte vom Himalaya kommen lassen. Endlich scheint es für ihn nicht ohne Interesse gewesen zu sein, daß meine Frau die Tochter des Grafen Armansperg, welchen er ohne Zweifel in Verdacht hatte, in der Regentschaft Griechenlands ein Werkzeug Rußlands gewesen zu sein. Armansperg nämlich hat für Palmerston geschwärmt, welcher nach Urquharts Ueberzeugung an Rußland verkauft war. So kam ich, als eine immerhin beachtenswerte Persönlichkeit, und, durch Lothar Bucher eingeführt, einer gewissen Aufmerksamkeit doppelt sicher.

In Gesellschaft eines englischen Offiziers außer Dienst, welcher eben aus Spanien zurückkehrte, wo er im Auftrage Urquharts Beweise für die russische Anstiftung und Unterstützung bekannter revolutionärer Vorgänge auf der Halbinsel gesucht und wie er sagte gefunden, fuhr ich eines Vormittags mit Bucher eine kurze Strecke auf der Eisenbahn ins Land, worauf uns ein Gang von einer Viertelstunde nach dem Urquhartschen Landsitze brachte. Außer Herrn und Frau Urquhart fanden wir eine ihnen befreundete Dame, welche in die hier heimischen und dokumentarisch registrierten politischen Geheimnisse eingeweiht zu sein schien. Das Haus war von einem kleinen Parke umgeben. Unter Gesprächen über Politik, fremdländische Nadelholzbäume und Völkersitten gingen wir darin umher. Ein kleiner Fluß nahm seinen Weg mitten durch die Besitzung und eine schmale Brücke ohne Geländer verband beide Ufer. Als die Gesellschaft darüber ging, ließ ich als letzter den kleinen Sohn Urquharts, ein Kind von ungefähr fünf Jahren, vor mir hergehen.

Der Vater bemerkte es. „Sie glauben, der Junge könne ins Wasser fallen“ sagte er zu mir. „Das wäre freilich möglich, wenn er nach Ihrer schlechten Art erzogen wäre. Aber der Junge ist geschickter als Sie. Seit er gehen gelernt, muß er mir jeden Morgen mein offenes Rasiermesser bringen, und ich habe ihm erklärt: Wenn du fällst und dich schneidest, bist du tot, wobei ich ihm ein mit dem Messer getötetes Huhn gezeigt habe.“ — Während der Mann sich weiter über gute und schlechte Erziehung ausließ, waren wir an den Fuß eines steilen Rasenabhanges gekommen, auf dessen Höhe das mit einem kurzen Röckchen über den nackten Unterkörper bekleidete Kind stand. „Komm herunter!“ rief ihm der Vater zu. — Der Junge setzte sich auf den kurzen Rasen und schoß wie ein Pfeil herab. Als er unten war, lobte ihn der Vater, ohne daß dieser oder die Mutter sich um das Blut bekümmert hätten, welches dem Kleinen an den Beinen hinabfloß. Das Gespräch über Erziehung wurde nachher bei Tische wieder aufgenommen, wo der Junge nichts als eine reichliche Portion Milch bekam. Das sei beduinische Diät, bemerkte Urquhart, welche, in Verbindung mit der rechten Gewöhnung, gegen Schmerz unempfindlich mache. Zum Beweise kneipte er das Kind gewaltsam in den Arm. „Fühlst du Schmerz?“ fragte er den Kleinen. — „Nein!“ war die heftig herausgestoßene Antwort. Aber der Junge war rot und blaß geworden. — Als ich aufgefordert wurde bei dem nächsten Besuche meine Frau mitzubringen und entgegnete, daß diese zu sehr in den Vorurteilen herkömmlicher Erziehung befangen sei, um sich bei der hier üblichen Abhärtungsmethode wohl zu fühlen, schwieg man und war beleidigt.

Doch ich muß zu der Promenade im Parke zurückkehren.

Wir gingen an einem kleinen Hause vorbei, in welchem ein türkisches Bad eingerichtet war. Plötzlich blieb unser Wirt stehen. „Hier, Herr Fröbel“ — sagte er zu mir „ist Ihr Bad, und“ — indem er seine Uhr zog — „es ist jetzt gerade die rechte Zeit.“ — „Ich bin sehr dankbar für die Aufmerksamkeit,“ — erwiderte ich — „aber es ist mir nicht zu Mute, als ob ich jetzt ein Bad nehmen möchte.“ — „Was! Sie wollen kein Bad nehmen?“ rief mir halb erstaunt, halb entrüstet der wunderliche Mann zu. —

„In der That fühle ich jetzt gerade dazu keine Lust," war meine Antwort. — Schweigend schloß er sich mit mir wieder der Gesellschaft an. Wir gingen weiter und in einem Umkreise führte er uns zum zweitenmal an dem Badhause vorbei. Und wieder blieb er vor demselben stehen. „Nun, Herr Fröbel," — sagte er mit einigem Nachdrucke — „ich wiederhole es: Hier ist Ihr Bad, und bis zum Essen ist keine Zeit zu verlieren!" — Ich wiederholte meine Ablehnung. Da stellte sich Urquhart, während die übrige Gesellschaft weiter ging, mit zornigem Blicke vor mich hin. „Sie wollen ein politischer Reformator sein" — rief er mir zu: „Zuerst reformieren Sie sich selbst, und bis Sie das zu stande gebracht, unterlassen Sie Ihr thörichtes Gerede und Geschreibe! — first reform yourself, and as long as you have not accomplished that, give up your foolish talking and writing!" — Ohne zu antworten, folgte ich der Gesellschaft, nahm Bucher beiseite, erzählte ihm was vorgefallen, und teilte ihm den Entschluß mit, ohne Abschied mich zu entfernen und nach London zurückzukehren. Durch Hinweisung auf die Exzentrizitäten des Mannes, welche nicht persönlich zu nehmen seien, überredete er mich indessen zu bleiben. Er sprach mit Urquhart, welcher sich Mühe gab durch Artigkeit mich seine Unart vergessen zu machen. Man ging zu Tische. Ich hatte den Ehrenplatz zwischen Herrn und Frau Urquhart, und der Rest des Tages, an dessen Abend wir wieder heimkehrten, verging in liebenswürdiger und interessanter Weise.

Urquharts Grobheit war mir, bei aller Rechnung die ich seinen Narrheiten trug, um so überraschender gewesen, je mehr sie mit der konventionellen Höflichkeit englischer Sitte im Gegensatze war. In einer gewissen süddeutschen Residenz, wo der Inhaber eines angesehenen Gasthauses einem Fremden, welcher ihm in der Dekoration eines Saales einen Rat gab, schuldiger Achtung unbeschadet antworten konnte: „Das kann mir jeder Esel sagen" — wäre ich nicht überrascht gewesen. Indessen hatte doch auch Urquhart schon zu einem Parlamentsmitgliede von parlamentarischen Eseln gesprochen, was mich, wie es mir nachher erzählt wurde, ganz wieder mit ihm versöhnte.

Nach diesem Besuche habe ich David Urquhart nicht wieder gesprochen und nur einmal, und zwar in einer öffentlichen Versamm-

lung, welche er berufen, um die politische Bedeutung der dänisch-deutschen Frage einem größeren Kreise verständlich zu machen, wieder gesehen und gehört. Natürlich war sein langer, durch Geist, Kühnheit und vollständige Sachkenntnis ausgezeichneter Vortrag gegen Rußland und Lord Palmerston gerichtet, welchen letzteren er als den Handlanger der russischen Politik und Verräter an den englischen Interessen darstellte. „Die englische Politik hat einen Kopf und dieser sollte abgeschlagen werden" — scheute er sich nicht mit unzweideutiger Beziehung auf Palmerston zu sagen. Das war freilich eine Sprache, welche kaum in einem andern Lande hätte geführt werden können; aber ich habe damals auch an Londoner Straßenecken Plakate gesehen, auf denen mit Namensunterschriften zu lesen war: „Lord Palmerston ein falscher Spieler — die Unterzeichneten wünschen nichts mehr, als eine Gelegenheit, dies gerichtlich zu beweisen," und ich habe nicht gehört, daß jemand deshalb wäre zur Rechenschaft gezogen worden. Die Unschuld hat eine dicke Haut. — Nicht ohne Eindruck zu machen, führte Urquhart aus, wie Rußland die eine Hand nach dem Sund, die andre nach der Dardanellenstraße ausstrecke. Bei Besprechung der dänischen Angelegenheit wurde er durch eine Stimme unterbrochen, welche Einwendungen machen zu wollen schien. „Ist jemand hier, welcher die Richtigkeit meiner Behauptungen bestreitet," — rief der Redner in die Versammlung hinein — „der möge auf die Tribüne kommen und seine Wissenschaft vortragen!" — „Ich bin ein Däne" — ließ sich darauf ein Mann aus der zahlreichen Zuhörerschaft vernehmen — „und ich sage, daß Ihre Darstellung nicht richtig ist." — „Sie sind ein Däne?" — erwiderte Urquhart — „dann verstehen Sie erst recht nichts von der Sache, oder Sie wären der erste Däne, welcher etwas von seinen eigenen Nationalangelegenheiten versteht! Aber kommen Sie herauf und lassen Sie uns hören, was Sie zu sagen haben!" — Der unglückliche Däne getraute sich nicht aufzutreten und verstummte.

Ich will nicht unerwähnt lassen, daß von deutschen Residenten Londons ich neben Lothar Bucher auch Karl Blind und Karl Marx in dieser Versammlung gesehen habe. Auch das weibliche Geschlecht

war übrigens in derselben vertreten und ich selbst war von meiner Frau begleitet.

Um für die fixe Idee der Umgarnung Europas durch die Intriguen der russischen Politik und der Strafwürdigkeit Palmerstons als erkauften Helfershelfers derselben Propaganda zu machen, hat David Urquhart eine rastlose Thätigkeit entfaltet, und zwei Mittel hauptsächlich hat er in Bewegung gesetzt, um der behaupteten Gefahr entgegenzuwirken. Er hat eine politische Sekte gestiftet, deren Glaubensbekenntnis einfach in der bezeichneten fixen Idee und in weiter nichts bestand, und hat dieser Sekte in der Form der an mehreren Orten Englands ins Leben gerufenen Foreign Affairs' Committees eine Organisation gegeben; und er hat zweitens zur Verbreitung seiner politischen Weltansicht in einem Journale unter dem Titel der Free Press ein litterarisches Organ geschaffen. Ob dieses Journal, welches sich unmöglich hat bezahlen können, da es vielfach unentgeltlich verbreitet wurde, auf Urquharts Privatkosten gedruckt worden ist oder von anderwärts eine Subvention gehabt hat, weiß ich nicht. Mir ist durch eine ganze Reihe von Jahren dasselbe unverlangt und unbezahlt nach Deutschland zugesandt worden, wohin seit dem Sommer 1859 Urquhart seine Propaganda, freilich ohne Erfolg, auszudehnen gesucht hat.

Wir waren seit fünf oder sechs Wochen wieder in Deutschland, als ich im Juli einen Brief von London erhielt, in welchem mir mitgeteilt wurde, daß Urquhart mit seiner Familie im Begriffe sei, nach Berlin zu reisen, dringend mich zu sprechen wünsche und zu diesem Zwecke mich um eine Zusammenkunft im Hotel Disch in Köln bitte, wo er mich am 1. August erwarten werde. Der Mann übte immerhin so viel Anziehungskraft auf mich aus, daß ich mich einzufinden beschloß. Ich befand mich zu Frankfurt, hatte also nicht weit zu reisen und war am bestimmten Tage am Orte: Urquhart aber war mehrere Tage vorher durchgereist, und die Entschuldigungen in Briefen seiner Frau aus Berlin waren nicht sehr befriedigend. In Berlin, in Dresden, in Kissingen, in Bamberg, in Ems, in Baden-Baden wurden mir nachher Zusammenkünfte vorgeschlagen, aus denen allen nichts geworden ist, angeblich, weil erst Urquhart, dann auch

seine Frau krank geworden, in Wahrheit aber wohl, weil ich durch die kühle Aufnahme aller dieser Vorschläge merken ließ, daß man mich aufsuchen müsse, wenn man mir etwas zu sagen habe. Zuerst schrieb Frau Urquhart an der Stelle ihres Mannes, dann eine Frau Curtis an der Stelle der Frau Urquhart, womit die Korrespondenz zu Ende ging. Der letzte Brief war „Hotel de Rome, Berlin, 28. August 1859" datiert und schloß „with compliments of all our Circle". — Die noch mehrere Jahre lang fortgesetzte Zusendung der Free Press ist dann der einzige Faden gewesen, welcher mich mit dem „Circle" in Verbindung gehalten hat, bis auch dieser Faden gerissen ist. Mein vorurteilsfreies Interesse an eigentümlichen Ansichten und Bestrebungen ist mehr als einmal von ehrlichen und unehrlichen Sektierern falsch verstanden worden, die sich sehr enttäuscht gesehen haben, wenn sie gefunden, daß es mir nicht in den Sinn kam, mein eigenes Urteil unterzuordnen. Die Unart, mich vergeblich nach Köln reisen zu lassen, ist ohne Zweifel eine absichtliche gewesen und hat den mit dem Kommando zum Bade gescheiterten Versuch mit wenig Menschenkenntnis erneuern sollen.

Die Politik indessen kann, wie die Religion, die Aufopferung der menschlichen Vernunft verlangen oder zur Folge haben.

In London lebte zur Zeit unsrer Anwesenheit ein Mann, der als geborner Thüringer mein näherer Landsmann war und den ich schon bei meinem Aufenthalt in Dresden flüchtig kennen gelernt hatte, — ein stiller, ernster Mann, der einmal plötzlich auf den Einfall gekommen war, nach Jerusalem zu reisen. Wir sahen den Dr. Gerber zuweilen und schätzten ihn als einen angenehmen, achtungswerten und verständigen Menschen, welcher nur an der fixen Idee litt, überall von Spionen verfolgt zu sein. Irre ich nicht, so hatte er sich bei dem Dresdener Aufstande beteiligt. Mir erzählte er, daß er Eigentümer eines Landgutes im Staate Missouri sei, welches er Gefahr laufe, durch unredliche Verwandte zu verlieren. In den ersten Tagen des Jahres 1859 erhielt ich von ihm ein Briefchen, in welchem er mir mitteilte, daß seine Anwesenheit in Missouri notwendig sei, wenn er sich sein Eigentum erhalten wolle, und mich bat, ihn an amerikanische Freunde zu empfehlen. Ich gab

ihm Briefe nach New York, empfahl ihn aber auch an Herrn Squier, welcher sich mit ihm auf dem gleichen Dampfer dahin einschiffte. Zuerst durch diesen und gleich darauf durch Friedrich Kapp erfuhr ich, was ihm auf der Fahrt begegnet war. Von dem Gedanken gepeinigt, daß seine Beobachter und Verfolger sich mit ihm eingeschifft, um ihm auch in Amerika keine Ruhe zu lassen, versuchte er sich durch einen Stich in den Unterleib zu töten, ohne damit unmittelbar seinen Zweck zu erreichen. „Deinen Brief" — schrieb mir Friedrich Kapp unterm 12. Februar — „hat mir Dr. Gerber zugeschickt. Von seinen Visionen gequält und sich von zwei französischen Mouchards verfolgt wähnend, brachte er sich fünf Tage nach seiner Abreise von Southampton eine Stichwunde in den Unterleib bei, die den großen Darm zerschnitt. Er liegt jetzt im New York Hospital und es hängt von einer Operation ab, ob sein Leben erhalten bleibt. Er selbst hält sich für verloren; die Aerzte dagegen halten seine Rettung für möglich. Ich habe ihn einigemal besucht. Er spricht ganz klar, wenn er nicht auf seine fixe Idee kommt. Er scheint ein sehr intelligenter Mann zu sein, der mich herzlich dauert." — Vier Wochen später schrieb mir derselbe Freund: „Gerber ist heute aus dem Spital entlassen und will mit seinem soeben hier anwesenden Bruder nach Missouri. Seine Wunde, die einstweilen eine organische Funktion verrichtet, ist noch nicht geheilt, indessen hoffen die Aerzte, ihn ganz wiederherzustellen. Wir hatten alle Mühe, ihn von dem Entschlusse abzubringen, sich in London seinen vermeintlichen Verfolgern und den Behörden zu stellen. Es ist schade um den Mann: in allen Dingen, wo sein krankhafter Spleen nicht ins Spiel kommt, hat er ein gesundes, ruhiges und verständiges Urteil." Monatelang hat der arme Mensch mit seiner Wunde gelebt, bis er, ich glaube in St. Louis, daran gestorben. Noch im Juli schrieb mir Lothar Bucher: „Von Gerber sind Briefe angekommen, — Briefe eines madman. Und die Narren bleiben vernünftig!" — —

Als wir gegen Ende des Monats Mai nach Deutschland zurückreisten und die preußische Grenze passierten, hatte der die Pässe der zahlreichen Reisenden visierende Polizeibeamte meinen Paß in dem ganzen Stoße dieser Legitimationspapiere zu unterst gelegt. Ich

hatte das bemerkt und schon geglaubt, daß ich eine Zurückweisung, wenn nicht etwas Unangenehmeres zu erwarten habe. Indessen erhielt ich, wohl nicht ohne Absicht, als letzter von der ganzen Gesellschaft, am Ende meinen Paß ohne allen Anstand. Aber indem der Mann mir das Papier immer noch mit unverhehltem Widerwillen reichte, hörte ich denselben halblaut zu dem nahestehenden Polizeidiener sagen: „Erst ist man froh, ihrer los zu sein; nun läßt man sie wieder herein.“ — Erst neuerdings habe ich durch die Veröffentlichung der sogenannten schwarzen Galerie erfahren, in wie guter und schlechter Gesellschaft ich auf der polizeilichen Proskriptionsliste von 1849 gestanden habe. Die Zeiten indessen hatten sich geändert.

3.

Fäden zu neuen Banden. Geschäfte in Bayern. Amerikaner in Schwalbach. Franklin Pierce. Politische Anregungen auf der Reise und Erneuerung großdeutscher Publizistik. In Kissingen. Niederlassung in Heidelberg. Bekanntschaften am Orte und fremde Besucher. Herr von Beust als politischer Fatalist. Oesterreichische Avancen. Max von Gagern und die „Theorie der Politik“.

Familienangelegenheiten hatten uns also gegen unsre Absicht nach Deutschland zurückgeführt. Sie enthielten zwar nur die Veranlassung zu einem vorübergehenden Aufenthalte, welcher der Erledigung von Geschäften gewidmet war; unmerklich aber wurden Begegnungen und Interessen zu Fäden, welche uns wieder an die alte Heimat banden. Alte Freunde und Parteigenossen, neue Beobachtungen, politische Vorgänge und die fortschreitende Entwickelung des politischen Geistes in Deutschland und Oesterreich zogen mich wieder in den Kreis des deutschen öffentlichen Lebens, während im Privatleben auch für meine Familie wie für mich das Gefühl des Fremdseins allmählich schwand und das Bewußtsein, hier zu Hause zu sein, neu zu Kräften kam.

Zunächst sah ich mich in Vermögensangelegenheiten zu einer Geschäftsreise nach Süddeutschland genötigt, während deren meine Frau sich zu einer wiederholten Badekur in Schwalbach aufhielt.

Ich war zu Anfang und zu Ende ihrer Kurzeit bei ihr, und es fehlte uns daselbst nicht an interessanter Gesellschaft; nur traten merkwürdigerweise dabei wieder die amerikanischen Verbindungen in den Vordergrund. Wir fanden in Schwalbach eine ganze Kolonie von Kurgästen aus den Vereinigten Staaten, denen ich, sei es persönlich, sei es dem Namen nach, nicht unbekannt war. Zuerst stieß ich auf einen Herrn Jacoby aus Berlin, den ich in San Francisco gekannt hatte. Mit einem Herrn Eschrich aus München hatte der unternehmende Mann inzwischen von Kalifornien aus die mandschurische Küste besucht in der Absicht, an der Mündung des Amur eine mit San Francisco verkehrende Handelsstation zu gründen; war dann, um dazu die Bewilligung der russischen Regierung zu erlangen, den Amur hinauf und durch Sibirien nach St. Petersburg gereist, und war nun, von da kommend, auf dem Rückweg nach Kalifornien. Das war nun freilich ein Deutschamerikaner. Aber in Schwalbach befand sich damals auch der gewesene Präsident der Vereinigten Staaten, Franklin Pierce mit seiner Gemahlin, mit welchen beiden hervorragenden Personen wir viel verkehrten. Wie es nicht selten bei Engländern und Amerikanern der Fall ist, wußte sich der amerikanische hohe Staatsmann nicht ganz in die größere Freiheit kontinentaler Sitten zu finden. Als eines Tages meine Frau der Frau Pierce einen Besuch machte, war der Herr Expräsident im Schlafrocke anwesend. In den Vereinigten Staaten wäre das eine undenkbare Unschicklichkeit gewesen. Wenn aber die Herren von der andern Seite des Kanales oder des Atlantischen Ozeans ihre mechanisch beobachteten Umgangsformen aufgeben, um nach kontinentalem Vorbilde genial zu sein, wissen sie damit selten den rechten Ton zu treffen. Indessen lernte ich im persönlichen Umgange den General Pierce, von welchem ich mir in Uebereinstimmung mit dem in den Vereinigten Staaten herrschenden Urteil eine geringe Meinung gebildet hatte, als einen verständigen und ehrenwerten Politiker kennen. Als ich meine Reise nach Bayern antrat, begleitete er mich bis Heidelberg, dessen Schloßruine er sehen wollte, und auf der Fahrt habe ich mit ihm ausführlich die Politik der Vereinigten Staaten durchgesprochen, ohne auf ein Urteil zu stoßen, welches ich hätte für unrichtig halten müssen.

In Heidelberg stieg ich mit ihm nach dem alten Schlosse hinauf, welches er in Verbindung mit der landschaftlichen Umgebung sehr bewunderte. Bei Gelegenheit der Erwähnung dieses Ganges kann ich nicht unterlassen, eines an sich unbedeutenden Zwischenfalles zu gedenken, der mich durch den Scharfsinn eines mir unbekannt gebliebenen Herrn, wie mir schien eines jungen Gelehrten, in Erstaunen setzte. Halbwegs zum Schlosse hinaufgestiegen, bemerkte ich, daß ich meine Brieftasche im Hotel Schrieder zurückgelassen, und mußte schleunigst zurückkehren, sie zu holen, während mein Begleiter allein weiter ging. Ich eilte, wieder mit ihm zusammenzutreffen. Während ich ihn nun in der Ruine suchte, trat ein Unbekannter an mich heran. „Suchen Sie vielleicht den Präsidenten Pierce?" — fragte er mich. „Sie werden ihn auf der Terrasse finden." — „In der That" — entgegnete ich — „suche ich den Präsidenten Pierce; aber wie kommen Sie dazu, das vorauszusetzen?" — „Nun — Sie haben sich suchend umgesehen, und da oben geht der Präsident Pierce herum, als ob er jemanden erwarte. Ich habe also vermutet, daß er es sei, den Sie zu finden wünschen." — Ich eilte weiter und war nach wenigen Minuten wieder bei meinem Reisegesellschafter. Ich erwähnte des scharfsinnigen Wegweisers. Der General lachte. Der nämliche Mensch — erzählte er mir nun seinerseits — habe ihn mit der Frage angeredet: „Sind Sie vielleicht der Präsident Pierce?" — und auf die Gegenfrage, wie er zu der allerdings richtigen Vermutung komme, habe er geantwortet: „ich habe in der Zeitung gelesen, daß der Präsident der Vereinigten Staaten, General Pierce, aus Spanien kommend, wo er die Alhambra-Ruine bewundert habe, jetzt sich am Rheine befindet, und da habe ich gedacht, der Fremde, welcher so aufmerksam unsre Schloßruine betrachtet, vielleicht um dieselbe mit der berühmten maurischen zu vergleichen, müsse eben dieser Herr sein." — Welches Talent — dachte ich — für historische Kombinationen, glückliche Hypothesen und Konjekturalpolitik!

Als ich nach Schwalbach zurückkam, war der Präsident Pierce abgereist, und hatte für mich, von der Ueberzeugung ausgehend, daß wir uns endlich doch zur Rückreise nach den Staaten und zur dortigen

bleibenden Niederlassung entschließen würden, einige gewichtige Empfehlungsbriefe an amerikanische Staatsmänner und finanzielle Größen der Union hinterlassen, welche ich als Merkwürdigkeiten aufbewahrt habe. Ich bin in denselben als ein Mann von Bildung und Kenntnissen bezeichnet, welcher zugleich durch seinen praktischen Sinn sich von der großen Zahl der nach den Vereinigten Staaten kommenden Deutschen unterscheidet. Andre Amerikaner haben mich ebenso beurteilt, und im Gegensatze zu deutschen Urteilen über meine bescheidene Person sind mir diese amerikanischen für meine Selbstkenntnis wertvoll gewesen. In Deutschland habe ich als ein unpraktischer Idealist und abstrakter Theoretiker gegolten. Aber für den Amerikaner ist das Verhältnis der Ideale zur Realität und der Theorie zur Praxis ein andres, als für den Europäer, weil jener vieles für möglich hält, was diesem, zum Teil mit Grund, als unmöglich erscheint, und weil jener die Theorie als Voraussetzung der Praxis zu schätzen weiß, während dieser sie als ein sich selbst genügendes Interesse des Geistes betrachtet.

In Schwalbach lernten wir damals auch eine Dame aus Kentucky mit ihren zwei Töchtern kennen, — die Gemahlin eines angesehenen Kongreßmitgliedes und Tochter eines bekannten Senators der Vereinigten Staaten. Im Gespräche mit meiner Frau beklagte sich diese Amerikanerin über die sehr gemischte und zum Teil schlechte Gesellschaft in Schwalbach. Sie habe sich, fügte sie hinzu, einige Zeit mit ihren Töchtern in Stuttgart aufgehalten, wo sie am Hofe eingeführt gewesen seien; da habe sie sich doch unter ihresgleichen befunden. — Die südländische Aristokratie in den Vereinigten Staaten hat sich in der That als eine Gesellschaft von Souveränen betrachtet, und eine Frau von wenig Verstand hat damals noch dazu kommen können, eine solche Albernheit auszusprechen. Diese Zeiten sind indessen vorbei.

In Heidelberg besuchte ich Heinrich von Gagern und den Hofrat Kapp, womit ich alte Bekanntschaften von 1848 und 49 erneuerte. Was ich seit dem Krimkriege und besonders seit meinem Aufenthalte in London über die deutschen Zustände und Verhältnisse erfahren und gedacht, kam in lebhaftestem Gedankenaustausch bei diesen Be-

ſuchen zur Sprache. Beide Männer ſtimmten in ihren Anſchauungen mit mir überein. In Stuttgart fand ich bei demokratiſchen Freunden entſchiedenen Widerſpruch; aber der alte Prokurator Schott, Moritz Mohl und Probſt waren meiner Anſicht. In Augsburg ſah ich meinen alten Freund Guſtav Kolb, damaligen Oberredakteur der Allgemeinen Zeitung. Auch er und ſeine Mitarbeiter, denen ich meine Londoner Beobachtungen und Erfahrungen mitteilte, beurteilten die Dinge in meinem Sinne. Ich meinerſeits erfuhr hier manches, was mir unbekannt geblieben war, und bereicherte ſo meine Kenntnis der Verhältniſſe. In Regensburg und München hatte ich nur geſchäftliche Beſprechungen mit Advokaten und Verwandten meiner Frau; unmöglich aber konnte ich in dieſen Städten mich einige Tage aufhalten, ohne daß die politiſche Lage zur Sprache gekommen wäre. Wie tief in Bayern das durch den italieniſchen Krieg angeregte politiſche Intereſſe in das Volk gedrungen war, und welche Richtung es genommen, mögen zwei kleine Anekdoten lehren, die mir erzählt wurden. Einem niederbayeriſchen Gerichte lag die Injurienklage eines Bauern gegen einen andern vor, welcher jenen einen Erz-Napoleon geſchimpft hatte, indem Kläger behauptete, daß dies ſo viel heiße wie Erz-Spitzbube. Ein mir befreundeter Mann, zweitens, hatte im Walde einen Holzhauer an der Arbeit getroffen, damit beſchäftigt, einen Baum zu fällen. „Das, Herr Baron!“ — hatte der Holzhauer, einen mächtigen Axthieb in den Baumſtamm führend, zu dem Vorübergehenden geſagt — „das, Herr Baron! der Napoleon wenn wär!“ — Die Stuttgarter Demokraten dagegen hatte ich franzöſiſch-italieniſch geſinnt gefunden.

So trug die kleine Reiſe durch Süddeutſchland weſentlich bei, mein Intereſſe für die deutſchen Zuſtände und die Stellung Deutſchlands in der europäiſchen Politik zu ſteigern und meine Anſichten zu klären. In Geſprächen, und für mich auf der Eiſenbahn, formulierte ich die Gedanken einer kleinen Schrift, welche ich nach meiner Rückkehr nach Schwalbach daſelbſt gerade zu Papiere brachte, als die Nachricht vom Abſchluſſe des Friedens von Villafranca eintraf. Ich nahm einige Aenderungen vor und übergab die Flugſchrift „Deutſchland und der Friede von Villafranca“ dem Drucke. Mit derſelben

habe ich zum erstenmal wieder in dem deutschen Parteiwesen Stellung genommen. Ein wohlunterrichteter Freund schrieb mir gegen Ende des Jahres von London, er habe „aus dem Kreise von allerlei quiescierten Diplomaten in Paris" vernommen, daß ich, nach der positiven Wissenschaft des Ritters von Bunsen, mit meiner publizistischen Thätigkeit „für Bayern arbeite". Ich habe hier die Entstehungsgeschichte dieser Schrift, welche, wie alle meine darauffolgenden politischen Broschüren, viele Leser gefunden und mehrere Auflagen erlebt hat, vollständig angegeben, und kann der Wahrheit gemäß versichern, daß ich nicht nur in dieser, sondern in allen meinen andern politischen Schriften, selbst in einigen, welche zur Unterstützung der österreichischen Regierung geschrieben worden sind, reine persönliche Privatpolitik betrieben habe. Niemals, auch nicht während ich später in halbamtlichem Dienste der österreichischen Regierung gestanden, habe ich mich von einer Regierung litterarisch benutzen lassen. Eher ist das Verhältnis in einigen Fällen ein umgekehrtes gewesen. Der Verlauf meiner Erzählung wird das klar machen.

Indem ich die kleine Schrift, von welcher hier zunächst die Rede ist, und mit welcher ich eine in bestimmter Richtung bis 1866 fortgesetzte publizistische Wirksamkeit eröffnet habe, jetzt wieder lese, kann ich darin nur einen einzigen, aber allerdings entscheidenden, Irrtum finden, welcher damals, und teilweise bis 1870, meine politischen Anschauungen beherrscht hat. Ich habe Preußen für schwächer, Oesterreich und Frankreich für stärker gehalten, als sie sich bewiesen haben. Ich habe in Preußen weder die Kraft noch den Willen vorausgesetzt, die deutsche Aufgabe zu lösen. Fast könnte ich versucht sein, zu sagen, daß ohne Bismarck, welchen damals die Welt so wenig wie ich gekannt hat, ich immerhin recht behalten haben würde; man könnte mir aber entgegnen, daß eben nur Preußen einen Bismarck hervorbringen konnte, und das ist wirklich wahr.

Während ich in Schwalbach eben die Broschüre schrieb, lernte ich eine zur Kur anwesende junge Dame aus Königsberg kennen, welche sich als eine leidenschaftliche Parteigängerin Preußens in der deutschen Frage bethätigte. Sie that in unsern Gesprächen, was sie nur konnte, mich für die preußische Partei zu gewinnen. Eines

Tages teilte sie mir aus einem Briefe das folgende Programm der preußischen Politik mit: 1. Sturz des österreichischen Systemes; 2. liberale Verfassungen in Italien; 3. liberale Verfassung in Ungarn; 4. Zurückweisung und Zurechtweisung Frankreichs; Italien durch Preußen, nicht durch Frankreich, befreit; 5. Einigung Deutschlands unter Preußen. — Das Ministerium des Fürsten Hohenzollern folge diesem Programme, wurde mir gesagt. Meine begeisterte Zustimmung schien vorausgesetzt zu werden. Statt dessen rühmte ich den Macchiavellismus des Planes und las, statt Einwendungen gesprächsweise zu machen, dem politischen Fräulein aus dem Manuskript der Broschüre vor, welche ich soeben zu Ende geschrieben hatte. Die Dame war außer sich über den Inhalt und erschöpfte ihre Ueberredungskunst mich zu bestimmen, daß ich die Schrift nicht drucken lasse. Eine Stelle rief einen komischen Protest hervor. Ein neues deutsches Parlament, sagte ich, welches von verschiedenen Seiten gefordert wurde, hätte nur unter der Voraussetzung Verstand, daß die deutschen Regierungen sich vor der Berufung schon über einen, die Interessen des Volkes befriedigenden Entwurf verständigt hätten. Und weiter führte ich aus, daß die Berufung ohne diese Vorbedingung nur zu einer abermaligen Katastrophe führen könne, in deren Folge die sie überlebenden Führer der unterliegenden Partei bei den Antipoden Zeit finden würden zu überlegen, ob es nicht zuweilen weiser sei, seinem Bruder zuzugeben, zweimal zwei sei fünf, statt mit ihm zu disputieren, während größere Dinge entschieden werden. „Nein, und abermals nein!" — rief, als echte Tochter der Stadt, in welcher der große Kant den kategorischen Imperativ erfunden, mit Entsetzen mir das Königsberger Fräulein zu: — „Bei uns ist zweimal zwei immer vier!"

Nach einem kurzen Aufenthalte in Frankfurt brachten wir den Rest des Juli und den ganzen August in Kissingen zu. Die Reihe der Badekuren war an mir. Ich bedurfte sehr der Heilung von kranken Zuständen, zu denen ich mit der amerikanischen Diät den Grund gelegt, und ich fand alle Ursache, die wohlthätigen Wirkungen der Rakoczyquelle zu rühmen.

Hier, in Kissingen, waren wir ganz in deutscher Gesellschaft. Ich fand daselbst Ferdinand Hiller, mit welchem ich von Dresden

her befreundet war. Ich machte Bekanntschaft mit dem Grafen Luxburg, dem Heidelberger Bankier Adolf Zimmern, dessen ich an früherer Stelle mit Bezug auf gewisse Vorgänge von 1848 vorgreifend erwähnt habe, dem Herrn von der Pfordten und dem preußischen General von Doll. Meine Broschüre war unterdessen erschienen und war auch in Kissingen gelesen worden. Von der Pfordten machte mir beistimmende Bemerkungen. Der General von Doll, neben welchem ich einige Zeit bei Tische saß, äußerte halb zustimmend: Die Triasidee sei richtig unter der Bedingung, daß die norddeutschen Mittel- und Kleinstaaten zu Preußen geschlagen würden.

Wir verließen mit Ende des Monats August Kissingen und waren am ersten Tage Septembers in Heidelberg, wo wir, mit Unterbrechungen, bis zum Frühling 1862 wohnten.

Außer den bekannten Vorzügen landschaftlicher Reize und geselliger Annehmlichkeiten bot mir dieser Wohnort den Vorteil des Verkehrs mit Männern von politischer Stellung und Parteinahme. Zu den alten Bekanntschaften kamen neue mit mehr oder minder entschiedenen großdeutschen Parteigängern, unter denen ich den Advokaten Christ hervorheben muß. Ich war mit diesem schon im vorhergehenden Jahre zu Frankfurt in eine flüchtige Berührung gekommen. Seitdem war er in der Stellung eines Rechtskonsulenten der Darmstädter Bank nach Heidelberg gezogen. Dieser Mann stand mit dem Grafen Rechberg in Wien und der österreichischen Bundespräsidialgesandtschaft in Frankfurt in mehr oder minder vertrautem Verkehr und er hat auf mein von da an sich entwickelndes Verhältnis zu Oesterreich förderlich eingewirkt. Minder ernsthaft war meine Bekanntschaft mit dem alten Bankier Zimmern; mein geselliger Umgang mit ihm war aber dennoch nicht ohne politisches Interesse. Der merkwürdige Mann schwärmte als Jude für den Papst und die katholische Kirche, wobei ihm nichts ferner lag als der Gedanke, Christ zu werden. Auf wiederholte Zumutungen, die ihm von seiten katholischer Freunde gekommen sind, hat er geantwortet: „Ich habe das nicht nötig.“ So trug er mit mehr als christlicher Geduld den Spottnamen des „ultramontanen Juden“.

Und in ultramontane Interessen war er so tief eingeweiht, daß er mir schon 1860 im Gespräche bemerkt hat, der Papst werde nächstens ein Konzil zusammenrufen, von welchem die päpstliche Unfehlbarkeit werde verkündet werden. Davon erwartete er den Beginn einer neuen Periode der Weltgeschichte und das Ende der herrschenden Meinungsanarchie. Mit diesen lebhaften katholischen Interessen stand eine ebenso lebhafte Sympathie für Oesterreich in Zusammenhang und mit den in Heidelberg anwesenden Notabilitäten der preußischen Partei lebte er in einem kleinen Konversationskriege, in welchem er die Waffe jüdischer Schlagfertigkeit trefflich zu führen wußte. Im Gespräche mit Robert von Mohl berief er sich eines Tages auf ein Urteil Moritz Mohls. „Mein Bruder ist ein Narr" — bemerkte ärgerlich der badische Staatsmann. — „Gerade dasselbe sagt Ihr Herr Bruder von Ihnen" — entgegnete der ultramontane Jude.

Der Hofrat Kapp war mir durch seine philosophische Bildung, durch die Unabhängigkeit seines Urteils und Charakters, durch die geistigen Interessen seiner Familie und deren interessante Verbindungen, durch die Gastlichkeit seines Hauses und durch seine seltene Kenntnis von Personen und Verhältnissen eine sehr wertvolle Bekanntschaft. Er hatte etwas von der kriminalistischen Spürnase Lothar Buchers und benutzte dieses Organ vornehmlich zur Jesuitenriecherei, die seine Spezialität war und die er als eine Art von Monopol betrieb. Seine Frau nahm es mir förmlich übel, daß ich mich für die Geschichte der Jesuiten in Indien interessiert hatte und daraus einige merkwürdige Thatsachen anführte, welche sie von ihrem Manne nicht gehört hatte. „Und das haben Sie alles gelesen?" — sagte sie in unverkennbarer Eifersucht. Von dem Grafen Adam Gurowski behauptete Kapp zu wissen, daß derselbe in Amerika nicht nur russischer, sondern zugleich jesuitischer Agent sei, und sogar Konstantin Frantz, mit welchem er durch mich in Kissingen persönlich bekannt wurde, stand bei ihm in dem Verdachte, dem Orden affiliiert zu sein. Trotz dieser immer wachsamen Feindschaft gegen Jesuitismus und Ultramontanismus und so gern er etwas veraltete österreichische Anekdoten erzählte, in denen unsre deutschen Brüder an der Donau nicht als besonders geistreich zum Vorschein kamen, war er gut groß-

deutsch gesinnt, worin ich auf politischem Boden ihm begegnete. Von Heinrich von Gagern als Politiker hatte er nicht ohne Grund eine geringe Meinung und vor dessen patriotischem Pathos mit unzulänglichem Verstande wenig Respekt.

Mit diesem letztern wie mit Robert von Mohl stand ich nicht in besonders lebhaftem Verkehre. Mohl war für mich zuviel Gelehrter und zu wenig Politiker, und ohne offener Parteimann zu sein, gehörte er doch der preußischen Partei an. Als er 1861 badischer Bundestagsgesandter geworden war, schrieb mir eine mit der Mohlschen Familie sehr befreundete Dame nach Kissingen: „Der neuernannte Bundestagsgesandte geht nach Frankfurt mit dem Auftrage, so viel wie möglich zur Auflösung des Bundes zu wirken. Er erwartet sich also nur eine kurze, aber stürmische Dauer seiner Gesandtschaft."

Daß meine politischen Ansichten mich von Häusser und Gervinus entfernt hielten, brauche ich kaum zu sagen. Ich habe indessen Gervinus einmal besucht; Häusser dagegen war mir zu sehr als Grobian bekannt, als daß ich ein Gelüste verspürt hätte, ihm nahe zu kommen. Unser Arzt, der alte Dr. Posselt, mit beiden Historikern befreundet, erzählte uns einen für das wissenschaftliche Verhältnis derselben charakteristischen kleinen Vorgang. In einem Gesellschaftslokale hatte Gervinus den Kaiser Napoleon III. als den bedeutendsten Mann unsrer Zeit bezeichnet. „Was? dieses Mondkalb?" hatte Häusser erwidert — und die beiden Gelehrten waren über dieser Verschiedenheit beiderseitiger Ansichten so heftig hintereinander gekommen, daß der eine — mutmaßlich Häusser — dem andern sein volles Glas ins Gesicht geworfen.

Von diis minorum gentium bewegte sich in der damaligen Heidelberger Gesellschaft der russische Staatsrat Blum, machte auf der Promenade dem Herrn von Dusch Exzellenz sein Kompliment und zankte sich mit dem Bankier Zimmern über politische Fragen. Trotz seinen preußischen Sympathien war ich mit ihm als einem harmlosen alten Herrn befreundet und ließ mich von ihm gelegentlich über russische Verhältnisse belehren. Ein ihn besuchender russischer Freund, gewesener Leibarzt des Kaisers Nikolaus, hatte ihm erzählt, wie es sich mit dem Tode des Zaren verhalten habe. Der

Kaiser, welcher die Niederlage Rußlands nicht habe überleben wollen, habe von dem Arzte Gift verlangt, was dieser nur unter der Bedingung, daß es mit Wissen und Zustimmung des Thronfolgers geschehe, zu reichen sich bereit erklärt habe. Darauf habe Nikolaus sich vergiftet, der Arzt Rußland verlassen. — Ich wiederhole nur, was ich vernommen.

In unsern Aufenthalt zu Heidelberg fällt meine Bekanntschaft mit verschiedenen mehr oder minder ausgezeichneten Persönlichkeiten, welche als Fremde teils für längere Zeit sich daselbst aufhielten, teils auf der Durchreise den Ort besuchten, teils endlich ausdrücklich in besonderer Absicht dahin kamen.

Zu der ersten Klasse gehörte die Engländerin Mrs. Crosse, Witwe des um die Erforschung der Elektrizität verdienten Physikers Crosse, und selbst mit wissenschaftlichen Fragen beschäftigt, in ihrer Bildung etwa auf dem Standpunkte von John Stuart Mill stehend. Sie verstieg sich mit mir in ein Gespräch über die Kantsche Philosophie, mit welcher sie sich durch englische Uebersetzungen bekannt gemacht. Persönlich ein ruhiger, klarer und liebenswürdiger weiblicher Charakter, verdarb sie mir die Freude durch philosophische Schulfuchsereien von induktiver und deduktiver Erkenntnis, in denen sich die Unselbständigkeit des weiblichen Denkens und der fremde Ursprung ihrer Beschäftigung mit solchen Dingen ausdrückte. Sie hatte ihre drei Kinder, Knaben von fünf bis neun Jahren, bei sich, welche sämtlich etwas Greisenhaftes hatten und von denen der mittlere den leibhaftigen Homunkulus aus der Retorte des ehemaligen Famulus des Dr. Faust vorstellte. Der Junge hatte sonderbar dämonische Einfälle. Als er einmal meine Frau auf einem Spaziergange begleitete und die beiden auf die Höhe gelangt waren, von welcher man die lachende Rheinebene überblickt, sagte er plötzlich: „Frau Fröbel! ich wollte, daß ein großes Wasser käme und dieses ganze Land verschlänge und alle Menschen ertränkte und wir zwei allein übrigblieben!“ — Eine merkwürdige Phantasie im Kopfe eines sechsjährigen Bürschchens! —

Bei Frau Crosse traf ich eines Abends mit dem Herausgeber der Westminster Review, Dr. Chapman, zusammen, welcher mir

durch seine dünkelhafte Unwissenheit merkwürdig wurde. In einem politischen Gespräche, in das er sich mit mir einließ, sprach er mit herablassendem Bedauern von den „tyrannical governments of Germany". Ich entgegnete ihm, daß es in Deutschland dermalen keine tyrannische Regierung gebe. „Aber sie haben keine Volksvertretungen" — fiel mir die litterarische Notabilität ins Wort, welche, wie sich zeigte, nicht die blasse Idee von deutschen Zuständen hatte. Ich führte ihn ans Fenster und zeigte ihm einen auf der Straße arbeitenden Holzhauer. „Dieser Mann z. B. ist ein Wähler und ist wählbar zur Volksvertretung dieses Landes," — sagte ich ihm — „darin sind wir weiter als Sie in England." — Erstaunt über das neue Licht, welches ich ihm angezündet, wünschte er nun zu wissen, weshalb wir unter solchen Umständen unzufrieden seien. In Nicaragua hatte mir einmal ein Mann eine Kuh gezeigt und mich gefragt, ob ich schon ein solches Tier gesehen habe, auf meine Antwort aber, daß wir in Europa auch Kühe hätten, die weitere Frage an mich gerichtet, weshalb dann aus Europa so viele Leute nach Nicaragua kämen. Der Herausgeber der berühmten Westminster Review erinnerte mich mit seiner Frage an die des naiven Nicaraguensers. „Wir sind unzufrieden," antwortete ich — „weil wir eine der Größe und ausgezeichneten Bildung unsrer Nation entsprechende politische Macht verlangen — eine Macht, die uns in den Stand setzt, jede fremde Anmaßung zurückzuweisen."

Angenehmer war mir die Bekanntschaft mit andern damals Heidelberg besuchenden Fremden; so die mit dem berühmten Kenner der assyrischen Keilschrift, Dr. Oppert, dessen Besuch mir zu vieler Belehrung gereichte; ferner die mit dem Petersburger Oberbibliothekar Dr. Hehn, welcher sich in einer mir schmeichelhaften Weise für meine „Soziale Politik" und meine amerikanischen Reisen interessierte. Er erzählte mir, daß man meine Kapitel über die Negersklaverei und über das amerikanische Parteiwesen habe ins Russische übersetzen wollen, jedoch bei genauerer Erwägung gefunden habe, daß meine Beurteilungen für die liberale Agitation in Rußland zu objektiv seien. Dr. Hehn schien schon damals an eine in Rußland herannahende Revolution zu glauben. Jedes neue Blatt von

Alexander Herzens „Glocke", sagte er, sei in Rußland ein Ereignis. „Haben Sie die Glocke gelesen?" — fragte man sich in den Gesellschaften. — Die Russen erklärte Hehn für slavisierte Finnen. Moskau, bemerkte er, stehe auf finnischem Boden. Als slavischen Boden reklamierte er dagegen den ganzen Osten Deutschlands, und da nach seinen Forschungen Rhein und Donau keltischer Boden seien, ließ er uns für das eigentliche Deutschland nur das Wesergebiet übrig.

Ich fand, daß das sehr interessante historische oder prähistorische, aber jedenfalls unpolitische Fragen seien. Es fehlte jedoch auch nicht an den Besuchen und Begegnungen von und mit Männern von politischer Stellung und Beschäftigung.

Nachdem ich in der ersten Hälfte des Mai 1860 — worauf ich sogleich zurückkommen werde — in Berlin gewesen war, erhielt ich gegen Ende des Monats einen Brief von da, welcher mir den Besuch des gewesenen preußischen Staatsministers von 1848, Herrn Heinrich von Arnim, ankündigte, und in den ersten Tagen des Juni war derselbe auch wirklich in Heidelberg, ohne mich jedoch zu besuchen. Dagegen erhielt ich eine Einladung zu Robert von Mohl, bei welchem ich Arnim traf. Der Mann ist bald nachher gestorben und seine damals in der Unterhaltung mit mir ausgesprochenen Urteile und Meinungen haben damit ein Teil ihres Interesses verloren, doch nicht das ganze. Es bleibt immerhin bemerkenswert, wie ein Mann in seiner Stellung mir gegenüber sich geäußert, nachdem er die Absicht, mich zu besuchen, aus einem Grunde, welcher sich unschwer erraten ließ, aufgegeben. In Heidelberg, wo man meine politischen Ansichten genauer kannte, war er ohne Zweifel vor mir gewarnt worden. Er war daher auch mit positiven Ideen über das, was zu erstreben sei, zurückhaltend. Erst im Weggehen, im Stehen, mit dem Hute in der Hand, kamen wir dazu, uns in einer Weise auszusprechen, die mich mit einer Seite seines Standpunktes bekannt machte und die mir noch jetzt bemerkenswert zu sein scheint. Die notwendige Umgestaltung Deutschlands, sagte mir der gewesene preußische Minister, welcher 1848 noch nicht ganz verdaut zu haben schien, könne nicht von den Regierungen, sondern nur vom

Volke bewirkt werden. „Halten Sie auch nach unsern Erfahrungen einen Bruch zwischen dem Volke und den Regierungen für so unbedenklich, daß Sie ihn wünschen können?“ — fragte ich erstaunt. — „So verstehe ich die Sache nicht“ — antwortete die demagogische Exzellenz: — „die Kammern der deutschen Staaten müssen die Umgestaltung unsrer nationalen Zustände in die Hand nehmen.“ — „Dann müßten die Kammern“ — sagte ich — „sich überhaupt der Politik bemächtigen und in übereinstimmender Weise die Regierungen zwingen, das Verlangen des Volkes nach einer wahrhaft nationalen Existenz zu befriedigen.“ — „Ja!“ sagte kurz abgebrochen Heinrich von Arnim. — „Das heißt also wohl“ — interpretierte ich weiter — „die sämtlichen deutschen Kammern sollen Ausschüsse zu einer Nationalversammlung abordnen — ein Parlament als Delegiertenversammlung.“ — „Ja! — in dieser Weise könnte vielleicht etwas geschaffen werden. Denn anders muß es werden! — so wie es ist, kann es nicht bleiben!“ — rief mit erhobener Stimme der Minister von 1848. — Ich bemerkte darauf, daß es sich dann nur darum handeln würde, in welches Verhältnis diese Versammlung von Kammerausschüssen zum Bundestage gestellt werden solle. „Der Bundestag“ — entgegnete Arnim — „wird von uns nicht anerkannt. Das heißt: von der Regierung wird er wohl anerkannt, aber nicht von der Kammer. Den Bund erkennen wir an, aber nicht den Bundestag.“ Das „wir“ bedeutete, wie man sieht, die preußische Partei, zu welcher Heinrich von Arnim gehörte. Auf meine die internationale Stellung des Bundes betreffenden Bemerkungen erhielt ich keine Antwort und das Gespräch ward im Weggehen abgebrochen. — Gerade ein Jahr nachher traf ich in Kissingen mit dem Berliner Freunde des unterdessen verstorbenen, wie mir schien, etwas dilettantischen Staatsmannes zusammen, welcher mir dessen nicht abgestatteten Besuch gemeldet hatte. Von diesem vernahm ich, daß Arnim die Absicht gehabt habe, in Bayern ein Zusammengehen mit Preußen zur Teilung Deutschlands ohne Rücksicht auf Oesterreich und wahrscheinlich in der Erwartung eines baldigen Unterganges des Kaiserstaates anzuregen, für welchen Gedanken er aber in München gar keinen Anklang gefunden. Es war die eine Form der Mainlinienpolitik, für welche

Arnim damals in Süddeutschland glaubte Propaganda machen zu können. Gegen den Berliner Freund machte ich die Bemerkung, daß Oesterreich doch wohl nicht dem Untergange so nahe sein möchte, wie eine preußische Partei zu glauben scheine. Wenn Oesterreich sich halte und Bayern nicht zugreifen wolle, entgegnete dieser, müsse die Teilung Deutschlands zwischen Preußen und Oesterreich vor sich gehen. Einige Monate später unterhielt ich mich in Wien mit dem Grafen Rechberg über die deutsche Politik. Das Gespräch kam auch auf Herrn von Roggenbach und dessen magnetische Liebhabereien. „Heinrich von Arnim trieb ähnliche Dinge" — sagte der österreichische Minister; — „Lamartine 1848 wußte das zu benutzen und schickte eine Somnambule nach Berlin, um Politik machen zu helfen."

Von positiverem Werte als das Zusammentreffen mit dem Berliner politischen Dilettanten, aber doch ohne bleibende Folgen, war für mich der Besuch des sächsischen Staatsministers, damaligen Freiherrn von Beust. Ich hatte auf die 1859 erschienene Flugschrift „Deutschland und der Friede von Villafranca" zuerst im Frühling 1860 „Die Bestandteile der deutschen Parteien und die politische Litteratur des letzten Jahres", dann im Sommer „Die Forderungen der deutschen Politik" folgen lassen, und unter andern Staatsmännern hatte ich diese kleinen Schriften auch dem sächsischen Minister zugeschickt. — Wie hatten sich doch in zwei Jahren die Zeiten geändert! — Im März 1858, wo ich, um die Gesundheit meines in Freiberg studierenden Sohnes besorgt, zu einer Reise nach Sachsen Veranlassung zu haben glaubte, erhielt ich auf ein an Herrn von Beust persönlich gerichtetes Schreiben die folgende Antwort: „Auf die unterm 10. März dieses Jahres an den Chef des unterzeichneten Ministeriums von Ihnen gerichtete Anfrage wird Ihnen hierdurch zur Bescheidung eröffnet, daß Ihnen der Eintritt in das Königreich Sachsen und ein vorübergehender Aufenthalt daselbst bis zur Dauer von vier Wochen nicht verweigert werden soll, dafern Sie nicht während dieser Zeit durch Ihr Verhalten in politischer Beziehung oder sonst zu polizeilichen Bedenken selbst Veranlassung geben. Dresden, den 23. März 1858. Königlich Sächsisches Ministerium des Innern. Beust." — Jetzt, im Sommer 1860, erhielt ich einen Brief des nämlichen Mi-

nisters, welcher mir in sehr lebhaften Ausdrücken für meine litterarische Zusendung dankte und mich fragte, ob er mich gegen Ende des Monats August in Heidelberg treffen würde. — Daß ich es der Mühe wert gehalten — schrieb mir Herr von Beust — seine Aufmerksamkeit auf meine Schriften zu lenken, dürfe er als einen Beweis betrachten, daß ich in seinem Wirken etwas andres erkenne, als die Intrigue einer antediluvianischen Diplomatie; und ein solches Zeugnis, von mir kommend, sei ihm ein sehr wertvolles. — Sehr merkwürdig ist die Aehnlichkeit dieser Aeußerungen mit denen, welche ein mir um dieselbe Zeit zukommender und durch die gleiche Veranlassung hervorgerufener Brief des Herrn Von der Pfordten enthielt. „Sie können kaum ahnen," — schrieb mir der damalige bayerische Bundestagsgesandte — „wie wohl mir die Lektüre Ihrer beiden Schriften gethan hat. Ich habe es geduldig ertragen, während eines Dezenniums als Partikularist, Fürstendiener, Reaktionär geschmäht zu werden. . . . Sie sind nicht durch Partikularismus oder Fürstengunst geblendet. Sie sind nicht durch die Süßigkeit des Regierens zum Reaktionär geworden, und dennoch beurteilen Sie alle Hauptfragen gerade wie ich." — Herrn Von der Pfordten hatte ich kurz vorher in Frankfurt besucht. Den mir in Aussicht gestellten Besuch des Herrn von Beust erhielt ich an einem der letzten Tage des August. Ich war krank, und um mich sprechen zu können, mußte derselbe sich einen Tag in Heidelberg aufhalten. Auch dann noch mußte ich ihn im Bette liegend empfangen.

Unsre Unterredung betraf natürlich die deutschen Angelegenheiten und insbesondere den Plan einer engeren Vereinigung der Mittel- und Kleinstaaten, auf deren Beseitigung die preußische Mainlinienpolitik berechnet war. Beust stimmte dem Gedanken eines Parlamentes dieser Staaten bei. Er war gegen die Erneuerung eines allgemeinen deutschen Parlamentes, wollte aber die Gruppe der Mittel- und Kleinstaaten mit Preußen und Oesterreich zu einem nationalen Ganzen verbunden wissen. Ich fand mich also mit ihm auf gleichem Standpunkte. Daß im Geiste des erfindungsreichen und zugleich auch leichtsinnigen Staatsmannes dies nicht allzu ernst zu nehmen war, lernte ich erst später erkennen. „Herr von Beust"

— sagte man mir 1861 in Hannover — „ist in deutschen Reformangelegenheiten der schlechteste Antragsteller — ein Projektenmacher und ganz unbeständig!“ — Die deutsche Trias war nur eine von den verschiedenen kaleidoskopischen Figuren, welche sich nach Umständen in seinem Kopfe bildeten, und eine Ahnung, daß es ihm damit nicht ernst sein könne, erhielt ich allerdings schon bei seinem Besuche. Auf meine Bemerkung, daß die kleineren deutschen Staaten und ihre Dynastieen durch ihre Passivität in der nationalen Frage ihr Dasein aufs Spiel setzten, erwiderte mir der sächsische Minister, man sei sich darüber nicht unklar, und es könne sich ja überhaupt nur darum handeln, den zum Tode Bestimmten so lange wie möglich das Leben zu erhalten. — Die Stellung des Ministers wäre demnach die des Hausarztes eines dem Lebensende entgegengehenden alten Mannes gewesen. Im übrigen bemerkte Herr von Beust, daß von den deutschen Fürsten der König von Sachsen, der König von Bayern, der König von Württemberg und wahrscheinlich auch der König von Hannover, sodann der Herzog von Meiningen und in Baden der Prinz Wilhelm für die Trias seien, daß aber der König von Bayern dabei als selbstverständlich für sich die Hegemonie der mittel- und kleinstaatlichen Gruppe in Anspruch nehme. Gegen den vom Herzoge von Meiningen in Vorschlag gebrachten Plan einer nach dem Triasgedanken ausgeführten deutschen Militärverfassung sei der König Maximilian nur gewesen, weil darin von seiner „Ernennung“ zum Feldherrn des dritten Nationalheeres die Rede, er aber als König von Bayern über der Ernennung zu einer ihm von selbst gebührenden Würde erhaben sei. In der Gruppe der Mittel- und Kleinstaaten mache Bayern die Prätension, welche Preußen im ganzen deutschen Bunde mache, — natürlicher Hegemon zu sein, woran alle Bemühungen zu Gunsten einer zweckmäßigen Gestaltung der Dinge scheitern müßten. Darin hat denn in der That Herr von Beust recht behalten, und was sich später begeben, ist dadurch bestimmt worden.

Die Schriften, welchen ich den persönlichen Verkehr mit dem sächsischen und dem bayerischen Staatsmanne verdankte, hatten indessen an andrer Stelle eine Wirkung, welche für meinen weiteren Lebensgang entscheidend wurde. In Erinnerung an die mir bei Gelegen-

heit der beabsichtigten Ausweisung aus Frankfurt von der österreichischen Bundespräsidialgesandtschaft durch die öffentliche Ablehnung ihrer Beteiligung an dem Verfahren der Frankfurter Polizei bewiesene Zuvorkommenheit fühlte ich mich veranlaßt, diese Schriften auch dem Freiherrn von Kübeck, damaligem Präsidialgesandten, zu übersenden. Einige Wochen darauf erhielt ich das folgende Schreiben: „Frankfurt a. M., 20. Juli 1860. Geehrter Herr! Schon früher würde ich die unterm 5. d. M. erfolgte freundliche Zusendung Ihrer vortrefflichen Schrift über die politische Litteratur des letzten Jahres verdankt haben, die ich mit demselben Interesse gelesen habe, wie „Die Forderungen der deutschen Politik", wenn ich nicht gehofft hätte, damit recht bald eine Ihnen gewiß nicht weniger als mir selbst angenehme Nachricht verbinden zu können. Die inliegende offizielle Eröffnung enthält darüber das Nähere. Indem ich mich aufrichtig freue, daß sich Ihnen wieder die Pforten meines engeren Vaterlandes erschließen, hoffe ich, daß Sie, der auch in der Verbannung ihm eine warme und werkthätige Teilnahme gewidmet haben, dasselbe in nicht zu langer Zeit besuchen und dadurch veranlaßt werden, fort und fort mit der Ihnen eigenen ausgezeichneten Begabung auf dem politisch-litterarischen Gebiete das Zusammenstehen Oesterreichs mit Deutschland zu vertreten in dieser Zeit allgemeiner Begriffs- und Rechtsverwirrung. Graf Rechberg hat mich ausdrücklich beauftragt, Ihnen seinen Dank für Ihre letzten, so gehaltvollen politischen Schriften auszudrücken. In der zuversichtlichen Erwartung, daß Sie mich bei Ihrer nächsten gelegentlichen Anwesenheit in Frankfurt mit einem Besuche erfreuen werden, bitte ich der hochachtungsvollsten Gesinnung versichert zu sein Ihres ergebensten — Kübeck." Die offizielle Eröffnung lautete: „Frankfurt a. M., den 20. Juli 1860. Wohlgeborner Herr! Es gereicht mir zum besonderen Vergnügen, Euer Wohlgeboren eröffnen zu können, daß, zufolge Erlasses Seiner Exzellenz des kaiserlichen Ministerpräsidenten Herrn Grafen von Rechberg vom 17. l. M., das gegen Sie bisher bestandene Verbot des Eintritts in die k. k. Staaten aufgehoben worden ist. Empfangen Euer Wohlgeboren bei diesem Anlasse die Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung. Der k. k. Präsidialgesandte. Kübeck."

So waren für mich, ohne daß ich mich darum beworben, die Nachwirkungen von 1848 in Oesterreich, und ich durfte annehmen auch in Sachsen, Bayern und den übrigen deutschen Staaten mit Ausnahme Preußens, beseitigt. In Bezug auf diesen Staat, dessen Gunst zu erwerben ich mich allerdings in meiner politischen Schriftstellerei nicht befleißigt hatte, blieb mir eine Ungewißheit. Zwar war ein Besuch, welchen ich im Mai in Berlin zu machen gewagt, ohne Hindernisse oder Unannehmlichkeiten abgelaufen; als ich aber nach kurzem Aufenthalte von dort wieder abreiste und auf die Rückgabe meines Passes warten mußte, teilte mir nicht ohne humoristische Bemerkungen der mir denselben zurückbringende Hausknecht des Hotel d'Angleterre mit, der Paß sei mit einem roten Bändchen geschmückt gewesen, und das habe Aufenthalt verursacht.

Auf diese und andre Reisen und Besuche in Deutschland und Oesterreich werde ich sogleich zu sprechen kommen, nachdem ich einiger noch in den Heidelberger Aufenthalt fallenden Begegnungen gedacht und die Geschichte meiner Beziehungen zur österreichischen Regierung um einen Schritt weiter geführt haben werde.

Im September 1860 besuchte mich der preußische Assessor Fischel, welchen meine günstige Beurteilung seiner zahlreichen Flugschriften mir zuführte. Als großdeutsch und föderalistisch gesinnter Preuße aus der Schule David Urquharts war er ein Mann, dessen Bekanntschaft mir wertvoll zu sein schien, und ich erfuhr auch von ihm mancherlei, was meine Personen- und Sachkenntnis vermehrte; wie den wenigen andern preußischen Parteigängern der großdeutschen Politik fehlte aber auch ihm der positive Gedanke und darum der Glaube an die Sache. Alle seine zahlreichen Flugschriften dienten polemischen Zwecken, fochten mit Urquhartschen Waffen und arbeiteten im koburgischen Interesse. Von mehreren dieser Schriften hat er mir brieflich bekannt, daß er sie unter persönlicher Mitwirkung des Herzogs von Koburg geschrieben, — so „Die Despoten als Revolutionäre" und „Deutsche Federn in Oesterreichs Doppeladler". — Ich bin nachher mit Fischel mehrmals zusammengetroffen und werde seiner später noch erwähnen müssen. Daß aus seinem Besuche in Heidelberg in politischer Hinsicht für mich weiter nichts folgte, ersehe

ich nachträglich aus dem Umstande, daß ich mich davon nur einer Anekdote erinnere, die er mir erzählt hat, und die zur Zeichnung deutscher Kleinstaaterei aus jener Zeit wird nacherzählt werden dürfen, so wenig sie auf die Ehre eines politischen Interesses Anspruch machen kann. Bei einem Besuche, welchen Fischel unlängst in Schleiz gemacht, hatte er im dortigen Kasino — oder wie die Gesellschaft der Honoratioren meines mir sehr werten Wahlortes von 1848 heißen mag — auf seine Frage nach der Natur der politischen Zerwürfnisse, unter denen die sonst harmlose und glückliche Geselligkeit des Städtchens nach laut gewordenen Klagen leide, die Auskunft erhalten, daß der Fürst, welcher 1848 als Reaktionär aus der Gesellschaft ausballotiert worden sei, nun mit unversöhnlicher Gesinnung seinen allgemein gewünschten Wiedereintritt verweigere.

Thatsächliche Folgen für meine Lebensverhältnisse hatte die Bekanntschaft mit dem österreichischen Hofrate Max von Gagern, welcher im Dezember 1860 seinen Bruder Heinrich in Heidelberg besuchte. Noch vor Ablauf des Jahres erhielt ich von ihm einen Brief, in welchem mir höheren Auftrages der Wunsch ausgesprochen wurde, daß ich den von französischer Seite angeregten Gedanken einer Abtretung Venedigs auf dem Wege des Verkaufes einer Beurteilung unterziehen möge. Es wurde gewünscht, daß ich dies recht bald und in der Form einer unter meinem Namen erscheinenden Flugschrift thue, deren Inhalt und Ton im übrigen ganz mir überlassen sein sollte. Was hätte mehr meinen Gedankenläufen und politischen Sympathieen entsprechen können, als dieser Aufforderung nachzukommen! — Den Brief des Hofrats von Gagern erhielt ich am vorletzten Tage des alten Jahres, und am 20. Januar des neuen war die Broschüre „Deutschland, Oesterreich und Venedig" geschrieben und auf dem Wege in die Druckerei. Vieles hat sich seitdem außer mir und in mir geändert.

Im März brachte mir Heinrich von Gagern zwei Wiener Briefe. Der eine war vom Grafen Rechberg, welcher in sehr warmen Ausdrücken mir seinen Dank für die Erfüllung seines Wunsches und die Anerkennung der kaiserlichen Regierung für den ihr durch meine Schrift geleisteten Dienst aussprach, mit der Aeußerung schließend,

daß es ihn freuen würde, mir bald mündlich seine Hochschätzung wiederholen zu können. Diese letzte Wendung war eine Erneuerung der schon von seiten des Barons Kübeck erhaltenen Andeutung, daß mein baldiger Besuch in Wien erwünscht sein würde. Der zweite Brief war vom Hofrat von Gagern, welcher sich eifrig und mit großer Freundschaft bemühte, mich durch irgend ein geschäftliches Privatinteresse nach Wien zu ziehen. Augenscheinlich wünschte man, daß ein solcher Beweggrund meiner Reise dahin und meiner Niederlassung daselbst als Vorwand dienen und das politische Verhältnis verhüllen möchte. Schon bei seinem Besuche in Heidelberg hatte der Hofrat von Gagern in zuvorkommendster Weise sich erboten, für meine „Theorie der Politik", welche ich zwischen allen den kleineren litterarischen Arbeiten und vielfältigen Unruhen und Zerstreuungen damals zu schreiben begonnen, ein Verlagsverhältnis mit der Wiener Firma Karl Gerolds Sohn zu vermitteln, und schon sein erster Brief hatte die Mitteilung enthalten, daß ihm dies in befriedigender Weise gelungen sei. Der jetzige bezog sich auf andre Projekte privater Natur, erwähnte der Broschüre nicht, und enthielt nur als Postskriptum die Worte: „Achtzig kf. Dukaten habe ich die Ehre in höherem Auftrage anzuschließen." Ich mußte erraten, daß die Rolle Gold, welche mir Heinrich von Gagern offen einhändigte, ein Honorar für die Schrift „Deutschland, Oesterreich und Venedig" sein solle.

In einer Art war ich von der Sache unangenehm berührt. Ich hoffte durch meine publizistischen Arbeiten zu Gunsten der deutschen Politik Oesterreichs in Wien Einfluß zu gewinnen; eine Belohnung in Geld zu erwarten, war mir nicht in den Sinn gekommen, und ich fühlte mich in die Stellung eines bezahlten Schriftstellers herabgesetzt. Ich bat Heinrich von Gagern, das Geld zur Verfügung seines Bruders oder der österreichischen Regierung zurückzunehmen, wozu er sich, wenn auch ungern, verstand. Als ich aber einige Tage später zur Reise nach Wien entschlossen war, wünschte er, ich möge die Rolle selbst mit dahin nehmen, und damit nach Gutdünken verfahren. In Wien wurde ich dann durch seinen Bruder, dem ich sie zurückbrachte, doch zur Annahme bestimmt, indem ich einräumen mußte,

daß seine Einwendungen gegen die Nichtannahme begründet seien. Ich erzähle diese Einzelheiten, welche an sich von geringem Interesse sind, weil ich mein Verhältnis zur österreichischen Regierung von Anfang an darstellen will, wie es sich gestaltet hat und gewesen ist. Zur Förderung und Gestaltung dieses Verhältnisses ist niemand so thätig gewesen wie der Hofrat von Gagern. In mancher Beziehung aber hat er wohl auch durch die Einmischung katholischer Interessen, denen er als Konvertit mit Eifer gedient hat, dasselbe verdorben, wie überhaupt die großdeutsche Politik und die Stellung Oesterreichs im deutschen Staatensystem durch solche Einmischung verdorben worden ist.

Ein anderer Konvertit im österreichischen Dienste, der Graf Blome, damals österreichischer Gesandter in Hamburg, besuchte mich in Heidelberg im April 1861, gerade nach meiner Rückkehr von meinem damaligen Besuche in Wien, und machte mir den Antrag, die Leitung einer Zeitung zu übernehmen, welche in Hamburg gegründet worden war, und bestimmt sein sollte, die österreichische Politik im Norden zu fördern. Ich lehnte aus mehr als einem Grunde den Antrag ab. Eine Wirksamkeit an der Peripherie nach den von der Wiener Preßleitung ausgehenden Weisungen war nicht die, welche ich suchte. Ich strebte nach selbständigem Einflusse im Zentrum, kann aber auch zugleich nicht sagen, daß die Persönlichkeit des Grafen Blome bei dieser ersten Bekanntschaft auf mich einen gewinnenden Eindruck gemacht hätte.

4.

Kleine Reisen und verschiedene Begegnungen. In Berlin: Konstantin Frantz und Adolf Stahr. In Leipzig: Lazarus, Andree und Bastian. In Frankfurt: Sir Alexander Malet, Von der Pfordten. In Rippoldsau: Friedrich Pecht und angebliche politische Sünden. Fahrt mit dem Staatsrat Hermann. In Kissingen: Graf Leo Tolstoi, Konstantin Frantz und Hofrat Kapp. Anekdote von Gottfried und Johanna. Auf dem Wege nach Wien in Stuttgart: Cotta, Varnbüler und Moritz Mohl. In München: Ehemalige Lehrer und alte sowie neue Bekanntschaften und Freunde.

Bevor ich in meiner Erzählung zu dem Verhältnis gelange, in welchem ich während einiger Jahre zur österreichischen Regierung gestanden und welches für diese Zeit Wien zu unsrem Wohnort gemacht, muß ich einiger Zwischenfahrten gedenken, durch welche der Aufenthalt in Heidelberg unterbrochen wurde.

Im Mai war ich in Berlin. Ich wollte mich der freien Bewegung auch in Preußen versichern, alte Bekanntschaften erneuern, meine Kenntnis der politischen Zustände in Deutschland vervollständigen, insbesondere aber Konstantin Frantz kennen lernen. Dessen kürzlich erschienene „Untersuchungen über das europäische Gleichgewicht" hatten mich lebhaft interessiert, mich mit ihm in Briefwechsel gebracht und den Wunsch eines näheren Verkehrs in mir erregt. Einer seiner Briefe ist die Veranlassung zu meiner kleinen Schrift „Die Forderungen der deutschen Politik" geworden, der ich die Form eines an ihn gerichteten offenen Schreibens gegeben habe.

Ich fand einen scharfsinnigen, durchaus selbständigen Beurteiler der politischen Weltlage, aber krankhaft gereizten Mann mit vielen Wunderlichkeiten, und es zeigte sich im mündlichen Gedankenaustausche, daß ein aus innerer Uebereinstimmung des beiderseitigen Wesens hervorgehendes Zusammenwirken, wie er es mir vorgeschlagen hatte, trotz allem Zusammentreffen unsrer Gedankenrichtung nicht wohl möglich sein werde. Bei einer nachherigen Zusammenkunft in Kissingen haben sich wesentliche Gegensätze unsrer Weltansicht noch schärfer herausgestellt. Wir hegten bei unsrer publizistischen Wirksamkeit verschiedene Hintergedanken, welche im Gespräche nicht ganz verborgen

bleiben konnten. Meine Achtung vor dem geistvollen politischen Schriftsteller ist aber dadurch nicht verringert worden. In das Lehrsystem einer Partei haben seine zahlreichen Schriften freilich zu wenig gepaßt, daß sie hätten gebührende Beachtung finden können. Die Masse der Menschen will nur wissen, was ihr gefällt, in der Politik was in ihren Kram paßt, und politische Parteien sind unzugänglich für Erwägungen, durch welche eine beliebte Lehrmeinung in Frage gestellt wird. Wenn sie lesen, wollen sie in ihrem politischen Glauben bestärkt sein. Sie lesen darum auch nur die Zeitungen und Schriften der eigenen Partei, und wer mit Interesse die der Gegner liest, ist ihnen so verdächtig, wie der Kirche der Leser einer ketzerischen Schrift. Ihre litterarischen Beurteilungen sind Warnungen, die von der Lektüre abhalten sollen, sofern es nicht möglich ist die Schriften tot zu schweigen. Nicht ohne Grund schrieb mir Konstantin Frantz mit Bezug auf die Thatsache, daß ich seine „Untersuchungen über das europäische Gleichgewicht" in Kolatschek's zu Gotha gedruckter Zeitschrift rühmend besprochen hatte: „Es ist lustig, daß Ihre Anzeige meines antigothaischen Buches gerade in Gotha gedruckt werden mußte. Wir werden sehen, was die Herren Gothaner dazu sagen, oder ob sie ihre Politik des Totschweigens fortsetzen, ähnlich wie seiner Zeit die Professoren in Leiden von Cartesius zu sprechen verboten. Seine Philosophie wurde aber doch bekannt und diese Professoren stehen nur in der Geschichte als Esel verzeichnet." Es war in der That ein gerechtes Selbstgefühl, welches sich in dieser Parallele aussprach; denn was auch seitdem geschehen sein mag, die „Untersuchungen über das Europäische Gleichgewicht" können noch immer von Staatsmännern mit Nutzen gelesen werden. Zu den alten Freunden, welche ich in Berlin damals aufsuchte, gehörte auch Adolf Stahr. „Konstantin Frantz — wer ist das?" — fragte mich dieser, als ich ihm sagte, daß ich Frantz besucht habe. Ich bin nicht sicher, ob es wirkliche oder affektierte Unwissenheit war, welche sich in dieser Frage aussprach. Soviel sich Stahr damit beschäftigte, sein Steckenpferd Italien zu reiten, so gehörte er doch in den Kreis der journalistischen Schriftsteller Berlins.

Adolf Stahr und seine Frau, zu jener Zeit Fanny Lewald, gehörten zu den letzten Freunden, von welchen ich 1849 bei Antritt

meiner Reise nach Amerika auf Helgoland Abschied genommen. Ich sollte jetzt bei ihnen einen Abend zubringen; da jedoch inzwischen beide zu Dr. Wolff, dem Eigentümer der Nationalzeitung und des weltbekannten Telegraphenbureaus, geladen worden waren, meldeten sie statt dessen mich bei Wolff, und erhielt ich von diesem eine Einladung, in deren Befolgung ich den Abend in einer Gesellschaft von mehr als dreißig Personen bei ihm zubrachte. Sie bestand aus dem Redaktionsstabe der Nationalzeitung mit seinen litterarischen Freunden und den zugehörigen Damen, und ich sah mich also in einem der ansehnlichsten litterarischen Kreise Berlins, in welchem mir, wie ich nicht unterlassen kann zu bemerken, der Geschäftsmann Dr. Wolff an politischem Verstande die Herren von der Redaktion seiner Zeitung zu überragen schien

Als ich Tags darauf bei Stahr einen Besuch machte, las mir seine Frau aus an sie gerichteten Briefen des Fürsten Pückler-Muskau interessante Urteile über Louis Napoleon und dessen Gemahlin vor, — sehr vorteilhafte Urteile, welche in die einzelnen Züge des Charakters der beiden hohen Personen eingingen, wie nur ein geübter Beobachter der Menschen und zugleich feiner Weltmann sie sich bilden kann. Der Fürst hat Eugenie gekannt, ehe sie Kaiserin war. Ich verglich in Gedanken mit seiner Beurteilung der Dame die Andeutungen, welche ich in London aus dem Munde Pulszkys vernommen, und welche nur ein zweideutiges Lob enthielten. Auch Pulszky hat Eugenie zu einer Zeit gekannt, wo sie nur eine elegante Abenteurerin war.

In politischer Beziehung trug ich von meinem damaligen Besuche Berlins wenig Gewinn davon, und ich kann nicht sagen, daß dadurch die preußische Hauptstadt für mich an Anziehungskraft gewonnen hätte, obschon ich über dieselbe nicht so absprechend hätte urteilen können wie Konstantin Frantz, welcher in einem Briefe an mich Berlin den für politische Ideen „allerunproduktivsten Ort in ganz Deutschland“ genannt hat.

Auf der Rückreise hielt ich mich einige Tage in Leipzig auf und fühlte mich da heimischer als in Berlin. Ich wohnte hier bei meinem alten Freunde Otto Wigand, besuchte meinen noch älteren

Freund Dr. Andree, bei welchem ich die Bekanntschaft des geistreichen und liebenswürdigen Lazarus machte, erneuerte durch einen Besuch meine freundschaftliche Verbindung mit Julian Schmidt, traf den mir von San Francisco her befreundeten großen Weltfahrer Dr. Bastian, und verbrachte mit diesem, mit Andree und mit Lazarus einen der interessantesten Abende meines Lebens in einer Unterhaltung, welche von einem Weltteile zum andern übersprang, als wäre die Rede von den nächstliegenden und bekanntesten Gegenständen. Als ich Bastian in San Francisco kennen lernte, hatte er schon große Reisen in mehreren Weltteilen gemacht. Seitdem war er in China, Hindostan, Arabien, Aegypten, Guinea und andern Ländern gewesen. Soviel er aber auch gesehen und beobachtet hatte, wie es kaum ein zweiter Mensch von sich rühmen kann, vermochte Andrees geographische Belesenheit mit ihm zu wetteifern. In den amerikanischen Prairien wußte dieser so gut Bescheid wie ich, und als Bastian von einem Punkte der Straße nach Mekka sprach, wo er genötigt worden umzukehren, kannte Andree die Stelle ganz genau, und wußte, daß dort ein gewisser Stein am Wege stehe. Dazwischen beleuchtete Lazarus mit historischen und ethnologischen Bemerkungen und philosophischen Urteilen die Thatsachen, welche der eine der beiden Geographen aus eigener Anschauung, der andre aus hundert Büchern kannte.

Nach Heidelberg zurückgekehrt, setzte ich mich daran, meine Schrift: „Die Forderungen der deutschen Politik" zu Papiere zu bringen, und im Juni reiste ich nach Frankfurt, um dieselbe dort im Verlage von Sauerländer zum Drucke zu befördern. Ich fand dort unsern englischen Freund von Regensburg, Charles Boner, welcher mich mit dem englischen Gesandten, Sir Alexander Malet, bekannt machte. Gleichzeitig war auf der Durchreise der Herzog von Koburg in Frankfurt, mit welchem Boner in näherem Verkehre stand. Durch letzteren hatte der Herzog von meiner zum Druck gegebenen Schrift gehört und Boner beauftragt mir zu sagen, daß ich ihm zwei Exemplare nach London schicken möge, von denen er das eine seinem Bruder übergeben wolle. Auf den Wunsch des Herzogs, daß ich ihm das Manuskript vor dem Drucke zu lesen geben möge, erwiderte ich,

daß ich bedaure dem nicht nachkommen zu können, da ich mich der Möglichkeit nicht aussetzen könne, daß Se. Hoheit mit einem Teile des Inhaltes unzufrieden sei und ich mich doch nicht entschließen würde in deren Sinne abzuändern. Ich wäre, wenn ich der Zumutung Folge geleistet hätte, in die Stellung des Assessors Fischel gekommen.

Sir Alexander Malet, welcher meine Schrift über die deutschen Parteien und deren neueste Flugschriften, wie mir Boner sagte, mit dem lebhaftesten Interesse gelesen, hatte gewünscht mich kennen zu lernen. Was ich geschrieben — sagte er mir bei meinem Besuche — sei „by far the most sensible and incisive he ever read from the pen of a German politician: but he would have recognised that the author has lived in America even without having been told so." —

Ich sprach damals auch Von der Pfordten. Er besuchte mich im Gasthause. Einige Aeußerungen, welche dabei von seiner Seite fielen, habe ich festgehalten. Sie sagen ungefähr dasselbe, was ich zur Vergleichung mit brieflichen Aeußerungen des sächsischen Ministers aus einem Briefe Pfordtens von etwas späterem Datum angeführt habe, und noch bei andrer Gelegenheit hat sich letzterer in ähnlicher Weise gegen mich ausgesprochen. Gerade aber, weil der mehrmalige Ausspruch des nämlichen, ihn selbst beurteilenden Gedankens für den Charakter des Mannes bezeichnend ist, verdienen seine Worte von mir wiederholt zu werden. „Glauben die Menschen" — sagte Von der Pfordten — „man lasse sich jahrelang von einer ganzen Nation herabwürdigen, ohne daß man das Bewußtsein eines höheren Zweckes hat, einer Idee, der man folgt? — Herabwürdigungen und Mißdeutungen erduldet doch ein Mensch von Selbstgefühl und Bildung nicht um eines Ministergehaltes oder der Ehre des Postens willen!" — „In der kurhessischen Sache 1851" — fuhr der Minister weiter fort — „handelte es sich ja nicht um die kurhessische Verfassung, nicht um Liberalismus oder Reaktion. Es handelte sich um die Möglichkeit, den Bund wieder herzustellen, also um die Einheit Deutschlands gegenüber der preußischen Union, für welche die kurhessischen Stände gewonnen waren."

Gegen Ende Juli brachte ich meine Familie nach dem Bade Rippoldsau im Schwarzwalde, worauf ich mich von da nach Kissingen begab. Wir hatten beidenteils Ursache, die Heilkräfte der Natur zu suchen.

Meine Fahrt zwischen den zwei Badeorten war nicht ohne interessante Begegnungen. Von Rippoldsau weg war mein Gesellschafter im Postwagen ein katholischer Priester, ein verständiger, ziemlich aufgeklärter Mann. In Hausach aber stieg ein protestantischer Geistlicher ein und setzte sich neben den Katholiken. Beim Einsteigen nahm er Abschied von einem „Bruder", dem er den Segen des Herrn wünschte. Dabei sprach er von der gütigen Fügung des Herrn, die einen dritten Bruder in Amerika mit einem vierten Bruder zusammengeführt, so daß beide sich im Glauben stärken können. Das alles war unter Brüdern von der Basler Missionsgesellschaft, und unsre Reisegesellschaft schien eine Reise nach irgend einem fernen Lande der Heiden anzutreten. Begreiflich, daß ihm das Herz von seinem Berufe voll war und er es vor Unbekannten im Postwagen ausschütten mußte. „Es sind zwei Reiche, die sich sondern, zwei Elemente, die sich scheiden müssen," — sagte er; — „darum ist überall Anstoß in der Welt." Und die Welt dachte er sich augenscheinlich protestantisch, denn seine zwei Elemente waren die Pietisten und die Freigeister. — Der Katholik hörte alles mit Lächeln an und machte mir später mit vieler Ueberlegenheit seine Bemerkungen gegen den protestantischen Kollegen. Im Gespräche mit mir bemerkte der Missionär, daß die englische Regierung in Indien ihre christliche Pflicht nicht erfülle, indem sie die Eingeborenen im Heidentume belasse. Indessen sei Lord Shaftesbury ein Mann, der viele Sünden der englischen Regierung wieder gut mache. — „Lord Shaftesbury" — entgegnete ich — „mag ohne Falsch sein, wie die Tauben, er ist aber nicht klug, wie die Schlangen und erfüllt also nur halb die Vorschrift des Evangeliums. Darum läßt er sich auch ohne es zu merken, von seinem Schwiegervater zu mancherlei sehr weltlichen Zwecken benutzen." — Der fromme Mann war erstaunt, solches zu hören.

Von Darmstadt bis Würzburg hatte ich im Eisenbahncoupé den Staatsrat Hermann zum Gesellschafter. Wir erinnerten uns, Kollegen

in der Frankfurter Paulskirche gewesen zu sein, und da wir allein waren, konnten wir uns frei unterhalten. Ich erfuhr in diesem Gespräche vieles, was ich nicht wußte, über die deutschen Kleinstaaten, über den Zollverein, über Preußen, über Oesterreich, über Bruck und dessen Finanzwirtschaft. Hermann erzählte mir, daß er im vorigen Jahre gegen einen in München anwesenden Engländer, ein Parlamentsmitglied, die Vorhersagung ausgesprochen, Bruck werde sich den Hals abschneiden. Nun sei das geschehen. Bruck habe verwegen und ruchlos operiert und sei am Ende seiner geistigen und materiellen Hilfsmittel gewesen. Jetzt habe er (Hermann) den nämlichen Engländer in London wieder gesprochen, und die Erinnerung an die Vorhersagung habe auf denselben einen tiefen Eindruck gemacht. Für Oesterreich entwarf mir Hermann im Gespräche ein vollständiges Programm, in welchem die Zolleinigung mit Deutschland um jeden, selbst den höchsten Preis, die erste Stelle einnahm. Man wird nicht leugnen können, daß dies ein wahrhaft staatsmännisches Urteil war. Daß man an entscheidender Stelle in Wien nicht ebenso geurteilt hat, ist für das Schicksal Oesterreichs entscheidend gewesen. Auch für die innere Politik des Kaiserstaates enthielt das allerdings ganz platonische Programm meines Begleiters Ratschläge, deren Befolgung heilsam gewesen sein würde. Nicht unbegründet war das Urteil, daß Czörnig mit seinem Werke „Die Völker Oesterreichs" eine den Rassenpartikularismus befördernde schädliche Wirkung ausgeübt habe. Ich werde Veranlassung haben auf diese schädliche Wirkung zurückzukommen. Bei allem Interesse für Oesterreich aber schien mir Hermann im stillen unter preußischem Einflusse zu stehen. Er ließ die Andeutung fallen, daß Bayern früher oder später preußisch werden könne, und schien nicht unbedacht zu lassen, daß man wohlthue, sich auf diese Möglichkeit einzurichten. Daneben beschäftigte ihn aber auch der Gedanke, daß unter Umständen der Herzog von Koburg deutscher Kaiser werden könne. Er schien von der Intrigue, welche damals zur Unklarheit nicht nur der deutschen Parteiverhältnisse, sondern der europäischen Politik im großen beitrug, eine unklare Ahnung zu haben. Vielleicht war ihm diese bei seiner kürzlichen Anwesenheit in London gekommen,

wo der Mittelpunkt des Netzes war, welches bald nachher durch den Tod des Prinzen Albert zerrissen ist. Gerade damals hatte sich der Herzog von Koburg in London bemüht, für den Nationalverein Anhang und Geld zu werben, was mir ein Londoner Brief berichtete, den ich in Kissingen erhielt. Einen harmloseren Unterhaltungsstoff gewährte Hermanns Interesse für die Weinkultur in Franken und der Pfalz. Er war darin ein Enthusiast. Leider nur mußte ich mir, indem er mit Begeisterung von der „Rundung, Fülle, Tiefe und Einheit des Geschmackes der neuesten Forster Kreszenzen" sprach, nicht nur meine völlige Ignoranz, sondern auch meine hoffnungslose Unfähigkeit zu so hoher Geschmacksbildung eingestehen.

Mein dreiwöchentlicher Aufenthalt in Kissingen gab Gelegenheit zu einigen persönlichen Begegnungen, welche erwähnt zu werden verdienen. Ein ernster junger Mann, der alles um ihn her aufmerksam beobachtete und den ich zuweilen englische Bücher lesen sah, war mir aufgefallen. Ich erfuhr, daß er der russische Graf Leo Tolstoi sei, und daß er meine Bekanntschaft zu machen wünsche. Jemand brachte uns zusammen und er wurde mir ein ebenso angenehmer, wie belehrender Umgang. Seine Aeußerungen über russische und deutsche Zustände waren zu merkwürdig, als daß ich sie nicht aufgezeichnet hätte. Der Fortschritt in Rußland, sagte er mir, müsse von der Volkserziehung ausgehen, in der man es in seinem Vaterlande weiter bringen werde als in Deutschland, weil das russische Volk noch nicht durch falsche Erziehung verdorben sei. Aus einem Kinde, welches vom ersten Jahre an richtig erzogen werde, könne mehr werden, als aus einem andern, welches schon mehrere Jahre lang einer falschen Erziehung ausgesetzt gewesen sei. So sei es auch mit den Völkern. Das russische Volk sei ein junges, noch unerzogenes und unverdorbenes Volk, welches darum zu großen Hoffnungen berechtige. Er erzählte mir, daß er auf seinem Gute bei Tula eine Schule errichtet habe, in welcher er selbst regelmäßig den Unterricht erteile, und welcher er auch seine ganze Zeit widme. „Ich kann jetzt reisen," — sagte er — „weil meine Schule Ferien hat." Diese Schule sei nicht obligatorisch. „Wenn die Bildung eine Wohlthat ist," — äußerte er - „so muß das Bedürfnis derselben wie der Hunger von selbst

kommen." — „Freier Eintritt und Austritt" stehe über der Thüre seines Schulhauses geschrieben, und von nah und fern kommen Kinder, zum Teil mit großen Opfern der dem Bauernstande angehörigen armen Eltern. Von dem „Volke" hatte Graf Leo Tolstoi die nämliche mystische Vorstellung, welche mir Jahre vorher bei Bakunin so merkwürdig gewesen war. „Das Volk" ist nach dieser Vorstellung ein geheimnisvolles, irrationales Wesen, aus dessen unergründlicher Tiefe ungeahnte Dinge, neue Weltzustände, hervorgehen werden. Was von diesen der junge russische Edelmann erwartete, ging aus seiner lebhaften Parteinahme für den Kommunismus des Grundeigentums in den Gemeinden hervor, welcher nach seiner Ueberzeugung auch nach der Emanzipation der Leibeigenen werde erhalten bleiben. Auch in dem russischen Artel sah er eine sozialistische Zukunftsgestaltung. Artel nennen bekanntlich die Russen die Genossenschaften von Arbeitern oder Soldaten, welche unter ihren selbstgewählten Befehlshabern organisiert sind. Eine solche Genossenschaft hält auf ihre Ehre und stößt unehrenhafte Mitglieder aus. Eine Kompanie Soldaten konstituiert sich als Artel und wird als solcher von ihren Offizieren anerkannt und respektiert, während sie als Kompanie willenlos diesen gehorcht. Der Artel selbst hält auf die Disziplin.

Sind das alles nicht Ansichten und Thatsachen, welche auf heutige und weitere Vorgänge in Rußland ein belehrendes Licht werfen? —

Naiv waren die Aeußerungen Tolstois über unser deutsches „Volk". Der russische Reformator, dessen edlen Bestrebungen ich eine herzliche Teilnahme widmen mußte, zwang mich doch zu einem Lächeln, als er mir seine Verwunderung ausdrückte, daß er weder Auerbachs Dorfgeschichten noch Hebels Gedichte und Schatzkästlein in deutschen Bauernhäusern gefunden habe. „Ich bin in viele dieser Häuser gegangen, aber nirgends habe ich die Bücher gesehen." Russische Bauern würden über diesen Büchern Thränen vergießen, sagte er, ohne daran zu denken, daß diese Bauern wahrscheinlich nicht lesen können. Für die beiden genannten deutschen Schriftsteller schwärmte der russische Graf, und die Geschichte vom Zundelheiner und Zundelfrieder kannte er auswendig, als ob er ein badischer Oberländer wäre.

An einem Teile meiner Unterhaltungen mit dem merkwürdigen Russen nahm zuerst der Hofrat Kapp von Heidelberg, dann in den letzten Tagen meines Aufenthaltes auch Konstantin Frantz teil, welcher ausdrücklich von Berlin gekommen war, um noch einmal mit mir zusammenzutreffen. Letzterer hatte mir eine Zusammenkunft in Meiningen, für welches Städtchen er eine besondere politische Vorliebe an den Tag legte, dann eine gemeinsame Fußreise durch den Thüringer Wald vorgeschlagen, und als ich beide Vorschläge ablehnen mußte, kam er auf einige Tage nach Kissingen. Ich hatte ihm geschrieben, daß ich ihn mit einigen politischen Freunden zusammenbringen möchte, worauf er geantwortet hatte, daß er nichts dawider habe, wenn kein Jude darunter sei. In Kissingen wurde er durch mich mit Kapp bekannt, welcher, wie ich schon erwähnt habe, in ihm einen verkappten Jesuiten witterte. In der That rückte der sonderbare Mann gegen mich mit Projekten heraus, von denen es mir unklar war, ob sie bei ihm anfingen oder ob er damit auf eine außer ihm liegende schon vorhandene Grundlage bauen wollte. Er wollte einen erziehenden, die Welt lenkenden, Wissenschaft, Religion und Politik reformierenden Orden gründen, und Kapp, welchem ich davon sprach, war gleich mit dem Urteile fertig, daß der Orden schon existiere und Frantz nur für denselben Rekruten zu werben suche. Als ich von Kissingen abreiste, begleitete er mich bis Schweinfurt. Auf dem Wege führten wir Gespräche, welche auf die Grundgedanken der Ethik führten. „Der Mittelpunkt der Ethik" — bemerkte ich — „ist die Idee des Zweckes. Das Gute ist das im höheren Sinne Zweckmäßige und das Recht ist die Herrschaft des Zweckes über das Mittel." — „Dann erkennen Sie also auch den Satz an, daß der Zweck das Mittel heiligt" — entgegnete Frantz mit einem feinen Ausdrucke und halb scheuem, halb forschendem Blicke. „Allerdings," — sagte ich — „richtig verstanden halte ich den Satz für richtig. Aber es muß eben dabei bedacht werden, daß die Idee des Zweckes nicht eine bloß formale ist, sondern, daß das gültige Zwecksystem einen notwendigen Inhalt hat." — „Werden Sie Ihre neuen Ansichten rückhaltlos aussprechen und frühere Irrtümer anerkennen?" — fragte mich mit großem Interesse mein Begleiter.

„Ganz gewiß," — antwortete ich — „obschon meine jetzigen Ueberzeugungen schon in meinen früheren enthalten sind." — „Es ist aber wichtig," — fuhr er fort — „daß der Irrtum falscher Konsequenzen aufgedeckt wird. Paulus ist vorher ein Saulus gewesen und Plato war ein schlechter Poet, ehe er ein großer Philosoph wurde." Bezeichnend war es, daß mein Gefährte sich durch das Gespräch auch auf den Grundsatz „der Mensch sei in der Hand seiner Oberen, wie ein Leichnam" führen ließ. Er verwarf den Grundsatz, aber er verriet mit der Erwähnung immerhin, in welchem Gedankenkreise er sich bewegte. Allerdings schien, dem entgegen, Preußen als Militärstaat des Mannes Ideal zu sein; nur sind Militärstaat und ecclesia militans Geschwister, wenn auch verschiedenen Charakters, und so oder so konnte Konstantin Frantz mir einen Zug von Herrschsucht nicht verbergen.

In Kissingen war damals einige Zeit eine Kölner Dame meine Tischnachbarin, deren gleichfalls anwesender Gemahl, ein liberaler Kölner Advokat, mir aus meiner Züricher Buchhändlerperiode persönlich bekannt war. Die Frau erzählte mir kleine boshafte Anekdoten auf Kosten eines meiner politischen Schicksalsgenossen und seiner Frau, welche zu jener Zeit in London gelebt hatten, und der Humor derselben kitzelt mich noch in der Erinnerung dermaßen, daß ich die böse Lust sie nachzuerzählen nicht unterdrücken kann. Gottfried und Johanna also gaben eines Tages zu London eine Gesellschaft und Frau Johanna bewirtete die Gäste unausgesetzt bis 11 Uhr abends mit Beethovenscher Klaviermusik, ohne zu bedenken, daß der Leib so gut seine Bedürfnisse hat wie die Seele, und daß zum Wohlbefinden ein Gleichgewicht beider gehört. Unberührt standen die Speisen, als die Gesellschaft, welche den einseitigen Kunstgenuß nicht länger aushalten konnte, gegen Mitternacht aufbrach. Umsonst bemühte sich nun die geniale Wirtin, ihre Freunde noch auf der Treppe zur Umkehr zu bewegen. So groß deren Hunger sein mochte, so war doch ihre Furcht, noch mehr Beethoven hören zu müssen, noch größer. „Ueber deinem Beethoven wirst du noch alles vergessen" — sagte, als das zärtliche Ehepaar sich allein sah, Gottfried zu Johanna. „Ja, wenn es dein Mozart wäre, fändest du wohl alles in der Ordnung" — sagte in Entgegnung Johanna zu Gottfried. Es war ein

unvermittelbarer Gegensatz des Geschmackes und der Seelenstimmung, welcher sich bei dieser Gelegenheit äußerte. Es entspann sich ein Streit, dessen Leidenschaft sich so weit steigerte, daß Gottfried die im Saale stehende Büste Beethovens zum Fenster hinauswarf, Johanna aber die Büste Mozarts hinterher sandte. Dann folgten aus den Händen Gottfrieds die Beethovenschen und aus den Händen Johannas die Mozartschen Klaviernoten. Am nächsten Morgen wurden Noten und Büsten, denen auf weichem Rasen kein Leid geschehen, aus des Nachbars Garten wieder heraufgebracht, und auf der Grundlage musikalischer Toleranz wurde der eheliche Friede wiederhergestellt. — Ein andres Bild zeigt uns Frau Johanna in mehr realistischem Gewande. Eines Tages im Jahre des Heiles 1848 — so erzählte mir meine Kölner Tischnachbarin — kam Frau Johanna zu der steinreichen Frau N. N. in Köln. „In der allernächsten Zeit" — sagte sie dieser — „wird die allgemeine Güterverteilung vor sich gehen; wenn Sie sich mit mir und einigen sozialistischen Parteiführern vorher abfinden, werden Sie sich ohne Zweifel besser stellen, als wenn sie es auf die Generalteilung ankommen lassen." Wie der wohlmeinende Vorschlag aufgenommen worden, wurde mir nicht erzählt, aber der Herr Gemahl der Erzählerin beteuerte mir ernsthaft die Wahrheit der Geschichte.

Nach Beendigung meiner Kur eilte ich wieder nach Rippoldsau, um dort meine Familie abzuholen. Ich fand daselbst Friedrich Pecht, welchen ich seit der Frankfurter Parlamentszeit nicht wiedergesehen hatte. Als mein alter Freund hatte er sich meiner Frau vorgestellt und war ihr ein angenehmer Gesellschafter geworden. Für meine politische Schriftstellerei lebhaft interessiert, suchte er mich zur Gründung einer Zeitung in München zu bestimmen; er meinte, ich solle und könne den König von Bayern für den Plan gewinnen und wollte — er war ja seit unsrer letzten Begegnung badischer Hofmaler geworden — bei naher Gelegenheit dem Großherzoge von Baden davon sprechen. Einige Wochen später schrieb er mir, daß dies auch geschehen, während er auf der Mainau mit dem Großherzoge zusammengekommen sei; dieser jedoch sei gegen mich als den Erfinder der Trias und Verteidiger des badischen Konkordates eingenommen.

Ich kann über diese beiden angeblichen Sünden nicht mit Stillschweigen hinweggehen, — nicht meinetwegen, aber der Sache wegen, welche in beiden Beziehungen von allgemeinerer Bedeutung ist. Ein Verteidiger, nicht gerade des besonderen badischen Konkordates, wohl aber der Konkordate im allgemeinen bei Gelegenheit der Erörterungen über das badische, bin ich in der That gewesen, in einem Sinne jedoch, welcher schwerlich dem Großherzoge unverfälscht zur Kenntnis gekommen ist. Ich bin der Meinung gewesen und bin noch heute der Meinung, daß zwar Religionsgemeinschaften, soweit die Bethätigung ihrer Ueberzeugungen und der dazu geschaffene äußere Apparat aus dem Privatleben in den Organismus des Staates hineinreicht, den Staatsgesetzen unterworfen sein müssen, und daß eine Auflehnung gegen diese Gesetze nicht zu dulden ist, daß aber der religionsgemeinschaftliche Organismus darum noch nicht als eine Staatseinrichtung betrachtet und behandelt werden kann und soll. Staat und Kirche — der Begriff der letzteren ganz allgemein gefaßt — stehen sich immerhin als zwei Mächte gegenüber. Ihr prinzipieller Gegensatz ist der einer realen und einer idealen Macht und zur Bestimmung der Grenzen des beiderseitigen Machtgebietes ist keine von beiden einseitig legitimiert. Es bleibt ihnen dazu nur der Weg der Verständigung offen. Fällt dabei die Kirchengemeinschaft in ihrem Menschenbestande gerade mit der Staatsgemeinschaft zusammen, so hat die Verständigung keine technischen Schwierigkeiten. Die Glieder der Kirchengemeinschaft und die Glieder der Staatsgemeinschaft sind dann die nämlichen Menschen. In der Verständigung der realen Macht mit der idealen Macht haben sie sich mit sich selbst zu verständigen. Es ist für sie eine Aufgabe der Klarheit über sich selbst und ihr in den Staatsgesetzen ausgesprochener Wille enthält die Verständigung als Ergebnis einer inneren geistigen Arbeit. Anders jedoch gestaltet sich das Verhältnis, wenn die Kirchengemeinschaft über die Staatsgrenzen hinausreicht — und dies ist derjenige Zustand, welcher der Idee von Kirche und Staat entspricht, also der normale genannt werden muß. Die Kirche als ideale Gemeinschaft ist ihrer Natur nach bestimmt, universell zu sein und durch ihre Universalität die Menschheit darzustellen, wozu der Staat weder bestimmt noch befähigt ist. Der

Gedanke, das Bedürfnis der Organisation religiöser Gemeinschaft durch Staats- oder Nationalkirchen zu befriedigen, ist der reaktionärste aller politischen Gedanken. Reicht aber die Kirchengemeinschaft über die Staatsgemeinschaften hinaus, dann kann die Verständigung zwischen der realen und der idealen Macht in der menschlichen Gesellschaft nicht in der Gesetzgebung des einzelnen Staates vor sich gehen, und wenn die ideale einheitlich organisiert ist und ihre oberste Leitung hat, muß der Staat sich mit dieser Leitung — für die katholische Kirche also mit der römischen Kurie — verständigen, d. h. den Weg des Konkordates einschlagen. Dieser wahre und der in der Sache liegenden Vernunft entsprechende Sinn der Konkordate ist allerdings durch die weltliche Herrschaft des Papstes verfälscht worden. Durch diese haben die Konkordate den Schein von Staatsverträgen angenommen, ähnlich den Kapitulationen christlicher Mächte mit den Staaten des Islam. Einem solchen Verhältnisse hat eine aufgeklärte Politik mit Recht widerstrebt; in diesem Sinne habe ich aber auch die Konkordate nicht verstanden. Im richtigen Sinne wird das Verhältnis von Staat und Kirche niemals anders als durch Konkordate geordnet werden können, gleichviel, ob dieselben in lauten oder stillschweigenden Verständigungen bestehen mögen, solange die Kirche eine vom Staate verschiedene gesellschaftliche Organisation ist.

Auch die Anklage, daß ich der Erfinder der Trias sei, war nicht begründet, jedenfalls im objektiv historischen Sinne ein Irrtum. Der Triasgedanke war mehrfach ausgesprochen worden, bevor ich ihn in die politische Diskussion geworfen habe. Indessen war er wenig beachtet worden und hatte nur schüchterne und meist stille Anhänger gezählt Mir jedoch war allerdings das Frühere unbekannt geblieben, was sich durch mein Leben in der Fremde erklärt. Selbst die schon 1848 erschienene anonyme Flugschrift von wenigen Seiten: „Ein Gedanke in Bezug auf den Neubau des Deutschen Reiches" (Druck von Hirschfeld in Leipzig) ist mir erst hinterher bekannt geworden. Ich habe also jedenfalls, sei es eine Schuld oder ein Verdienst, die verloren gegangene Erfindung neu und selbständig gemacht. Groß sollte meine Sünde aber doch selbst in den Augen des Großherzogs von Baden nicht gewesen sein, da, wie ich später mit näheren Um-

ständen berichten werde, nur wenige Jahre später sowohl der Herr von Roggenbach wie der Herr von Edelsheim, beide als badische Minister, freilich ohne Erfolg, in München und anderwärts Anknüpfungen für eine Triaspolitik versucht haben. Im übrigen war die Ungunst des Großherzogs von Baden mir insofern kein Grund zu großer Betrübnis, als meine Blicke auf Wien und nicht auf Karlsruhe oder München gerichtet waren.

Von Rippoldsau kehrten wir in unser Standquartier Heidelberg zurück, von wo ich im Verlaufe der letzten Monate des Jahres 1860 mehrmals in litterarischen Geschäften in Frankfurt war, und dabei die Herren der österreichischen Gesandtschaft, den bayerischen Gesandten, den englischen Gesandten und verschiedene Privatpersonen besuchte, die mir durch ihre publizistische Thätigkeit beachtenswert geworden waren. Es gehörten dahin Aurelio Buddeus, der Hofrat Boden und der alte Jürgens, welcher, wenn ich nicht irre, nachher nicht mehr lange gelebt hat. Von allen drei genannten Männern erhielt ich mehr oder minder wertvolle Beiträge zur Kenntnis des verworrenen Netzes politischer Intriguen, in welchem die deutschen Angelegenheiten vergebens eine entscheidende Bewegung zu machen suchten. Von Jürgens hörte ich, daß Alexander von Humboldt sich habe bestimmen lassen, bei Cotta und der Allgemeinen Zeitung gegen günstige Besprechungen des dritten Bandes der Parlamentsgeschichte einzuwirken, und daß dies mit Erfolg geschehen sei. Verschiedenen günstigen Besprechungen des Buches und insbesondere dem Zeugnisse Wutkes für die Richtigkeit gewisser Einzelheiten in Jürgens' Darstellung sei von der Allgemeinen Zeitung die Aufnahme versagt worden.

Im März 1861 kam es endlich zu meiner Reise nach Wien. Auf dem Wege hielt ich mich einige Tage in Stuttgart, einige Tage in München auf. In Stuttgart besuchte ich unter andern Personen den Baron Cotta, Varnbüler, Moritz Mohl, Probst und andre. Ersterer bewarb sich in sehr schmeichelhafter Weise um meine Feder für die Allgemeine Zeitung und die Vierteljahrsschrift und gab mir Aufschlüsse über preußische Weiberpolitik, in Sold stehende Zeitungen und Schriftsteller, weibliche Agenten des Gothaismus, beziehungs-

weise der Königin von Preußen, und über verschiedene politische Einzelheiten. Ich glaube auch, daß er es war, welchem ich die Notiz verdankte, der alte König von Württemberg habe an seinem Geburtstage, dem 27. September 1858, dem Schweizer, Herrn von Gonzenbach, vorausgesagt, Savoyen werde in naher Zeit französisch werden, wobei die Neutralität der Schweiz gefährdet sei. Gonzenbach, wurde mir weiter erzählt, habe die Warnung in Bern mitgeteilt. Die Schweizer Regierung habe ihrerseits die Sache in London und Wien mitgeteilt, von beiden Seiten aber die Antwort erhalten, daß die Schweiz gern unnötig schwarz sehe und daß nicht die entfernteste Aussicht auf einen Krieg sei. — Ich weiß nicht mehr, von wem ich erfuhr, daß Cotta 1859 der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sehr angelegentlich gegen Napoleon III. Mäßigung zur Pflicht gemacht. Mir sprach er davon, daß ihm unter Umständen das Schicksal Palms bevorstehen könne, zu dessen Uebernahme er gar keine Lust zu haben schien. Mit Varnbüler besprach ich eingehend die deutschen Angelegenheiten. Wesentlich war ihm die Erhaltung von ganz Oesterreich bei Deutschland mit Garantie seiner nichtdeutschen Länder. Bezeichnend für die Gedanken des Mannes war es, daß er einen Hauptnachdruck auf ein allgemeines deutsches Bürgerrecht legte, welches die Bürger aller einzelnen deutschen Staaten in allen zu jedem Staatsdienste qualifiziere, daß bei einer politischen Bewegung in einheitlicher Richtung die Fideikommisse nicht angetastet werden dürften und kein neuer Sturm gegen den Adel unternommen werde, und daß ein parlamentarisches Fürstenhaus unpraktisch sei, weil die fürstlichen Geschlechter „durch Inzucht" (sic) geistig herabgekommen seien. In Moritz Mohl lernte ich den entschiedensten und leidenschaftlichsten Gegner Varnbülers näher kennen — ein wahres Original von den schroffsten Meinungen, welche er in eine übertriebene formale Höflichkeit zu kleiden liebt. Ich fand ihn großdeutsch im allerprägnantesten Sinne, voll Preußenhaß und fanatischer Adelsfeindschaft. Nach seiner Ansicht sollte Oesterreich vor allen Dingen mit deutscher Unterstützung seine nichtdeutschen Besitzungen „unter Botmäßigkeit halten", die Ungarn namentlich mit Gewalt und für immer zur Ordnung bringen. — Mit Probst, einem

edlen Charakter und liebenswürdigen Menschen, hatte ich vertraute Besprechungen, deren eine sich bis tief in die Nacht verlängerte. Es gehörte zu den Ansichten, welche er mir aussprach, daß der Katholizismus sich mit dem realistischen Geiste der Zeit durchdringen, die weltliche Verbesserung zu seinem Grundgedanken machen müsse. Ich bin in meinem Verkehre mit Katholiken von Geist und Bildung wiederholt auf diesen Gedanken gestoßen, welcher vor dem vatikanischen Konzil seine angesehenen Vertreter in der Kirche gehabt zu haben scheint, seitdem aber kaum noch den Wert eines in doppeltem Sinne frommen Wunsches beanspruchen kann, nach dem, was in jener Versammlung den Sieg davon getragen. Im allgemeinen fand ich unter meinen alten Stuttgarter Freunden wenig politisches Urteil. Einer derselben setzte mir auseinander, daß man in den Nationalverein eintreten müsse, um den preußischen Projekten entgegenzuwirken! —

Bei meiner Ankunft in München am späten Abend fand ich unsern englischen Freund aus Regensburg, Charles Boner, mich erwartend am Eingange des Gasthauses. Das steigende politische Ansehen, welches ich meinen sich rasch folgenden Flugschriften, zuletzt der in München gedruckten Broschüre „Deutschland, Oesterreich und Venedig" verdankte, schien auf ihn einen gewaltigen Eindruck gemacht zu haben. Früh am folgenden Morgen kam er schon wieder und begleitete mich zu Gustav von Lerchenfeld, mit welchem er, wie in der That mit den meisten ausgezeichneteren Männern Münchens, sehr befreundet war. Bei ihm lernte ich auch Riehl kennen, welcher mir damals einen angenehmen Eindruck gemacht hat. Ich besuchte Pecht, welcher mit seiner künstlerischen und kunstkritischen Thätigkeit immer einen lebhaften politischen Sinn und einen warmen Patriotismus verbunden hat. Er hatte mir für meine letzte Schrift den Münchener Verleger verschafft, von welchem ich bei dieser Anwesenheit erfuhr, daß zwei Auflagen derselben bereits vergriffen seien und daß er soeben die dritte Auflage drucken lasse. Meinen politischen Zwecken fremd war es, daß ich meine ehemaligen akademischen Lehrer Franz von Kobell und den Hofrat Martius besuchte, welche ich seit meiner Münchener Universitätszeit nicht wiedergesehen hatte. Martius

aber, welcher mir, als ich bei ihm anläutete, in Hofuniform und mit Orden bedeckt aus der Thüre entgegentrat und mich nach dreiunddreißig Jahren auf den erſten Blick erkannte, fiel doch mit den erſten Worten in die Politik. Auf einen Augenblick kehrte er mit mir in ſeine Wohnung zurück, um mich ſeiner Frau zuzuführen. „Ich habe alle Ihre Schriften geleſen," — ſagte er dann — „auch die letzte, und ſtimme ganz mit Ihren jetzigen Anſichten überein. Aber ich muß jetzt zum Könige" — und damit eilte er fort. Auch Kobell erinnerte ſich, daß ich ſein Schüler geweſen. Er ſeinerſeits rechnete es mir zum Verdienſt an, daß ich nach ſeinem Namen ein Mineral Kobellin genannt, was ich ſelbſt vergeſſen hatte. Boner war mit mir bei ihm und es wurde nur von der Jagd geſprochen, für deren Großthaten hundert das Zimmer ſchmückende Gemſen-, Hirſch- und Rehgeweihe Zeugnis ablegten. Zum Glück konnte ich von den amerikaniſchen Antilopen und Büffeln erzählen. Politiſiert wurde nicht bei dieſem Beſuche, und als ich ſpäter in München wohnte, hat der Ur-Bajuvare kaum auf der Straße meinen Gruß erwidert, weil ich unterdeſſen ihm zu preußiſch geworden war.

5.

In Wien. Rechberg, Schmerling und die großdeutſche Politik. Vertrauliche Mitteilungen über die Beziehungen zu Preußen und über die Leitung des Nationalvereins. Notabilitäten der politiſchen Welt. Madame Blaze de Bury. Fürſt Fritz Schwarzenberg. Beſuch bei dem Fürſten Windiſchgrätz. Bei den Schweſtern des heiligen Vincent de Paula und im katholiſchen Geſellenverein.
In Frankfurt. Sir Alexander Malet und die venetianiſche Frage.

In Wien, wo ich am 22. März ankam und mich bis zum 8. April aufhielt, waren die Anknüpfungen mit der Regierung, bei welcher ich meine Anſichten über die deutſchen Angelegenheiten geltend zu machen hoffte, mein weſentlicher Zweck. Kaum irgendwo bin ich vorher oder nachher mit ſolcher Auszeichnung behandelt worden, wie damals in Wien. Welche Veränderung der Stellung ſeit 1848 mit der damaligen Ausſicht auf den Galgen! —

Der Hofrat von Gagern, zu welchem mich mein erster Gang führte, meldete mich bei dem Grafen Rechberg, welchem ich in einer langen Audienz meine Gedanken über die deutschen Angelegenheiten vortrug. Ich bezeichnete als das in allem Ernst und mit allen Mitteln zu erstrebende Ziel die folgende Gestaltung:

1. Die deutschen Mittel- und Kleinstaaten bilden einen Bundesstaat mit gemeinsamem Parlamente, zu welchem politischen Körper also weder Oesterreich noch Preußen gehört.

2. Oesterreich, Preußen und dieser mittel- und kleinstaatliche Bundesstaat bilden zusammen einen dreigliederigen Staatenbund mit gemeinsamer Bundesregierung, deren Befugnisse sich auf die Grundbedingungen des Bestandes der vereinigten Dreiherrschaft einschränken.

3. An der Spitze dieses dreigliederigen Staatenbundes stehen drei Fürsten, nämlich der Kaiser von Oesterreich, der König von Preußen und ein Fürst der Mittel- und Kleinstaaten, dessen Auswahl diesen unter sich selbst überlassen bleibt.

4. Diese drei Fürsten wechseln in der Bundesregierung nach festgesetzter Periode und Folge miteinander ab, und damit werden der Reihe nach Oesterreich, Preußen und die Vereinigten Mittel- und Kleinstaaten Vorort des Bundes, und die Bundesregierung nimmt der Reihe nach ihren Sitz in Wien, Berlin und Frankfurt am Main, oder einer andern Stadt der Mittel- und Kleinstaaten, welche den letzteren zu bestimmen selbst überlassen bleibt.

5. Der vorörtlichen Regierung steht ein Bundesrat zur Seite, zu dessen Bildung die drei Glieder gleichmäßig beitragen. Seine Thätigkeitssphäre liegt innerhalb der Grenzen der Bundesregierung.

Der Graf Rechberg erklärte sich mit diesem Plane einverstanden, und machte keine Einwendung als die, daß die Gründung des mittel- und kleinstaatlichen Bundesstaates nicht nur an Preußen, sondern auch an dem Ehrgeize Bayerns ein schwer überwindbares Hindernis finden werde. Indessen hielt der österreichische Minister es für wünschenswert, die öffentliche Meinung für den Plan zu gewinnen.

Weniger klar und positiv war die Zustimmung Schmerlings, welchem ich tags darauf die nämlichen Gedanken vorzutragen Ge-

legenheit hatte. Er war zwar auch der Ansicht, daß eine Art von triadischer Einheit mit einer Art von Parlament zu bilden sei, wollte aber den festen Sitz in Frankfurt haben, hielt es für unerläßlich, daß die Frankfurter Beschlüsse zur Ratifikation nach Wien, Berlin und München gehen müßten, und machte endlich die Bemerkung, daß gerade jetzt für Oesterreich nicht die Zeit sei, in dieser Sache zu handeln. Während Schmerling von preußischer Seite, sei es aus Unwissenheit oder in einer auf die Person des liberalen österreichischen Staatsmannes bezüglichen Absicht, immer als die eigentliche Triebfeder der großdeutschen Bundesreformpläne bezeichnet worden ist, kann ich aus genauer Sachkenntnis behaupten, daß er sich in der ganzen großdeutschen Bewegung, von meinem damaligen Besuche bis zum Fürstentage, immer nur hat treiben lassen, niemals selbst die treibende Kraft gewesen ist. Und das ist auch ganz natürlich, da Oesterreich als konstitutioneller Einheitsstaat, für welchen höchstens ein Teil von Deutschland als Vergrößerungsmaterial zu gebrauchen gewesen wäre, das Ideal Schmerlings war. Dem Großpreußentum hat er das Großösterreichertum gegenübergestellt. Großdeutsch im wahren Sinne ist er so wenig gewesen, wie irgend ein preußischer Staatsmann jener Zeit, und die deutsche Nationalidee ist von ihm gerade so nur benutzt worden, wie sie von preußischer Seite benutzt worden ist. Die Mainlinie aber wäre ihm unter Umständen so annehmbar gewesen, wie den damaligen preußischen Staatslenkern. Dafür spricht wohl hinreichend die von ihm bei späterer Gelegenheit gegen mich gethane Aeußerung, daß in dem dänischen Streite Oesterreich in Wahrheit nichts zu suchen habe und daß in diesem Streite nur preußische Interessen in Frage seien. Da die Gegner Schmerlings sehr wohl wußten, daß dies der wahre Geist seiner Politik sei, haben sie in der That 1863 gehofft, er werde dem ohne sein Wissen ausgearbeiteten und vom Kaiser genehmigten Bundesreformplane, welcher mit dem Fürstentage durchgeführt werden sollte, entgegen sein und damit sich eine Grube graben. Dazu war jedoch der Begründer des konstitutionellen Systemes in Oesterreich zu klug und zu vielseitig, und ich zweifle nicht, daß gerade die in der Voraussetzung seiner Gegnerschaft durch-

ſcheinende feindliche Abſicht mit dazu beigetragen hat, ihn für die Sache zu gewinnen.

Zur Zeit meiner Anweſenheit im Frühling 1861 waren die Dinge noch nicht ſo weit und es durchkreuzten ſich die verſchiedenſten Projekte. Zwiſchen Oeſterreich und Preußen war ſeit der Teplitzer Zuſammenkunft über einen Allianzvertrag verhandelt worden, und eben waren von preußiſcher Seite beſtimmte Vorſchläge gekommen und Oeſterreich hatte dieſelben verworfen. Wenn ich von eingeweihter Seite recht berichtet worden bin, hatte Preußen von Oeſterreich die Abwechſelung im Bundespräſidium, das Kommando über das neunte und zehnte Armeekorps unter allen Umſtänden und über das ſiebente und achte in dem Falle verlangt, in welchem Oeſterreich nicht im ſtande wäre, ſein Bundeskontingent an den Rhein zu ſtellen. Dieſe Verſtändigung, wurde mir geſagt, hätte eine Art von Mediatiſierung der Mittel- und Kleinſtaaten in ſich ſchließen und hinter deren Rücken vor ſich gehen ſollen, ſo daß ſie die Uebereinkunft über ihr Schickſal erſt als fait accompli kennen gelernt haben würden. Ich übergehe andre auf dieſes Allianzverhältnis bezügliche Vorſchläge, von denen die deutſchen Angelegenheiten nicht unmittelbar berührt wurden. Ich fragte damals, weshalb Oeſterreich in dieſer Sache nicht offen an das deutſche Volk appelliere. „Weil wir den Bruch mit Preußen nicht offen und unheilbar machen wollen“ — antwortete man mir. Das hatte freilich ſeine Richtigkeit. Dahinter ſteckte aber doch die Thatſache, daß es bei einer ſehr einflußreichen Partei nicht an Geneigtheit gefehlt hätte, auf die preußiſchen Vorſchläge einzugehen, wenn für die öſterreichiſchen Gewährungen ein höherer Preis geboten worden wäre, und daß man die Hoffnung, einen ſolchen zu erzielen, nicht aufgeben wollte.

Eine intereſſante Korreſpondenz hatte der Hofrat von Gagern mit dem Herzog von Koburg über die deutſche Frage geführt, und erſterer nahm keinen Anſtand, mir dieſelbe — die Schreiben des Herzogs im Originale — in das Gaſthaus zum Römiſchen Kaiſer zu ſchicken. Ein Kabinettsſchreiben von ſeiten des Herzogs an den damaligen Redakteur der Allgemeinen Zeitung, Dr. Orges, hatte Veranlaſſung zu einem Schreiben Gagerns an den Herzog d. d. Wien,

den 12. Januar 1861, gegeben, wovon die Papiere das Konzept enthielten. Die darauf erfolgte Antwort des Herzogs Ernst vom 15. genannten Monats enthielt außer dem rückhaltlosen Bekenntnisse sehr liberaler und patriotischer Gesinnung den Plan einer neuen deutschen Bundesverfassung, zu dessen Durchführung der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen sich einigen sollten. Nach diesem Plane sollte eine aus einem Fürstenkollegium unter dem abwechselnden Vorsitze von Oesterreich und Preußen bestehende Zentralgewalt geschaffen werden, welcher ein Parlament, gebildet aus ständischen Ausschüssen der Bundesstaaten nach Verhältnis ihrer Bevölkerung, zur Seite stehen sollte. Als europäische Großstaaten sollten Oesterreich und Preußen sich verpflichten, ohne ihre gegenseitige Zustimmung keine Kriege zu führen.

Die mir mitgeteilte Korrespondenz des Herzogs mit dem Hofrate von Gagern enthielt sodann weiter das Konzept eines Antwortschreibens an Seine Hoheit d. d. Wien, den 13. Februar 1861, in welchem es ungewiß erscheint, ob der bisherige Schriftenwechsel zur Kenntnis des Kaisers gebracht worden; mündlich aber wurde mir mitgeteilt, daß dies, wie es sich auch wohl von selbst verstand, geschehen sei, und daß der Kaiser Gagerns Worten seine volle Zustimmung gegeben habe. Darin war gesagt, daß die Lage Oesterreichs zur Zeit keine entscheidenden Entschlüsse in der deutschen Sache zulasse. Zugleich aber war dem Herzog sein Protektorat des Nationalvereins sehr unumwunden vorgehalten und damit der damals viel Aufsehen machende Vinckesche Antrag in der preußischen Kammer und der daraus hervorgegangene Beschluß dieser Versammlung in Verbindung gebracht. Darauf war ein neues eigenhändiges Schreiben des Herzogs an den Hofrat von Gagern eingegangen, in welchem Seine Hoheit den Nationalverein in sehr warmer Weise in Schutz nimmt und für die deutschen Revolutionäre eintritt. „Die patriotische Ehrlichkeit hat auch bei den Verrufensten“ — sagt darin der Herzog — „stets den Sieg davongetragen, in dem Grade selbst, daß die meisten noch im tiefsten Elend französisches Geld und französische Lockungen von der Hand gewiesen; und nehme ich einige Personen, wie Vogt, aus, so kann ich behaupten, daß ich gerade in den demokratischen

:eifen am meiften deutfchpatriotifche Gefinnung gefunden habe." —
:ber Vincke hat fich der Herzog in diefem Schreiben wörtlich auf
lgende Weife ausgefprochen: „Herr von Vincke, ein an und für
) rechtfchaffener, aber maßlos eitler Menfch, ift von geringem
litifchem Verftändnis, aber mit Witz und Geiftesgegenwart ebenfo
e mit Beredfamkeit begabt. Seine Reden find Seifenblafen ohne
: geringfte Tragweite, fein eigentlicher Anhang äqual Null, da er
ch kein Miniflerkandidat ift. Nur die augenblickliche Laune verfchafft
n Applaus, und, wie in der fogenannten italienifchen Frage, augen=
ickliche Anhänger, um den Miniflter empfindlich auf den Fuß zu
:ten. Das übrige Europa hält fich natürlich an die Thatfachen,
ıb fo könnte man verfucht werden zu glauben, daß jene lächerliche
)ftimmung auf den Volkswillen gegründet wäre." — Der Herzog
nerfeits erklärte fich mit aller Entfchiedenheit dafür, daß Venedig
i Oeflerreich verbleiben müffe.

Damit fchloß die zu meiner Kenntnis gekommene Korrefpondenz.
ıter der Vorausfetzung bleibender Vereinigung Oeflerreichs mit
:utfchland wird man den Gedanken des Herzogs zuftimmen können.
ıß fie ernfthaft gemeint feien, ift von gewiffer Seite bezweifelt
rden. Einige Monate nach meiner damaligen Anwefenheit in
ien traf ich in Kiffingen einen mir bekannten durchaus preußifch
innten Parteimann aus Berlin, welcher in vertraulichem Gefpräche
einer Taffe Kaffee behauptete, das wahre Haupt des National=
eins fei Prinz Albert, und der Verein werde auf Umweg von
gland aus geleitet. Der Erzähler berief fich, mehr ins einzelne
itifcher Pläne eingehend, auf den Oberhofprediger Schwarz in
tha und auf einen Zimmermaler, welcher in einem der Schlöffer
ı Herzogs gearbeitet hatte. Wunderlicherweife erzählte mir eines
ges in Heidelberg eine daffelbft lebende Dame, geborene Deutfche,
er Witwe eines engliffchen Diplomaten, ohne alle politifche Be=
hungen und als bloße lächerliche Anekdote, der Herzog von
burg fei in Begleitung eines Fremden und mit diefem in ein
litifches Gefpräch vertieft durch den im Bau begriffenen Saal
ıes feiner Schlöffer gegangen, während an der Decke diefes
aales, auf einer Leiter ftehend, ein Maler befchäftigt gewefen fei,

dem es schwer aufs Herz gefallen, daß er gehört habe, was nicht für sein Ohr bestimmt gewesen. Da sei der gewissenhafte Mann herabgestiegen, habe mit den kurzen, aber vielsagenden Worten: „Es ist mir alles unbewußt", ein tiefes Kompliment vor dem Herzog gemacht und sei wieder an seine Arbeit auf der Leiter gegangen. — Man muß vermuten, daß der Begleiter des Herzogs, wahrscheinlich ein Deutsch verstehender Engländer, der Komik des Vorganges nicht hat widerstehen können und die Geschichte ausgeplaudert hat.

Im Frühling 1861 war ich innerhalb gewisser Grenzen in die Stellung eines Vertrauensmannes der österreichischen Regierung, und damit in Kenntnis politischer Verhältnisse gekommen, welche nur wenigen Eingeweihten bekannt waren. Ob ich das, was die vielfältigen Mitteilungen des Hofrats von Gagern enthielten, einer Indiskretion verdankte, weiß ich nicht. Er selbst hat mir später einmal erzählt, er sei vom Kaiser wegen Indiskretionen getadelt worden, habe aber geantwortet: „Majestät, ich bin zu Indiskretionen angestellt."

Außer mit Rechberg und Schmerling hat mich mein damaliger Besuch in Wien von den österreichischen Ministern auch mit Lasser und Pratobevera zusammengeführt. Lasser war mir so wenig sympathisch, wie ich mit meinen Bestrebungen wahrscheinlich ihm, und auch spätere flüchtige Berührungen sind kalter Natur gewesen. Den Justizminister Protabevera habe ich nur einmal, aber in längerer und lebhafter Unterredung gesprochen, und das Bild des Mannes, dessen edles, aber nervöses Wesen meine Teilnahme erweckte, hat sich meinem Gedächtnis eingeprägt. Während er mit mir über die inneren Schwierigkeiten Oesterreichs sprach, schien er fieberhaft erregt, so oft er auf die Ungarn zu sprechen kam. Er ging mit mir im Zimmer auf und ab und blieb, während er sprach, bei jeder Wendung vor der an der Wand ausgespannten großen Czörnigschen Völkerkarte Oesterreichs stehen, den Finger bald auf Siebenbürgen, bald auf Galizien, bald auf Kroatien, bald auf Böhmen u. s. w. legend. Dabei sprach er mit innerer Erregung von den 1848 in Siebenbürgen von den Nationalitäten aneinander verübten Greueln, die

noch wenig bekannt seien und von denen noch später die Geschichte erzählen werde. Ein humaner Mann — sagte ich mir — aber aus zu weichem Stoffe für einen österreichischen Minister. Ich war kurz vorher bei Czörnig gewesen, und Pratobeveras Mutlosigkeit vor der österreichischen Völkerkarte erinnerte mich an das Urteil des Staatsrats Hermann über die schädliche Wirkung der ethnographischen Liebhabereien des großen österreichischen Statistikers. Ohne Zweifel ist für schwache Geister wie für Thoren oft die Unwissenheit eher eine Wohlthat als ein Uebel. Den Baron von Czörnig kennen zu lernen, war mir aber durch die ausgezeichnete Persönlichkeit desselben wertvoll. Ich fand einen Mann von scharfem, feinem Gesicht, vornehmem Ausdrucke, vielem Verstande und großen Kenntnissen. Man sagte, er sei sehr eitel, und in der That sprach er mir nur von seinen Werken; es berührte mich das aber durchaus nicht unangenehm und erschien mir als ein ganz natürliches Erfülltsein von seinen eigenen geistigen Interessen, mit dem begründeten Bewußtsein, in seinen Leistungen Meister zu sein und Wertvolles geschaffen zu haben. Er schenkte mir seine großen Werke: Die Völker Oesterreichs und die Statistik des Kaiserstaates — dicke Quartanten, leider zu schwer, als daß ich sie gleich mit mir hätte nehmen können; er vergaß, sie mir in das Gasthaus zu schicken.

Eine andre wissenschaftlich-litterarische und zugleich administrative Größe unter den hohen Beamten des Kaiserstaates, welche ich damals kennen lernte, war der Baron von Hock, Sektionschef im Finanzministerium, ein Mann von Geist und bekannten Verdiensten, dessen Buch über die öffentlichen Abgaben und Schulden indessen damals noch nicht erschienen war, — ein Buch, in welchem leider die grundfalsche und gänzlich irreleitende Ansicht, daß die Abgaben eine Bezahlung der vom Staate den Privaten geleisteten Dienste seien, dem ganzen Steuerwesen zu Grunde gelegt ist. Ich bin später einigemal mit diesem in der österreichischen Beamtenwelt ausgezeichneten Manne in Berührung gekommen. Damals brachte ich in Gesellschaft des Dichters Hebbel, des Professors Rein, meines ehemaligen Kollegen im deutschen Parlamente Dr. Mühlfeld, der nach allgemeiner Geltung ein Sohn Napoleons I. war und auch das Gesicht des großen Kaisers von

Frankreich getragen hat, und des Dr. Schindler, welchen Napoleon III. bei Gelegenheit der Salzburger Zusammenkunft den größten Mann Oesterreichs zu nennen beliebt hat, einen Abend bei ihm zu, dem es nicht an geistig belebter Unterhaltung fehlte.

Nur ganz flüchtig war meine damalige Berührung mit dem Hofrat von Biegeleben, Referenten für die deutschen Angelegenheiten im Ministerium des Aeußeren, mit welchem ich später in diesen Angelegenheiten zu verkehren gehabt habe. Wie dieser dem Grafen Rechberg nahe stand, so der Oberlandesgerichtsrat Perthaler dem Herrn von Schmerling. Perthaler, ein leider früh verstorbener noch junger Mann von großen Talenten, war der Verfasser der „Palingenesis“ und der „Neun Briefe“, zweier Schriften, welche die Neugestaltung des Reiches vorbereiten halfen, und war die bedeutendste Kraft, welche unter Schmerling und für Schmerling an dem österreichischen Verfassungswerke gearbeitet hat. Auch mit diesem Manne führten mich meine politischen Zwecke zusammen, ohne daß er jedoch für mich mehr als eine gelegentliche Mittelsperson zwischen mir und dem Minister geworden wäre.

Im geselligen Verkehre in Gagerns Hause, welches mir täglich offen stand, lernte ich zwei Personen kennen, von welchen ich öfter zu sprechen haben werde: den Grafen Gustav von Enzenberg, welcher damals Adjutant des Erzherzogs Albrecht war, und Madame Blaze de Bury, eine mit dem französischen Schriftsteller dieses Namens verheiratete Engländerin. Beide Personen hatten in verschiedener Weise und verschiedenem Grade nicht gewöhnliche Lebensverhältnisse hinter sich. Der Graf Enzenberg, im Jahre 1849 aus der österreichischen Armee geschieden, hatte einige Jahre in den Vereinigten Staaten von Amerika, insbesondere in Texas, sodann in Yucatan und andern Teilen Mexikos zugebracht, war zurückgekehrt, wieder in die österreichische Armee eingetreten, und schien jetzt in seiner besonderen Stellung damit beauftragt zu sein, ausgezeichneten Fremden die Honneurs zu machen. Daß er später in den diplomatischen Dienst des Deutschen Reiches übergegangen, gehört nicht an diese Stelle meiner Erzählung. Mit mir setzte er sich in lebhaften Verkehr, und ich irrte wohl nicht in der Ansicht, daß er dazu Auftrag habe. Gern

aber bin ich mit ihm in ein freundschaftliches Verhältnis getreten, welches sich in manchem Wechsel der Lebensverhältnisse fortgesetzt hat. Von Madame Blaze de Bury muß ich sagen, daß sie eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten ist, welche ich während meines Lebens kennen gelernt habe. Sie ist eine geborene Miß Dunbar. Ihre Mutter, eine protestantische Irländerin, soll mit Lord Brougham in näheren Beziehungen gestanden haben. Als junges Mädchen scheint sie es nicht nur in der Reitkunst, sondern auch in der damit zusammenhängenden Kenntnis der Pferde und ihrer Eigenschaften auf eine nicht gewöhnliche Höhe gebracht zu haben, was sie einmal in Deutschland bei Besichtigung eines königlichen Marstalls verraten zu haben scheint. Unter dem Namen Rosa Stuart hat sie sich aber schon in ihren jüngeren Jahren als Schriftstellerin versucht, und daß es ihr in reiferem Alter neben ihrer ganz ungewöhnlichen Befähigung zur Anregung und Betreibung großer Interessen im Gebiete der Politik und haute finance auch nicht an litterarischen Talenten fehlte, hat sie nicht nur in einer sehr produktiven publizistischen Thätigkeit, sondern auch durch verschiedene später geschriebene Romane, wie z. B. „All for Greed", bewiesen. Ursprünglich protestantisch, ist sie zur katholischen Kirche übergetreten und hat sich der durch Montalembert, Broglie und Dalberg-Acton vertretenen Schattierung des Ultramontanismus angeschlossen und dienstbar erwiesen. Aus dem Munde des hessischen Ministers von Dalwigk erfuhr ich, daß die Dame eine Begleiterin des Prinzen Louis Napoleon bei dem Straßburger Versuche gewesen und in Verbindung mit diesem Vorgange mit der hessischen Polizei zu Mainz in Berührung gekommen sei. Wenn das richtig ist, so erklärt es den tödlichen Haß, von welchem ich sie in Wien gegen Napoleon III. beseelt fand, durch eine betrogene Erwartung; und ohne Zweifel wäre die geniale Frau eine ganz andre Kaiserin von Frankreich geworden, als die geistig unbedeutende Eugenie. Sie selbst würde als Regentin einem Throne zur Ehre gereicht haben. Als ich eines Tages in Wien einem Ausbruch ihres Hasses gegen den Kaiser der Franzosen zuhörte und zusah — denn die Leidenschaft des Weibes machte sich nicht bloß in Worten Luft, und ich habe an der Frau einen Gesichtsausdruck gesehen, der mich erschreckt

hat, — sagte sie: „Man findet es unerklärlich, wie eine Frau dazu kommt, mit Leidenschaft Politik zu treiben; aber die Leidenschaft ist persönlich! — Bei einer rechten Frau ist alles persönlich!“ — Persönlich jedoch oder nicht persönlich, steckte in der Frau mehr Willens- und Thatkraft, als ich in irgend einem österreichischen Staatsmanne habe entdecken können. Ich sah sie wütend über die Trägheit und Feigheit, mit welcher die österreichische Politik betrieben wurde. „Könnten doch diese Menschen wenigstens hassen!“ — rief sie mit Zähneknirschen und flammenden Augen, indem sie krampfhaft die Fäuste ballte. — „Wenn wir hassen — wir Engländer,“ — fuhr sie fort — „sind wir Barbaren, sind wir savages, Gott sei Dank!“ — Ich sah und hörte sie mit einer Art von Bewunderung, citierte aber, nicht ohne eine richtig treffende Spitze, Herweghs Refrain: „Wir haben lang' genug geliebt und wollen endlich hassen.“ — Die vollkommen gut deutsch verstehende Frau schlug ein Hohngelächter auf. Nach gänzlich veränderter politischer Lage habe ich sie später in Paris besucht. Sie schien mit dem Kaiser der Franzosen ihren Frieden gemacht zu haben. Sie sprach ruhig und ohne Haß von ihm, aber sie sah die Republik herankommen und war der Meinung, der Herzog von Aumale werde der erste — wenn nicht auch letzte — Präsident derselben werden. Durch ihre vorübergehende, aber eingreifende Beteiligung an der österreichischen Politik, von welcher ich in einzelnen Beziehungen viel zu berichten haben werde, ist sie ein historischer Charakter geworden, auf welchen ich die Herren Geschichtschreiber aufmerksam gemacht haben will. Freilich war ihre Wirksamkeit doppelt und dreifach maskiert; aber sie empfing in Wien Besuche von Diplomaten und Ministern, stand mit Personen der höchsten österreichischen Aristokratie, mit den obersten ungarischen Parteimännern, mit den Führern der tschechischen Bewegung, mit den Häuptern der galizischen Polen in Verkehr, war von ihrem Wiener Standquartier aus in Pest, in Prag, in Venedig, war an allen Orten mit aller Welt bekannt, schrieb in die angesehensten englischen und französischen Zeitungen und hielt sich in vollständiger Kenntnis der politischen Tageslitteratur in Deutschland und Oesterreich. Meine Schrift über die venetianische Frage hatte sie so genau gelesen, daß sie bei Gelegenheit sich auf

meine Urteile berief, und sie gab und empfahl dieselbe dem durchreisenden Lord Elgin.

Bei Heinrich Laube traf ich eines Abends mit dem Fürsten Fritz Schwarzenberg zusammen. Ich war von Laube veranlaßt worden, in einer Gesellschaft, zu welcher liebenswürdige Damen vom Theater gehörten, meine Wiener Erlebnisse von 1848 zu erzählen, und war eben fertig, als der fürstliche „Lanzknecht" hereintrat, welchem ich mit Erwähnung meiner Erzählung vorgestellt wurde. Ich mußte auf seinen Wunsch einiges wiederholen, und er bemerkte, daß es ganz mit dem übereinstimme, was er von andrer Seite vernommen habe. Dann fragte er mich, ob ich nicht den Fürsten Windischgrätz besuchen wolle. Windischgrätz, fügte er auf meine Einwendung hinzu, habe vorteilhaft über mich gesprochen und werde meinen Besuch nicht ungern empfangen. Das Gespräch kam dann auf den Charakter und die Ansichten des durch die Exekutionen von 1848 in der liberalen Welt verrufenen Mannes. „Man hat von Windischgrätz erzählt," — sagte Schwarzenberg — „er habe geäußert, der Mensch fange erst beim Baron an. Das ist aber ganz gegen den Charakter des Mannes Ich könnte das nicht gesagt haben, aber ich doch noch eher, als Windischgrätz. Der hat schon auch eine Art von Stolz, aber es ist eine ganz andre Art. Ich kann dafür ein Beispiel geben. Bei Erwähnung der gleichen Tapferkeit zweier Offiziere, eines adligen und eines bürgerlichen, als Empfehlung für ein Avancement, hat er dem bürgerlichen den Vorzug gegeben, weil das Verhalten bei dem adligen kein Verdienst sei." — Der Fürst Fritz Schwarzenberg selbst ist in seiner Art ein aristokratischer Demokrat gewesen, überhaupt ein Original. Mit dem gutmütigsten Humor erzählte er der Gesellschaft von einer Wahl in Ungarn, an der er teilgenommen. „Es waren achtzehnhundert Slowaken beisammen, da können Sie sich die Wirtschaft denken. Da kamen die Szekler mit Knütteln unter den Schafpelzen und trieben uns in die Flucht. Unser Kandidat, der Esterhazy, wurde in einen Schlammgraben geworfen; wir mußten alle davonlaufen und einige zwanzig Verwundete zurücklassen." — Er habe, erzählte er weiter, kürzlich seine Einberufung zur ungarischen Magnatentafel erhalten, der er angehörte. „Von den vier Herren,"

— bemerkte er — „welche die Einberufungsſchrift unterzeichnet, iſt Seine Majeſtät der einzige, welcher nicht verurteilt geweſen iſt — und wer weiß" — — „Nun?" — ſagte Laube — „wer weiß?" —

Tags darauf begegnete ich dem Fürſten Schwarzenberg an der Ecke der Kärntner Straße. Er blieb ſtehen. „Ich habe mich geſtern ſehr gefreut Sie kennen zu lernen" — redete er mich an. — „Ich werde es dem Feldmarſchall ſagen, daß Sie hier ſind und ihn beſuchen wollen."

Ich ging. — Da die Art wie bei dieſem Beſuche der Fürſt Windiſchgrätz mich empfangen und ſich geäußert hat, zur Charakteriſtik einer hiſtoriſchen Perſönlichkeit gerade in einer Beziehung gehört, in welcher dieſe Perſönlichkeit ſich entgegengeſetzten Parteiurteilen ausgeſetzt hat, will ich in der Erzählung dieſes Zuſammentreffens genau ſein. Ich ſchicke daher die Bemerkung voraus, daß was ich früher darüber auf beſondere Veranlaſſung in einer Wiener Zeitung veröffentlicht habe, aus dem Gedächtnis niedergeſchrieben wurde, während ich jetzt den Aufzeichnungen folge, die ich unmittelbar nach dem Beſuche gemacht, und aus dem Gedächtnis nur Einiges hinzufüge. Wo die zwei Erzählungen, gewiß nur in unweſentlichen Dingen, voneinander abweichen, iſt die jetzige die genaue. „Fürſt Windiſchgrätz," — ſagte ich — „ich komme, Ihnen ein altes, aber immer lebendiges Gefühl der Dankbarkeit auszuſprechen." — „Es hat mich gefreut," — entgegnete er, mit dem Rücken an einen Schreibtiſch gelehnt und die Arme zuſammengeſchlagen — „daß ich Ihnen das Leben erhalten konnte. Ich habe gehört, daß Sie jetzt andre Anſichten haben als damals. Man hat mir geſagt, Sie hätten damals ſehr ſchlecht von mir geſprochen, aber" — „Darf ich Ew. Durchlaucht verſichern, daß dies ein Irrtum iſt? — Meine Aeußerungen nach meiner Rückkehr in das deutſche Parlament ſind gedruckt; Sie werden nichts Aehnliches darin finden. Ich weiß, daß man mir 1848 in Wiener Blättern ſchuld gegeben hat, über die mir zu teil gewordene Behandlung und ſpeziell über die Umſtände meiner Begnadigung mich der Wahrheit zuwider und auf eine gemeine Weiſe geäußert zu haben. Ich habe aber weder jemals in einem ſolchen Sinne geſprochen, noch auch in einem ſolchen Sinne gedacht." — „Ich

hab' es auch nicht wohl glauben können, denn ich hätt' es nicht verdient gehabt. Mir war es recht, daß ich Ihnen das Leben schenken konnte. Man hatte beantragt, Sie zu acht oder zehn Jahren Festungsstrafe zu begnadigen. Ich hab' aber gesagt, wenn ich ihn einmal begnadige, so will ich ihn auch ganz begnadigen." — Er glaubte, er hätte mich damals zu sich kommen lassen, und konnte, als ich bemerkte, daß es sich nicht so verhalte, sich nicht erinnern, wer der andere gewesen sei, den er damals gesprochen habe. In der That habe ich bei dem jetzt berichteten Besuche den Fürsten Windischgrätz zum ersten- und zugleich zum letztenmal gesehen. Es ist fälschlich erzählt worden, ich hätte ihn 1848 persönlich um Gnade gebeten. Das Gespräch kam dann auf die kleine Schrift „Wien, Deutschland und Europa", und der Fürst bestätigte, daß deren Inhalt zu meinen Gunsten entschieden habe. Er fragte dann nach meinen Privatverhältnissen, wo ich seit 1849 gewesen sei und ob ich Familie habe. „Sie sollen" — fuhr er dann fort — „jetzt eine gute Broschüre geschrieben haben, hat mir der Kübeck gesagt. Die möchte ich auch lesen." — Ich sagte, ich wolle sie ihm sogleich zuschicken. Er war im Gespräche allmählich vertraulicher geworden. Beim sehr freundlichen Abschiede legte er mir die Hand auf die Schulter. „Aber Sie bleiben nun auf guten Wegen" — sagte er, und erinnerte mich an die Zusendung der Broschüre. Ich war sehr ernst gestimmt, als ich ging, und doch konnte ich mich der Komik des Eindruckes nicht erwehren, als im Augenblicke der fast väterlichen Ermahnung Seiner Durchlaucht ein im Käfig sich des Lebens freuender Gimpel die österreichische Nationalhymne zu pfeifen anfing.

Nach einigen Tagen schickte der Fürst seinen Sekretär, durch den er mir für die Schrift danken, und dabei sagen ließ, der Inhalt — es war die Rede von „Deutschland, Oesterreich und Venedig" — habe in allen Teilen seine Zustimmung. Der Sekretär machte mir unglaubliche Komplimente. Er schätze sich glücklich, sagte er, einem von 1848 her so merkwürdigen Manne seine Hochachtung beweisen zu können.

Ich war in der That in Wien eine Merkwürdigkeit geworden. Die Buchhandlung Zamarski und Ditmarsch brachte in ihrem „Familien-

buche" einen Abriß meiner Lebensgeschichte bis auf den letzten Tag mit Anführung meiner Schriften und einem abschreckenden Holzschnittbildnis, welches mich wie einen Trunkenbold darstellt, — eine artistische Interpretation, mit welcher mich der wohlmeinende Künstler vielleicht als Demokraten hat legitimieren wollen, die aber in einem „Familienbuche" nicht zu meinem Vorteile gesprochen haben kann. Die genannte Verlagsbuchhandlung wollte ausdrücklich für mich eine Zeitschrift gründen, was ich mit der Erklärung ablehnte, daß ich Kolatscheks „Stimmen der Zeit" keine Konkurrenz machen wolle.

Unter älteren österreichischen Freunden, welche ich damals in Wien traf, nahm Kolatschek eine der ersten Stellen ein. Ihm und dem Dr. A. Stifft, welcher mich fast jeden Morgen im Gasthause besuchte, verdankte ich viele Belehrung über österreichische Verhältnisse, insbesondere auch über damalige Anstrengungen der Koalition einer ungarischen mit einer deutschen Adelspartei zur Verdrängung Schmerlings. Ich sprach diesen nach Beendigung der eine Zeit lang schwebenden Krisis. „Man spricht bei jeder Kleinigkeit von Rücktritt" — sagte er mir. — „Ich weiß, daß ich, wenn ich zurücktrete, in vierzehn Tagen wieder gerufen werde. Aber wieviel kann in vierzehn Tagen Schaden gestiftet werden!" —

Nachdem ich noch verschiedene alte Bekanntschaften erneuert und neue hinzugefügt hatte, machte ich mich bereit, nach Heidelberg zurückzukehren. Ich hatte in kurzer Zeit viel erfahren und es war mir alle mögliche Aufmerksamkeit erwiesen worden. Ein bestimmtes Verhältnis zur Regierung schien sich indessen nicht bilden zu wollen; jedenfalls wollte ich nicht darauf warten. Augenscheinlich stand mir der Widerstreit verschiedener in den höheren Regionen herrschender Richtungen im Wege, unter welchen eine spezifisch katholische meiner gern sicher gewesen wäre, bevor sie für mich eingetreten wäre, während einer andern, spezifisch österreichischen, meine weitergehenden deutschen Bestrebungen unbequem waren.

An einem der letzten Tage vor meiner Abreise lud mich der Hofrat von Gagern ein, ihn nach der von den Schwestern des heiligen Vincent de Paula geleiteten Kinderbewahranstalt in Mödling zu

begleiten, die er in Geschäften zu besuchen habe. Gegen 100 Kinder aus den untersten Schichten der Gesellschaft fand ich in der Anstalt allem Anschein nach gut verpflegt und zu Ordnung und Reinlichkeit angehalten. Ich wurde in den Schlafzimmern, Schulzimmern und Wirtschaftsräumen herumgeführt, und was ich zu sehen bekam, war in musterhaftem Zustande. Ueber die Erziehung und den Unterricht der Kinder erhielt ich keinen Aufschluß, aber ich wurde zuletzt in die Kapelle geführt, wo Messe gelesen wurde und Gagern seine Andacht verrichtete. Am Abend desselben Tages führte mich dann dieser in den katholischen Gesellenverein, welcher ein ganzes Gebäude in der Vorstadt Wieden für seine Zwecke zur Verfügung hatte. Man erklärte mir, daß der Verein einer großen Verbindung angehöre, die sich durch viele Länder bis nach Amerika verzweige, und daß die Mitglieder dieser Verbindung in jedem Lokalvereine unentgeltliche Aufnahme, Pflege, Belehrung, Arbeitsnachweisung, Erheiterung und Erholung fänden. Wer die Kosten dieser edlen Freigebigkeit bestreite, wurde mir nicht gesagt, und ich war zu diskret um danach zu fragen. Ich wurde in dem Gebäude herumgeführt, und muß gestehen, daß ich von den vorhandenen technischen Unterrichtsmitteln überrascht war. Merkwürdiger jedoch als diese war die durch die Aufnahme neuer Mitglieder veranlaßte lange Rede des Vorstehers des Vereines, des Dompredigers Dr. Gruscha. Sie war in ihrer Art ein wahres Meisterstück — freisinnig, aufgeklärt, realistisch, letzteres so sehr, daß sie mit aller Entschiedenheit dem Programme einer von mir schon erwähnten katholischen Reformpartei folgte.

„Unsre Religion" — sagte der Redner — „hat die Arbeit geheiligt. Der heilige Joseph war ein Zimmermann." — „Die Freude" — sagte er an einer andern Stelle — „ist das Höchste im menschlichen Leben." — „Das Wesentliche" — so vernahm ich weiter — „ist, daß ihr diesem Vereine freiwillig angehört. Zehn, die aus freier Ueberzeugung Mitglieder geworden sind, wiegen mehr als Tausende, die sich haben äußerlich bestimmen lassen. Aber um so besser, wenn Tausende von selbst kommen." — Ich fand, daß das klinge, als könne jemand auf den Argwohn verfallen, die anwesenden Hunderte möchten sich äußerlich haben bestimmen lassen. Ich berichte aber

weiter, was ich von der Rede festgehalten habe. „Wer diesem Vereine beigetreten ist," — hörte ich — „der ist einem großen Bunde beigetreten, welcher sich über die Welt ausbreitet und den Zweck hat, dem Handwerke wieder zu Ehren zu verhelfen, einen an Leib und Seele gesunden Mittelstand heranzuziehen, in welchem wieder Selbstgefühl, Treu und Glaube und Zuverlässigkeit herrscht. Wir sind weit entfernt zu glauben, daß die, welche nicht zu unsrem Vereine gehören, schlechter seien als wir. Aber wir wollen wetteifern. Wir wollen versuchen, ob wir es nicht dahin bringen können, daß es in der ganzen Welt eine Empfehlung ist, aus dem katholischen Gesellenvereine hervorgegangen zu sein. Das muß euer Ziel sein. Eure Arbeit muß die solideste, die geschmackvollste, die beste sein. Auf euer Wort muß man sich verlassen können. Wenn einer von euch sagt: Morgen um diese Stunde ist die Arbeit fertig, so muß sie fertig sein; denn ihr werdet nicht leichtsinnig versprechen, sondern bedenken, was sich leisten läßt, und wenn ihr mit Ueberlegung versprochen habt, so werdet ihr euer Wort halten. So werdet ihr eine gute Firma bekommen. Eine Firma — was heißt das? — Das heißt einen festen und bei andern feststehenden Charakter und Ruf."

Diese Stellen, obschon einzeln herausgerissen, bezeichnen doch den Geist der langen, trefflich vorgetragenen, leicht und elegant dahinfließenden Rede. Nach derselben wurden einzelne Vereinsmitglieder, welche aus der Fremde kamen, aufgefordert, ihre Erfahrungen mitzuteilen. „Ich komme von Rom," — ließ sich von der Rednerbühne oder Kanzel einer dieser wandernden Handwerksburschen vernehmen, — „ich habe dort den heiligen Vater gesprochen, er läßt euch grüßen!" — Große Bewegung unter der Versammlung, die in den allgemeinen Ruf auslief: „Der heilige Vater lebe hoch!" — Das war denn doch einer gemachten Scene gar zu ähnlich, als daß es nicht auch auf die vortreffliche Rede des Dompredigers Gruscha ein sonderbares Licht hätte zurückwerfen müssen, und wenn es nicht gar zu eitel von mir gewesen wäre meiner Person so viel Wichtigkeit zuzuschreiben, würde ich fast geglaubt haben, man habe sich im katholischen Gesellenverein, wie in der Kinderbewahranstalt der Schwestern des heiligen Vincent de Paula, auf meinen Besuch vorbereitet gehabt und der Baron Max

von Gagern habe mich das Leben im Schoße der katholischen Kirche von einer anziehenden Seite kennen lehren wollen.

Auf der Rückreise nach Heidelberg sprach ich in Dresden den Minister von Beust. Von seiner Seite vernahm ich nur die Wiederholung der Ansichten, welche er mir bei seinem Besuche geäußert hatte. Die beifällige Aufnahme, welche ich in Wien mit meinen Bestrebungen gefunden, schien ihn zu verdrießen, und es war mir, als ob er eine kleine Eifersucht an den Tag legte. Am 12. April war ich wieder in Heidelberg bei meiner Familie.

Bei einem durch Geschäfte veranlaßten Besuche, welchen ich gegen Ende des folgenden Monats in Frankfurt machte, sprach ich Sir Alexander Malet. Auf die Zusendung meiner kleinen Schrift über die venetianische Frage hatte der englische Diplomat in einem an mich gerichteten Briefe die Ansicht ausgesprochen, daß doch Oesterreich nicht übel thun würde, gegen einen Landerwerb an der untern Donau Venetien an Italien abzutreten, und ich hatte brieflich dieser Meinung widersprochen. Diesen kleinen Briefwechsel hatte Sir Alexander, wie er mir jetzt eingestand, an Lord John Russell geschickt und von diesem wegen seiner undiplomatischen Auslassung einen Verweis erhalten.

In den ersten Tagen des Juni waren wir bereit von Heidelberg abzuziehen, zunächst um einige Wochen dem körperlichen Wohle zu widmen. Meiner Frau war der Gebrauch der Bäder von Bocklet bei Kissingen verordnet und ich wollte die Kissinger Heilquellen benutzend in ihrer Nähe sein. Darauf wollte ich, diesmal mit Familie, einen zweiten Besuch in Wien machen, von wo mir inzwischen erneuerte Anregungen zur Anknüpfung bestimmterer Verhältnisse und die Aussicht auf einen festeren Boden für meine politische Wirksamkeit gekommen war. Danach wurde für die nächste Zeit unser Leben eingerichtet.

6.

Denkschrift über die Leitung der großdeutschen Angelegenheit.

Kurz vor unsrer Abreise von Heidelberg war durch einen Brief des Hofrats von Gagern an eine Mittelsperson die Aufforderung an mich gelangt, mich über ein mir wünschenswertes Verhältnis zur österreichischen Regierung und über eine darauf gegründete Wirksamkeit zur Förderung der österreichisch-deutschen Politik auszusprechen, was mich zu einer brieflichen Aeußerung an den genannten österreichischen Beamteten veranlaßte.

Ich ging darin von dem Gedanken aus, daß von seiten Oesterreichs ohne Zeitverlust nach einem großen Plane gehandelt werden müsse, wenn man verhindern wolle, daß Preußen in Deutschland seine Absichten erreiche. Ich bezeichnete es als wahrscheinlich, daß, worin ich damals vollkommen recht hatte, die preußisch-deutsche Politik ihren Einfluß auch über Süddeutschland nur auszubreiten suche, um am Ende mit der Mainlinie vorlieb zu nehmen, — einer Teilung Deutschlands, bei welcher der Norden zwar preußisch, der Süden aber darum nicht österreichisch werden würde, und mit welcher der feindliche Gegensatz zwischen den beiden deutschen Großstaaten nicht aufgehoben wäre. Wenn ein österreichischer Staatsmann, fuhr ich fort, mir in Wien gesagt habe, daß die ungarische Frage entschieden sein müsse bevor Oesterreich mit der deutschen sich ernstlich beschäftigen könne, so könne ich die Richtigkeit des Urteils nur zugeben unter der Voraussetzung einer unmittelbar bevorstehenden und vollständigen Lösung der ersteren, welche nicht wahrscheinlich sei. Ziehe diese sich in die Länge, dann dürfe nicht die Lösung der deutschen Frage durch die der ungarischen, sondern die der ungarischen müsse durch die der deutschen bedingt sein. „Zunächst" — schrieb ich dann weiter — „ist die Gründung, Organisierung und Ausbreitung einer mächtigen großdeutschen Partei mit bestimmtem, auf die Möglichkeit eines verschiedenen Ganges der Dinge berechnetem Programme nötig, unter deren Einfluß durch die öffentliche Meinung auch die nach

Popularität strebenden gothaisierenden Fürsten gebracht werden müssen. Dies wäre der positive Teil einer Wirksamkeit, welche sich die Verwirklichung des großdeutschen Gedankens in seiner großartigsten Auffassung zum Ziele setzt. Im negativen und defensiven Sinne müßte damit die Aufspürung der wichtigsten Fäden der gothaischen Intrigue verbunden sein, — Fäden, von denen einige unzweifelhaft, in verschiedenen Richtungen laufend, jenseit der Grenzen Deutschlands ihren Ausgangspunkt haben."

Es ist bezeichnend, daß der Hofrat von Gagern, welcher durch den König Leopold in österreichischen Dienst gekommen ist, sich mit besonderer Lebhaftigkeit für diese letzten Andeutungen interessierte.

In Bezug auf meinen persönlichen Anteil an der Ausführung des angedeuteten Aktionsplanes sprach ich mich in dem Briefe auf folgende Weise aus: „Indem ich zu der auf meine Person bezüglichen Aeußerung Ihres Briefes an Ch. zurückgehe, möchte ich auf der Grundlage obiger Anschauungen im allgemeinsten Umrisse den Plan für eine Wirksamkeit aufstellen, zu der ich mich selbst autorisiert und mit den nötigen Mitteln ausgerüstet sehen möchte. Ich suche nach einem kurzen Ausdruck für meinen Gedanken, und finde folgenden: Der Minister des Auswärtigen übertrage mir eine geheime Abteilung für deutsche Angelegenheiten ohne bestimmtes Domizil und gewissermaßen in partibus infidelium." . . . „Vielleicht finden Sie die Meinung, welche ich hiermit von mir selbst an den Tag lege, sei etwas groß. Ich antworte, daß ich mich bereitwillig unterordne, sowie ich den passenderen Mann mit dem richtigen Plane sehe."

Nicht ganz, was ich vorschlug, aber doch etwas abgeschwächt Aehnliches, kam, wie sich zeigen wird, auf kurze Zeit zur Ausführung, nachdem ich vorher noch eine während des Aufenthaltes in Kissingen abgefaßte Denkschrift zur Kenntnis der Wiener Regierung gebracht, in welcher ich die in obigem Briefe an den Hofrat von Gagern enthaltenen Andeutungen über die Behandlung der deutschen Angelegenheiten weiter ausgeführt habe. Welchen Wert man von österreichischer Seite auf meine Ratschläge legte, möge sich aus der Thatsache ergeben, daß der von mir brieflich von dieser Arbeit unterrichtete Bundespräsidialgesandte Baron Kübeck eigens einen Boten

nach Kissingen schickte, um dieselbe abholen zu lassen. Auch wird sich im folgenden zeigen, daß die Schrift nichts weniger als wirkungslos geblieben ist, wie erfolgreich sich auch Unfähigkeit, politische Intrigue und persönliche Eifersucht bemüht haben, die Wirkung zu verderben und den ganzen Plan zum Scheitern zu bringen. Immerhin ist, da sich an dieses Scheitern die weitere Entwickelung der Dinge anknüpft, die Schrift ein historisches Dokument, und es wird sich rechtfertigen, daß ich dieselbe hier folgen lasse.

Denkschrift über die Leitung der großdeutschen Angelegenheiten.

I.

Das letzte Ziel der großdeutschen Bestrebungen kann kein andres als die Wiederherstellung des Deutschen Reiches nach den Bedürfnissen und im Geiste der neuern Zeit sein, und es ist klar, daß dieser Gedanke zu seiner vollen Verwirklichung nur gelangen kann, indem die oberste Reichsgewalt als erbliche Kaiserwürde dem österreichischen Herrscherhause übertragen wird.

Dieses Ziel mag näher oder ferner liegen, es muß fest im Auge gehalten werden, wenn die großdeutschen Bestrebungen Sinn behalten sollen, und durch Abschweifungen des Weges, welche durch die Umstände geboten sein mögen, darf man sich in der Hauptrichtung nicht irre machen lassen.

So mißlich es sein mag, dem wirklichen Gange der Dinge mit dem Gedanken vorauszueilen, so muß man sich doch von dem politischen Zustande, welcher erstrebt werden soll, ein Bild machen, wenn man mit Bewußtsein einen Schritt vorwärts thun will. Man wird am besten an den mutmaßlichen Gang der Entstehung anknüpfen.

Von einer gewaltsamen Entscheidung abgesehen, welche hier absichtlich außer Rechnung gelassen werden soll, kann die Begründung dieses neuen Kaisertums nur durch das patriotische Zusammenwirken der deutschen Fürsten und des deutschen Volkes vor sich gehen. Eine deutsche Nationalversammlung, durch welche ein praktisches Ziel er-

reicht werden soll, muß also von Anfang an neben dem Volke auch die Fürsten, nicht durch Stellvertreter, sondern in eigener Person, in sich begreifen, und ein Volkshaus und Fürstenhaus werden demnach auch dauernd dem Kaiser zur Seite gestellt bleiben müssen.

Die jetzige Bundesversammlung, welche selbstverständlich in voller Autorität bleiben muß, bis die neue Verfassung fertig, anerkannt und bereit ist in Wirklichkeit zu treten, kann mit Nutzen in ein ständiges Korps diplomatischer Vertreter der Reichsfürsten am kaiserlichen Hofe mit dem Charakter eines kaiserlichen Staatsrates umgewandelt werden, zu welchem also den einzelnen Reichsfürsten das Besetzungsrecht bliebe. Der Kaiser würde verpflichtet sein, in wichtigen Dingen diesen Reichsstaatsrat zu hören, ohne an dessen Entscheidungen gebunden zu sein. Zugleich aber könnten diesem politischen Körper mit großem Vorteile für den Gesamtorganismus des Reiches alle die Geschäfte übertragen werden, welche von den Reichsfürsten und aus den Einzelstaaten unmittelbar an die Person des Kaisers gehen.

Das Fürstenhaus sollte eine erbliche erste und eben solche zweite Präsidentur, als höchste Reichswürden unmittelbar nach dem Kaiser, erhalten, und von diesen müßte die erste dem preußischen, die zweite dem bayerischen Königshause übergeben werden. Die beiden Könige von Preußen und von Bayern würden auf diese Weise unter den übrigen Reichsfürsten wirklich als das auftreten, was sie sind — als primus et secundus inter pares — während der Kaiser die Einheit und Würde nicht seines besonderen Landes, sondern des gesamten Deutschen Reiches darzustellen hätte, Oesterreich also im Fürstenhause nur durch Erzherzöge vertreten sein könnte.

Das Volkshaus sollte womöglich nicht aus Volkswahlen hervorgehen, sondern aus Kammerausschüssen zusammengesetzt sein. Dies würde zwei große Vorteile haben: erstlich würde, indem schon im Volkshause die Einzelstaaten als Wahlkörper auftreten, ein besonderes Staatenhaus überflüssig gemacht und damit die Bildung des für ein nationales Leben viel wichtigeren Fürstenhauses ermöglicht; zweitens aber würde durch eine solche Zusammensetzung des Volkshauses nicht nur den außerdeutschen Nebenländern, sondern sogar den in ihren

Interessen an uns geknüpften Nachbarstaaten — wie Holland, Belgien, Dänemark und der Schweiz — die Möglichkeit eines Anschlusses offen gehalten.

Diese Andeutungen sollen nur die allgemeinsten Umrisse zu einem Bilde geben. In hohem Grade zweckmäßig würde es aber sein, eine Kommission von einigen kompetenten Männern im stillen mit der Ausarbeitung einer Reichsverfassung für Deutschland auf der Grundlage obiger allgemeinen Voraussetzungen zu beauftragen, damit man, wenn die Zeit zum Handeln kommt, nicht der kleindeutschen Partei und dem preußischen Interesse den Vorteil überläßt, allein wohl vorbereitet auf dem Kampfplatze zu erscheinen. Als leitende Grundsätze müßten dabei noch folgende anerkannt werden: 1. Erhaltung des föderativen Charakters in der Zusammensetzung des Reiches; 2. hinreichende Macht der kaiserlichen Zentralregierung zur Handhabung einer starken Reichspolitik, mit scharfer Abgrenzung ihrer Befugnisse gegen die innere Selbstregierung der Einzelstaaten; 3. Anerkennung der österreichischen und preußischen Nebenländer als Nebenländer des Reiches selbst, unter dessen Schutz daher ihre Verbindung mit den genannten Staaten gestellt werden muß; 4. Aufhören Oesterreichs und Preußens als besonderer Großstaaten neben dem Reiche, also Verzicht auf das Recht abgesonderter Kriegführung. Ohne die beiden letzten Grundsätze würde es besser sein, den ganzen Gedanken aufzugeben.

II.

Mit der Empfehlung der Ausarbeitung einer großdeutschen Reichsverfassung ist man von der Betrachtung des Zieles auf die Untersuchung des Weges übergegangen.

Da der Beantrager einer populären Maßregel gewöhnlich der ist, welcher die Gunst und damit die Macht der öffentlichen Meinung für sich gewinnt, so muß Oesterreich im rechten Augenblicke bereit sein, in der Bundesreform die Initiative zu ergreifen. Das Vorhandensein einer Vorarbeit wie die vorgeschlagene wird dabei den Vorteil eines Gefühles der Sicherheit gewähren, in welchem schon die Hälfte des Erfolges vorhanden ist.

Zur geeigneten Zeit ſollte demnach Oeſterreich zu einem Zu-
mmentritte von Ausſchüſſen aus ſämtlichen deutſchen Kammern —
n öſterreichiſcher Seite vielleicht aus den Landtagen — den ent-
eidenden Anſtoß geben. Frankfurt a. M. ſcheint dafür der rechte
t zu bleiben, und es möchte unzweckmäßig ſein einen andern
hlen zu wollen. In vier verſchiedenen Sphären muß auf dieſes
el hingewirkt werden: 1. im Volke durch die Preſſe; 2. unter
m Perſonale der deutſchen Kammern durch Privateinwirkung und
rteibildung; 3. bei den Miniſtern der Einzelſtaaten, und 4. bei
n Fürſten. Findet ſich Gelegenheit, der großdeutſchen Idee er-
bene Männer an die Miniſterpoſten der Mittel- und Kleinſtaaten
bringen, ſo ſollte es eine Aufgabe ſein, ſolche Gelegenheit nicht
genutzt zu laſſen.

Auf dieſelbe Zeit aber und an denſelben Ort, wo und wann
: Ausſchüſſe der deutſchen Kammern zum deutſchen Volkshauſe
ammentreten, möge Se. K. K. Majeſtät für gut finden, die ſämt-
hen deutſchen Fürſten der regierenden Familien zu einem all-
meinen deutſchen Fürſtentage einzuladen, mit welchem das deutſche
irſtenhaus de facto konſtituiert wäre.

Unter allen Umſtänden und bei jedem Gange der Dinge dürfte
ſer Schritt das einzige ſichere Mittel ſein, zwei große Zwecke zu-
eich zu erreichen, nämlich:

1. die Sicherſtellung des monarchiſchen Prinzipes in Deutſch-
land, und
2. die Sicherſtellung des erſten Ranges, und damit der deutſchen
Kaiſerkrone, für das Haus Habsburg.

Aus dieſem Grunde muß auf dieſen Schritt überhaupt der ent-
eidende Nachdruck gelegt werden, und davon, ob er gethan oder
ht gethan wird, dürfte das Schickſal des ganzen Planes abhängen.
lingt es aber Sr. K. K. Majeſtät mit der Eröffnung eines deutſchen
lkshauſes in Frankfurt a. M. zu gleicher Zeit dahin eine Zuſammen-
nft der Mehrzahl deutſcher Fürſten zu bringen, ſo kann, bei richtiger
rbereitung und Leitung aller Verhältniſſe, das neue deutſche Kaiſer-
m unter Habsburgs erblichem Scepter als gegründet betrachtet
rden.

III.

Natürlich muß es eine Aufgabe sein, die öffentliche Meinung Deutschlands auf einen solchen Gang der Dinge vorzubereiten, — und hierzu ist die Organisation einer disziplinierten großdeutschen Partei und Presse erforderlich. Die ganze Aufgabe zerfällt in vier Teile, nämlich:

1. die Bildung eines Kernes von vertrauten Personen, denen das letzte Ziel bekannt ist, und die die weiteren Arbeiten der Parteiorganisation teilen;
2. die Aufstellung eines für die Oeffentlichkeit bestimmten Programmes als Fahne, unter der sich das Gros der Partei sammeln kann;
3. die Gewinnung und Disziplinierung der Anhänger;
4. die Leitung durch die Presse und durch persönliche Einwirkung.

Der erste Teil der Aufgabe kann nur dadurch verrichtet werden, daß jemand zu diesem Zwecke Deutschland bereist.

Der zweite Teil setzt den ersten voraus. Ein für die Oeffentlichkeit bestimmtes Parteiprogramm muß auf einer Zusammenkunft von eingeweihten Parteimännern mit Zuziehung andrer formuliert werden, deren Namen besonders wünschenswert sind. Die Auswahl der ersten für die Oeffentlichkeit bestimmten Namen muß dabei wohl erwogen werden, und das auf einer solchen Zusammenkunft formulierte Programm muß zunächst nur als ein Fühler ausgesandt werden. Man könnte es z. B. als Manuskript mit breitem Rande gedruckt verschicken, mit der Bitte von zwei empfangenen Exemplaren eins, sei es zustimmend, beurteilend oder verwerfend, mit Unterschrift versehen zurückzusenden. Auch das Stillschweigen wäre eine Antwort, und man hätte sehr bald eine Parteistatistik als Grundlage für weitere Operationen. Damit wäre der Anfang zur Verrichtung des dritten Teiles der Arbeit, der Gewinnung von Anhängern, gemacht. Eine lebhaftere und öffentliche Agitation wird von selbst folgen. Die Organisation und Disziplinierung muß den Männern überlassen werden, welche den ursprünglichen Kern der Partei

. Aus ihrer Mitte muß ein Direktorium geschaffen werden,
s durch die Presse, durch Privatkorrespondenz und durch
liche Einwirkung reisender Mitglieder seine Absichten zu er-
ı sucht.

Damit ist man bei dem vierten und letzten Teile der Aufgabe
ıngt, und es ist hier besonders bei der Presse zu verweilen.
diese muß die öffentliche Meinung auf den oben projektierten
der Dinge vorbereitet werden. Man muß von österreichischer
die nationalen Wünsche Deutschlands in föderalistisch-groß-
)em Sinne nähren, und die Hoffnung erregen, daß dieselben
Oesterreich werden befriedigt werden. Im Volke wird man
Hoffnung Glauben schenken, sowie das innere Staatsleben
reichs sich mehr und mehr Zutrauen erwirbt. Bedeutende Er-
sind in dieser Beziehung schon erreicht. Vor allem muß hier
ie kirchlich-politischen Fragen hingewiesen werden, in denen es,
ler Uebereinstimmung mit den höchsten Interessen der katholischen
selbst, möglich sein muß, die beschränkt-liberalen Anschauungen
)rotestantischen Staatskirchentums und des Josephinischen Re-
ıgssystemes nicht rückwärts-, sondern vorwärtsschreitend aus
Felde zu schlagen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach werden die österreichischen Fort-
sbestrebungen, im Innern sowohl wie in Bezug auf die deutschen
egenheiten, durch einen schlechten Gang der Dinge in Preußen
ı um so günstigeres Licht gestellt werden. Um unter solchen
nden in Norddeutschland entscheidende geistige Eroberungen zu
n, sollte von der österreichischen Regierung eine Zeitung ersten
:s in Berlin gegründet werden. Ein offenes Auftreten für
)roßdeutsche Parteiprogramm mit einer kecken Polemik gegen
eindeutschen Anschauungen und Gelüste hätte Aussicht in Berlin
zu machen.

Als Kommentar zum öffentlichen Parteiprogramme sollte eine
ft erscheinen, in welcher die deutsche Frage in ihrer Verbindung
en gesamten europäischen Interessen im Bewußtsein des groß-
hen Endzieles zum Abschlusse gebracht wird. Im übrigen wird
ı den wesentlichsten Aufgaben der Parteiorganisation gehören,

auch der großdeutschen Publizistik Zusammenhang und Einheit zu geben und die österreichische Regierung in ihren darauf gerichteten Bemühungen zu unterstützen.

IV.

Diesen Zwecken und Operationen gegenüber muß nun nach den verschiedenen Möglichkeiten im Gange der Dinge gefragt werden.

Es sind hier hauptsächlich die folgenden Verhältnisse ins Auge zu fassen:

Zunächst für Oesterreich die ungarische Frage. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Eintritt der Ungarn in den Wiener Reichstag die Verwirklichung des deutschen Kaisertums erschweren würde. Oesterreich, als konstitutioneller Einheitsstaat, würde wohl nur in der Form der Trias mit Preußen und dem übrigen Deutschland ein Verhältnis eingehen können, und die großdeutschen Bemühungen müßten sich dann, wenigstens vorläufig, darauf beschränken, daß die Einigung der Mittel- und Kleinstaaten zu stande komme, daß die drei Glieder des deutschen Systemes unter einem dreiherrlichen Direktorium zusammengehalten werden und daß in diesem Direktorium für Oesterreich der erste Platz erhalten bleibt. Es ist aber vorderhand wohl kaum vorauszusetzen, daß Ungarn mit den deutsch-slavischen Ländern Oesterreichs zu einem konstitutionellen Einheitsstaate verschmolzen werde, und von dieser Seite her dürfte also wohl dem großdeutschen Kaisertume keine unüberwindliche Schwierigkeit entgegenstehen. Im Gegenteile möchten sich dieser Plan und das Verhältnis zu Ungarn gegenseitig unterstützen, indem der Besitz Ungarns den Plan empfiehlt, die Aussicht auf Verwirklichung des Planes aber zur Sicherung Ungarns beitragen muß.

Von größerem, vielleicht von entscheidendem Einflusse wird die Haltung sein, welche Preußen einer von Oesterreich ausgehenden Umgestaltung Deutschlands einnehmen wird.

Da sich Oesterreich bei allen seinen Schritten streng in den Grenzen des Bundesrechtes halten wird, kann Preußen zunächst nichts thun, als sich von der Beschickung des Volkshauses und von dem Besuche des von Sr. K. K. Majestät geladenen Fürstentages aus-

schließen. Man müßte es darauf ankommen lassen; und es bedarf ja keiner Bemerkung über die Thatsache, daß zwar Oesterreich mit dem übrigen Deutschland ohne Preußen, aber nicht Preußen ohne Oesterreich und das übrige Deutschland bestehen könnte. Es kann aber viel dafür gethan werden, daß es Preußen im höchsten Grade erschwert wird, eine solche Haltung einzunehmen. Man braucht nur bis auf einen gewissen Grad Preußen selbst die Initiative in der nationalen Reform nicht bloß zu überlassen, sondern zuzuschieben, um ihm den Rücktritt von einer Beteiligung unmöglich zu machen. Sollte dann freilich, bei der Entscheidung über die Kaiserwürde, der offene und gewaltsame Bruch drohen, so müßte Oesterreich, wenn es nicht zur ultima ratio zu greifen entschlossen wäre, sich auf das Direktorium von drei Fürsten zurückziehen, und durch die ernstliche und wirksame Förderung einer Vereinigung der Mittel- und Kleinstaaten Preußen zwingen, sich an der Dreiherrschaft zu beteiligen. Das großdeutsche Kaisertum müßte dann auf eine günstigere Gestaltung der Umstände warten. Mit der Triasidee darf aber, wegen dieser Möglichkeit, nicht gebrochen werden, da sie immer die Position bleibt, auf welche sich die großdeutsche Partei zurückziehen kann.

Zwischen dem dreiherrlichen Direktorium und dem erblichen großdeutschen Kaisertume unter Habsburg wird also das Parteiprogramm schwanken und die Schwierigkeit wird sein, zu beurteilen, wie weit dieses Programm mit der Sprache herausgehen darf. Die Möglichkeit, ganz offen aufzutreten, wäre schon fast einerlei mit dem Siege.

Das dritte Verhältnis beruht in der Möglichkeit revolutionärer Bewegungen zu Gunsten eines gewaltsamen Umsturzes der Bundesverfassung. Es sind solche Vorgänge in Baden zu erwarten, wo sie mit zum Operationsplane der kleindeutschen Partei gehören und die jetzige Regierung selbst an ihrer Hervorbringung arbeitet. Auch in Berlin, und überhaupt in Preußen, können über kurz oder lang gewaltsame Ereignisse eintreten, in denen sich von Anfang an die in den besonderen preußischen Verhältnissen liegenden Anstöße mit den allgemeinen deutschen Angelegenheiten verschmelzen würden. So

z. B. ist im preußischen Volke sehr allgemein die Ansicht verbreitet, daß der großen Ueberspannung des Militärbudgets einzig und allein durch die Vergrößerung Preußens auf Kosten der Mittel- und Kleinstaaten abgeholfen werden könne und müsse.

Aus solchen Vorgängen, welche unvermeidlich die Form eines gewaltsamen Bundesbruches annehmen müßten, könnte Oesterreich auf leicht begreifliche Weise entscheidenden Vorteil ziehen, und alle im Obigen vorgeschlagenen Operationen würden dazu als die geeignetsten Vorbereitungen dienen.

Es wird hier nicht gewagt, dem Gegenstande in dieser Richtung weiter zu folgen. Notwendig aber wird es sein, keine Mühe zu scheuen, um sich vor Ueberraschungen zu sichern.

Geschrieben zu Kissingen im Juni 1861.

Einige Zeilen des Hofrats von Gagern zeigten mir an, daß die obige „ausgezeichnete" Denkschrift in Wien eingegangen sei und die höchste Beachtung gefunden habe. Sie war, wie ich gleich darauf in Wien erfuhr, in mehreren Abschriften in die Hände des Kaisers und der leitenden Staatsmänner gekommen und wurde das Programm der auf Deutschland bezüglichen österreichischen Politik. Als ich nicht lange nachher in der zu Wien erschienenen Schrift „Oesterreich und die Umgestaltung des deutschen Bundes" dem in dem handschriftlichen Memoire ausgesprochenen Gedanken einen für das politische Publikum Oesterreichs bestimmten und der praktischen Anwendung näher tretenden Ausdruck gegeben, schrieb mir der Hofrat von Gagern: „Ihre Flugschrift ist jetzt thatsächlich unser Programm."

7.

Nochmals nach Wien. Auf der Fahrt. Zur Charakteristik Schmerlings. Authentische Aufzeichnung zweier Besprechungen mit demselben über Weg und Ziel der deutschen Politik. Ein deutsches Programm des Herrn von Beust im Zusammenhange mit der polnischen Revolution. Bekenntnis des Grafen Rechberg. Oesterreichischer Pessimismus.

Um uns mit einigen Unterbrechungen nach Wien zu begeben, verließen wir am 18. Juli Bocklet und Kissingen. Den Weg nahmen wir über Nürnberg nach Regensburg, wo wir uns auf der Donau einschifften. Einige kleine Vorkommnisse auf der Reise will ich, da sie, bei aller Geringfügigkeit, mit allgemeineren Verhältnissen in Verbindung stehen, in meiner Erzählung nicht übergehen.

Auf dem Dampfboote zwischen Regensburg und Linz hatten wir den als einen der Häupter des revolutionären Polentums sehr bekannten Grafen Branicki zum Gesellschafter. Der vornehm aussehende Mann mit dem stattlichen Barte war mir schon in Kissingen aufgefallen, wo ich ihm täglich begegnet war, und ich hatte auf Befragen seinen Namen erfahren. Auf dem Verdecke des Dampfbootes setzte er sich mit uns in Verkehr, und die mit seiner Anwesenheit und seiner Weiterreise verbundenen Umstände erschienen uns merkwürdig. Er erzählte uns von seinen Reisen in Persien, Syrien und Nordafrika, sprach viel von den Ruinen von Baalbeck, vom Libanon und besonders von seinen afrikanischen Löwenjagden, und hatte einen Begleiter, welchen er bald als seinen Kammerdiener, bald als Löwenjäger von Profession bezeichnete. Ein kleiner, schwächlicher gemeiner Jagdhund wurde uns als Löwenhund und Tier von unschätzbarem Werte vorgestellt. Ein zweiter Begleiter figurierte als Kurier des Grafen. Mit diesen beiden Dienern ging derselbe auf sehr demokratischem Fuße um. Der Kammerdiener und Löwenjäger legte sich in Gegenwart seines Herrn mit den Beinen auf das Sofa in der Kajüte. Ein Herr, der sich für einen Kurländer ausgab, vielleicht auch einer war, ein Mann mit stechenden schwarzen Augen und einem Barte genau wie ihn der Graf Branicki trug,

schien mit diesem erst Bekanntschaft zu machen oder kürzlich gemacht zu haben; auffallend aber war, daß er mit den angeblichen Dienern viel heimlich zu sprechen hatte, wenn er sich unbemerkt glaubte, und das Gespräch abbrach, sowie er sich bemerkt sah. An der österreichischen Grenze zeigte sich, daß der Paß des Grafen nicht in der Ordnung war. Aber statt daß der Reisende zurückgehalten worden wäre, wurde das Dampfschiff eine halbe Stunde aufgehalten, welche Zeit, nach allen Anzeigen, zu einer telegraphischen Korrespondenz mit der Statthalterei in Linz benutzt wurde. Während des Aufenthaltes legte Graf Branicki eine affektierte Gleichgiltigkeit an den Tag, als ob die Paßschwierigkeit ihn nicht berühre. Während der Kurier sich auf die Polizei begeben mußte — der einzige von allen Reisenden, denen dies zugemutet wurde — und das Boot deshalb stilliegen mußte, las der Graf auf eine Bank gestreckt, ohne von dem was vorging irgendwie Notiz zu nehmen; aber ich glaubte mich nicht zu irren, daß er einige Unruhe und Besorgnis verberge. Endlich durften wir weiter fahren. Als wir in Linz landeten, führte der Löwenjäger den Löwenhund an der Leine, während der Kurier zwei Vogelkäfige, die Behausungen eines Gimpels und eines Kanarienvogels, trug. Ich konnte mich nicht des Gedankens erwehren, daß der polnische Revolutionär der österreichischen Polizei nicht ganz zu trauen Ursache habe, und daß er die drei Tiere als Unschuldszeugen mit sich führe. Uns sagte er, daß er nach Ungarn reise, um dort seine Schwester, die Fürstin Odescalchi, zu besuchen.

In Salzburg kam die Reihe der polizeilichen Beachtung an mich, nachdem ich selbst unabsichtlich auf mich aufmerksam gemacht hatte. Indem wir den Eisenbahnwagen verließen, fand ich ein wertvolles Bracelet, welches ohne allen Zweifel einer vor uns ausgestiegenen Dame gehörte. Im Gedränge war diese verschwunden. Ich trug also den gefundenen Gegenstand auf die Salzburger Polizei, wo ein Protokoll aufgenommen wurde, welches ich zu unterzeichnen hatte. Der Umstand aber, daß ich dabei meinen „Charakter" anders angegeben, als er auf meinem Passe verzeichnet stand — ich glaube, das eine Mal war ich Professor, das andre Mal Privatmann — gab Veranlassung zur Aufnahme eines zweiten Protokolls, in welchem

eine Erklärung über diesen bedenklichen Widerspruch zu Papiere bracht wurde. Die Befragung von seiten des Polizeidirektors ging der höflichsten Weise vor sich, und der Beamtete wußte nicht die rm zu finden, um mich zu fragen, ob ich der Revolutionär von 48 sei. „Herr von Fröbel sind vielleicht früher auch schon in sterreich gewesen?“ — fragt er mich. „Sie wünschen ohne Zweifel wissen, ob ich der nämliche Mann bin, welcher 1848 in Wien rurteilt und begnadigt worden ist. Der bin ich wirklich. Ich nn Sie aber vollkommen beruhigen. Ich reise nach Wien auf ranlassung des Ministers Grafen Rechberg. Von der Richtigkeit ser Aussage können Sie sich leicht telegraphisch überzeugen.“ Das rde zu Protokoll genommen und mit der ausgesuchtesten Artigkeit rde ich entlassen.

Nachdem ich meine Familie zu Verwandten meiner Frau in beröſterreich gebracht, reiste ich allein weiter nach Wien, wo ich n 1. August ankam und an einem der ersten Tage den Grafen echberg sprach, ohne daß ich etwas anderes als die wiederholte Zummung zu meiner Denkschrift davontrug. Mit welchen Bedenken, lcher Unentschlossenheit, welcher Unfähigkeit, welcher Eifersucht und lchen Gegensätzen ich zu thun hatte, lernte ich erst allmählich nnen, vollständig erst, nachdem der ganze großdeutsche Plan in erreichischer und süddeutscher Erbärmlichkeit und jesuitischen Kniffen tergegangen war. Damals aber schon hätten mich meine Erfahngen abschrecken müssen, wenn ich mich leicht genug von meinen ier Zeit angehörigen Lieblingsgedanken und Bestrebungen hätte breißen können.

Ich mußte lange warten, bis ich Schmerling zu sprechen bekam, d es zeigte sich später, daß er von der mir aus dem auswärtigen epartement zugekommenen Aufforderung zur nochmaligen Reise nach ien gar nichts wußte. Vielfach hörte ich Schmerling der Trägheit schuldigen. Graf Auersperg (Anastasius Grün), den ich besuchte, rach mit Wärme vom Staatsminister und rühmte die Integrität ines Charakters, fügte aber hinzu, derselbe habe keine umfassenden olitischen Pläne und sei von Natur träge. „Schmerling“ — sagte raf Auersperg — „sucht Erfolge, auf denen man ausruhen kann

und die Früchte der Arbeit genießen.“ Falſch war das nicht geurteilt. In der That hat Schmerling einen abgeſchloſſenen Plan gehabt. Er hat niemals etwas andres als ein großes und mächtiges Oeſterreich gewollt, und das liberale Syſtem iſt ihm dazu nur als Mittel, als der Weg zur Größe und Macht erſchienen. In dem Urteile aber iſt vergeſſen, daß der Mann, um ſeine politiſchen Zwecke zu erreichen, doch einer viel größeren Anſtrengung fähig war, als ſeine von umfaſſenderen, aber ſchwankenden und phantaſievollen Plänen erfüllten und charakterloſen Nebenbuhler oder Gegner, denen es, wie ſich zeigen wird, mit den großen Ideen zum Teil nicht einmal ernſt geweſen iſt. Frau von Bury hat mir zur Zeit des polniſchen Aufſtandes von 1863 erzählt, ſie habe dem Staatsminiſter geſagt, man ſetze in ſeinen Liberalismus unbedingtes Vertrauen, aber man halte ihn für ruheliebend, indolent, der auswärtigen Politik abgeneigt, und er habe geantwortet: „Ich bin indolent in kleinen Dingen, die mich langweilen, aber für alles wahrhaft Große bin ich immer zu haben.“ Als Schmerling die deutſche Frage, ohne Zweifel zuerſt nicht nach Wunſch, auf dem Wege zu ſeinem öſterreichiſchen Ziele fand, wurde deren Löſung für ihn ein zwar untergeordneter Zweck, aber ein Zweck, dem er ſeine ganze Kraft gewidmet haben würde, wenn ihm dazu nicht der ſichere Standpunkt auf feſtem Boden gefehlt hätte. Aber nicht einmal bei der liberalen Partei hatte er eine zuverläſſige Stütze. Bei einem Beſuche, welchen ich auf der Redaktion der „Preſſe“ machte, bekannte mir Etienne, daß das Blatt ſich die Aufgabe geſtellt habe, den Grafen Rechberg zu ſtürzen, und Schmerling mit, wenn dieſer ſich nicht aus der Verbindung löſe. Jetzt ſei Rechberg die Vermittelung zwiſchen Schmerling und dem Kaiſer. Das ſei das Uebel und das müſſe aufhören. — In der That iſt es Rechberg geweſen, durch welchen Schmerling und ſein Syſtem dem Kaiſer annehmbar gemacht worden iſt; aber in Deutſchland iſt die öffentliche Meinung über Rechberg wie über Schmerling und über das Verhältnis beider zu einander durchaus im Irrtume geweſen, womit ich nicht ſagen will, daß zwiſchen beiden nicht ein zunehmender Gegenſatz beſtanden habe. Ich ſchicke dies nur voraus, um das Verſtändnis der Rolle zu erleichtern, welche die

beiden Staatsmänner in der Behandlung der deutschen Frage gespielt haben.

Was meinen eigenen Stand auf dem mir damals nur noch sehr oberflächlich bekannten Terrain betrifft, so erhielt ich darüber durch den Grafen Enzenberg einige Belehrung. Er sagte mir in vertraulichem Gespräche, daß gegen mich in den höheren Regionen neben einer sehr vorteilhaften Meinung auch noch viel Mißtrauen bestehe. Man habe gesagt, ich sei ein sehr feiner Beobachter, darum müsse man mich selbst noch erst länger beobachten. Ich entgegnete, daß man recht habe; nicht weil Ursache zum Mißtrauen vorhanden, wohl aber weil diese Vorsicht unter den gegebenen Umständen ganz natürlich sei. Ich wisse aber auch, daß nicht weniger für mich Gründe der Vorsicht bestehen.

Nachdem ich zehn Tage nutzlos, es sei denn mit Gewinn für meine Kenntnis der Personen und Verhältnisse, in Wien verbracht, holte ich, da erwartete Entscheidungen sich in die Länge zogen, meine Familie in Oberösterreich ab. Wir wohnten nun, da ich in Wien selbst nichts unmittelbar zu thun hatte, auf vierzehn Tage in Vöslau, und kehrten am 1. September nach Wien zurück, wo ich endlich durch längere Besprechungen mit Schmerling meinem Ziele näher kam. Ohne Zweifel wurden diese Besprechungen von seiten des auswärtigen Ministeriums dem Staatsminister überlassen, um diesen, in welchem man einen Gegner der großdeutschen Pläne zu finden erwartete, zu einer bestimmten Stellung zu nötigen, und auf diese Weise entweder sich seiner Zustimmung zu versichern oder seine Opposition gegen ihn selbst benutzen zu können.

Ich hatte die erste Unterredung mit ihm am 3. September. Er erklärte sich mit meiner Denkschrift einverstanden, deren Vorschläge er „preiswürdig" nannte. Unter allen den zahlreichen Plänen, welche zur Kenntnis der kaiserlichen Regierung gekommen, sei der meinige der einzige, auf dessen Grundlage die Angelegenheit betrieben werden könne. Mein großdeutsches Ziel sei auch sein Ideal, denn als Oesterreicher müsse es ihm eine erfreuliche Aussicht sein, daß Oesterreich wieder an die Spitze Deutschlands kommen solle. Freilich möge dieses Ziel nicht ganz nahe liegen, aber es müsse auf

dasselbe hingearbeitet werden, und auf einen der nächsten Tage lud er mich zu näheren Besprechungen ein.

Bei dieser Zusammenkunft, welche am 5. stattfand, sprach er viel allein, indem er mir meine eigenen Ansichten etwas verengt vortrug. Als seine Zustimmung war mir dies von Wert. Am Schlusse bat er mich, in zwei Tagen wieder zu kommen und bis dahin eine Aufzeichnung über die gehabte Besprechung in zwei Exemplaren, für ihn und für mich selbst, abzufassen. Er bedauerte, keinen passenden Mann zu wissen, ihn unsern weiteren Erwägungen zuzuziehen. Ich erwiderte, daß ich meinerseits keine andre Person als den Dr. Kolatschek zu nennen wisse, und der Staatsminister forderte mich auf, diesen für die nächste Unterredung mitzubringen. Ich lasse die Aufzeichnung dieser ersten Besprechung hier wörtlich, so wie sie von dem Minister genehmigt worden ist, folgen. Dieselbe lautet:

„Wien, den 5. September 1861. — Nachdem am 3. dieses Monats zwischen Sr. Exzellenz dem Herrn Staatsminister von Schmerling und Herrn Julius Fröbel mit Zugrundelegung einer eingesandten Denkschrift des letzteren (Denkschrift über die Leitung der großdeutschen Angelegenheiten, datiert Kissingen im Juni 1861), über eine wünschenswerte Umgestaltung des deutschen Bundes eine erste und allgemeine Besprechung stattgefunden, wurde heute diese Besprechung mehr ins einzelne gehend fortgesetzt, und es wurde in folgendem übereingestimmt:

„Es ist auf die Berufung eines aus zwei Häusern — einem Volkshause und einem Fürstenhause — bestehenden deutschen Parlamentes hinzuwirken. Die Mitglieder des Volkshauses sollten durch die deutschen Landesvertretungen aus ihrer Mitte gewählt werden, wobei der Wahlmodus ihnen selbst überlassen bleibt und nur das Zahlenverhältnis in einer allgemeinen Feststellung zu bezeichnen ist. Im Fürstenhause sollen die regierenden Fürsten in Person erscheinen oder, in Fällen wo eine Stellvertretung unerläßlich sein sollte, kann nur die Stellvertretung durch einen Prinzen des Hauses zulässig sein. Eine solche politische Einrichtung wird nicht nur für zweckmäßig, sondern auch für ausführbar gehalten. Ueberhaupt wird

angenommen, daß der Verwirklichung eines auf solche Weise konstruierten deutschen Parlamentes von seiten der deutschen Höfe keine unüberwindlichen Schwierigkeiten entgegenstehen, vorausgesetzt, daß in der Feststellung seiner Kompetenz die den Verhältnissen entsprechenden Grenzen nicht überschritten werden, worauf deshalb hinsichtlich der Ausführbarkeit des ganzen Planes sehr viel ankommt.

„Neben der Schöpfung eines so zusammengesetzten Parlamentes als gesetzgebenden Reichskörpers wird die Errichtung eines obersten Reichsgerichtes für ebenso wünschenswert wie ausführbar gehalten.

„Weniger frei von Schwierigkeiten ist die Frage der Reichsregierung; doch läßt sich nicht verkennen, daß sie gelöst werden muß. Die im deutschen Volke lebende Forderung einer Umgestaltung des Bundes hat zu einem ihrer wesentlichsten Beweggründe das Bedürfnis einer mächtigeren und geachteteren Gesamtstellung Deutschlands unter den übrigen Staaten und Nationen, und diesem Bedürfnisse kann nur durch eine mit mehr Macht und Aktionsfähigkeit ausgerüstete Zentralgewalt abgeholfen werden. Die Regierungen der Einzelstaaten müssen sich über Form und Befugnisse, welche der Zentralgewalt gegeben werden soll, verständigt haben, ehe das Parlament zusammengerufen wird.

„Im allgemeinsten Umrisse läßt sich sagen, daß es das Ideal bleibt, einen einzigen Fürsten an die Spitze Deutschlands gestellt zu sehen, daß aber eine solche rein einheitliche Reichsgewalt unter gegebenen Verhältnissen als unausführbar erscheinen muß. Und dies nicht nur für Großdeutschland. Denn auch die Gründung eines kleindeutschen Kaisertums könnte von der großdeutschen Partei so wenig jemals gebilligt, wie von Oesterreich zugelassen werden.

„So bietet sich eine durch drei Fürsten gebildete Zentralgewalt, bestehend aus dem Kaiser von Oesterreich, dem Könige von Preußen und einem Fürsten der übrigen deutschen Staaten, dessen wiederkehrende Wahl oder erbliche Ernennung diesen Staaten nach eigenem Ermessen überlassen bleiben muß, als der am wenigsten gewaltsame und am meisten ausführbare Plan dar.

„Die Ausführung läßt sich in verschiedener Weise denken, indem die bezeichneten drei Fürsten die Regierung des Reiches ent-

weder erstens kollegialisch, oder zweitens nach einzelnen Hoheitsrechten verteilt, oder endlich drittens mit abwechselnder Oberleitung führen könnten. Der letzte Modus scheint sich am meisten zu empfehlen. Mit ihm würde sich ein wechselnder Regierungssitz als Reichsvorort vereinigen lassen, — eine Einrichtung, welche auf wirksame Weise als Schule benutzt werden könnte, die Nation allmählich zu innigerer Einheit heranzuziehen."

Auch von der Besprechung vom 7., an welcher Dr. Kolatschek teilgenommen hat, habe ich ein Protokoll zu Papier gebracht, und dieses in drei Exemplaren: für den Staatsminister, für mich selbst und für Kolatschek, welchem ich nachträglich auch eine Abschrift meiner Aufzeichnung über die Unterredung vom 5. gegeben habe. Dieses zweite Protokoll lautet wie folgt:

„Wien, den 7. September 1861. — Die Besprechungen über die deutsche Bundesreform wurden heute bei dem Herrn Staatsminister von Schmerling mit Zuzug des Herrn Dr. Kolatschek fortgesetzt, und es wurde zunächst auf die Grenzen der Kompetenz zurückgegangen, welche dem Parlamente zu geben sein würden. Man stimmte überein, daß diese sich auf diejenigen Zweige der Gesetzgebung beschränken müsse, durch welche im Gebiete des Reiches die nötige Einheit der Rechtsverhältnisse und der volkswirtschaftlichen Thätigkeit erstrebt wird, wie z. B. eine gemeinsame Handels- und Gewerbegesetzgebung, ein gemeinsames Wechselrecht, ein gemeinsames Zollgebiet u. s. w., daß dagegen Fragen der inneren Verwaltung der Einzelstaaten von der Kompetenz eines Reichsparlamentes ausgeschlossen und der Selbstbestimmung dieser Staaten überlassen bleiben sollen.

„In Bezug auf die Zentralgewalt wurde hervorgehoben, daß ihr die auswärtige Vertretung Deutschlands als eines Ganzen zustehen müsse, wobei den einzelnen Bundesstaaten das Recht, nebenbei ihre besonderen Gesandten zu unterhalten, überlassen bleiben könne. Die Zentralgewalt wurde ferner als die alleinige kriegführende Macht im Reiche bezeichnet. Ueberhaupt wurde bemerkt, daß ein Krieg, unter den beabsichtigten neuen Bundesverhältnissen, nur für den Totalkomplex der in dem Reiche beteiligten Länder zulässig sei. Die

Garantie des gesamten Besitzstandes aller Bundesglieder müsse die Grundbedingung des neuen Bundesverhältnisses ausmachen. Ein Defensivkrieg sei also von selbst eine Reichsangelegenheit, auch wenn der äußere Angriff einem nichtdeutschen Gebietsteile gelte; ein Offensivkrieg aber dürfte unter solchen Verhältnissen auch von Oesterreich oder Preußen in Zukunft nur im Einverständnisse mit der Zentralregierung, d. h. also nur unter der höheren Autorität der letzteren begonnen werden, weil das Reich für die Folgen einzustehen haben würde. Und ebensowenig könnte in solchem Falle ein Friedensschluß ohne Sanktion der Zentralregierung zulässig sein.

„Zu den Aufgaben der Zentralregierung wird die Herstellung einer besseren Militärorganisation für das Reich gehören, wobei die wünschenswerte Uebereinstimmung in der Bewaffnung und in der taktischen Ausbildung als unmittelbar vorliegende und nächst erreichbare Angelegenheit zu bezeichnen ist.

„Als Vorlage für die nächste Besprechung wird vom Herrn Staatsminister die bestimmtere Formulierung des Umrisses einer Reichsverfassung nach den in den bisherigen Unterredungen ausgesprochenen Ansichten mit Angabe eines Zahlenverhältnisses für die Zusammensetzung des Volkshauses gewünscht und die Ausarbeitung von den Herren Kolatschek und Fröbel übernommen. Zugleich bezeichnet der Herr Staatsminister es als wünschenswert, daß der Gegenstand in passender Weise in die Tagespresse gebracht werde.

„Fröbel schlägt die Aussendung eines großdeutschen Programmes mit Aufforderung zu Rückäußerungen vor, welchem Vorschlage zugestimmt wird.

„Zu der nächsten Zusammenkunft behält sich der Staatsminister vor einzuladen."

Mit großem Unmute hat Schmerling bei dieser letzten Besprechung sich über eine Rede Giskras im Reichsrate geäußert, in welcher der mährische Deputierte sich gegen die großdeutschen Pläne ausgesprochen und der Gestaltung Deutschlands ohne Oesterreich das Wort geredet. Aber Schmerlings Unmut, welcher an Heftigkeit grenzte, war doch mehr der eines Mannes, welcher durch einen ungeschickten Freund kompromittiert worden, als der eines aufrich-

tigen Vertreters der großdeutschen Politik. So hat auch Kolatschek die Aeußerungen des Staatsministers aufgefaßt. In unsern Unterredungen freilich hat dieser ganz klar und bestimmt gesagt, daß Oesterreich die Einigung Deutschlands unter Preußen nötigenfalls mit Gewalt verhindern würde. Heute zweifle ich nicht mehr daran, daß Schmerling während der großdeutschen Periode ein doppeltes Spiel gespielt. Ich werde sogleich berichten, daß auch bei Rechberg kein rechter Ernst war.

Ich hatte mit diesem wenige Tage darauf, es war am 10. September, eine Unterredung. Er teilte mir mit, daß Herr von Beust bei seiner kürzlichen Anwesenheit in Wien auf dem Wege nach Gastein das folgende Projekt vorgebracht habe:

1. Aufhebung der Bundesversammlung oder Reduktion derselben auf eine ständige Kommission für laufende Geschäfte.

2. Zuziehung von Ausschüssen aus den Kammern zu dieser Kommission, für Gesetzgebungsarbeiten.

3. Bundesregierung durch halbjährige Zusammenkünfte aller Chefs der Ministerien der deutschen Staaten, abwechselnd in Wien und Berlin.

Rechberg bezeichnete diese Vorschläge als wertlos. Das Projekt könne die öffentliche Meinung nicht befriedigen und gebe den preußischen Intriguen neue Nahrung. Alles, was man in Berlin beschließe, werde ausgeführt, alles in Wien Beschlossene verhindert werden, bis Preußen seinen Zweck erreicht habe. Von Gastein, fuhr Rechberg fort mir mitzuteilen, habe Beust an die Entscheidung über seinen Plan erinnert. Er, Rechberg, habe seinerseits in seiner Antwort sich darauf bezogen, daß er mündlich als den für die österreichische Politik in erster Linie stehenden Plan die Trias bezeichnet habe, und daß erst, wenn dieser Plan scheitern sollte, das Projekt des sächsischen Ministers in Betracht kommen könne. Dem habe dieser im Gespräch beigestimmt, und nur die Bemerkung gemacht, daß das Haupthindernis für die Trias in Bayern liege. Jetzt scheine er nicht mehr daran zu denken.

Wie ist Beust — fragte ich mich — zur Abtrünnigkeit von seinen früheren oder wenigstens früher bekannten Ansichten gekommen? — Als ich nicht lange nachher unter andern deutschen Städten auch Kassel besuchte, machte man mich dort auf die Haltung de[illegible]

Dresdener Journals aufmerksam, welches für die polnische Revolution Partei nahm, und es wurde mir angedeutet, daß man sich in der sächsischen Hauptstadt mit der polnischen Königskrone beschäftige. Dem sächsischen Königshause die Krone Polens, — Sachsen an Preußen, das linke Rheinufer an Frankreich — — sollte sich Beust in diesen damals im politischen Hexenkessel mit gebrauten Plan eingelassen haben? — Es gab zu jener Zeit in Preußen Leute, welche aus kirchlichen und andern Gründen die Absonderung der katholischen Länder am Rhein vom Territorialbestande des Königreiches nicht beklagt haben würden. Zu diesen gehörte z. B. Konstantin Frantz, welcher freilich diese Gebietsteile für die Trias verwendet wissen wollte. Aber er war damals ein Bewunderer Beusts. Wie? — fragte ich mich — wenn sich ein patriotischer und ein unpatriotischer Gedanke begegnet wären? —

Bei der Unterredung vom 10. legte der Graf Rechberg gegen mich das folgende Bekenntnis ab: „Aufrichtig gesprochen, bin ich überzeugt, daß aus allem, was jetzt betrieben wird, nichts Bleibendes entspringt. Wir bekommen in Deutschland eine allgemeine Verwirrung. Dann ist für Oesterreich die Zeit gekommen Ordnung zu schaffen, und dabei wird es von selbst an die Spitze Deutschlands kommen. Aber allerdings ist es wünschenswert, daß sich bis dahin die Ansichten festgestellt haben und eine geschlossene großdeutsche Partei sich organisiert hat." —

In dieser einesteils skeptischen, andernteils sehr sanguinischen Auffassung der Dinge hat sich wohl auch Schmerling mit Rechberg zusammengefunden. Aber Rechberg ist gegen mich aufrichtiger gewesen, als Schmerling. Als ich aus des erstern Kabinett heraustrat, fand ich letztern im Vorsaale. Er redete mich in sehr kordialer Weise an und sprach von der baldigen Fortsetzung unsrer Beratungen, welche jedoch in der begonnenen Weise nicht stattgefunden hat. Dagegen brachte ich schon tags darauf in getrennten Unterredungen mit den beiden Ministern es zur Entscheidung, daß ich zur Bildung einer organisierten großdeutschen Partei sofort eine Rundreise durch Deutschland antreten solle. Die beiden Minister stimmten in der Sache vollständig überein. Im Staatsministerium, von welchem

die Kosten dieser Reise übernommen wurden, war der Sektionschef Lewinsky im Vertrauen und sehr für meine Absicht eingenommen, während im Ministerium des Auswärtigen der Unterstaatssekretär von Meyßenbug sich vollständig für meine Ideen und meinen Operationsplan enthusiasmierte. Als ich nach Instruktionen fragte, wurde mir in schmeichelhafter Weise geantwortet: „Wenn wir Ihnen Instruktionen geben könnten, brauchten wir Sie nicht." — So war ich weiter auf mich selbst angewiesen, und führte die großdeutsche Agitation, wie ich sie begonnen, nach eigenem Gutachten fort.

Nachdem ich abends vorher noch meine Flugschrift „Oesterreich und die Umgestaltung des deutschen Bundes" fertig aus der Geroldschen Buchdruckerei erhalten und an jeden der beiden Minister ein Exemplar adressiert hatte, verließen wir am 22. September Wien. Keinem meiner Wiener Freunde teilte ich die Absicht und den Zusammenhang meiner Reise mit. Man war überzeugt, daß ich es bei den Ministern nicht über akademische Besprechungen und eine theoretische Billigung meiner Bestrebungen hinausgebracht, und der geistreiche Baron Stifft, welcher bei einem letzten Besuche mir und meiner Frau von Politik, Religion, Theater und Schauspielerinnen so die Ohren voll schwatzte, daß wir kaum mehr zu hören vermochten, lobte meinen Entschluß, abzureisen, da Oesterreich doch hoffnungslos sei. Das war bei gewissen Leuten in Wien damals der Ton. Als ich im folgenden Jahre mich mit Familie in Wien wohnhaft machte, sagte eines Tages zu meiner Frau Dr. Berger: „Haben Sie wirklich den Mut, sich auf der Austria einzuschiffen?" — Das Dampfschiff Austria war damals auf dem Meere verbrannt und die Mehrzahl der darauf befindlichen Menschen, darunter auch Personen unsrer Bekanntschaft, hatte dabei den Tod gefunden. — Bei solchem Pessimismus bekannter Volksvertreter und nationaler Wortführer und bei dem halb skeptischen, halb fatalistischen Geiste leitender Staatsmänner ist es deutlich, daß die großdeutsche Politik Schiffbruch leiden mußte.

Ich aber ging, zwar mit geschwächtem Glauben an die Menschen, doch mit Glauben an die Sache und an mich selbst, an die praktische Arbeit.

8.

Rundreise zur Gründung einer großdeutschen Partei. München: Hegnenberg, Neumeier, Lerchenfeld. Döllinger und Sir Dalberg-Acton. Augsburg, Stuttgart, Heidelberg, Frankfurt, Weilburg, Kassel, Leipzig. Hannover: Borries, Bennigsen, Windthorst, Meding. Berlin: Bucher, Fischel, und die coburgische Politik.

Die Reise nach Heidelberg, wohin ich einstweilen meine Familie zurückbrachte, benutzte ich gleich in München, Augsburg und Stuttgart für die übernommene Sache. Nur einen Tag opferten wir dem Besuche der Verwandten meiner Frau in Oberösterreich, wo mir große Ehren erwiesen wurden. Bei einbrechender Nacht brannten Feuer auf den benachbarten Anhöhen und ein Gutsnachbar mit drei Schullehrern der umliegenden Gemeinden brachten ein Ständchen mit vierstimmigem Gesange.

In München verhandelte ich bei dem Grafen Hegnenberg mit diesem, mit dem Minister des Innern, Herrn von Neumeier, und mit Gustav von Lerchenfeld. Ich legte den Herren das aus dem vorigen bekannte großdeutsche Programm der Trias mit einer aus drei Fürsten — dem Kaiser von Oesterreich, dem Könige von Preußen und einem Fürsten der Mittel- und Kleinstaaten — bestehenden Zentralregierung, und einem aus zwei Häusern — einem Volkshause und einem Fürstenhause — bestehenden Parlamente vor, und dieses Programm wurde von dem Minister von Neumeier, dem Grafen Hegnenberg-Dux und dem Freiherrn von Lerchenfeld mit mir nach allen Richtungen durchgesprochen und fand unbedingte Billigung. Die Herren übernahmen es, in Bayern im Sinne des Programmes zu wirken und dafür eine Partei zu organisieren. Ich berichtete darüber an Schmerling in einem vom 28. September 1861 datierten Schreiben.

Während meines sechstägigen Aufenthaltes in München machte ich noch durch Charles Boner die Bekanntschaft Döllingers, welcher mich mit dem uns gemeinsamen englischen Freunde zu Tische lud. Als Vierten in unsrer kleinen Tischgesellschaft fand ich Sir John Dalberg-Acton, später Lord Acton, welcher als Gast bei Döllinger,

seinem ehemaligen Erzieher und Lehrer, wohnte. Der Erbe des Dalbergschen Namens und der Dalbergschen Güter bei Worms war damals schon Parlamentsmitglied, obschon ein noch sehr junger Mann. Bekanntlich war seine Mutter eine Tochter des Herzogs von Dalberg, der Lord Granville sein Stiefvater. Durch seine Großmutter, eine genuesische Pallavicini, mit den bayerischen Grafen Arco verwandt und zugleich ein Zögling Döllingers, hatte er in München nahe Anknüpfungen. Er beschäftigte sich damals damit, die Home and Foreign Review ins Leben zu rufen, welche dem aufgeklärten Katholizismus im Geiste Döllingers gewidmete Zeitschrift nach kurzem Dasein auf Befehl von Rom wieder aufgegeben worden ist. Meine Begegnung mit Acton hat veranlaßt, daß ich für dieselbe den in deren zweitem Bande (1863) erschienenen Aufsatz „Austria and Germany“ geschrieben, — eine publizistische Arbeit, welche an dem allgemeinen Fehler der ganzen großdeutschen Politik und Publizistik leidet, die Thatkraft Oesterreichs überschätzt, diejenige Preußens unterschätzt, vor allem aber das Erscheinen eines großen Mannes wie Bismarck auf preußischer Seite nicht geahnt zu haben. Ich will nicht unerwähnt lassen, wie Acton damals bei Döllinger in unsrem Tischgespräche den neueren englischen Liberalismus beurteilte, welcher zu jener Zeit so entschieden mit dem französischen Imperialismus sympathisierte. Dieser Liberalismus — das war der Kern seiner Aeußerungen — sei nichts andres als die Lehre von der obersten Herrschaft der realistischen Interessen, der es unwesentlich sei, ob sie sich in absolutistischer oder konstitutioneller, in monarchischer oder republikanischer Form durchsetze. Der platteste Apostel dieser Lehre sei Cobden, — Apostel einer Art von Religion, deren Kirche die Manchesterschule. Man wird die Richtigkeit dieser Beurteilung nicht bestreiten können.

In Augsburg war es mir darum zu thun, die Allgemeine Zeitung für mein Programm zu stimmen, was mir ohne meine alte Freundschaft mit Gustav Kolb kaum gelungen sein würde. Dr. Altenhöfer, welcher bekanntlich ein talentvoller und kenntnisreicher Mann gewesen ist, befand sich bei meinem Besuche in derartigem négligé, oder vielmehr undress, daß er davonlief, während seine vier häßlichen

Möpse mich mit solchem Gebell anfielen, daß darin meine an den Herrn Doktor gerichtete Bitte, sich in seiner Bequemlichkeit nicht stören zu lassen, ungehört verhallte und ich unverrichteter Sache wieder abziehen mußte. Ich hatte die Möpse in Verdacht, politische Gegner zu sein; jedenfalls waren sie geeignet von der Redaktion fremde Einflüsse abzuhalten. Dr. Orges war abwesend. Wie mir Kolb sagte, hatte sich der ehemalige preußische Offizier und aus Liebhaberei gewesene Matrose bei einem unlängst in Wien gemachten Besuche dort nur mit der absolutistischen Hof- und Militärpartei in Verbindung gesetzt, und bei seiner Rückkehr erklärt, daß dem Kaiserstaate nur durch ein absolutistisches Regiment zu helfen sei. Indem er diese Ansicht in der Leitung der Allgemeinen Zeitung geltend machen wollte, war er in solchen Widerstreit mit Kolb gekommen, daß die beiden Mitglieder der Augsburger Redaktionstrias seit längerer Zeit kein Wort miteinander gesprochen hatten. Dieses Zerwürfnis, zusammen mit den Möpsen des Dr. Altenhöfer und dessen Vorliebe für prähistorische Moden, war damals nicht ohne Einfluß auf die öffentliche Meinung in Europa. So war ich mit meinen politischen Plänen auf meinen Freund Kolb beschränkt, aber dieser sympathisierte auch aufrichtig mit der Sache und konnte mir die Zugänglichkeit des Blattes für deren journalistische Vertretung zusagen.

Mit den Stuttgarter Freunden und Parteigenossen hatte ich, wie immer, meine Not. Der schwäbische Geist ist hartnäckig in seinen Meinungen. Eine Zusammenkunft mit Probst, Deffner, Siegmund Schott, Tafel, Oesterlen, Schäffle, und andern württembergischen Volksvertretern und Patrioten, verlief unter langen und lebhaften Erörterungen ohne bestimmtes Ergebnis. Der eine der Herren war großdeutsch, wollte aber nicht österreichisch sein; der andre erklärte die Trias für eine krankhafte Idee. Professor Schäffle, der nachmalige österreichische Minister in und außer Diensten, besuchte mich tags darauf, und erklärte mir, daß er gegen die Trias nur Opposition mache, weil sie dem großdeutschen Kaisertume präjudiziere. Ich überzeugte ihn, daß dem Kaisertume durch das Programm nichts vergeben werde. Nach wiederholten Besprechungen gewann ich für meine Ansichten bei der Stuttgarter Demokratie Boden. Ausführlich

wurde das Programm von Varnbüler in Erwägung gezogen. Er erklärte sich gegen den Turnus im dreiherrlichen Direktorium und verlangte kollegialische Regierung der drei Direktorialfürsten. Meine Gründe für den Turnus, in welchem ich eine Konkurrenz für die Einherrschaft sah, verschwieg ich ihm. Der Zusammensetzung des nationalen Parlamentes aus einem Fürstenhause und einem Volkshause, letzteres durch Kammerdeputationen gebildet, stimmte er bei, indem er die Ueberzeugung aussprach, daß ein solches Parlament die drei Direktorialfürsten zur Einigkeit werde nötigen können.

Den Baron Cotta besuchte ich, um auch von seiner Seite der Allgemeinen Zeitung sicher zu sein. Das Gespräch kam auf die viel ausgebeutete Aeußerung des Königs von Württemberg: „Ehe ich mich von Preußen mediatisieren lasse, schließe ich ein Bündnis mit Frankreich.“ Die Thatsache wurde nicht bestritten. Kolb hatte mir in Augsburg erzählt, wie dieser Ausspruch in die Oeffentlichkeit gekommen. Der König hat die Worte in einem Gespräche mit dem Berliner Hofprediger Hoffmann, einem württembergischen Landeskinde und frommen Pietisten, fallen lassen; dieser hat die unpatriotische Rede, zu welcher immerhin die staats- und völkerrechtliche Berechtigung nicht bestritten werden kann, in Baden-Baden der Königin von Preußen berichtet, welche die Veröffentlichung veranlaßt hat. Der Privatsekretär des Prinzen Consort, Dr. Carl Meier, welcher sich gleichzeitig in Baden-Baden aufgehalten und der hohen Dame nahe gestanden, hatte diesen Sachverhalt seinem Freunde Kolb mitgeteilt.

Von Heidelberg aus berichtete ich unter dem 5. Oktober wie folgt an Schmerling:

„Ew. Exzellenz werden mein erstes Schreiben d. d. München 28sten vorigen Monats erhalten haben. Ich war seitdem in Augsburg und Stuttgart. Was an ersterem Orte zu erreichen war, — daß die Redaktion der Allgemeinen Zeitung unterrichtet und dadurch veranlaßt werde, der eingeschlagenen Richtung die nötige Beachtung zu schenken, ist, wie ich glaube, erreicht worden; auch wird von München her eine wünschenswerte weitere Einwirkung ausgeübt werden.

„In Stuttgart handelte es sich darum, die Demokratie für das Programm zu gewinnen. Es gibt das für die süddeutsche Demokratie

überhaupt den Ausschlag, und ich glaube Anstöße gegeben zu haben, welche zu diesem Ziele führen werden. Vom Baron Cotta erfuhr ich, daß von spezifisch katholischer Seite in Baden und Württemberg für ein großdeutsches Programm agitiert wird, welches mit dem unsrigen fast ganz übereinstimmt. Von dieser Seite fehlt es nicht an Zustimmung; absichtlich aber unterlasse ich es, mich mit den Männern dieser Farbe in zu genaue Verbindung zu setzen, da ihr Vortreten der Sache nur nachteilig sein würde. Ich suche sie also vom öffentlichen Auftreten abzuhalten.

„Wichtig war mir in Stuttgart eine Verständigung mit dem Baron Varnbüler, auf den auch die Münchener einen großen Wert legen. Er geht vollständig mit uns, und wenn er Bemerkungen zu einzelnen Punkten des Programmes gemacht hat, so sind diese förderlich gewesen. In der Frage der Zentralgewalt ist er gegen den Wechsel und glaubt, daß es vorzuziehen sei, Frankfurt als alleinige Reichshauptstadt zu belassen, was zur Folge haben müßte, daß jeder der drei Direktorialfürsten einen permanenten Statthalter daselbst hielte.

„Ein Gedanke, der seinen Ursprung in München hat, wird bei den Schwaben nicht ohne Einfluß sein, nämlich der, daß der König von Württemberg, als Senior der deutschen Fürsten, von seiten der Mittel- und Kleinstaaten in das dreiherrliche Direktorium trete. Man sagte mir in München, daß gerade diesem Bestimmungsgrunde für die Wahl der König von Bayern nicht widerstehen werde.

„An einem Volkshause aus Kammerausschüssen nimmt natürlich die Demokratie überall mehr oder minder Anstoß; doch ist es erfreulich zu sehen, wie der blinde Radikalismus überall verständigeren Bestrebungen gewichen ist. Ich hoffe den Gedanken der Kammerausschüsse aufrecht zu erhalten. Im Notfalle aber würde man sich damit zufrieden stellen, daß die Art der Ernennung der Repräsentanten zum nationalen Parlamente jedem Bundesstaate überlassen bliebe. Die Kammern würden dann die Sache auszumachen haben, und würden unstreitig sich dafür erklären, daß sie es seien, welche aus ihrer eigenen Mitte die Abgeordneten zu ernennen haben.

„Was die allgemeine Volksstimmung in Süddeutschland betrifft, so kann ich nur die Worte wiederholen, welche ich vielfach ge-

hört habe: ‚Wer uns die Bundesreform bringt' — nach andern: ‚Wer uns das Parlament bringt — Oesterreich oder Preußen — der hat uns!' — Oesterreich, hoffe ich, wird sich die Initiative nicht entgehen lassen.

„In Norddeutschland wird, wie ich vernehme, von einflußreichen Personen auch in unsrer Richtung gewirkt, und meine weitere Reise wird vielleicht günstigeren Erfolg haben, als wir in Wien voraussetzen konnten."

Das war ohne hinreichende Sachkenntnis geurteilt. Das norddeutsche Großdeutschtum hat, mit Ausnahme ganz partikularer Gründe und einzelner politischen Sonderlinge, nur eine vorübergehende Unzufriedenheit mit den preußischen Zuständen zu seinem Grunde gehabt.

Noch von Heidelberg aus habe ich meinen dritten Bericht an Schmerling geschrieben; ich finde aber weder von diesem noch von den weiter folgenden unter meinen Papieren ein Konzept. Ich erinnere mich nur, im dritten auf Varnbülers Erinnerung den österreichischen Staatsminister darauf aufmerksam gemacht zu haben, daß durch die Artikel 47 und 48 der Wiener Schlußakte die Garantie der außerdeutschen Gebietsteile der Bundesstaaten für bestimmte Fälle schon anerkannt, der allgemeine Grundsatz also embryonisch in diesen Artikeln schon enthalten sei.

Ich fuhr am 14. Oktober nach Frankfurt, von wo ich dem Professor Friedrich Schulz, einem bewährten großdeutschen Parteigänger, in Weilburg einen Besuch machte. Hier, wie in Frankfurt, hatte ich nur Mitteilungen zu machen oder zu empfangen. Am 17. war ich in Kassel, womit ich in ein mir gänzlich fremdes Gebiet eingetreten war. Orientierung auf diesem suchte ich bei dem Redakteur der Kasseler Zeitung, Dr. Obermüller. Es ist nicht ganz ohne ein historisches Interesse, wie dieser die damaligen kurhessischen Zustände auffaßte. Großdeutsch, sagte er mir, seien im Lande, außer der Demokratie und dem Adel, auch die Beamteten und protestantischen Geistlichen, — kleindeutsch die Advokaten, die Juden und „die Geldprotzen". Die Beamteten aber seien vor allem gut kurfürstlich; die protestantischen Geistlichen zu orthodox-konservativ, um nicht die Feinde des Gothaismus zu sein. Die Beamteten würden umschlagen

und gut preußisch werden, wenn der innere Streit beigelegt würde; Oesterreich also würde gegen seine eigenen Interessen arbeiten, wenn es mehr, als die notwendigste Popularität erfordere, die Beilegung fördern wollte, indem es damit die Gründe der Abneigung des Landes gegen Preußen beseitigen würde. Im übrigen seien verschiedene Teile des Landes politisch sehr verschieden geartet. Gut deutschpatriotisch sei der altheſſische Adel: die Eschwege, Trott, Milchling, Keudell, Edelsheim und andre. Unter den Ministern sei kein Parteigänger Preußens; mehrere seien Anhänger der Triasidee, der Kriegsminister für das großdeutsche Kaisertum.

Welchen Wert ich auch diesen Belehrungen zuschreiben mochte, — immer mußte ich mir sagen, daß die Teilnahme an der großen nationalen Frage hier viel zu wenig entwickelt sei, als daß sich mir für die Wirksamkeit zu Gunsten einer Verständigung über eine großdeutsche Parteiorganisation genügende Anknüpfungen hätten darbieten können. Am wenigsten ließ sich hier in der mir zugemessenen kurzen Zeit eine Wirkung ausüben, welche sich über die Ansichten dieses oder jenes einzelnen Mannes hinaus erstreckt hätte. Wenn allerdings das katholische Fulda vom kirchenpolitischen Standpunkte österreichische Sympathien hatte, so stand in politischer Bildung dieser Landesteil zu tief, als daß ich in ihm einen Hebel hätte ansetzen können, auch wenn ich mir es nicht zum Grundsatze gemacht gehabt hätte, mich von der Verbindung mit den durch kirchliche Gesichtspunkte geleiteten katholischen Parteielementen frei zu halten. So blieb mir nichts übrig, als hier einige persönliche Besprechungen zu suchen, und die Umstände brachten es mit sich, daß ich nur mit dem Präsidenten der zweiten kurheſſischen Kammer, Freiherrn von Milchling, meinen Zweck erreichen konnte, welcher mir als ein entschieden großdeutscher Mann bezeichnet worden war. Derselbe wohnte in Hannöverisch-Münden und ich fuhr dahin, um ihn zu besuchen.

Ich glaube, Herr von Milchling ist erschrocken, als ich mich bei ihm mit meiner Karte melden ließ. Offenbar kannte er meinen Namen nur als den eines berüchtigten in Oesterreich zum Tode verurteilten Revolutionärs, und ziemlich barsch fragte er mich, was ich wolle. „Ich reise“ — sagte ich ihm — „im Vertrauen des Grafen

Rechberg und des Herrn von Schmerling in Wien, obschon nicht in amtlicher Eigenschaft." — Der Mann sah mich mit Erstaunen an und hörte mit Erstaunen, was ich ihm über die Ziele großdeutscher Politik mitteilte. Der Gedanke, daß man mit einem großdeutsch-nationalen Plane Ernst machen wolle, schien ihm wie ein Traum vorzukommen. Allmählich erholte er sich von seiner Verwunderung und wurde etwas warm. Wie groß aber die Unwissenheit eines Präsidenten der zweiten kurhessischen Kammer in deutschen Dingen sein konnte, mußte ich durch die Aeußerung des Freiherrn von Milchling in Erfahrung bringen, daß der großdeutsche Reformplan bei der badischen Regierung ganz besondere Unterstützung finden werde. Daß der badische Gesandte in Wien, Herr von Edelsheim, in Hessen als großdeutsch bekannt war, schien den Irrtum veranlaßt zu haben.

Nachdem ich in Kassel noch einen ausführlichen Bericht an den Grafen Rechberg geschrieben, kehrte ich nach Frankfurt zurück, wo ich nur die österreichische Gesandtschaft besuchte. Auf dem Wege von da nach Leipzig hielt ich mich einen Tag in Würzburg auf, wo am 20. Oktober eine großdeutsche Zusammenkunft stattfinden sollte, welche aber, ohne daß ich davon hatte benachrichtigt werden können, abbestellt worden war. So habe ich den Tag im Umgange mit dem Professor Franz Hoffmann zugebracht, welcher mich mit einigen seiner Kollegen an der Universität bekannt machte. Da diese Herren an dem Zwecke meiner Reise nur einen theoretischen Anteil nahmen, ich auch nur mit solchen in Berührung kam, welche in ihren politischen Anschauungen auf großdeutscher Seite standen, blieb mir hier wenig zu thun übrig und mein Besuch konnte höchstens eine anregende Wirkung haben.

Zu lebhafteren und der praktischen Seite der Dinge näher tretenden Erörterungen fand sich in Leipzig Veranlassung und Gelegenheit. Der Doktor der Medizin Karl Reclam, der Professor Wuttke, der Hofrat Ahrens und Dr. Karl Andree waren, vom österreichischen Generalkonsul Legationsrat Grüner abgesehen, die Hauptpersonen, mit welchen ich mich hier zu verständigen suchte. In Wuttke, welcher sowohl als politischer Schriftsteller wie durch seine scharf ausgeprägte Persönlichkeit einen gewissen Einfluß ausübte, hatte ich es

mit einem eifersüchtigen, eigensinnigen, von Marotten beherrschten Menschen zu thun. Er kam in der Unterredung immer und immer wieder auf die fixe Idee zurück, daß die oktroyierten Verfassungen, vor allen natürlich die sächsische, und die reaktionären Minister, vor allen natürlich der Herr von Beust, beseitigt sein müßten, ehe sich in der deutschen Sache etwas thun lasse. Namentlich sei, erklärte er, solange diese Verfassungen bestehen und diese Personen regieren, kein Volkshaus aus Kammerausschüssen zulässig. Er verlangte direkte Volkswahlen, damit durch ein aus diesen hervorgehendes Parlament, also von Reichswegen, die bestehenden Zustände und regierenden Minister abgeschafft würden. Seinem Wunsche gemäß würde die kurhessische Komödie auch in Sachsen und anderwärts aufzuführen gewesen sein, wobei er, der Professor Wuttke, seine Revanche haben wollte. Vor allem aber hatte er es auf den Herrn von Beust abgesehen, welcher für ihn die bête noire der Politik war. Wenn der sächsische Minister wirklich auf das polnische Projekt eingegangen, so hätte freilich in Bezug auf ihn der Leipziger Intransigent nicht ganz unrecht gehabt; wenn er nur davon etwas gewußt hätte. In der Persönlichkeit seines Hasses aber erinnerte er mich an das Verhältnis Moritz Mohls zu Varnbüler.

Der Haß gegen die Männer der Reaktionszeit war freilich damals sehr allgemein und teilweise auch sehr begründet; er war aber unverständig und blind. Ein in München lebender Freund, welcher sonst für Erwägungen der Opportunität nicht unzugänglich war, schrieb mir um jene Zeit: „Sie haben die zehn Jahre einer ebenso unsinnigen wie gehässigen Reaktion in Deutschland nicht mit durchgemacht. Ihnen fehlt also der ganz persönliche Haß gegen die Hauptträger und Instrumente derselben — gegen die Bach, Rechberg, Manteuffel, Von der Pfordten, Beust, Dalwigk u. s. w. Das bringt Sie in eine schiefe Stellung zur Nation, denn Sie sind geneigt, Ihre gute Sache mit der jener Herren zu vermischen. Aber ‚Strafe muß sind,' — wir haben das Bedürfnis der Genugthuung, und ohne gegen die Intelligenz dieser Herren etwas einzuwenden, sind wir der Meinung, daß die Intelligenz nur ihre Verantwortlichkeit erhöht. Daß diese Männer unschädlich gemacht seien, genügt uns nicht; wir

wollen sie gestraft sehen, und zwar mit dem Tode, d. h. mit dem politischen." — Ich gestehe, daß ich für diese Art zu urteilen unzugänglich war, und ich bin überzeugt, daß ich keiner andern Sinnesart gewesen sein würde, auch wenn ich die deutsche Reaktionszeit nicht in der Ferne hätte vorübergehen lassen. Die Blindheit des Parteihasses habe ich nie geteilt und in der eigenen Partei so sehr gemißbilligt, wie in der meiner politischen Gegner. Ich fand es aber beschämend, daß deutsche Patrioten so weit hinter der österreichischen Regierung zurückblieben, welche doch mir, dem ehemaligen Revolutionär, ein in der That sehr weitgehendes Vertrauen schenkte. Freilich diente ich ihren Zwecken; aber ich that es frei nach eigenen Ansichten, und mit Recht konnte ich sagen, daß eigentlich sie den meinen diente; denn die Initiative war bei mir, der Plan der großdeutschen Aktion war der meine. Und sollten die Männer der reaktionären Periode jetzt nicht den nämlichen patriotischen Zwecken dienen? — Mußte ich ihnen nicht einen Vorzug von ganz entscheidendem Gewichte zuerkennen, den Vorzug, Gegner der kleindeutsch-unitarischen Bestrebungen und der Umgestaltung der deutschen Nationalverfassung auf dem Wege einer neuen Revolution zu sein? — Die Entwickelung der Verhältnisse und des öffentlichen Geistes hatte sie aus Partikularisten, insofern sie wirklich solche gewesen, was ich vielfach bezweifeln mußte, zu Föderalisten, und zwar zu großdeutschen Föderalisten gemacht. Sie waren Männer der Partei, welche ich zu organisieren suchte, und Männer, die ich für meine Absicht nicht entbehren konnte. Wohin man aber mit dem blinden Parteihasse sich verirren kann, habe ich einmal in Stuttgart erfahren. Zu einem Manne von Geist, Kenntnissen und Bildung sagte ich dort in Bezug auf das großdeutsche Programm: „Ich habe über den Plan auch mit Herrn von *** gesprochen." — „Erlauben Sie mir, zu bemerken," — erhielt ich zur Antwort — „daß ich mit diesem Menschen nichts gemein habe, — einem Menschen, welcher alle Verbrechen begangen hat, die im württembergischen Strafkodex aufgeführt sind." — Aber „dieser Mensch" war bald nachher württembergischer Minister! — Mit solchen politischen Querköpfen war es schwer, verständige Zwecke zu erreichen. — Und auch mit der Presse stand es vielfach schlecht-

Die neue „Deutsche Volkszeitung" in Leipzig hatte Geld aus der Caisse générale française in Genf, sowie aus Ungarn erhalten. Das wußte Wuttke, und obgleich er sich als Großdeutschen bekannte und das neue Blatt kleindeutsch war, brachte er mir mit empfehlenden Worten Probeblätter desselben, ohne Zweifel nur, weil er darin ein Werkzeug sah, Herrn von Beust zu stürzen.

Durchaus verständig dagegen urteilte Dr. Andree, welcher Wuttkes Monomanie und Revolutionsgelüste bekämpfte.

Von Leipzig begab ich mich nach Hannover, wo ich einen Brief des österreichischen Staatsministers vorfand. „Empfangen Sie" — schrieb mir Herr von Schmerling — „meinen verbindlichsten Dank für Ihre gütigen und interessanten Mitteilungen aus München und Heidelberg. Für Ihre bereits errungenen Erfolge kann ich nur Ihnen und uns gratulieren. Die Presse hat bereits unser Programm mit entschiedenem Beifall begrüßt. Dieser Beifall rechtfertigt unsern Plan, das Programm als das einer Partei, die nichts mit der österreichischen Regierung zu thun hat, gelten zu lassen. Wüßte man, daß es zwischen Ihnen und mir besprochen ist, so wäre es längst verdammt. Denn unsre Journalisten und Politiker haben nur eine Parole: alles zu verwerfen, was ein Minister unternimmt. Ich bitte daher, mich bei allen zu ignorieren, die mit Wien in Verbindung stehen. Indem ich für Ihre gütigen Mitteilungen verbindlichst danke, darf ich ferneren entgegensehen. Mit der Verbesserung des Programms bin ich einverstanden. Ich habe die Ehre, mich hochachtungsvoll zu nennen Ew. Hochwohlgeboren ergebensten Diener Schmerling." Die Schlußform füge ich dem Inhalte bei, um das Verhältnis zu kennzeichnen, in welchem ich damals österreichische Politik getrieben habe. Ich war nicht in der Stellung eines österreichischen Agenten.

In Hannover befand ich mich ebenso wie in Kassel auf einem mir gänzlich fremden Boden. Mein Anknüpfungspunkt war hier Onno Klopp, welcher mir litterarisch bekannt war. Er empfahl mir dringend, Herrn von Bennigsen zu besuchen, so wenig er mit diesem auf der gleichen Seite stand. Der Banquier Ezechiel Simon, bei dessen Hause ich akkreditiert war, überraschte mich mit der Aeußerung,

daß ich den Minister Grafen Borries täglich abends 7 Uhr zu Hause treffen würde. Ich hatte diese Mitteilung nicht veranlaßt. Zimmern in Heidelberg, welcher den Kredit bei Simon vermittelt hatte, war wohl gleichzeitig auch der Vermittler dieser Zuvorkommenheit gewesen, von welcher ich sogleich Gebrauch machte.

Graf Borries, den ich im bescheidenen Arbeitszimmer vor einem zerbrochenen Tintenfasse bei einer düster brennenden Studierlampe fand, machte mir den klaren und einheitlichen Eindruck eines sehr einfachen und wohlwollenden Mannes von beschränkt konservativen Anschauungen. Er äußerte, daß er als Bureaukrat verschrieen sei. Er habe im Gegenteil die ältere Selbstregierung, wie sie bis 1848 im Lande Hadeln bestanden, als dortiger Landdrost verteidigt. Mit der Gleichheitsmacherei von 1848 habe man sie abgeschafft und nenne das einen Fortschritt. Den nationalen Verfassungsreformplänen gegenüber zeigte er sich auf der einen Seite partikularistisch-hannöverisch, auf der andern skeptisch. „Sollten sich die dermaligen Zustände nicht mehr halten lassen," — sagte er — „nun, so möge man tabula rasa machen!" — Dazwischen sei nichts möglich. Er mißkenne nicht die jetzigen Uebelstände; aber nichts in der Welt sei vollkommen; die Umgestaltung würde noch größere Uebel mit sich bringen. Das Volk sei überall separatistisch. In Ostfriesland spreche man von „Dütschland" als „Ausland". Mit Bezug auf den Plan, Oesterreich an die Spitze von Deutschland zu bringen, äußerte er seine Sympathieen für den Kaiserstaat, „aber" — fügte er sehr charakteristisch hinzu, — „Oesterreich ist ja noch größtenteils katholisch". — Nach seiner Ansicht hätte also Deutschland mit der Reform seiner nationalen Verfassung warten sollen, bis die Ostfriesländer begriffen hätten, daß sie auch dazu gehören, und bis Oesterreich protestantisch geworden! — Das war mir allerdings zu weitaussehend, und meine Reden schienen ihn auch am Ende nachdenklich zu machen. Er erlaubte mir, ihm schriftlich meine Ansichten weiter auszuführen.

Was ich ihm geschrieben, gehört zu sehr zur Kennzeichnung meiner damaligen Wirksamkeit, als daß ich unterlassen könnte, es in meine Erzählung aufzunehmen, obschon die praktische Wirkung sich im Verlaufe der Dinge verloren hat.

„Hannover, den 1. November 1861. — Ew. Exzellenz haben mir die Erlaubnis gegeben, die großdeutschen Reformideen, für welche ich zu wirken suche, in einigen Beziehungen schriftlich weiter zu entwickeln, und ich kann unmöglich meine der Sache gewidmete Reise fortsetzen, ohne von dieser Erlaubnis Gebrauch gemacht zu haben. Die Haltung Hannovers wird wesentlich zur Entscheidung der Vorfrage beitragen, ob die Verbesserung der deutschen Nationalangelegenheiten auf dem Wege einer friedlichen Reform bewirkt werden kann. Hinter der Verneinung dieser Frage liegt eine gewaltsame Entscheidung, — vielleicht nicht ganz nahe, gewiß aber nicht so fern, daß wir in dem après nous le déluge einen zweifelhaften Trost finden könnten. Ich bin überzeugt, daß wir zwar die Wahl zwischen der Reform und einer gewaltsamen Umgestaltung, aber nicht das Verharren im gegenwärtigen Zustande in unsrer Gewalt haben. Und ich weiß, daß mehr als ein deutscher Minister die nämliche Ueberzeugung hegt und auch ohne Scheu ausspricht.

„Die großdeutschen Reformvorschläge sind verschiedener Art; aber sehr konservative Staatsmänner erkennen an, daß ein Projekt, welches nicht eine Nationalvertretung enthält, nicht zum Ziele führen kann. Ich habe sogar in der Zeit meiner radikalsten Anschauungen nicht zu denen gehört, welche für den Parlamentarismus schwärmen. Ich bin der Meinung, daß man in einem gewissen Staate besser gethan hätte, die Reformen ganz am entgegengesetzten Ende anzugreifen, und das Nützliche und Notwendige zu machen, ehe man eine Versammlung berief, um darüber zu schwatzen. Allein in der deutschen Nationalfrage liegt die Sache anders. Indem wir das Bedürfnis einer größern nationalen Macht befriedigen wollen, müssen wir uns den gegebenen Verhältnissen anpassen. Der deutsche Bund ist dermalen ein Verein konstitutioneller Staaten, und wenn wir dem Bunde eine verbesserte Gestalt geben wollen, wird diese keine andre sein können, als eine solche, in welcher die konstitutionelle Form aller Einzelstaaten sich kollektiv zu einem föderativen Ganzen zusammenfügt. Angenommen indessen, diese innere Konsequenz des Systemes ließe sich bestreiten: — wie steht es mit den praktischen Beweggründen? — Angenommen, die Nationalrepräsentation wird von großdeutscher

oder partikularistischer Seite bestritten: — wird nicht Preußen sich gerade eines solchen Umstandes zur Erreichung seiner Absichten bedienen? — Weshalb ist Preußen nicht schon längst mit dem Antrage auf ein deutsches Parlament hervorgetreten? — weshalb anders, als weil es überzeugt ist, Oesterreich wird sagen: da bin ich auch dabei! — Aber selbst die bestimmte Ueberzeugung, daß z. B. nur Hannover sich gegen ein Parlament erklären würde, könnte Preußen bestimmen, die Karte auszuspielen. Denn für Preußen ist es in dieser Sache gerade dann vorteilhaft zu wollen, wenn die andern nicht wollen.

„Gewiß sind die Gefahren nicht zu verkennen, welche in der Berufung eines deutschen Parlamentes liegen; man kann aber diesen Gefahren im voraus begegnen, und ich glaube, daß durch dessen Zusammensetzung dieser Zweck erreicht werden kann. Das Fürstenhaus sollte eine Versammlung verbündeter Regenten werden, denen eine Versammlung von Deputationen ihrer Landesvertretungen zur Seite steht. Der jetzige Bundestag aber sollte damit nicht beseitigt, sondern in einen Reichsstaatsrat verwandelt werden. Ein solches Parlament ist gewiß nicht gefährlich. Die Bundesregierung aber hat man sich als ein Direktorium von drei Fürsten gedacht. Gewiß wäre ein einziger Fürst besser als drei; aber drei sind besser als zwei.

„Die Schwierigkeiten der Ausführung eines solchen Programmes sind natürlich klar. Aber wenn der Plan scheiterte, muß er durch Hindernisse scheitern, welche auf Seite der uns bedrohenden Partei liegen; — dann ist das Scheitern besser als das Gelingen, denn wir stellen dann etwas noch besseres auf. Die ganze Reform aber läßt sich als einfache Revision der Bundesakte ausführen und muß diesen Charakter festhalten.

„Dies, Exzellenz, sind mit allem dem Freimute, zu welchem ich mich durch Ihren gütigen Empfang aufgemuntert fühle, die Gedanken, welche ich meinen mündlichen Aeußerungen habe hinzufügen wollen."

Um Herrn von Bennigsen aufzusuchen, fuhr ich nach seinem Landsitze, dem Rittergute und Dorfe Bennigsen, hinaus. Ich traf

dort in ein Familienfest und nahm die Einladung zu bleiben natürlich nicht an. Tags darauf erhielt ich seinen Gegenbesuch und volle vier Stunden, von mittags zwölf bis nachmittags vier Uhr, dauerte unsre politische Unterredung, deren Ergebnis sich dahin zusammenfassen läßt, daß ich zum Schlusse sagte: „Wir wollen beide dieselbe Sache auf verschiedene Weise und mit verschiedenen Mitteln, — Sie sind Unitarier, ich bin Föderalist; — Sie rechnen dabei auf Preußen, ich auf Oesterreich; — beide Mächte sind uns nur Mittel zum Zwecke; der Erfolg allein kann entscheiden, wer von uns beiden den richtigeren Weg geht und auf diesem sein Ziel erreicht." Ich erinnere mich nicht, mit einem Manne von abweichenden politischen Ansichten eine so angenehme Auseinandersetzung gehabt zu haben, wie die mit Bennigsen, und ich hoffe, daß die Achtung, welche er bei mir zurückließ, eine gegenseitige gewesen sei. Er hat den Vorteil, recht behalten zu haben.

Zufällig war gleichzeitig mit mir Herr Windthorst von Osnabrück in Hannover anwesend und wohnte im gleichen Gasthause. Unmittelbar vor dem Besuche Bennigsens hatte ich jenen besucht, und am Abend kam er, und wir hatten eine lange und sehr vertraute Unterredung über die Lage der Dinge in Hannover und die Stellung der Parteien des Landes in der deutschen Sache. Um hier in großdeutscher Richtung und gegen den Partikularismus zu wirken, bemerkte Windthorst, sei es vor allem nötig, dafür Männer von direktem Einflusse bei dem Könige zu gewinnen. Er nannte mir Personen, durch welche auf weitem Umwege über Wiesbaden und Hamburg das vielleicht zu erreichen sei. Ich selbst konnte, wie ich sah, hier nichts thun, als Notizen sammeln.

Ich hatte so die drei bedeutendsten Männer Hannovers: Borries, Bennigsen und Windthorst, kennen gelernt, von denen jeder ein andres politisches System vertrat, — Borries das partikularistisch-konservative, Bennigsen das kleindeutsch-liberale, Windthorst das großdeutsch-liberale. Stüve, als liberal-konservativer Oppositionsmann alten Stiles, obschon noch immer bei dem Volke der populärste Mann, war veraltet und für die neuen Bestrebungen nicht mehr zu brauchen. Er war nur noch eine Nebenfigur. Mit Windthorst und

Bennigsen war er gegen Borries, mit Windthorst und Borries gegen Bennigsen. Geistig sah ich in Windthorst den bedeutendsten Mann unter diesen politischen Notabilitäten.

Der Minister des Aeußern, Graf Platen, war abwesend; aber einer Persönlichkeit muß ich noch gedenken, die, wenn auch nur untergeordneten Ranges, durch Talente und Gewandtheit einen gewissen Einfluß ausübte, nämlich des Assessors Meding, welchen ich als einen etwas vornehm- und bedeutungsvollthuenden jungen Mann kennen lernte. Man sagte mir, er sei von der preußischen Kreuzzeitungspartei in Hannover eingeschmuggelt, und seine Frau, die ich auch kennen lernte, sei eine Enkelin Jerome Bonapartes. In der Unterhaltung mit ihm kam von seiner Seite ein ganzes großdeutsches Programm zum Vorschein, welches dem von mir vertretenen sehr nahe kam. Eine Einwirkung zu Gunsten einer solchen Gestaltung sei in Hannover nur von Oesterreich durch eine ausdrückliche Sendung an den König, am besten die eines Erzherzoges, möglich. Dem Könige müsse dabei das Oberkommando der deutschen Flotte angetragen werden. Dieser letzte kindische Gedanke ist sehr ernst gemeint gewesen und später bei dem Frankfurter Fürstentage mir neu vorgetragen worden.

Ich reiste weiter und war am 2. November in Berlin. Es möchte von mir, wenn nicht verwegen, so doch naiv erscheinen, die Eier des zweiköpfigen Adlers in das Nest des einköpfigen tragen zu wollen. Indessen war ich in Berlin nicht ohne Anknüpfungen. War doch schon im August Dr. Fischel mit einem großdeutschen Programm der Herren Rodbertus, Bucher und Berg in Wien gewesen, dessen wesentliche Gedanken die folgenden gewesen waren:

1. Deutsches Parlament, aus Volkshaus und Fürstenhaus bestehend.

2. Zentralgewalt in der Form eines Direktoriums von drei Fürsten, von welchen der preußische und der österreichische Herrscher erbliche Mitglieder, das dritte Mitglied aus den Fürsten der Mittel- und Kleinstaaten durch das Fürstenhaus zu wählen.

3. Sitz der Zentralgewalt als abwechselnder Vorort Wien, Berlin und Frankfurt a. M.

Dieſes Programm war von Rodbertus, dem ich das meinige hatte zukommen laſſen, nach dieſem formuliert worden. Was konnte ich mehr verlangen? —

In Berlin waren Bucher und Fiſchel die Hauptperſonen, mit welchen ich verkehrte. Erſterer zeigte dem Herrn von Rodbertus meine Anweſenheit an und forderte ihn auf, nach Berlin zu kommen, was jedoch keinen Erfolg hatte.

Fiſchel betreffend wurde mir mitgeteilt, daß Urquhart durch deſſen Hilfe ſich bei dem Herzoge von Koburg wichtig zu machen geſucht habe. Fiſchel habe für Urquhart, welcher dabei ohne Zweifel mit dem Prinzen Albert in Verbindung geſtanden, einen langen Brief an den Herzog ſchreiben müſſen. Am 14. Dezember des Jahres, von welchem hier die Rede iſt, ſtarb aber der Prinz Albert, und die von ihm geleiteten politiſchen Pläne verloren damit ihre Bedeutung.

Ich verließ Berlin am 6. November und reiſte über Leipzig und Frankfurt nach Heidelberg zurück. Länger in Berlin zu bleiben oder meine Reiſe weiter nach Norden auszudehnen, mußte zwecklos erſcheinen.

9.

Denkſchrift über die Leitung einer deutſchen Bundesreform.

Nach kurzem Aufenthalte bei meiner Familie in Heidelberg eilte ich wieder nach Wien, wo ich bei den beiden Miniſtern, in deren Händen die Führung der deutſchen Angelegenheiten war, die beſte Aufnahme und bei Schmerling insbeſondere die Entſchloſſenheit zu ſchnellem Handeln fand. Jetzt, wo es darauf ankam, entſcheidende Schritte zu thun, ſchien man im Auswärtigen Miniſterium die Ergebniſſe meiner Reiſe nur als einen Schachzug gegen den Nationalverein zu ſchätzen, und für die Herren von Meyßenbug und von Biegeleben ſchien die Aufgabe gelöſt und die Sache damit abgethan zu ſein. Schmerling, den ich gleich am Tage nach meiner Ankunft

sprach, urteilte anders. Er teilte mir zunächst mit, daß von seiten der Ungarn Annäherungsschritte gethan worden seien, welche mit der deutschen Frage in Verbindung standen und welche gleich nachher zu von mir geführten Unterhandlungen leiteten. Ich machte indessen zunächst den Staatsminister auf die Gefahr aufmerksam, welche drohe, wenn von irgend einer Seite, z. B. von Baden, ein Antrag auf Revision der deutschen Reichsverfassung von 1849 in die Verhandlungen geworfen würde. Oesterreich sei dann ausgestochen, denn dieser Schritt lasse sich nicht überbieten. Schmerling erfaßte augenblicklich die Wichtigkeit der Sache, und erklärte daß überhaupt mit einem entscheidenden Schritte Oesterreichs nicht länger gezögert werden dürfe. Er bemerkte, daß er schon am nächsten Tage diese Notwendigkeit im Ministerrate geltend machen werde. Ich bemerkte, es scheine mir, die Bezugnahme auf die Reichsverfassung von 1849 müsse in den österreichischen Antrag gleich mit aufgenommen werden, damit derselbe nicht überboten werden könne. Der Staatsminister stimmte bei und wünschte von mir ein kurzes Memoire über die Methode des Vorgehens. Rechberg sprach mir am folgenden Tage den nämlichen Wunsch aus und ich kam unverzüglich demselben nach und reichte die folgende „Denkschrift über die Leitung einer deutschen Bundesreform" ein.

I.

Es darf als anerkannt betrachtet werden, daß eine Umgestaltung des deutschen Bundes für einen naheliegenden Zeitpunkt unabweisbar geworden ist. Die Aufgabe kann also nur die sein, der Sache den wünschenswerten Erfolg zu sichern. Dazu gehören folgende Grundbedingungen:

1. daß das angestrebte Ziel das rechte sei;
2. daß der Vorgang in richtiger Form eingeleitet werde;
3. daß der rechte Zeitpunkt zum entscheidenden Anstoße gewählt werde;
4. daß dieser Anstoß von der richtigen Seite komme.

Es wird zweckmäßig sein, diese Grundbedingungen in umgekehrter Richtung ins Auge zu fassen.

II.

In praktiſcher Beziehung iſt alſo die erſte Frage folgende:

Darf Oeſterreich die Initiative zu einer Bundesreform einem andern deutſchen Staate oder gar dem Drucke einer ſteigenden Volksbewegung überlaſſen? —

Der letzte Teil der Frage kann ohne weiteres verneint werden. Was aber die verſchiedenen deutſchen Bundesſtaaten betrifft, ſo iſt außer Oeſterreich keiner geeignet, den erforderlichen Anſtoß zu geben. Oeſterreich nämlich iſt der einzige Staat des deutſchen Bundes, deſſen eigene Intereſſen weder auf Koſten des Ganzen noch auf Koſten einzelner Teile des Bundes Befriedigung ſuchen. Die preußiſchen Intereſſen gehen auf Koſten des Ganzen und der Teile zugleich, die der Mittelſtaaten ſtehen denen des Ganzen vielfach entgegen. Nur von Oeſterreich kann daher der richtige Anſtoß kommen. Jeder andre Bundesſtaat muß entweder etwas Ungenügendes oder etwas Gefährliches vorſchlagen, und ließe ſich Oeſterreich in der Initiative der Reform von einem der andern zuvorkommen, ſo käme es damit in eine negative Stellung, deren Nachteile nicht zu verkennen ſind. Zugleich bedarf Oeſterreich zu ſehr der Popularität in der deutſchen Nation, als daß es die günſtigſte Gelegenheit zur Erwerbung derſelben unbenutzt vorübergehen laſſen könnte. Eine günſtigere aber als die, Deutſchlands politiſche Regeneration bewirkt zu haben, iſt nicht denkbar, und um einen geringeren Preis dürfte wohl auch das erhabene Ziel, um deſſen Erreichung es ſich für Oeſterreich handelt, nicht zu erreichen ſein. Oeſterreich alſo darf in der deutſchen Bundesreform die Initiative nicht aus der Hand geben. Dies iſt der erſte poſitive Satz, auf welchen die Unterſuchung führt.

III.

Dazu iſt nötig, daß der rechte Zeitpunkt nicht verſäumt wird. Die Bewegung, welche auf eine Umgeſtaltung des Bundes hindrängt, iſt in zweifacher Weiſe im Steigen. Nicht nur ergreift ſie mit zunehmender Macht und Ausdehnung die Gemüter des Volkes, ſondern mehr und mehr werden auch einzelne Regierungen davon fortgeriſſen oder ſuchen ſich derſelben für eigene Zwecke zu bemächtigen.

Aus diesem Sachverhalte entspringt für Oesterreich die Frage, ob ein entscheidendes Eingreifen in den Gang der Dinge noch länger aufgeschoben werden darf.

Ist die Volksbewegung allein schon gefährlich, so liegt in ihrer Verbindung mit den ehrgeizigen Plänen fürstlicher Personen eine doppelte Gefahr.

Diese Verbindung ist die große Thatsache, der sich Oesterreich in den deutschen Angelegenheiten gegenübergestellt sieht.

Aus dieser Verbindung ist die mächtige Parteikoalition entsprungen, für deren verschiedene Schattierungen kein andrer gemeinsamer Grundton gefunden werden kann, als daß allen ihren Elementen das Dasein Oesterreichs für die deutschen Verhältnisse im Wege ist. Man kann diese Koalition die norddeutsche, kleindeutsche, großpreußische, unitarische, gothaische, koburgische, protestantische, nationalvereinliche Partei nennen, — man hat immer nur eine besondere Schattierung des Gemisches von Interessen bezeichnet, welche aus der Auflösung des Bundes, — man kann wohl sagen: dem dritten und letzten Akte der Auflösung des deutschen Reichskörpers — und aus der daraus hervorgehenden Möglichkeit politischer Neubildungen Vorteil zu ziehen hoffen, denen also das Dasein Oesterreichs, der einzigen Macht, von welcher die Regeneration des Deutschen Reiches nach den Bedürfnissen der Nation ausgehen kann, ihre Hoffnungen abschneidet.

In den positiven Zielen sind die verschiedenen Bestandteile dieser großen antiösterreichischen Parteikoalition verschieden; in den negativen Zwecken stimmen sie alle überein, — überein darin, daß der jetzige Bund gesprengt und Oesterreich aus Deutschland hinausgetrieben werden müsse. Welche Anträge also auch von seiten dieser Koalition kommen mögen, — man darf annehmen, daß sie diesem negativen Zwecke dienen sollen.

Faßt man von diesem Standpunkte die vorhandenen Anzeigen ins Auge, so wird es wahrscheinlich, daß die leitenden Mächte der Partei sich jetzt nach zwei Hauptfraktionen auf zwei Operationspläne fixiert haben. Der eine dürfte als der spezifisch preußische bezeichnet werden müssen. Er stellt die Sprengung des Bundes direkt in Aus-

sicht und läßt sich ohne allen Zweifel am Ende mit der Mainlinie abfinden. Nach dem andern aber dürfte die Reichsverfassung von 1849 als Parole ausgegeben werden, und die hieran sich knüpfenden Pläne dürften ihre Stützpunkte mehr in Koburg und Baden als in Preußen gefunden haben. Es ist die Vereinigung koburgischer und allgemein-demokratischer Projekte, welche hierin wirksam ist. Aber auch dieser Weg ist auf Austreibung Oesterreichs und Sprengung des Bundes berechnet. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ein Vorgehen nach beiden Operationsplänen bevorsteht. Einstweilen wird man zu beruhigen suchen, um Oesterreich auf dem betretenen Wege der Reform zum Stillstand zu verführen. Es handelt sich darum, die Absicht zu vereiteln.

IV.

Die Haupteinwendung, welche gegen ein unmittelbar aktives Auftreten Oesterreichs gemacht wird, liegt in der Rücksicht auf Preußen.

Aber *eins* muß dieser Rücksicht gegenüber geltend gemacht werden: die Mainlinie ist ein Minimum, auf welches Preußen nun und nimmermehr freiwillig verzichten wird. Die Mainlinie ist das Geringste, woran am Ende jeder Preuße glaubt. Solange Oesterreich nicht entschlossen ist, dieses Geringste einzuräumen, wird jede Rücksichtnahme auf Preußen verschwendet sein und sich gegen Oesterreich selbst wenden.

Nichtsdestoweniger darf einem Schritte in Frankfurt die Einladung zu gemeinsamem Handeln auf Grund eines großdeutschen Programmes in Berlin vorausgehen, so klar es ist, daß eine solche Einladung erfolglos sein wird. Aber nur unter folgenden Bedingungen kann diese gegen Preußen beobachtete Rücksicht ohne Gefahr für die großdeutschen Zwecke gewagt werden, — unter den Bedingungen, daß

1. Oesterreich sich nicht zur Geheimhaltung der in Berlin gethanen Schritte, und der Aufnahme welche dieselben gefunden, verpflichtet;

2. Oesterreich unmittelbar nach erhaltenem Abschlage seinen Antrag allein in der *nächsten* Sitzung des Bundestages einbringt;

3. Oeſterreich auch wirklich den ganzen Gang der Sache unmittelbar in die Oeffentlichkeit gelangen läßt.

Die nächſte Frage iſt, mit welchem beſtimmten Antrage Oeſterreich auftreten ſoll. Sie hat eine formelle und eine materielle Seite.

In formeller Beziehung muß ein Antrag Oeſterreichs ſo beſchaffen ſein, daß er am Bunde nicht wohl von der Hand gewieſen werden kann, daß alſo auch Preußen mindeſtens einem Teil desſelben beiſtimmen muß. Dieſer Zweck wird erreicht, wenn Oeſterreich nicht unmittelbar mit ſeinem Programm auftritt, ſondern die Niederſetzung einer Kommiſſion zur Reviſion der deutſchen Bundesverfaſſung beantragt. Wer dieſem allgemeinen Antrage entgegenträte, würde ſich als Gegner der Reform überhaupt beweiſen, und wenn Preußen es wagte, dieſe Rolle zu ſpielen, wäre für Oeſterreich der Augenblick gekommen, mit einem möglichſt befriedigenden großdeutſchen Reformplan vor die Oeffentlichkeit zu treten. Auf dieſe Weiſe wäre es gelungen, mit Preußen die Rolle zu wechſeln.

Der öſterreichiſche Antrag muß ferner ſo beſchaffen ſein, daß er in Bezug auf gewiſſe Modalitäten, durch welche deſſen Popularität bedingt iſt, nicht wohl von andrer Seite überboten werden kann. Dieſer Zweck kann mit Sicherheit erreicht werden, indem für die beantragte Bundesreviſionskommiſſion von Anfang das Recht beanſprucht wird, ſich durch eine gewiſſe Zahl ſachkundiger Männer aus der Nation zu verſtärken, und indem zugleich das Begehren geſtellt wird, dieſer Kommiſſion alles einſchlägige Material in ſeiner Vollſtändigkeit, und alſo auch die Reichsverfaſſung von 1849, zur Benutzung zu überweiſen.

Erſt wenn dieſe Kommiſſion beſchloſſen und ernannt wäre, würde Oeſterreich mit ſeinem eigenen Reformplan auftreten.

V.

Das Hereinziehen der Reichsverfaſſung von 1849 wäre wohl das einzige, was in dieſem Operationsplane Bedenken erregen könnte. Indeſſen iſt es in der That von überwiegender Wichtigkeit, da Oeſterreich ſeinen Gegnern die Möglichkeit raubt, es in dieſer entſcheidenden Angelegenheit zu überbieten, ſowie daß von Oeſterrei

die Objektivität überlegener Staatsmannschaft an den Tag gelegt wird, welche gewohnt ist, mit historischen Thatsachen umzugehen, seien sie welcher Art sie wollen.

Die Forderung einer Berücksichtigung der Reichsverfassung von 1849 ist nebenbei eine nicht unbegründete. Wie diese Arbeit beschaffen ist, läßt sie allerdings keine praktische Anwendung zu. Damit ist aber nicht bewiesen, daß sie keine Benutzung zulasse und keine Berücksichtigung verdiene. Wichtig ist nur, daß sie auf den Rang zurückgewiesen werde, den sie allein beanspruchen kann. Es war der Auftrag und natürliche Beruf der deutschen Nationalversammlung von 1848 und 1849, eine Reichsverfassung als Vorlage zur Vereinbarung mit den Fürsten auszuarbeiten. Durch den revolutionären Strom der Zeit und die herrschenden demokratischen Lehren fortgerissen, verlor sie sich in den Irrgängen der Volkssouveränetät, wodurch allein das Scheitern der damaligen gesunden und hoffnungsvollen Bestrebungen bewirkt wurde. Die Fürsten kehrten — und was hätten sie andres thun können? — zur alten Bundesverfassung zurück. Sie thaten es, nicht ohne sich zu sagen, daß diese letztere in hohem Grade ungenügend sei; aber sie thaten es in der richtigen Einsicht, daß eine glückliche Lösung der großen Aufgabe einer politischen Regeneration Deutschlands ruhigerer Gemüter bedürfe, als der damalige Augenblick kannte.

Die Aufgabe wird nun wieder aufgenommen. Die Reihe zu sprechen, ist nun an den Fürsten. Die Antwort, welche sie 1849 und in der nächst darauffolgenden Periode gegeben, galt den Uebertretungen und Ausschreitungen, nicht dem Kern der Sache. Dieser erwartet noch, in welchem Sinne es auch sei, seine Berücksichtigung.

Dies wäre ein Punkt, auf welchen ein österreichischer Reformantrag eingehen muß, um die öffentliche Meinung Deutschlands mit sich fortzureißen, das kleindeutsche Netz zu durchbrechen und den Widerstand Preußens zum mindesten unwirksam zu machen.

Läßt Oesterreich gerade in diesem Punkte sich von andrer Seite zuvorkommen, so droht die Gefahr, daß die Reichsverfassung von 1849 ganz zur Grundlage der Neubildung gemacht und für die Revision derselben ein Volksparlament im demokratischen Sinne be-

antragt wird. In der Bundesversammlung hätte dies freilich keine Unterstützung; aber gerade deshalb könnte der Gedanke mit Erfolg zur Sprengung des Bundes benutzt werden.

VI.

Was nun den materiellen Teil des Antrages betrifft welchen Oesterreich an den Bund zu bringen hätte, so bestände dieser in den Hauptgedanken des großdeutschen Programmes, welches bereits im allgemeinen seine Anerkennung gefunden hat.

Als Grundlage des ganzen neuen Verhältnisses muß die Garantie der außerdeutschen Besitzungen sämtlicher Bundesglieder gelten. Ohne die Grundlage steht das Gebäude, in welchem Stile man es auch aufführen mag, in der Luft. Von dieser Grundlage kann Oesterreich nicht abgehen. In der Begründung des Antrages wird also alles auf die rechte Beleuchtung dieses Punktes ankommen, durch welche gezeigt werden muß, daß man sich bestrebt hat, als einen Nachteil und eine Last für Deutschland darzustellen, was in Wahrheit ein Gewinn und eine Erleichterung ist. Auch die Lösung der dänischen Frage kann auf diesem Wege gefunden werden.

Für diese garantierten außerdeutschen Gebietsteile, welche nicht Glieder des Bundes, aber Bundesgenossen sein sollen, müßte irgend eine Form der Repräsentation am Bunde gefunden werden, — eine Stellung, welche entfernter wäre, als die eines Bundesgliedes, aber näher, als die eines fremden Staates. Die Ungarn würden darauf einen Wert legen. Vielleicht könnte ihnen das Recht eingeräumt werden, bei dem Bunde einen Delegaten zu unterhalten.

Von höchster Wichtigkeit ist es, daß ein Gedanke von so großer völkerrechtlicher Tragweite, wie der einer Garantie der außerdeutschen Besitzungen der Bundesstaaten, in der unscheinbarsten Form auftritt, welche möglich ist. Es sind nur die eventuellen Bestimmungen der Wiener Schlußakte (Art. 47 und 48) und der Bundesbeschluß vom 24. Juli 1854 zur allgemeinen Regel zu erheben, was einfach dadurch geschieht, daß Art. 11 der Bundesakte durch Streichung der vier Worte „unter dem Bunde begriffen" amendiert wird.

VII.

Der zweite Hauptpunkt des österreichischen Antrages sollte ein
ktorium von drei Fürsten vorschlagen. Schwerlich wird bei dem
nwärtigen Stande der Dinge eine für Oesterreich günstigere
ıbination möglich sein, welche zugleich den Vorzug hat, der Zu-
t nichts zu vergeben. Die Form des periodischen Wechsels der
häftsführung und des Regierungssitzes möchte aus zwei Gründen
beste sein: 1. weil sie die einzige Form ist, in welcher aus-
nderstrebende Elemente für die Einigung zu gewinnen sind, und
veil damit die Verhältnisse an einer vorzeitigen Konsolidierung
ndert werden. Schwierig werden freilich die näheren Bestim-
ıgen des Verhältnisses der drei regierenden Fürsten sein, und
ı die Frage nach der Ordnung, in welcher der Turnus beginnen
wird wichtige Interessen berühren. Am klügsten dürfte Oester-
operieren, indem es freiwillig erst die Mittel- und Kleinstaaten
dann Preußen sich vorausgehen ließe.

Die Aufstellung eines Fürsten der Mittel- und Kleinstaaten für
dreiherrliche Bundesregierung dürfte wohl nur durch ein Ver-
ɔnis unter ihnen selbst, unter Vermittelung geeigneter Persön-
eiten des k. k. Hauses zu stande gebracht werden können.

VIII.

Als dritter Hauptpunkt des Antrages sollte ein Parlament aus
Häusern folgen, für welches die Bezeichnung „Der deutsche
chstag" gewählt werden sollte. Der Idee nach muß das
rhaus ein Fürstenhaus sein und soll nur regierende Fürsten
fürstliche Stellvertreter enthalten. Es hat bei der Entwerfung
Planes geschienen, daß das deutsche Fürstentum sich wieder
nationales Amt selbst erkennen und geltend machen müsse,
n es nicht in dem Strome des nationalen Geistes, welcher auf
Regeneration des Reiches führt, untergehen will. Man hat
ewandt, daß dadurch die Fürsten faktisch mediatisiert würden;
n die Richtigkeit dieser Auffassung kann nicht eingeräumt
ɔen. Nicht mediatisiert, sondern wieder in den nationalen Orga-

ismus eingefügt werden die Fürsten durch ein Fürstenhaus. Die Aussicht auf Mediatisierung — d. i. auf die Unterordnung eines Reichsfürsten unter den andern — liegt auf der Seite der preußischen Projekte.

Das Bundesunterhaus aber soll seiner Idee nach ein Länderhaus sein, weil in ihm die Landesgesandtschaften sämtlicher Bundesstaaten ihren Fürsten, welche im Fürstenhause versammelt sind, an die Seite treten sollen.

Wie aber auch das Bundesunterhaus genannt werden möge, — es ist nötig, daß die in ihm versammelten Landesgesandtschaften nicht durch direkte Volkswahlen ernannt, sondern von den Landesrepräsentationen abgeordnet werden. Nur dürfte es den Kammern überlassen werden, auch außerhalb ihrer eigenen Mitte und selbst außerhalb ihres Landes dazu Männer auszuwählen. Die Angelegenheit sollte sich so leiten lassen, daß die Kammern selbst die ihnen zugedachte Befugnis, durch welche lähmende Konflikte zwischen ihnen und dem Reichstage vermieden werden, verteidigen.

Es versteht sich, daß bei Bestimmung der Kompetenz des Reichstages den Legislaturen der einzelnen Bundesstaaten keinerlei Befugnisse entzogen werden sollen, deren Abtretung an den Bund nicht zu dessen Bestand, Sicherheit und Gedeihen unerläßlich ist. Wo im übrigen die Gleichförmigkeit der Einrichtungen als Bedürfnis des Privatlebens auftritt, wird sie sich, auch ohne gewaltsame Gleichmacherei von oben herab, geltend zu machen wissen. Ganz besonders in dieser Hinsicht wird der Vorteil klar, den es für das nationale Leben haben wird, wenn das Unterhaus des Reichstages von den Kammern durch ihre Delegierten beschickt wird.

IX.

Die Errichtung eines obersten Bundesgerichtshofes, welche im großdeutschen Programm ferner enthalten ist, bedarf keiner Bemerkung, und so bleibt für den ganzen Plan in seinem Zusammenhange nur noch ein wichtiger Punkt zu berühren übrig.

Bei den Absichten, denen eine Auflösung des Bundes dienen soll, gehört ohne Zweifel das Sprengen der in Kurhessen und Hannover

seit lange gelegten Minen mit zu den wesentlichsten Aktionsmitteln Preußens und seiner Anhänger.

Gleichzeitig also mit der Vorbereitung des Antrages am Bunde sollte daher Oesterreich dafür sorgen, daß in beiden Ländern auf ruhigem Wege die Veränderungen vor sich gehen, deren gewaltsames Eintreten auf Erreichung kleindeutscher Ziele projektiert ist.

Datiert: Wien, den 27. November 1861 und von mir unterzeichnet.

10.

Nebendinge und ergänzende Thatsachen. Ein deutscher Klub in Wien. Diplomatische Vorgänge. Ungarische Anläufe. Csaki, Podmanicki und Tisza in Unterhandlung mit Schmerling. Abbruch des Verständigungsversuches und Parteikoalition gegen den Staatsminister. Schmerlings Verhältnis zu Rechberg.

Während die österreichische Regierung im stillen sich mit der deutschen Frage beschäftigte, war die politische Teilnahme des österreichischen Volkes fast ausschließlich auf die inneren Zustände des Reiches gerichtet, und selbst dem Reichsrate fehlte das Verständnis für die Verbindung, in welcher die Zukunft Oesterreichs mit der künftigen Gestaltung Deutschlands stand. Nur einige zweifelhafte Politiker, welche nicht ganz ohne Fühlung mit dem waren, was im engeren Kreise regierender Persönlichkeiten betrieben wurde, machten sich, mehr aus Eifersucht auf ihre übergangene kleine Bedeutung oder äußeren Anstößen folgend, als aus Einsicht in die Lage der Dinge, an unnützer oder sogar störender Weise damit zu schaffen. Es geschah dies in einem nicht zahlreichen Klub, welcher Anspruch darauf machte, deutsche Interessen zu vertreten, und in der That auch ein Feld nützlicher Thätigkeit gefunden und alles Lob verdient haben würde, wenn er sich darauf beschränkt hätte, das deutsche Element in Oesterreich zu fördern, statt über die Stellung Oesterreichs in oder zu Deutschland mit das Wort zu führen, — wenn die Herren statt deutscher Nationalpolitik österreichische Nationalitätspolitik betrieben hätten. In der That beschäftigte man sich auch in diesem Klub mit

der Gründung eines Vereins für deutsche Volksbildung in Oesterreich, und man durfte nur durch eine Straße der Reichshauptstadt gehen oder den Speisezettel in einem der großen Wiener Gasthäuser lesen, um sich zu überzeugen, wie sehr ein solcher Verein am Platze war. Ich meinesteils wurde mit meinen großdeutschen Bestrebungen oft recht kleinmütig gestimmt, wenn ich mir aus „Fisolen à l'anglais, Château mit Biskuit, Ribisel Tascherl, Glas Nirnbraten à la maiter. Portagiser Reis" und andern Delikatessen mein Mittagsmahl zusammensetzen sollte, oder vor dem Schilde der „Luftzugsbefreiungsanstalt der Fenster und Thüren des Joseph Beyer, Tischlermeister" nachdenkend stehen blieb, und nur daß ich mir doch Wien keineswegs als Hauptstadt des ganzen dreigliederig großdeutschen Reiches dachte, konnte mich dabei trösten und meinem damaligen politischen Ideale treu erhalten. Der genannte Klub war jedoch, und ich muß leider fürchten, durch die von mir ausgegangenen Anregungen verleitet, mit der sprachlichen Verbesserung der Wiener Speisezettel und Geschäftsschilder nicht zufrieden und begab sich auf das Feld der großen Politik. Als damals Lerchenfeld in Angelegenheiten der sich bildenden großdeutschen Partei nach Wien kam, wurde er, wie ich, von Somaruga, einem nicht bedeutenden Manne, welcher aber von seiner Beteiligung am Frankfurter Parlamente noch immer die Stellung einer großdeutschen Notabilität herleitete, in diesen Klub eingeführt, mußte aber da, statt großdeutscher Sympathieen, aus dem Munde Giskras einen Ausfall gegen „deutsche Theoretiker und Professoren", und das Urteil vernehmen daß Oesterreich mit den deutschen Angelegenheiten nichts zu thun habe und seine eigenen Wege gehen müsse, wobei, was die Professoren betrifft, der nachmalige österreichische Minister vergessen zu haben schien, daß man 1848 und 1849 in Deutschland gerade die auf Oesterreich verzichtende Partei die Professorenpartei genannt hat. Ich habe damals auf seine Auslassung mit der Frage geantwortet, ob er sich einbilde, daß, wenn Oesterreich sich absondere, Deutschland demselben auf die Dauer den Besitz der deutschen Kronländer lassen werde? — So oft ich Schmerling habe von Giskra sprechen hören, ist es immer mit Geringschätzung gewesen, und nicht ohne Grund.

o wenig wie der halbgermanisierte Slave Giskra war der
list Warrens in dem deutschen Klub an seinem rechten Platze.
nglich ein schwedischer Jude Namens W. Arens, welcher in
reinigten Staaten seinen Namen auf glückliche Art anglisiert,
ls amerikanischer Konsul nach Triest gekommen, hatte Warrens
Oesterreich durch journalistische Talente eine bedeutende Stellung
:n. Indessen waren diese Talente nur formale. Seine Weis-
der deutschen Frage ist in dem zarten Ausspruche zu Tage
ıen, daß der österreichische Doppeladler eine natürliche Lust
müsse, „seine Klauen in das Fett der deutsch-kleinstaatlichen
zu schlagen". Sein gehackter Stil, aus lauter kurzen und
:n Sätzen, ist eine Zeitlang das Ideal der klassischen Zeitungs-
für die denkfaulen Wiener gewesen. Er war ein Börsen-
bald reich, bald arm. Später hörte ich, er sei durch eine
ausgefallene Börsenspekulation nicht nur ruiniert, sondern
egen Nichterfüllung der Verbindlichkeit von der Börse verbannt.
n vernahm ich weiter, seine Freunde, zu denen große Bank-
: gehörten, hätten ihn rehabilitiert, und der Eigentümer der
:" sei so großartig gewesen, ihm gegen monatlich einen Leit-
für das Blatt einen Jahresgehalt von zwölftausend Gulden
tzen, habe also jeden Artikel des Mannes mit eintausend Gulden
ıorieren übernommen. Wenn diese Angabe nicht eine von
Seiten im Einverständnis ausgehende Prahlerei war, durfte
so wenig für die Generosität des Herrn Zang, wie für den
)en oder litterarischen Gehalt, vielleicht aber allerdings für
nanzwert der Artikel des Herrn Warrens gelten, welche der
ation einiger Personen der Wiener haute finance dienten. In
Kreise wurde seine Feder hoch geschätzt, und da in den Ver-
en des „Botschafters" die Regierung aus diesem Kreise Ge-
iten annahm, glaubte auch letztere diese Feder nicht entbehren
ıen, so daß ich eine Zeitlang mit Warrens zusammen für das
Blatt schreiben mußte.
uch der durch seine staatswissenschaftlichen Werke sehr verdiente
hr achtbare Professor Stein war mit seinem abstrakten Wesen
:m politischen Klub nicht am rechten Platze, in welchem er

doch zu den wenigen Perſonen von einiger Bedeutung gehörte. Ich kann ſeiner in dieſer Verbindung nicht gedenken, ohne mich der Mitteilungen über ſeine Lebensverhältniſſe zu erinnern, welche mir kurz vorher in Berlin Dr. Albert Heiſing, ein Bekannter Lothar Buchers und des Dr. Fiſchel, gemacht hatte. Danach wäre Stein ein Sprößling der däniſchen Königsfamilie, und wäre in ſeiner Kindheit einem Menſchen zur Erziehung übergeben worden, welcher den Auftrag erhalten habe, ihn durch ſchlechte und grauſame Behandlung allmählich umzubringen. Stein ſelbſt habe ſeinem Freunde Heiſing „grauſige Geſchichten" aus ſeiner Jugend erzählt, und ſei noch lange däniſchen Verfolgungen ausgeſetzt geweſen.

Um die Zeit, in welcher ich den erwähnten Klub beſuchte, hatte ich eine längere Unterredung mit dem Grafen Rechberg. Der Miniſter machte mir Mitteilungen über diplomatiſche Vorgänge, die ſich auf die deutſchen Angelegenheiten bezogen. Beuſt ſei, erzählte er mir, mit ſeinen von mir weiter oben erwähnten Bundesreformvorſchlägen in Preußen geradezu grob abgefertigt worden. Graf Bernſtorf habe jedes Eingehen abgelehnt. Sollten in Preußen, bemerkte Graf Rechberg, die Wahlen einen Miniſterwechſel zur Folge haben, ſo drohe ein Miniſterium Uſedom-Bismarck, d. h. der Austritt Preußens aus dem Bunde und die Mainlinie im Einverſtändnis mit Frankreich. Als Bismarck im Jahre 1858 in Paris geweſen, habe er Vorſchläge gemacht, welche ſich auf eine Vergrößerung bezogen hätten. Der damalige franzöſiſche Miniſter (ich glaube, es war Walewski) habe die ſchriftliche Mitteilung verlangt und dieſelbe erhalten. Von Frankreich aber ſeien dieſe preußiſchen Vorſchläge, ohne Zweifel, um Unfrieden zu ſtiften, an Oeſterreich mitgeteilt worden. Bei dem Namen Bismarcks ſchien den öſterreichiſchen Miniſter immer ein Grauen zu überkommen. „Gibt es in Berlin einen Miniſterwechſel — ſagte er — „ſo kommt der ſchreckliche Bismarck an die Reih ein Menſch, der im ſtande iſt, den Rock auszuziehen und ſelbſt a die Barrikade zu treten."

Einige Tage ſpäter wurde mir eine öſterreichiſche Staatsſchri „Einige allgemeine Bemerkungen, den Dresdener Entwurf einer organiſation des deutſchen Bundes betreffend," zu leſen gege

Sie enthielt die österreichischen Einwendungen gegen den Beustschen Plan. Den Grundgedanken dieser Einwendungen kann ich auf folgende Weise formulieren: Das österreichische Bundespräsidium ist kein österreichisches Vorrecht, sondern ein Oesterreich übertragenes deutsch-nationales Amt, welches als Einheitsmittel seinen Wert hat. Will man dieses Einheitsmittel an der Spitze beseitigen, so sollte das nur geschehen, indem man die Bedingungen der Einheit an der Basis des Bundesverhältnisses verstärkt. Dies würde durch die Garantie des Besitzstandes aller Bundesstaaten geschehen. Und wenn das Präsidium wechseln muß, soll es zwischen dreien, nicht zwischen zweien wechseln. Hierzu würde Oesterreich bereit sein, und ebenso anerkennt Oesterreich das Bedürfnis einer Volksrepräsentation am Bunde. Diese Bemerkungen wurden durch Weisung an den k. k. Gesandten in Dresden, Freiherrn von Werner, d. d. Wien, den 5. November 1861, zur Kenntnis des sächsischen Kabinetts gebracht. Die Beustschen Vorschläge erschienen in Wien so sehr zum Vorteile Preußens, daß man geneigt war, ihre schlechte Aufnahme auf preußischer Seite als eine diplomatische Komödie zu betrachten.

Verschiedene Aktenstücke, welche den durch den sächsischen Entwurf veranlaßten Ideenaustausch zwischen den Regierungen von Darmstadt, München und Wien enthalten, wurden mir einige Monate später zur Kenntnisnahme mitgeteilt, und ich will hier sogleich das Wesentliche daraus anschließen.

Auf die Beustschen Vorschläge hatte Herr von Dalwigk unterm 27. November 1861 seine kritischen Bemerkungen und eigenen Reformideen nach Wien gesandt und darauf unterm 1. und 6. Dezember durch Vermittelung des großherzoglich hessischen Gesandten bei der kaiserlichen Regierung, Freiherrn von Drachenfels, Erwiderungen erhalten. Desgleichen hatte unterm 7. Dezember der Graf Rechberg an den österreichischen Gesandten zu Darmstadt eine die Sache betreffende Depesche erlassen. Hierauf war in einer Weisung des großherzoglich hessischen Ministers an Herrn von Drachenfels, d. d. Darmstadt, 14. Februar 1862, eine Rückäußerung gefolgt, welche in Wien eine „überaus wohlwollende und freundliche Aufnahme" gefunden. Nur schien es der hessischen Regierung, als ob das kaiserliche Kabinett

sich zu zögernd verhalte, und Dalwigk drängte mit sehr verständigen Gründen. Eine Abschrift der hessischen Ausführungen ist durch Drachenfels zur Kenntnisnahme des bayerischen Kabinetts nach München gegangen, auf welche Mitteilung die Rückäußerung des Herrn von Schrenk, d. d. München, 28. Februar 1862, an Drachenfels nach Wien gelangte. In dieser Rückäußerung zeigt sich Schrenk ängstlich. Man sieht, er möchte der Volksstimmung nachgeben und möchte doch nichts thun. Wenig gewähren dürfe man nicht, viel gewähren könne man nicht: das ist der Kern der schüchtern vorgetragenen Ansicht des bayerischen Ministers, auf welche Dalwigk, wiederum durch Vermittelung seines Gesandten in Wien, unterm 6. März 1862 antwortet, indem er Schrenks Einwendungen entwaffnet und auf praktische Maßregeln dringt. Den Schluß der mir mitgeteilten Reihe von Dokumenten bildete eine vom 17. März 1862 datierte österreichische Denkschrift oder Zirkularnote, in welcher die Angelegenheit in entscheidender Beurteilung zusammengefaßt ist. Das österreichische Kabinett spricht sich darin für unmittelbare praktische Schritte aus und ladet zur Erteilung von Vollmachten an die in Wien beglaubigten Gesandten der Bundesstaaten zur Beratung einer Bundesreform ein, — mit vorläufiger Auslassung Preußens, weil dieses den ganzen Standpunkt bestreite. Diese Bundesreform, ist gesagt, bezwecke die Begründung einer Legislative, Exekutive und höchsten richterlichen Gewalt am Bunde und werde auf dem Weg einer an bestimmte vorliegende Verhältnisse und Bedürfnisse anknüpfenden Revision der Bundesverfassung zu erzielen sein. Preußen solle, sowie die Vorbereitungen beendigt, mit Offenheit unterrichtet werden, was man bezwecke, und solle auf das Freundlichste eingeladen werden, sich zu beteiligen, sowie es die Möglichkeit finde, sich in der deutschen Sache auf den föderalistischen Standpunkt zu stellen.

Bevor indessen die Dinge sich soweit entwickelt hatten, schon im November, hatten ungarische Patrioten, durch die Gerüchte über das, was in den deutschen Angelegenheiten im Werke war, veranlaßt, Schritte zu einer Verständigung mit der kaiserlichen Regierung getan. Sie waren ohne Zweifel besorgt, eine neue Gestaltung der Dinge könne über sie hinweggehen, wollten wissen, was vorging und

in großen Entschließungen auch ein Gewicht in die Wagschale legen. Zunächst war der Graf Csaki nach Wien gekommen und hatte sich durch Kolatschek's Vermittelung mit Schmerling in Verbindung zu setzen gesucht. Der Staatsminister hatte ihn in einer Privataudienz im Beisein Kolatschek's empfangen und ihn zur gewünschten Belehrung über die Beziehungen Oesterreichs zu Deutschland auf meine letzte Schrift und das darin enthaltene Programm verwiesen. Der Grundgedanke desselben hatte Csakis und seiner politischen Freunde Beifall, und es sollte in Wien eine der deutschen und ungarischen Frage in Verbindung gewidmete Zeitung gegründet werden, deren finanzielle Grundlage zur Hälfte von ungarischer Seite geschaffen werden sollte. Der Plan ist nicht zur Ausführung gekommen. Graf Csaki hat in diesen ersten Besprechungen einige historisch interessante Bemerkungen gemacht. Erstens, daß die in Ungarn im Vordergrunde stehenden Männer, selbst Deak und Eötvös eingeschlossen, nur Figuranten oder höchstens Werkzeuge der Bewegungspartei seien; zweitens, daß die ungarische Bewegung zwei äußere Anstöße empfangen habe, den französischen und den koburgischen, und daß der Herzog noch die Hände im Spiel habe; drittens, daß Louis Napoleon gewollt habe, die Ungarn sollten bei Beginn des italienischen Krieges losschlagen, daß aber die verständigeren Männer dem entgegen gewesen seien und es verhindert, weil sie gewußt hätten, was man jetzt allgemein einsehe, daß der Zumutung zu folgen Ungarn ins Verderben geführt haben würde; viertens, daß Kossuth weder in der Emigration noch im Vaterlande mehr etwas gelte. Bei Kolatschek, wo ich mit Csaki, der unterdessen, um sich mit seinen Freunden zu beraten, wieder in Ungarn gewesen war, eine Zusammenkunft hatte, wurden dann bestimmtere Verabredungen getroffen. Wenn das Wiener Kabinett, erklärte der junge Magyar, mit meinem deutschen Programme praktischen Ernst mache, seien die Führer der ungarischen Bewegung zum Frieden mit Oesterreich bereit. In acht Tagen, versprach er, würden die Hauptpersonen nach Wien kommen und hier einen Vertrag über die Beilegung der ungarischen Schwierigkeiten abzuschließen suchen. Gleichzeitig sollte die Zeitung ins Leben gerufen werden, welche dieser wichtigen Angelegenheit weiter gewidmet sein sollte.

Als ein Wunsch der Ungarn wurde es von Csaki zu erkennen gegeben, bei der deutschen Bundesgewalt einen Gesandten unterhalten zu dürfen. Ich äußerte, daß nach meiner Ansicht der Wunsch unter zwei Bedingungen erfüllt werden könnte: erstens, daß der Gesandte nicht vom Könige von Ungarn an die deutsche Bundesregierung, sondern vom ungarischen Landtage an den deutschen Reichstag abgeordnet werde und die Stellung des „Delegaten" eines „Territoriums" der Vereinigten Staaten bei dem Kongresse erhalte; zweitens, daß dieser Gesandte der einzige sei, welchen Ungarn ein Recht habe abzusenden.

Die Bekanntschaft mit dem Grafen Csaki, einem damals jungen, frischen, angenehmen und mir durchaus sympathischen Manne, war für mich auch in persönlicher Beziehung eine erfreuliche, so wenig daraus ein dauerndes Verhältnis hat entstehen können. Indem er mich in seinem Wagen von Kolatschek's Wohnung nach meinem Gasthause zurückbrachte, sprach er viel und lebhaft über den Kaiser der Franzosen, dessen Geist und Genie, wie er sich ausdrückte, für ihn das Ideal eines großen Politikers zu sein schien. Er sprach das immerhin merkwürdige Urteil aus, daß Louis Napoleon sich früher dumm gestellt habe, um zu seinem Ziele zu gelangen. Ich wage nicht zu behaupten, daß diese Ansicht ganz irrig sei. Die Schwächen, Thorheiten und Fehler, welche der Kaiser sich in der späteren Periode seines Lebens hat zu schulden kommen lassen, sind dann freilich keine Verstellung gewesen.

Am 6. Dezember war Csaki, diesmal in Begleitung des Baron Podmanicki und des jetzigen ungarischen Ministers Tisza, wieder in Wien. Gleich von der Eisenbahn weg war er an die Geschäfte, nämlich mit Kolatschek zu Schmerling gegangen, von welchem die beiden unmittelbar zu mir kamen. Tags darauf lernte ich die beiden andern Herren, junge Männer wie Csaki, kennen, und am Abend fand die erste Konferenz statt, welche sie mit einigen Vertrauensmännern Schmerlings hatten. Der Staatsminister, welcher aus guten Gründen damit amtlich nichts zu thun haben wollte, hatte den Grafen Auersperg (Anastasius Grün), den jungen Grafen Hartig und den Vizepräsidenten des Unterhauses, Professor Hasner, gebeten, sich mit der Angelegenheit zu befassen, — eine ungeschickte Wahl, in welcher sich die Zwiespältigkeit der Schmerlingschen Politik verriet. Dazu

kamen Kolatschek und ich, so daß wir zusammen acht Personen waren, welche die Lösung einer der inhaltreichsten und widerspenstigsten politischen Fragen vorbereiten sollten. Denn, wenn die ungarische Frage in ihrer Beschränkung auf Oesterreich schon eine sehr widerspenstige war, so wurde sie durch ihre Verknüpfung mit der deutschen doppelt eine solche. Und in der That zeigten sich auch meine deutsch-österreichischen Kollegen in diesen sich auf zwei Zusammenkünfte einschränkenden Konferenzen nicht nur viel weniger liebenswürdig als die drei ungarischen Herren, sondern sie legten auch viel weniger politischen Takt und Verstand an den Tag als diese, und wenn jener Anlauf der Ungarn zu nichts geführt und nur für die von politischen Quacksalbern bereitete Pille des Dualismus die Schachtel offen gelassen hat, so sind die Herren Hasner und Hartig nicht ohne Schuld daran. Mit unglaublicher Taktlosigkeit begann gleich Hasner mit der Erhebung formaler Schwierigkeiten, indem er zwar den ungarischen Landtag als Partei zu einem Vergleiche anerkannte, aber erklärte, daß er keine zweite Partei dazu zu finden wisse. Damit trieb er die Ungarn auf den formalen Rechtsstandpunkt zurück, von welchem sie eben loskommen wollten. Graf Hartig sprach in der nämlichen Weise, breit, in leeren Redensarten, mit Höflichkeiten, in welche Beleidigungen eingehüllt waren, wie: „wir wollen gewisse Dinge nicht berühren", oder: „besser nicht näher zu bezeichnen". — Die Ungarn benahmen sich mit wunderbarer Selbstbeherrschung und sprachen mit einer Milde und resignierenden Sanftmut, die mich in hohem Grade für sie einnahm. Anastasius Grün sagte fast nichts; Kolatschek suchte den ganzen Standpunkt klar zu machen, mischte aber immer neu in ganz unpassender Weise Schmerlings Namen in die Erörterung. Ich setzte den Stand der deutschen Frage auseinander und unterstützte damit die Ungarn. Man vertagte die weitere Besprechung auf den folgenden Abend.

Bei dieser zweiten Zusammenkunft zeigten sich die Wirkungen der von deutsch-österreichischer Seite begangenen Ungeschicklichkeiten. Graf Csaki kam spät, wurde abberufen, kam sehr unruhig wieder, ging abermals ab und ließ vergebens bis 11 Uhr auf sich warten. In den unterdessen fortgeführten Verhandlungen kamen die Parteien

immer weiter auseinander. Die Ungarn waren kälter als tags vorher. Wenn auch mit gleicher Milde und Sanftmut, nahmen sie, einmal auf den formalen Rechtsstandpunkt zurückgetrieben, nun eine Stellung „streng und unbeugsam auf der Basis von 1848". Bereit aber erklärten sie sich mit der westlichen Reichshälfte gemeinsame Finanzen, gemeinsames Heerwesen und gemeinsame Volkswirtschaft einzuräumen. Einen entscheidenden Wert aber legten sie auf die Stellung Oesterreichs in Deutschland. Wenn Oesterreich bei Deutschland bleibe, sprachen sie mit Nachdruck aus, sei Ungarn beruhigt. Oesterreich könne dann nicht zentralisieren und Ungarn sei lieber ein Nebenland des Deutschen Reiches als ein Nebenland Oesterreichs, von welchem letzteren es „die bessere Hälfte" bilde. Erfüllt sich das nicht, sagte im sanftmütigsten Tone Tisza — „dann wird unser Letztes sein, unterzugehen, aber den Gegner in unsern Untergang mit hineinzuziehen." — „Meine Herren, so ist der Ungar" fügte er mild, wie ein Kind hinzu. Damit waren die Unterhandlungen abgebrochen, aus denen eine höhere Staatsmannschaft als die österreichische hätte glückliche Ergebnisse herleiten können, und auf dem unglücklichen Wege, auf welchem der Dualismus nur eine Station ist, war ein, wenn auch unscheinbarer, Schritt vorwärts getan. Schmerling, glaube ich, war froh der Sache los zu sein. Hasner und Hartig waren seine Leute, und im Grunde des Herzens war, bei aller großdeutschen Opportunitätspolitik, das Schwarzenberg-Bachsche System ins Liberale übersetzt, das seine. Ich meinerseits war betrübt. Das Entgegenkommen der Ungarn schien den großdeutschen Plan zu unterstützen, das Scheitern des Verständigungsversuches war ein Nachteil für die Sache, während ihrerseits die Ungarn auf diesen Plan ihre Hoffnung gebaut hatten. Ich war deshalb in Wien ihr Mann. Noch im August des folgenden Jahres, wo ich eines Tages zufällig in einem Wiener Bahnhofe den ungarischen Grafen Samuel Was traf, mit welchem ich zu San Francisko in freundschaftlichem Verhältnisse gestanden, welchen ich aber seit seiner Rückkehr nach Ungarn nicht wieder gesehen hatte, kam dieser, indem er mich mit „du" und „Julius" anredete, mit offenen Armen auf mich zu und sagte: „es ist gut, daß ich dich treffe; du mußt zu uns

nach Pest kommen und vermitteln; du bist der Mann dazu!" — Ich hatte nicht auf du und du mit ihm gestanden, aber er sah in mir eine ungarische Hoffnung verkörpert und das Herz ging ihm über. Statt solche Stimmungen auf der einen Seite für die großdeutsche, auf der andern für die innere österreichische Politik zu benutzen, hat doktrinäre Verranntheit in die fixe Idee des konstitutionellen Einheitsstaates das Spiel verdorben, weder das großdeutsche noch das österreichisch-unitarische System ist zur Verwirklichung gelangt, und die während ich schreibe von Schmerling bei Gelegenheit seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums ausgesprochene Hoffnung, daß wenigstens eine folgende Generation den österreichischen Einheitsstaat erleben werde, wird schwerlich in Erfüllung gehen, am wenigsten seit Koloman Tisza, als wollte er seine 1861 ausgesprochene Drohung wahr machen, neuerdings im Vereine mit Andrassy Oesterreich auf gefährlichem Wege wieder um einige Schritte weiter geführt hat. Nach dem Scheitern des großdeutschen Planes wäre ein allgemein durchgeführter Föderalismus das einzige System gewesen die Zukunft des Reiches zu sichern.

Im Dezember 1861 war gleichzeitig mit Tisza, Csaki und Podmanicki auch Paul Almassy, damals die Seele der ungarischen Bewegung, nach Wien gekommen. Dieser Mann suchte in der ungarischen Sache eine ähnliche Stellung einzunehmen, wie ich in der deutschen, und er ganz vorzüglich war mit dem großdeutschen Plane einverstanden. Von ihm erhielt Kolatschek Aufschluß über die Haltung der Ungarn in unsrer zweiten Zusammenkunft. Während die radikalen jungen Herren mit uns als Deutschen verhandelten, standen sie zugleich in Unterhandlung mit den ungarischen Konservativen, von welchen einige Hauptpersonen gleichfalls nach Wien gekommen waren. Diese befanden sich mit Almassy in der Nähe, und der ab- und zugehende Graf Csaki stellte zwischen den beiden Zusammenkünften die Verbindung her. Es handelte sich um eine Koalition der beiden Parteien, welche im Sinne der großdeutschen Politik zu stande gekommen sein würde, wenn unsre Verhandlungen in einem andern Geiste geführt worden wären, nun aber in einem andern Sinn zu stande kam. Der Zweck der Koalition sollte nun die Hervorrufung

eines vom Kaiser ausgehenden Staatsstreiches sein, durch welchen die Februarverfassung abgeschafft und die ungarische Frage aus dem Banne in einem fehlerhaften Kreise erlöst werden sollte. Im Zwiespalt mit sich selbst befanden sich dabei die Ungarn in Bezug auf Schmerling, welcher die ihnen verhaßte Februarverfassung und zugleich den ihnen sehr zusagenden großdeutschen Plan vertrat. Dieser Zwiespalt lag in Schmerling selbst und die Ungarn wollten eine Lösung. Entweder sollte Schmerling ohne die Februarverfassung regieren, oder er sollte beseitigt werden. Alle Gegner des Staatsministers schienen sich dieser Intrigue anzuschließen und sich der Ungarn zu dessen Sturze bedienen zu wollen. Unrichtig indessen war die damals vielfältig ausgesprochene Meinung, daß der Bedrohung Schmerlings ein zwischen ihm und Rechberg bestehender Gegensatz zum Grunde liege. Die Wahrheit vielmehr war, daß Schmerling ganz wesentlich mit durch Rechbergs Bemühungen auf seinen Posten gekommen, und daß nun — wenigstens damals — er wiederum den Grafen in seiner durch den Liberalismus bedrohten Stellung erhielt. In der Behandlung der deutschen Sache freilich stimmten die beiden Minister, vielleicht mehr aus Temperament als aus Verschiedenheit des Zieles, nicht ganz überein. Das Zaudern und Horchen woher und wohin der Wind geht, lag in Rechbergs Natur, während in der Natur Schmerlings der Trieb lag, rasch und entschieden vorwärts zu gehen. „Audaces fortuna juvat", sagte er mir gerade in Bezug auf die deutsche Bundesreform, welche doch eigentlich mehr in Rechbergs System als in das seinige paßte. Bei einer Besprechung der Angelegenheit, welche ich mit beiden Ministern zugleich und in Gegenwart des Hofrats von Biegeleben hatte, nahm Rechberg alle möglichen Erwägungen der äußeren Politik zu Hilfe um seine Zaudermethode zu rechtfertigen. Preußen, meinte er, werde in einigen Wochen noch sehr herabgestimmt werden. England werde (spielte der österreichische Minister damit auf koburgische Pläne an?) ein Vorgehen Oesterreichs in der deutschen Sache sehr ungern sehen; Oesterreich habe Grund, sehr vorsichtig zu Werke zu gehen. Dazwischen aber wurde gewünscht, ich möge in den Wiener Blättern gegen eine unbedeutende preußische Broschüre schreiben. Die Herren

vom auswärtigen Amte gefielen sich, die Politik als eine Spiegelfechterei zu betreiben. Schlag und Gegenschlag sollten sich folgen, aber ohne weiteren Zweck.

Schmerling indessen trieb zu positiven Schritten weiter, und Rechberg folgte dem Antriebe, wenn auch nur in dem Sinne, daß man auf alle Fälle mit den Vorbereitungen fertig sein müsse.

II.

Entwurf einer Revision des deutschen Bundes.

An einem der ersten Tage des Dezember erhielt ich vom Minister des Auswärtigen folgendes Briefchen:

„Der Herr Staatsminister von Schmerling und Herr von Biegeleben haben mir zugesagt, morgen Donnerstag den 5. um 5 Uhr mein Mittagsmahl mit mir zu teilen, um nach Tische über das quid faciendum in der deutschen Frage unsre Meinungen auszutauschen. Ich ersuche Euere Hochwohlgeboren als vierter im Bunde sowohl dem Mittagsessen als den nach demselben beabsichtigten Unterredungen beiwohnen zu wollen und erneue in Erwartung Ihrer freundlichen Zusage den Ausdruck meiner vollkommensten Hochachtung.

Wien, den 4. Dezember 1861. Rechberg."

Die Unterredungen, welche fruchtbarer an Bedenken und Einwendungen, als an positiven Gedanken waren, liefen darauf hinaus, daß ich aufgefordert wurde, den Entwurf einer Revision der Bundesverfassung auszuarbeiten. Ich übergab schon am 13. jedem der beiden Minister getrennt die folgende Arbeit:

Ergänzende Bestimmungen zu den Grundgesetzen des Deutschen Bundes.

I.

Das Bundesverhältnis betreffend.

Art. 1. Der Zweck des Deutschen Bundes ist das innere Gedeihen und die äußere Sicherheit Deutschlands, sowie die Erhaltung

der bundesrechtlichen Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen deutschen Staaten.

Art. 2 der Bundesakte und Art. 1 der Schlußakte sind hierdurch ergänzt.

Art. 2. Sämtliche Mitglieder des Bundes anerkennen von neuem die Verpflichtung, sowohl ganz Deutschland wie jeden einzelnen Bundesstaat gegen jeden Angriff in Schutz zu nehmen, und erheben außerdem den für einen einzelnen Fall gefaßten Beschluß vom 24. Juli 1854 zu einer allgemeinen und unabänderlichen Bestimmung des Bundesrechtes.

Dieser Artikel tritt an die Stelle von Art. 11 der Bundesakte und von Art. 36, erste Hälfte, der Schlußakte.

Art. 3. Sämtliche Bundesstaaten kommen überein, daß das Staatsbürgerrecht eines jeden einzelnen von ihnen ein allgemeines Bundesbürgerrecht in sich schließe, welches die Freiheit der Niederlassung und des Geschäftsbetriebes im ganzen Gebiete aller Bundesstaaten mit Einschluß ihrer außerdeutschen Gebietsteile, und den vollen Schutz und Vorteil aller Landesgesetze, unter keinen andern Beschränkungen als denen die eigenen Bürger unterworfen sind, zur Folge haben soll.

Dieser Artikel tritt an die Stelle von Art. 18 der Bundesakte.

II.

Die Organisation des Bundes betreffend.

Art. 4. Die dem Deutschen Bunde als einer Gesamtheit von seinen Gliedern übertragenen Rechte und Pflichten werden durch drei höchste Bundesorgane ausgeübt, zwischen welchen die Bundesgewalt sich verteilt, nämlich:

a) Die Bundesregierung.

b) Die Bundesversammlung.

c) Das Bundesgericht.

Art. 5. Der gemeinsame Sitz dieser drei Bundesorgane ist Frankfurt a. M.

Oder: Art. 5. Der gemeinsame Sitz dieser drei Bundesorgane wechselt zwischen Wien, Berlin und Frankfurt a. M. periodisch ab.

III.

Die Bundesregierung.

Art. 6. An der Spitze des Bundes steht ein Direktorium von drei Fürsten, von welchen der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen erbliche Mitglieder sind, das dritte Mitglied aber von den übrigen deutschen Fürsten aus ihrer Mitte auf Zeit gewählt wird.

Nachdem die Fürsten sich über eine dem letzteren Zwecke dienliche Wahlordnung geeinigt haben werden, soll diese den gegenwärtigen Bestimmungen angehängt und damit in den Organismus der Bundesgesetze aufgenommen werden.

Art. 7. Dem Bundesdirektorium sind innerhalb der Befugnisse der Bundesgewalt die fürstlichen Hoheitsrechte des Bundes als einer Gesamtheit übertragen, insbesondere die Kriegshoheit über das Ganze, die Führung der auswärtigen Politik, und die oberste Pflege der geistigen und materiellen Bedingungen des inneren Gedeihens, welche grundgesetzlich als gemeinsame Angelegenheit des Bundes anerkannt sind oder sein werden.

Das Direktorium hat also für den Bund Krieg zu erklären und zu führen, Frieden zu schließen, Verträge einzugehen, Gesandte zu schicken und zu empfangen, die Bundesversammlung zu berufen, zu eröffnen und zu schließen, Botschaften an dieselbe gelangen zu lassen, den von ihr ausgehenden Gesetzen nach bester Erkenntnis des Gesamtwohles die Sanktion zu erteilen oder zu verweigern und die mit dieser Sanktion versehenen, den einzelnen Staaten zur Promulgation zu übermitteln, nötigenfalls innerhalb des Bundesgebietes die gewaltsam gestörte Ordnung wiederherzustellen, und die Sprüche des Bundesgerichtes, wenn diesen der Gehorsam verweigert werden sollte, auf dem Wege der Exekution zu vollstrecken.

Durch gegenwärtigen Artikel werden dem Bundesdirektorium alle Exekutivbefugnisse übertragen, welche der bisherigen Bundesversammlung zugestanden haben, sowie zugleich die hier aufgeführten neuen Befugnisse hinzugefügt. Insbesondere werden dadurch die Artikel der Schlußakte 18—20, 26—28, 31—50, sowie 53 und 54 näher bestimmt, ergänzt, abgeändert oder ersetzt.

Art. 8. Die drei Direktorialfürsten regieren gemeinsam, persönlich oder durch Statthalter, welche die Rechte des alter ego besitzen. Jedoch soll immer einer der Fürsten persönlich am Sitze des Bundes residieren und Hof halten, während die beiden andern durch ihre Statthalter vertreten sein mögen. Die Verpflichtung des Residierens und der Hofhaltung am Bundessitze wechselt der Reihe nach jährlich zwischen den drei Fürsten, und der residierende Fürst ist verpflichtet, jedenfalls während der Dauer der Bundesversammlung anwesend zu sein, die er in Person eröffnet und schließt.

Oder: Bei wechselndem Bundessitze repräsentiert derjenige Fürst persönlich den Bund, in dessen besonderem Bereiche der Bundessitz sich jeweilig befindet.

Art. 9. Die Regierungsgeschäfte des Bundesdirektoriums werden durch ein Bundesministerium besorgt, dessen Personal nicht mit dem Ministerium eines besonderen Bundesstaates vermischt sein darf.

Art. 10. Dem Bundesdirektorium steht ferner, für die Angelegenheiten, welche das Verhältnis der Bundesexekutive zur Exekutive der einzelnen Bundesstaaten betreffen, ein Bundesstaatsrat zur Seite, in welchem jeder Bundesfürst eine Stelle zu besetzen hat. Einzeln genommen haben die Mitglieder dieses Rates die Stellung von Geschäftsträgern der Einzelstaaten bei der Bundesregierung, durch deren Vermittelung die mit der Sanktion des Direktoriums versehenen Bundesgesetze und exekutorischen Verordnungen der Bundesregierung an die Regierungen der Einzelstaaten gelangen; — zu einem Kollegium verbunden, sollen sie in wichtigen Schlußnahmen dem Direktorium als beratender Körper dienen, ohne daß jedoch dessen Ratschläge verbindlich sein sollen.

IV.

Die Bundesversammlung.

Art. 11. In Verbindung mit der Bundesregierung, von welcher Gesetzesvorlagen ausgehen können und die Sanktion der Gesetze erteilt oder verweigert wird, werden die gesetzgebenden Befugnisse des Bundes durch die Bundesversammlung ausgeübt.

Diese besteht aus zwei Häusern: einem Fürstenhause und einem Länderhause.

Art. 12. Das Fürstenhaus ist die Versammlung der regierenden Fürsten und — für die freien Städte — der höchsten Magistratspersonen sämtlicher Bundesstaaten. — Im Falle der Notwendigkeit einer Stellvertretung, welche für die drei Direktorialfürsten eine immerwährende ist, soll eine solche nur durch einen Prinzen des eigenen Hauses, für die freien Städte nur durch die zweithöchste Magistratsperson, zulässig sein.

Art. 13. Das Länderhaus ist die Versammlung der Landesgesandtschaften sämtlicher Bundesstaaten, welche von den gesetzgebenden Versammlungen derselben abgesandt werden, um zur Beratung von Bundesangelegenheiten den Fürsten zur Seite zu stehen. Es steht den gesetzgebenden Versammlungen als Wahlkörpern frei, dazu Männer in und außer ihrer Mitte zu wählen. Die ersten und zweiten Kammern der Einzelstaaten bilden je zwei getrennte Wahlkörper, und zwar so, daß die ersten und zweiten im Verhältnis von 1 : 2 zur Gesamtwahl des Einzelstaates beitragen.

Art. 14. Zur Beschickung des Länderhauses haben abzuordnen: (folgt die Aufstellung der Kopfzahl der Landesgesandtschaften, zu welcher die Unterhäuser der Einzelstaaten nach den Zahlen des Staatenhauses von 1849, die Oberhäuser die Hälfte der nämlichen Zahlen zu stellen haben sollen).

Art. 15. Die beiden Häuser der Bundesversammlung stehen zu einander im Verhältnis zweier sich ergänzenden parlamentarischen Körper. Kein Bundesgesetz kann, ohne beide Häuser passiert zu haben, dem Direktorium zur Sanktion vorgelegt werden.

Art. 16. Die Kompetenz der Bundesversammlung beschränkt sich auf Gegenstände, welche zum Zwecke einer bundeslegislatorischen Behandlung ausdrücklich von den Einzelstaaten an den Bund abgetreten worden sind, nämlich:

a) Alle das gesamte Bundesgebiet betreffenden Gesetze über Rechtspflege, deren Gleichförmigkeit von allen Bundesstaaten als Bedürfnis anerkannt ist.

b) Die volkswirtschaftlichen Gesamtinteressen des Bundes. Die Bundesversammlung hat in dieser Beziehung die Aufgabe, die Hindernisse wegzuräumen, welche der Einigung sämtlicher Bundesstaaten zu

einem volkswirtschaftlichen Gesamtgebiete durch Zollschranken, Verkehrshemmungen, Münz-, Maß- und Gewichtsverschiedenheit, Ungleichheit der Handelsgesetze, Separatverträge und ähnliche Verhältnisse noch im Wege stehen, — und die Bundesregierung in allem zu unterstützen, was die wirtschaftlichen Interessen des Bundesgebietes und seiner Nebenländer im In- und Auslande zu fördern vermag.

c) Die Bundesfinanzen. Die Bundesversammlung hat das Recht, das Bundesbudget zu prüfen, abzuändern, zu genehmigen, die Umlage der Matrikularbeiträge zu bewilligen, für die Bundeseinkünfte nötigenfalls besondere Quellen eröffnen zu helfen und allfälligen Bundesanlehen ihre Zustimmung zu geben oder zu verweigern.

d) Die Obacht auf alles, was als Bedingung der Macht und Sicherheit des Bundes überhaupt gelten muß. Die Bundesversammlung hat demnach das Recht, eine die äußeren Verhältnisse wie die inneren Zustände des Bundes darstellende Jahresbotschaft von seiten des Direktoriums zu erwarten und die Bundesminister sind ihr auf desfallsige Anfragen Rede und Antwort schuldig.

Alle hier nicht namhaft aufgeführten Gegenstände bleiben der Gesetzgebung der Einzelstaaten überlassen, in welche der Bundesversammlung keine weiteren Eingriffe zustehen.

V.

Das Bundesgericht.

Art. 17. Dem Bundesgerichte sind im allgemeinen alle richterlichen Funktionen der alten Bundesversammlung zuerteilt. Dahin gehört, was in den Artikeln 17, 20, 21, 22, 23, 24, 29, 30 und 63 der Schlußakte enthalten ist.

Im übrigen gehören zur Zuständigkeit des Bundesgerichtes alle Rechtsstreitigkeiten, in denen es sich um die Auslegung der Bundesverfassung, um die Auslegung der Staatsverfassung eines einzelnen Bundesstaates, um das Verhältnis eines Bundesstaates zum andern, um Thronfolge, Regierungsfähigkeit und Regentschaft in einem Bundesstaate, um Strafgerichtsbarkeit in Fällen des Hochverrates gegen den

Bund, — überhaupt um Sachen und Personen handelt, welche ihrer Natur nach über der Gerichtsbarkeit der Einzelstaaten stehen und dennoch im Interesse der Gesamtheit einer richterlichen Erledigung bedürfen.

Art. 18. Außerdem hat das Bundesgericht den Beruf, der Bundesregierung einen Jahresbericht über den Rechtszustand des gesamten Bundesgebietes abzustatten, welchen dieselbe ihrer Jahresbotschaft an die Bundesversammlung beifügen wird, — sowie der Bundesregierung alle die völkerrechtlichen, staatsrechtlichen und legislatorischen Gutachten zu erteilen, welche dieselbe von ihm einzuholen sich veranlaßt finden mag.

Art. 19. Die Organisation des Bundesgerichtes wird durch ein besonderes Gesetz ausgeführt, welches gegenwärtigen Ergänzungsbestimmungen angehängt wird.

VI.

Künftige Fortbildung der Bundesverfassung.

Art. 20. Der Bundesverfassung und Bundesregierung in ihrem verfassungsmäßigen Zusammenwirken steht die weitere Entwickelung und Fortbildung der Bundesverfassung zu.

Dieser Artikel tritt an die Stelle von Art. 4 der Schlußakte.

Mein Entwurf enthielt drei Artikel, welche in einer vorläufigen Mitteilung bei Herrn von Biegeleben eine so entschiedene Mißbilligung fanden, daß ich sie in der eingereichten Arbeit wegließ, woran ich sehr unrecht that, denn der ganze Plan verlor mit dieser Weglassung seinen wesentlichen Charakter. Den Herren gegenüber war ich schüchterner und bescheidener, als ich hätte sein sollen. Diese Artikel waren:

1. Sämtliche Mitglieder des Bundes verzichten auf das Recht des separaten Krieges und Friedens und übertragen dieses Recht auf den Bund in seiner Gesamtheit.

2. Desgleichen übertragen sie auf den Bund die ganze Führung der auswärtigen Politik der Gesamtheit und behalten sich nur für Angelegenheiten von separatem Interesse den direkten Verkehr mit

fremden Staaten vor, sofern sie sich dazu nicht der Vermittelung der Bundesregierung bedienen wollen, welche in diesem Falle verpflichtet ist, dieselbe zu übernehmen.

3. Der Bund als Gesamtheit übernimmt die Garantie der internationalen Rechtsansprüche und Verpflichtungen aller seiner Glieder, und diese verpflichten sich, neue Verträge mit fremden Staaten vor deren Abschluß dem Bunde vorzulegen.

Die Einreichung an den Grafen Rechberg begleitete ich mit dem folgenden Schreiben, in welchem ausgesprochen ist, wie ich selbst meine Arbeit beurteilte. Ich schrieb:

„Ew. Exzellenz habe ich die Ehre die Arbeit zu übergeben, mit welcher Sie mich zu beauftragen geruht haben. Bei der Beurteilung derselben mögen Ew. Exzellenz in geneigte Berücksichtigung ziehen, daß ich meine Motive nur den mir nach meinen bisherigen Lebensverhältnissen zugänglichen Gebieten der Politik entnehmen konnte. Von dem Gewichte der Erwägungen, welche in andren Sphären begründet liegen mögen, bin ich überzeugt, und so habe ich mir bei Ausführung der von mir verlangten Arbeit nicht verhehlt, daß deren unmittelbar praktische Anwendbarkeit zu den Unwahrscheinlichkeiten gehört. Nichtsdestoweniger blieb mir nichts übrig, als nach bester Einsicht ein Gebäude zu skizzieren, welches in seinem Stile die Mitte hält zwischen dem bisherigen Notbau und dem kaiserlichen Palaste, der sich meiner Phantasie im ferneren Hintergrunde darstellt."

In ähnlichem Sinne sprach ich mich brieflich auch gegen Schmerling aus.

Meine Bescheidenheit war keine Redensart. Ich verhehlte mir nicht, daß meine Arbeit von einem dilettantischen Charakterzuge nicht frei sei und nicht frei sein konnte. Wenn indessen ein Historiker es der Mühe wert halten sollte, nicht nur den Inhalt dieser letzten, sondern auch den meiner beiden früheren Denkschriften mit dem des 1863 vom Kaiser von Oesterreich der deutschen Fürstenversammlung vorgelegten Entwurfes einer Reformakte des deutschen

ides zu vergleichen, wird er finden, daß, bis zu der Abspannung,
he auf den großen Anlauf des Frankfurter Fürstentages gefolgt
die großdeutsche Politik des Wiener Kabinettes von meinen Ideen
bt hat, welche in dem österreichischen Vorschlage nur teils weiter
geführt, teils nicht zum Vorteil der Sache verändert worden sind.
habe mich's nicht kränken lassen, daß Personen, welche kein
es Verdienst, als das dieser Ausführungen und Veränderungen,
e schlechter Ratschläge in den Mitteln und Wegen der Verwirk-
ng geltend zu machen hatten, dafür Orden erhalten haben, Ex-
nzen geworden oder in den Grafenstand erhoben worden sind.
kwürdig aber ist es, daß selbst diese Verderber, gerade wie ich
Urheber des ganzen großdeutschen Feldzugsplanes, keine gebornen
erreicher gewesen sind, und daß zwei österreichische Minister sich
einem unberufenen Fremden, wie ich es war, die Grundideen
Pläne zu einem großen politischen Unternehmen liefern ließen,
welchem die Zukunft des Kaiserreiches auf dem Spiele stand.

Während mich in Wien diese großen Dinge beschäftigten, machte
Gesundheitszustand meiner Frau, welche an einem schleichenden
er siechte, meine Rückkehr nach Heidelberg nötig. Es war ver-
benes im Werk, mir eine bestimmte und feste Stellung in Wien
eben; man wußte aber nicht, wie man das machen solle, und
ließ die Vorschläge an mich kommen. Man wollte mich in den
valtungsrat einer Eisenbahn bringen, zum Historiographen der
dt Wien machen, und ähnliches mehr, um mich zu halten und
ein dienstliches Verhältnis zur Regierung zu vermeiden. Unter
n Umständen brach ich plötzlich ab, zeigte den beiden Ministern
lich meine Abreise an und befand mich am 17. Dezember auf
nach Heidelberg führenden Eisenbahn, ungewiß, ob ich Ver-
ssung finden würde, wieder nach Wien zu kommen, und wie
meine Verhältnisse weiter gestalten würden. Ich war bisher,
mich durch persönliche Interessen bestimmen zu lassen, für die
sche Sache thätig gewesen. In Wien aber schien man mich nur
tzen zu wollen, wogegen sich mein Gefühl sträubte.

An einem der letzten Tage hatte ich noch im Gasthaus zum
nischen Kaiser mit dem Grafen Enzenberg gegessen. An einem

benachbarten Tische hatte der General Czorich gesessen, welcher 1848 mich und Robert Blum verhaften ließ, und Enzenberg war auf einen Augenblick zu ihm getreten. „Meinen Sie, ich weiß nicht, bei wem Sie dort sitzen?“ — hatte ihm der General gesagt. — „Ich weiß, daß Fröbel hier ist und daß er zu Schmerling geht.“ — „Er geht auch noch zu andern Leuten“ — hatte Enzenberg geantwortet. „Es ist ganz recht so,“ — hatte der General seine Bemerkungen geschlossen — „wenn man einen solchen Mann nicht totgeschossen hat, muß man ihn gut behandeln.“ — Es wäre unwahr, wenn ich sagen wollte, daß man das in Wien nicht gethan hätte. Indessen sah sich die Regierung in Bezug auf mich durch Parteirücksichten gehemmt. Zum Teil durch die Indiskretionen Kolatschek's, welcher nicht sein konnte, ohne was er wußte mit seinen litterarischen Freunden zu beschwatzen, war über das, was in der deutschen und der ungarischen Frage vor sich ging, und was in dem damit in Verbindung stehenden Zeitungsprojekt eingeleitet worden war, allmählich einiges durchgedrungen und hatte die Eifersucht der großösterreichischen Reichsräte und mit ihnen gehenden Zeitungsjuden zu hellen Flammen angeblasen. Alle Gegner der großdeutschen Politik in Oesterreich waren in Bewegung, und während die Opposition gegen die Ziele dieser Politik von konservativer Seite benutzt wurde, die Stellung Schmerlings zu erschüttern, wurde von liberaler Seite damit gegen Rechberg operiert. Durch diese Gemeinsamkeit der Gefährdung wurden jedoch beide damals zusammen und gemeinschaftlich auf ihren Posten erhalten. Gagern sagte mir, ich sei das Mittelglied zwischen beiden geworden und man könne mich nicht entbehren. Meine Stellung sei „beispiellos in der Geschichte gouvernementaler Praxis“. Sowohl für die Sache wie für mich selbst reiste ich indessen nicht ohne Besorgnis ab. Ich hatte, was mich betrifft, Neid und Eifersucht erregt, und eine Bedeutung erlangt, für die es keinen Platz zu geben schien.

Sechſter Abſchnitt.

Im Dienſte der öſterreichiſchen Regierung.

tritt in ein Verhältnis halbamtlicher Wirksamkeit. Der „Botschafter". Reise Organisation der großdeutschen Partei. München: Wydenbrugk. Stuttgart: okratische Querköpfe und abermals Varnbüler und Moritz Mohl. Der sche Juristentag in Wien. Zusammenkünfte großdeutscher Notabilitäten in enheim und München. Einschmuggelung der Carisschen Interessen und Regensburger Intriguen. Großdeutsche Parteiversammlung in Frankfurt.

Während die Krankheit meiner Frau sich zu einem gefährlichen hus ausgebildet hatte, der mich mit Sorgen erfüllte, kam, noch Ablauf des Jahres 1861, in einem Briefe des Hofrats von gern mir die Aufforderung zu, so bald wie möglich wieder nach en zu kommen. Ohne Eintritt in ein dienstliches Verhältnis zur reichischen Regierung konnte und wollte ich dieser Aufforderung t nachkommen. Oesterreichisch-deutsche Politik ganz auf eigene atrechnung, mit eigenen Privatmitteln zu betreiben, schien mir erständig sowohl in Bezug auf die Sache, wie auf mich selbst meine Familie. Ich gab zur Antwort, daß ich nur auf einen lichen Ruf kommen würde, und erhielt unverzüglich das folgende reiben:

„Wien, 7. Jänner 1862. — Wohlgeborner Herr. Der lebhafte nsch, Ihre reichen politischen Erfahrungen und Kenntnisse der rhältnisse und Personen für die großen Aufgaben in Anspruch zu men, welche der österreichische Kaiserstaat zunächst mit Bezug auf e Stellung zu Deutschland zu lösen hat, und die beruhigende ßheit, daß die loyalen Bestrebungen der kais. Regierung den sönlichen Ueberzeugungen Euer Wohlgeboren entsprechen, veranlaßt ch, im Einvernehmen mit Sr. Exzellenz, dem Herrn Staatsminister ter von Schmerling, Sie vertraulich zu ersuchen, mir baldigst anntgeben zu wollen, ob es in Ihren Wünschen liege, der kaiser-

lichen Regierung, unter Aufrechterhaltung eines unmittelbaren Verkehrs mit mir und Sr. Exzellenz dem Herrn Staatsminister, Ihre Thätigkeit für den oben angedeuteten Zweck durch längere Zeit zu widmen, welche Thätigkeit sich sowohl auf Ihre gewichtige persönliche Einwirkung dort, wo solche notthun würde, als auch auf publizistische Mitwirkung durch Beteiligung an der Redaktion oder Mitarbeiterschaft an gewissen, der kais. Regierung näher stehenden periodischen Schriften oder endlich auf Publikation selbständiger Arbeiten zu erstrecken hätte.

„Für den Fall es Ihnen genehm wäre, zu diesem Behufe Ihren Aufenthalt in Wien zu nehmen, bin ich in der Lage, Euer Wohlgeboren für den Zeitraum von drei Jahren einen jährlichen Gesamtbezug von fünftausend Gulden ö. W. in vierteljährigen Anticipativraten in Aussicht zu stellen, Vereinbarungen über diesen Zeitpunkt hinaus der Zukunft vorbehaltend. Nur wenn es in Ihrem Wunsche gelegen sein sollte, für den Fall einer etwa noch im Laufe der gedachten drei Jahre zu ermöglichenden Lösung dieses Verhältnisses vorzusorgen, könnte eine angemessene Kündigungsfrist festgesetzt werden, welche jedoch sodann selbstverständlich für beide Teile zu gelten hätte.

„Indem ich es als einen wahren Gewinn für die gute Sache hoch anschlagen würde, wenn Euer Wohlgeboren derselben Ihr bewährtes Talent und den reichen Schatz Ihrer staatsmännischen Bildung mit patriotischem Eifer widmen wollten, gebe ich mich der Hoffnung hin, baldigst Ihre bejahende Erklärung zu erhalten und Sie demnächst hier zu sehen.

„Empfangen Dieselben den Ausdruck meiner vollkommensten Achtung. Rechberg."

Meine Antwort gehört auch hierher. Ich schrieb:

„Heidelberg, den 10. Januar 1862. — Hochgeborner Herr Graf! Ew. Exzellenz hochgeehrtes Schreiben vom 7. ds. eröffnet mir die Aussicht auf einen Wirkungskreis, in welchem ich einen Lebensberuf erkenne und welcher darum meinen ernstesten Wünschen entspricht. Bei dem Verhältnis, in welches mich persönliches Schicksal zum österreichischen Kaiserstaat gestellt hat, schätze ich es als ein un-

gewöhnliches Glück, daß meine tiefsten politischen Ueberzeugungen mit den Gefühlen einer Verpflichtung übereinstimmen, die ich nie verleugnet haben würde, die mich aber ohne diese Uebereinstimmung, statt der Beteiligung an der Arbeit für einen großen und hohen Zweck, zu der Rolle eines unthätigen Zuschauers hätte bestimmen müssen. Bei dieser Uebereinstimmung aber können Ew. Exzellenz und der Herr Staatsminister, als Erwiderung auf das beiderseitig in mich gesetzte hohe Vertrauen, bei mir wenigstens der vollen Hingebung sicher sein, deren ich für eine große Sache fähig bin, und ich muß nur von ganzem Herzen wünschen, daß meine Kräfte nicht allzu weit hinter Ihren Erwartungen zurückbleiben.

„Die Feststellung eines Verhältnisses auf drei Jahre scheint mir ganz den Umständen angemessen. Ich habe keinen Grund für mich ein früheres Kündigungsrecht zu wünschen, und glaube vielmehr, um in meinem Wirkungskreise Befriedigung finden zu können, der mir gebotenen dreijährigen Sicherheit zu bedürfen. Auf der andern Seite aber scheint mir der Zeitraum auch hinreichend zur Begründung weiter reichender Lebensverhältnisse, mögen dieselben, je nach Umständen, rein privater oder entschieden öffentlicher Natur sein.

„Ich würde ohne alle Zögerung nach Wien kommen, wenn mich nicht die verlängerte ernste Krankheit meiner Frau noch zurückhalten müßte. Indessen darf ich hoffen in längstens vierzehn Tagen von Besorgnissen hinreichend frei zu sein, um Heidelberg verlassen zu können.

„Genehmigen Ew. Exzellenz ꝛc. ꝛc. Julius Fröbel."

Am 22. Februar erlaubte mir, nach dem Gutachten des Arztes, die langsam fortschreitende Genesung meiner Frau sie zu verlassen, so wenig ich dabei ganz sorgenfrei sein konnte. Erst fünf Wochen später hat sie sich vom Krankenlager erheben können. Der Eintritt in das mir angebotene Verhältnis drängte jedoch unter dem Drucke stiller politischer Vorgänge, in deren Entwickelung auf meine Dienste gerechnet war. Ich eilte also nach Wien, wo im Sinne des oben mitgeteilten Schreibens des Grafen Rechberg am 31. März ein mich betreffender Dienstvertrag vollzogen wurde, dessen Geltung rückwirkend mit dem 1. Februar begann.

Für drei Jahre war ich nun der österreichischen Regierung verpflichtet, und da diese Verpflichtung mir Wien als Wohnort vorzeichnete, war damit die Uebersiedelung meiner Familie nach der österreichischen Hauptstadt bedingt. Erst um die Mitte Septembers indessen kam dieser Schritt zur Ausführung, teils weil ich selbst noch auf längere Zeit nicht zur Ruhe kam, teils weil meine Frau gegen Wien einen Widerwillen hatte. Vorher kehrte ich noch mit einem durch meinen eigenen Gesundheitszustand veranlaßten und mir auf das zuvorkommendste gewährten Urlaub nach Heidelberg zurück, brachte in den letzten Maitagen meine Frau nach dem Bad Bocklet und hielt mich selbst bis Anfang Juli in Kissingen auf, nicht ohne von da mich journalistisch und brieflich an der Erörterung der großen politischen Fragen zu beteiligen. Die Kaiserin von Oesterreich war gerade damals zur Kur in Kissingen. Als ich sie zum erstenmal am Arm ihres Vaters auf dem Kurplatze sah, war sie der Gegenstand einer allgemeinen und fast unwillkürlichen Huldigung. Tausend Menschen erhoben sich von ihren Sitzen, strömten herbei, bildeten Spalier und, so weit der Blick reichte, waren alle Köpfe der Männer entblößt. Die Erscheinung war lieblich und fürstlich zugleich. Einige Danziger Damen, mit denen ich sprach, waren davon ganz ergriffen. „Es ist bei alledem ein glänzendes Elend, Kaiserin von Oesterreich zu sein" — sagte mir dagegen ein preußisches Kammermitglied. „Und doch besser als ein schäbiges Glück" — entgegnete ich. So träufelte die Politik ihr Gift in jedes Urteil entgegengesetzter Parteigänger. — Der damalige Aufenthalt in Kissingen führte mich auch noch einmal mit meinem alten Gönner, dem Geheimerat Martius von München, zusammen, welcher, wie ich, die Heilquelle brauchte. Er hatte, als ich ihn auf dem Kurplatz traf, eben eine der wunderlichen Begegnungen erfahren, die ich selbst öfters erlebt habe. Er hatte sich auf einer Ruhebank neben einen Fremden gesetzt, welcher sich im Gespräch als ein Brasilianer zu erkennen gab, und am Ende sich als Sohn einer Familie erwies, deren Gastfreundschaft der berühmte Botaniker während seines Aufenthaltes in Rio Janeiro genossen hatte. Jetzt schien sich übrigens Martius mit andern Dingen als der Botanik zu beschäftigen. Er

erzählte mir, daß er ein Werk über die Genealogie der Familie Martius unter der Feder habe, und las mir aus Bruchstücken des Manuskriptes vor. Er wies darin seine Abstammung von den altrömischen Martiern nach, deren Nachkommen sich durch das Mittelalter in Venedig erhalten. Ein venetianischer Martius lebte sodann als berühmter Astrolog am Hofe des ungarischen Königs Matthias Corvinus, besuchte, dazu aufgefordert, Ludwig den Elften in Paris, wo seine geheime Wissenschaft ihn mit einer nicht minder geheimnisvollen Dame in Berührung brachte, der er das Schicksal ihres Verhältnisses zum Könige aus den Sternen verkünden sollte, — eine bedenkliche Zumutung, welche den Mann des Blickes in die Zukunft veranlaßte sich davonzumachen und nach Ungarn zurückzukehren. Von diesem stammt die später in Bayern angesiedelte Familie der Martius ab. Der verdiente Naturforscher schien sich in seinem Alter ganz in diese genealogische Arbeit vertieft zu haben.

Die von verschiedenen kleinen Reisen unterbrochene Thätigkeit, zu welcher ich zunächst, und hauptsächlich in Wien, verpflichtet war, setzte mich in genauere Verbindung mit einer Zeitung. Unter dem Titel „Der Botschafter" war zu Anfang des Jahres ein offiziöses Blatt entstanden, für welches meine Feder in Anspruch genommen wurde. Ein auf meine Mitwirkung berechnetes Zeitungsprojekt war schon im vorhergehenden Jahre in verschiedenen Kombinationen an mich herangetreten. Die Buchhandlung Zamarski und Dittmarsch, welche bei meinem ersten Wiener Besuche mir die Gründung einer Monatsschrift angeboten, beschäftigte sich dann mit dem Gedanken eine Zeitung ins Leben zu rufen, welche der zusammenhangenden Lösung der ungarischen und deutschen Frage ihre Kräfte widmen sollte. Eine Zahl ungarischer Magnaten wollte als Gründer mit einem entsprechenden Kapital eintreten. Nun sollte auch die Regierung für den Plan gewonnen und zu angemessenen Subsidien bestimmt werden, und während in der Redaktion Kolatschek die Seite der Ungarn, sollte ich die der Regierung vertreten. In diesem Sinne wurden schon damals bei Schmerling Schritte gethan, ohne zum Ziele zu führen. Einige Monate später wurde, wie ich weiter oben schon erzählt habe, der nämliche Gedanke von un-

garischer Seite neu vorgebracht, verlor aber mit der Erfolglosigkeit des ungarischen Verständigungsversuches seine thatsächliche Grundlage. Unterdessen hatte sich, wahrscheinlich teils im Interesse eigener finanzieller Spekulationen, teils um sich Ansprüche auf die damit auch erreichte Erhebung in den Adelsstand zu erwerben, der Bankier Moritz Todesco erboten, zur Gründung einer offiziösen Zeitung ein bedeutendes Kapital —, man sprach von 200000 Gulden — zur Verfügung zu stellen, und von der Regierung war dieses Anerbieten aufgegriffen worden. Kolatschek sollte die Konzession erhalten, ich mit ihm die Redaktion führen. Indessen mischten sich alle möglichen Erbärmlichkeiten in die Sache, zu kennzeichnend für damalige österreichische Zustände, als daß ich sie unerwähnt lassen könnte. Die Gegner des Unternehmens bewirkten, daß der „Oesterreichischen Zeitung" die Konzession auf den von Kolatschek für sein Blatt gewählten Namen gegeben wurde, und auf dessen Beschwerde verlautete von seiten der Polizeibehörde: „Wir haben auf das Konzessionsgesuch des Dr. Kolatschek das Gutachten abgegeben, daß derselbe ein Hochverräter von 1848 sei. Aber er hat die Protektion des Herrn von Schmerling. Wir wollen nun sehen, wer Herr wird." Dieser Haltung der Polizeibehörde lag aber eine persönliche Feindschaft zwischen dem Sektionsrate Fiedler im Polizeiministerium und dem Sektionschef Levinsky im Staatsministerium zu Grunde. Auf Anstiften Fiedlers war Levinsky in Kolatscheks „Stimmen der Zeit" angegriffen worden; nun stellte jemand Kolatschek zur Rede, daß er auf Levinskys Seite getreten sei. Daneben schmolzen die 200000 Gulden Todescos allmählich auf 30000 zusammen, zu deren Aufopferung der Mann der haute finance sich noch bereit finden ließ. Trotz alledem war am 1. Januar 1862 im Verlage von Zamarski und Dittmarsch unter der verantwortlichen Redaktion des Konzessionärs Dr. Kolatschek „Der Botschafter" ins Leben getreten, aber die Intriguen dauerten fort, und im März wurde Kolatschek genötigt, sowohl aus der Redaktion wie als Konzessionär zurückzutreten. Weder publizistisch noch geschäftlich hatte er sich befähigt gezeigt, dem Blatte Charakter und Würde zu geben. Er hatte darauf gerechnet, sich mit demselben ein wertvolles Eigentum und eine große

Revenue zu gründen, deshalb alle Zweige des Geschäftes in seiner Hand zu konzentrieren gesucht, sich fast zu Tode gearbeitet und doch in keiner Beziehung genügt. Da aber das Unternehmen fortdauernd großer Zuschüsse bedurfte, vermochte er, der nur mit der kleinen Summe von 5000 Gulden beteiligt war, sich um so weniger zu halten, als er den Spekulationen Todescos unbequem war, aus dessen Kasse die größeren Geldmittel flossen. Sehr ungern trat er zurück. Unmittelbar nachdem er am 15. März sein eingeschossenes Kapital zurückerhalten, ist Almassy bei ihm eingetreten und hat ihm von ungarischer Seite das nötige Geld angeboten, damit er sich als Eigentümer des Blattes behaupten könne. Um eine Viertelstunde zu spät. — An seine Stelle trat Friedrich Uhl, damals als beliebter Feuilletonist dem Wiener Publikum wohlbekannt, seitdem als kaiserlicher Regierungsrat an der Spitze der offiziellen „Wiener Zeitung". Warrens, welcher unter Kolatschek die eigentliche publizistische Kraft des Blattes gewesen war, trat nach und nach in den Hintergrund, während die politische Haltung der Zeitung unter meine Leitung kam, ohne daß ich jedoch mit der Redaktion etwas zu thun hatte. Meine Artikel in dem Blatte, mit denen ich schon am 1. Februar von Heidelberg aus begonnen hatte, waren damals ohne Ausnahme mit F. gezeichnet. Das mußte infolge einer mir sehr unangenehmen Veranlassung ausdrücklich in demselben erklärt werden. Als nämlich im März der Fürst Windischgrätz gestorben war, beging die Redaktion die Unschicklichkeit, in der Nummer, welche einen nicht ganz würdig gehaltenen Nekrolog des Feldmarschalls brachte, meine Mitarbeiterschaft anzuzeigen. Ich wurde nun als der Verfasser des von einem gewissen Dr. Haas geschriebenen Nekrologes bezeichnet, und nicht ohne Grund war man unter der falschen Voraussetzung einer von mir begangenen Roheit unter anständig fühlenden, vielleicht zugleich aber auch gegen mich eingenommenen Menschen empört. „Der Botschafter" mußte der Wahrheit gemäß erklären, daß ich an dem Nekrologe unschuldig und überhaupt nur für meine immer gezeichneten Artikel verantwortlich sei. Wie ich mich persönlich zu dem Manne verhielt, in dessen Hand mein Leben gewesen war, habe ich an einer frühern Stelle meiner Erzählung gezeigt. Hätte ich ein

gemeines Parteiurteil für richtig und den Mann für hassenswert gehalten, ich würde ihn zwar nicht besucht, aber doch auch den Nekrolog nicht geschrieben haben. Weder im guten noch im bösen geziemte es gerade mir, ein Urteil am offenen Grabe desselben zu fällen. Aber nach allem was ich von dem Charakter des verstorbenen Fürsten wußte, war ich weit davon entfernt ihn für einen hassenswerten Menschen zu halten. Nach meinem Urteil hat er 1848 nicht mehr und nicht minder als seine Pflicht gethan — vielleicht muß ich sagen: seine Pflicht, wie er sie verstand; und wenn man erwägt, daß kurz vorher eine für ihn bestimmte revolutionäre Kugel seine Gemahlin an seiner Seite getötet hatte, muß man sogar seine Mäßigung anerkennen. Daß er ein Mann von beschränkten und altmodischen Ansichten war, zeigt in charakteristischer Weise der Abschiedsbrief, welchen er vor dem Sterben an sein Regiment gerichtet. „Wie er hienieden" — sagt er darin — „stets lebhafte Teilnahme für dasselbe gefühlt," so werde er „auch jenseits, wenn das möglich, dessen Thaten und Schicksale verfolgen." Als am 26. März durch das großartige Leichenbegängnis die ganze Stadt Wien in Aufregung versetzt wurde, folgte ich meinem Gefühle, indem ich mich dem Leichenzuge anschloß. Die guten Wiener aber machten über seinen langen und schweren Todeskampf und den sehr plötzlichen Tod des Grafen Schlick, welcher bei irgend einer Gelegenheit im Kriege ein Auge verloren hatte und mit dem übriggebliebenen keine unbeliebte Figur war, die beiden folgenden epigrammatischen Witze: Frage: Warum hat Windischgrätz so lange nicht sterben können? — Antwort: Weil er zwar wußte wo der Mensch anfängt, aber nicht wo er aufhört. Und Frage: Warum ist Schlick so schnell gestorben? — Antwort: Weil er nur ein Auge zuzudrücken brauchte. — Der Witz kennt nichts Heiliges, und auch der gutmütigste Mensch, wenn er witzig ist, kann grausam sein. Ein Wiener Jüngling, welcher durch seine geistreichen Impromptus berühmt war, schrieb unter das photographische Bildnis eines ihm nahe befreundeten Religions- und Stammesgenossen die Worte: „Nichts in dieser Welt ist ewig, selbst der schönste Jud wird schäbig". Wenn übrigens, was bestritten wurde, die Aeußerung des Fürsten Windischgrätz, daß der Mensch

Baron anfange, echt gewesen ist, so hat sie mit ältern Wiener
auungen in keinem allzu schroffen Gegensatz gestanden, die selbst
alb demokratische Wien von 1862 noch nicht recht verdaut hatte.
Gasthaus zum Römischen Kaiser wußte man mir seine Achtung
anders zu bezeigen, als daß man mich zum Grafen machte.
igs war ich „Herr Graf", dann, mehr kordial, fragten die
:r nur: „Graf, was befehlen?" — Als im vorhergehenden
meine Familie mit in Wien war und unser kleiner Sohn sich
ıl Schuhe anmessen ließ, titulierte ihn der Schuhmacher „Prinz",
da ihm erklärt wurde, daß er keine Prinzenschuhe zu machen
mußte er wenigstens von den Schuhen „des kleinen Prinzipals"
en.

Ich kehre von dieser kurzen Abschweifung zu meiner litterarischen
gkeit zurück. Meine Artikel erwarben sich bald, besonders in
)öheren Kreisen, ein großes Ansehen. Für das große Publikum
ı sie weniger geeignet und auch nicht bestimmt. „Der Bot-
er" hat es nicht über 2000 Abonnenten gebracht. Es gehörte
ls zum österreichischen Patriotismus und Liberalismus, alles
bestand oder von der Regierung ausging schlecht zu machen,
:ch verteidigte Oesterreich gegen fremde Herabsetzungen und be-
: mich Vertrauen zur Regierung zu erwecken. „Es sollte mich
wundern," — schrieb ich damals an meine Frau — „wenn die
en Zeitungen eines Tages entdeckt hätten, daß die österreichische
:e kleiner als eine andre und nicht ganz rund sei, und wer das
nicht auch fände, wäre selbstverständlich ein Reaktionär." Hätte
gewußt daß Rechberg und Schmerling — beide getrennt — meinen
r ohne höhere Direktive ganz nach eigenem Urteil geschriebenen
:In ihren unbedingten Beifall spendeten — Rechberg ließ mir
daß er jeden derselben unterschreiben könne, — und daß ich
wiederum, jetzt journalistisch, das Mittelglied zwischen den beiden
stern war, von denen eine Partei den Grafen Rechberg, die
: den Herrn von Schmerling weg haben wollte, — ich hätte
jede Popularität verzichten müssen. Auf der andern Seite
ı die in Wien beglaubigten Diplomaten, welche sich nicht
n konnten daß ein Mensch — ein bloßer Zeitungsschreiber —

aus eigenem Verstande der gouvernementalen Weisheit zu folgen, manchmal sogar vorauszugehen vermöge, überzeugt, daß jedes von mir geschriebene Wort aus höherer Inspiration hervorgehe, und mit der größten Aufmerksamkeit wurden von ihnen die mit F. gezeichneten Artikel gelesen. Die preußische Gesandtschaft hielt sich vier Exemplare des „Botschafter", und ein mit Uhl bekannter Attaché derselben konnte bei Gelegenheit das Erscheinen der Nummer am nächsten Morgen nicht erwarten, sondern las des Nachts in der Druckerei den Revisionsabzug.

Ich war sehr thätig. Amerika, Rom, Preußen, Ungarn, Deutschland, Handelsvertrag, Bundesreform: — über alles hatte ich zu schreiben. In einer seltenen Weise war ich aber auch durch die von vier Ministerialbeamteten ausgehenden Vorarbeiten unterstützt. Jeden Morgen erhielt ich die täglich für den Kaiser gemachten Auszüge aus den deutschen, französischen, italienischen, englischen, ungarischen, polnischen und tschechischen Zeitungen, bevor sie in die Hände Sr. Majestät kamen, zur Durchsicht und Benutzung. Meine Stellung war auch in dieser Beziehung eine nicht gewöhnliche, und wenn man sich von gewisser Seite bemühte, sie in ein für meinen Charakter nachteiliges Licht zu stellen, so war vielleicht ein wenig Neid und Eifersucht dabei im Spiele. „Als Beitrag zur Sittengeschichte" teilte der „Mährische Korrespondent" vom 4. April 1862 seinen Lesern die folgende Neuigkeit mit: „Julius Fröbel, der bekannte demokratische Schriftsteller im Oktober 1848, Genosse Blums und Messenhausers, gegenwärtig Mitarbeiter eines hiesigen Tagesblattes, ist zugleich mit bedeutendem Gehalte im österreichischen Ministerium des Aeußern angestellt. Eine gründlichere Besserung kann denn doch selbst der Konservative vom reinsten Wasser nicht wünschen." — Etwas besser kam ich im „Tagesboten aus Böhmen" weg, welcher in seiner Nummer vom 5. April 1862 das Folgende brachte: „Julius Fröbel, bekannt als Abgesandter des deutschen Parlamentes an der Seite Blums in Wien im Jahre 1848, als Karawanenführer in Nordamerika, als einer der vorzüglichsten Reisebeschreiber, zumal was die ethnologischen und landschaftlichen Partieen betrifft, nicht minder bekannt als geistvoller und optimistischer Publizist wie a

Verfasser eines Werkes über die Sozialpolitik, welches in seiner Art unübertroffen in der deutschen Litteratur ist, jetzt Hauptmitarbeiter des ‚Botschafters' in Wien, als welcher er das Opfer bringt, als Großdeutscher, welcher er immer war, in mühsamer Weise seinen bedeutenden Ruf — nicht zu vermehren, soll nun in österreichische Dienste getreten sein, und zwar als Angestellter im Ministerium des Aeußern. Noch sind unsre Zustände nicht derart, um eine solche Acquisition gerne zu begrüßen und zugleich Herrn Fröbel ein Kompliment über die Konsequenz und Unerschütterlichkeit seines Charakters machen zu können."

Wie ich, solchen Parteiurteilen gegenüber, meine politische Aufgabe erfaßte, möge aus einem gerade in jenen Tagen geschriebenen Artikel erhellen. Derselbe erschien in der Nummer des „Botschafter" vom 3. April 1862, also einen Tag vor der Nummer des „Mährischen Korrespondenten", zwei Tage vor der des „Tagesboten aus Böhmen", welche beide mich als charakterlosen Politiker denunzierten.

„Die deutsche Bundesreform wird wahrscheinlich in nicht ferner Zeit die öffentliche Aufmerksamkeit in einem mehr praktischen Sinne als bisher in Anspruch nehmen. Die beiden Stadien des frommen Wunsches und der allgemeinen Besprechung hat sie durchlaufen, und der Politiker ist allmählich dahin gelangt, sich von dem Möglichen und Unmöglichen eine bestimmte Vorstellung machen zu können. Dies ist es aber, was dem Politiker für seine Bestrebungen die Grenzen setzt. Unmögliches zu wollen, ist unter allen Umständen unpolitisch. Es gibt freilich unbestreitbar auch politische Ideale. Ihr hoher Wert soll nicht verkannt werden. Der Staatsmann, welcher nicht auch seine Ideale hat so gut wie der Künstler, gehört einem niedern Genre an. Ohne ein Vorbild, dem wir so nahe wie möglich zu kommen suchen, ohne ein Herz, welches sich für dieses Vorbild erwärmt, sind wir alle mit unsern Leistungen nur Maschinen, oder gar nur Teile einer Maschine Wenn uns aber unsre hohen Vorstellungen von gerechten und edlen gesellschaftlichen Zuständen, wenn uns unsre warmen patriotischen Gefühle als Feuersäule vorausgehen, die uns den Weg durch die politische Wüste zeigt, so würden wir uns täuschen, wenn wir hofften, dieses Licht mit Händen greifen zu können.

„Glücklich sind wir, wenn wir es nicht aus den Augen verlieren. Wenn wir zugreifen, werden wir immer nur den harten Boden der Wirklichkeit, den Wüstensand und das darüber gestreute Gestein erfassen, bis uns etwa von Zeit zu Zeit unser Weg an eine Quelle führt, deren Ränder mit lebendigem Grün geschmückt sind. Gewiß soll der Politiker diese glücklichen Oasen zu erreichen suchen, aber der Weg zu ihnen führt eben durch die Wüste. Was er sucht, ist auch nicht das Unmögliche. Er ist nicht einer jener

Sehnsuchtsvollen Hungerleider
Nach dem Unerreichlichen, —

er ist ein erfahrener Wanderer, ein Führer der Karawane, welche durch Vorwitz und Ungestüm gegen seinen Rat sich in Gefahr des Unterganges begeben kann.

„Es ist nicht lange her, seit das deutsche Volk in seinen Regierungen, in den Fürsten und ihren Ministern, die Hindernisse einer Verbesserung seiner nationalen Zustände erkennen zu müssen glaubte. In sehr vielen Beziehungen hat die öffentliche Meinung darin leider nicht unrecht gehabt. Wenn wir aber jetzt eine Besorgnis hegen, so ist es die, daß diesmal das Verhältnis sich umkehrt. Das Volksurteil ist überall mehr oder minder stürmisch, und liebt es die Schwierigkeiten zu überspringen. Seine Haltung wird fast ausschließlich durch die Wünsche des Herzens bestimmt, und die Resignation, welche sich der Kenner der Verhältnisse auferlegen muß, und die ihm oft schwer genug fällt, sagt der patriotischen Ungeduld wenig zu. Wir hoffen, es wird nicht der Fall eintreten, daß die Regierungen ernstlich das Gute wollen, und die Hand anlegen es zu vollbringen, — daß die Fürsten und die Minister sich geeinigt haben zu einem Fortschritte in der nationalen Organisation Deutschlands, — und daß das Volk sich ein Geschäft daraus macht, die Wahrheit des Spruches zu beweisen, daß das Bessere der größte Feind des Guten ist.

„Wir sehen in dieser Beziehung für eine deutsche Bundesreform drei mögliche Gefahren, nämlich den Radikalismus demokratischer Forderungen: das Mißtrauen gegen einige Staatsmänner, welche, sei es aus bloßer Vorsicht, sei es aus besserer Einsicht, sei es infolge neugewonnener Möglichkeiten, sich jetzt vielleicht der nationalen Sache

nnehmen dürften; endlich die das Ziel überschießenden Anschauungen iner österreichischen Partei, durch welche die erleuchteten Lenker der Politik des Kaiserstaates nur allzu häufig veranlaßt werden, die Vorsehung zum Schutze gegen die Freunde anzurufen.

„Wir gestehen, daß wir den Radikalismus demokratischer Forderungen am wenigsten fürchten. Die demokratische Prinzipreiterei hat zum Glücke ihre Periode überlebt. Der demokratische Absolutismus mit seinem suffrage universel hat jenseits des Rheins in einen Spiegel geblickt, dessen zurückgeworfenes Bild nicht ohne Hinterlassung eines Eindruckes geblieben sein kann. Es gibt eine gesunde Demokratie, deren Ziel die freie Bewegung der Individuen oder Gruppen von Individuen im eigenen Lebenskreise und zu eigenem Wohle ist, und diese Demokratie steht mit keinem vernünftigen Zwecke des Staatslebens im Widerspruche. Diese Demokratie, deren Lebensgeist die Selbstregierung ist, aber nicht nur in dem Sinne, daß sie selbst regieren will, sondern auch in dem Sinn, daß sie nur sich selbst und nicht andre zu regieren verlangt, — diese Demokratie wird ein guter Bundesgenosse der Bundesreformen sein, welche sich in dem Kreise des Möglichen und Ausführbaren halten; denn je weiter wir uns von diesem Kreise entfernen, um so mehr gleitet die öffentliche Angelegenheit in die Hände eines neumodischen Absolutismus. Radikale Verbesserungen setzen eine Diktatur voraus, und obgleich uns die Anhänger des französischen Kaisertumes beweisen wollen, daß eben diese die wahre Form der „disziplinierten" Demokratie sei, so wird der gesunde deutsche Sinn doch in dieser Form nur ein Zerrbild essen erkennen, was eine Grundlage wahrer Freiheit und wirklichen Wohlergehens aller Volkselemente abgeben kann.

„Bedenklicher ist uns die Oppositionswut, welche aus dem Mißtrauen oder der Abneigung gegen gewisse Staatsmänner hervorgeht. Die Mitwirkung dieser Staatsmänner ist unentbehrlich. Wir haben die Urteile schon gehört, selbst aus dem Munde verständiger Männer. ‚Was darf die deutsche Nation", hat man uns gesagt, „von einer Sache erwarten, welche die Zustimmung reaktionärer Minister hat?" — Und diese Zustimmung brauchen wir doch, wenn die Reform als Reform, d. h. ohne gewaltsamen Umsturz, durchgeführt werden soll!

„Die Zustimmung reaktionärer Minister! — — Erschrick nicht, lieber Leser, weder vor uns noch vor den Ministern! Es ist ein politisches Schlagwort, um das es sich handelt. Und auch die Minister bitten wir, nicht zu erschrecken, nämlich vor dem Schlagworte. Gespenster verlieren ihre Schrecken, wenn man sie beleuchtet.

„Kinder pflegen die Dinge der Welt in gute und böse einzuteilen. Ein gutes Ding und ein böses Ding, — ein guter Mann und ein böser Mann — das sind die ersten Gegensätze, welche sich dem erwachenden sittlichen Urteile darstellen. Politische Kinder urteilen auf gleiche Weise. Daß bei weitem von den meisten Menschen ein jeder auf seine Art das Gute will, und daß nur sehr wenige Menschen immer das Gute thun, ist dem unerfahrenen Urteile noch nicht nahe gekommen. Wir haben in unsrem politischen Leben eine Partei, die aus Jugend, und eine andre, die aus Alter kindisch ist. Jede von beiden hat ihren guten und ihren bösen Mann. Der gute Mann der ersten ist der liberale, ihr böser Mann der reaktionäre Minister. Von der zweiten wird das Urteil umgekehrt, und ihren guten Mann nennt sie konservativ, ihren bösen Mann radikal.

„Gleichviel! Das erste ist so kindisch wie das letzte. Die vorherrschenden Gesichtspunkte des Staatsmannes sind die der Zweckmäßigkeit, welche zu Zeiten der liberale, zu Zeiten der konservative, ja sogar der reaktionäre Minister für sich haben kann. Wenn ein Volk hinter der Zeit zurückgeblieben, ist der Mann des Fortschritts der rechte für seine Bedürfnisse; wenn ein Volk durch unüberlegte Neuerungen die Grundlagen seiner Macht und seines Glückes untergräbt, ist der zurückhaltende Staatsmann sein Heiland und Retter; — wenn ein Volk sich auf einer falschen Bahn verirrt hat, kann der höchste Ruhm darin bestehen, es auf die rechte zurückzuführen. Kann etwa nicht alles dieses vorkommen? Ist etwa nicht alles dieses schon dagewesen? Und sind diese verschiedenen Rollen etwa so unter den Politikern verteilt, daß einem jeden die seine von Geburt mit dem Stempel auf die Stirn gedrückt ist?

„Wir verlangen, daß die Verbesserung der nationalen Einrichtungen Deutschlands auf dem Wege der Reform, nicht des Umsturzes vor sich gehe; und weil wir dies verlangen, müssen wir von jedem

guten Patrioten ein tolerantes und versöhnliches Urteil fordern, durch welches ein Zusammenwirken verschiedener Elemente zur Erreichung eines großes Zieles möglich gemacht werde.

„Wir hören im Geiste alle die ungestümen Einwürfe und Proteste, welche erhoben werden. Wir kennen die verblendete Leidenschaft, welche eine Genugthuung für verletzte Parteigefühle verlangt, ehe sie an das Wohl der Nation zu denken vermag. Es sind uns die Anschauungen nicht fremd, welche dem politischen Gegner sogar das Recht bestreiten möchten ein guter Patriot zu sein. Fallen etwa Patriotismus und Liberalismus immer zusammen? Der Rang des Patrioten ist ein höherer als der des Liberalen, und ein Volk, welches nicht auf diese Weise urteilt, wird am Ende seiner Laufbahn sein.

„Wenn es sich um Deutschlands Wohl handelt, ist uns ein jeder recht der dazu mitwirkt, sei er liberal, konservativ, reaktionär, oder wie ihr ihn nennen wollt. Wir leugnen, daß eine dieser Bezeichnungen von der Mitwirkung zum patriotischen Zwecke ausschließt. Wir kennen sehr patriotische Reaktionärs, und sehr liberale Verräter des Vaterlandes. Wir lassen uns auf die abstrakte politische Gesinnung nicht ein. Die Haltung in der bestimmten Frage, — die Haltung in der deutschen Reformfrage entscheidet uns über den Wert des Mannes.

„Unsre dritte Besorgnis, der das Ziel überschießende Eifer österreichischer Patrioten, soll uns Veranlassung zu einer besonderen Erörterung geben."

Meine Stellung und Wirksamkeit wurde übrigens nicht nur von seiten innerer österreichischer Parteielemente, sondern auch von außen angegriffen. Im „Botschafter" hatte ich die großdeutsche Politik in allen Beziehungen gegen die damalige preußische zu vertreten und ich that das bei einzelnen Veranlassungen in einer scharf einschneidenden, obschon niemals gemeinen Sprache. In einem besonderen Falle war ich besorgt zu weit gegangen zu sein, und äußerte gegen den Staatsminister, daß ich fürchte dem Gelüste zu einigen boshaften Worten zu leicht nachgegeben zu haben. „Gar nicht" — entgegnete Schmerling. „Der badische Gesandte hat gegen mich über die Sprache des ‚Botschafters' allerdings einige mißbilligende Bemerkungen gemacht;

ich habe ihm aber gesagt: ‚Sein Sie damit nur ganz still und verschonen Sie mich! Die preußische und preußenfreundliche Presse hat sich jahrelang über Oesterreich in einem Tone geäußert, daß, was unsre Blätter über Preußen sagen, nur ein Tropfen Wasser gegen das Meer ist. Damit verschonen Sie mich!“ — Ernsthafter als die Mißbilligung der badischen Diplomatie war der Unwille, welchen ich in Berlin erregte. Der Graf Carolyi hatte darüber an den Grafen Rechberg berichtet. In einer Unterredung, welche der österreichische Gesandte in den ersten Tagen des Dezember mit Herrn von Bismarck gehabt, hatte letzterer sich über mich als einen preußenfeindlichen Publizisten beschwert, und, wenn Carolyi recht berichtet hat, war wegen eines meiner Artikel in Berlin eine Sitzung des Ministerrates gewesen. Aber auch Rechberg hat in der Sache entschieden und fest meine Partei genommen. Gerade damals war sogar die Rede von meinem förmlichen Eintritt in den kaiserlichen Dienst, für welchen mir Schmerling die Stellung eines Regierungsrates im Staatsministerium oder eines „kaiserlichen Rates“ anbot. Ich trug dem Staatsminister vor, daß eine solche Stellung meine Wirksamkeit in der Presse und meinen Einfluß in Deutschland neutralisieren würde, und er stimmte meinen Einwendungen bei, indem er hinzufügte, daß er nur mir einen Wunsch habe erfüllen wollen, wozu sich aber noch ein andermal Gelegenheit finden werde. Während ich so der Sache wegen, für die ich arbeitete, den Eintritt in eine ehrenvolle Laufbahn im österreichischen Staatsdienste ablehnte, bemühte sich Moritz Todesco angelegentlich um einen den Adel mit sich bringenden Orden für seine dem „Botschafter“ gebrachten Geldopfer, und mir wurde zugemutet, den Staatsminister dafür zu stimmen. „Sie werden sich wohl nicht in diese Sache mischen wollen“ — sagte mir jedoch Schmerling noch ehe ich darüber ein Wort gesprochen. — „Wenn hier jemand“ — fügte er hinzu — „ein paar Gulden für etwas Gemeinnütziges hergegeben, kommt er am nächsten Tage und will geadelt werden. Sina hat mir 4000 Gulden für die Notleidenden gebracht; einige Tage darauf kommt er und erzählt, wie unangenehm er es empfinde, noch nicht österreichischer Geheimerat und Exzellenz zu sein. Ich sollte Sr. Majestät raten, lieber gleich

del mit Orden und Titeln anzufangen, wie er anderwärts
."

publizistische Förderung der österreichischen Politik nahm
eine Thätigkeit nur teilweise in Anspruch. Den auf die
Angelegenheiten bezüglichen Schritten der österreichischen
, in deren Kenntnis ich stetig erhalten wurde, ging die
on der großdeutschen Partei als unentbehrliches Erfordernis
, und wie die eigentliche Parteigründung von mir aus-
war, das Parteiprogramm in der Formulierung meiner
und praktischen Vorschläge bestand, so war nun auch in
hrung mir die Initiative überlassen. Nicht nur eine viel-
espondenz fiel mir damit zu, sondern es ergab sich für mich
Veranlassung zu verschiedenen kleinen Reisen. Zunächst
s sich um eine Zusammenkunft großdeutscher Notabilitäten
iedenen Teilen Deutschlands, für welche ich meine An-
n vom vergangenen Jahre zu verwerten hatte. Es sollte
e von mir den Ministern vorgeschlagene allgemeine groß-
arteiversammlung vorbereitet werden, mit welcher der dann
e September in Weimar zu stande gekommenen kleindeutschen
etreten werden sollte, in deren Veranstaltung Bluntschli
thätig war. Dr. Kolb in Augsburg fand, daß es von dem
„eine Unverschämtheit" sei, in einer deutschen National-
e sich als Wortführer aufzuwerfen, und forderte mich brief-
ihn „dafür in der Allgemeinen Zeitung zu züchtigen". In
tigung der in Zürich zwischen mir und Bluntschli vor-
en persönlichen Feindseligkeiten wäre es von mir unschicklich
dieser Aufforderung Folge zu leisten. Daß ich meinerseits
e Zeit in der Schweizer Politik das große Wort geführt,
i nicht in Betracht. Das Verhältnis war ein andres. Ich
ich nicht nur im Züricher Staatsdienste, sondern ich war
n Zürich und damit in der Schweiz naturalisiert, und dem-
würde ich mich nicht an einer politischen Bewegung be-
ben, deren Zweck die Verkleinerung der Eidgenossenschaft
sschluß von Tessin oder Genf gewesen wäre. Ich lehnte
, gegen Bluntschli zu schreiben; im stillen aber standen wir

einander wieder gegenüber. An die Allgemeine Zeitung hatte er, wie mir bei Gelegenheit Kolb mitteilte, von Zürich aus Artikel in ganz reaktionärem Geiste eingesandt, welche von der Redaktion beiseite gelegt wurden; jetzt schien er im Vergleiche mit mir die liberalere Rolle zu spielen. Oesterreich mochte ja thun was es wollte, es galt als reaktionär, und was damit in Verbindung stand, also die ganze großdeutsche Partei, zog sich die nämliche Beurteilung zu. Die kleindeutsche hatte den Liberalismus gepachtet. Die Zusammenkunft der großdeutschen Notabilitäten sollte zu Anfang September in Tegernsee stattfinden. Im Vereine mit dem Professor Brinz und dem Grafen Anton Auersperg (Anastasius Grün) übernahm ich die brieflichen Einladungen. Als aber nachher Rosenheim statt Tegernsee als Ort der Zusammenkunft gewählt wurde, blieben diese Einladungen mir allein überlassen, wobei es sich vielfach um die Auswahl der Personen, um die Darlegung des Zweckes, um die Beseitigung von Einwendungen handelte. Mit den Münchener politischen Freunden, insbesondere mit Hegnenberg und Lerchenfeld, war ich längst eines Sinnes, und es konnte sich hier nur um die Zuziehung neuer Persönlichkeiten handeln, unter denen der bayerische Archivdirektor Franz Löher und der in Bayern lebende ehemalige Weimarische Minister Staatsrat von Wydenbrugk die bedeutendsten waren. In einem dem Andenken des letzteren gewidmeten Artikel der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 22. Juli 1876 ist gesagt: „Wydenbrugk berief Gesinnungsgenossen nach Rosenheim zu einer Vorbesprechung, welcher im Oktober 1862 die Versammlung der fünfhundert Großdeutschen zu Frankfurt folgte". Das ist nicht richtig. Wydenbrugk selbst wurde von mir eingeladen. In einem Briefe, datiert München den 1. September 1862, welchen ich vor mir habe, erklärt er mir seine Uebereinstimmung mit meinen Ansichten, dankt mir für die Einladung und verspricht zur rechten Zeit in Rosenheim zu sein. Als Richtigstellung einer bloßen Thatsache des persönlichen Anteils an dem Verlaufe der deutschen Angelegenheiten würde es mir nicht in den Sinn kommen des in dieser Beziehung ganz unwichtigen Irrtums zu gedenken; historisch indessen ist es nicht ganz gleichgültig, daß die ganze großdeutsche Parteibildung und Parteibewegung von

mir im Einverständnis mit den beiden österreichischen Ministern Rechberg und Schmerling ins Werk gesetzt worden ist, wobei ich es nur im Interesse der Sache für geeignet erachtet habe, selbst mich so viel wie möglich in den Hintergrund zu stellen. Von dem Ehrgeize, als Parteimann oder als Vertrauter der österreichischen Staatsmänner eine Rolle zu spielen, war ich frei, — den Ehrgeiz andrer Personen zu schonen und als Triebkraft für den Zweck zu benutzen, hatte ich alle Ursache.

Anders als in München standen die Dinge in Stuttgart, wo demokratische Einwendungen, hartnäckiger Individualismus und Eigensinn der Absicht hindernd in den Weg traten. Um eine Verständigung und Beteiligung an der beabsichtigten Zusammenkunft und späteren Parteiversammlung zu erzielen, reiste ich dahin, obschon unter einem durch Ueberarbeitung eingetretenen Krankheitszustande leidend, der mich in Stuttgart nötigte, ärztliche Hilfe zu suchen. Dort hatte ich zunächst Besprechungen mit Probst, Schott, Oesterlen und Becher, welche als die Häupter der großdeutschen Demokratie des Schwabenlandes galten. Meine Bemühungen, diese Männer für die von Wien aus erstrebte Bundesreform zu gewinnen, waren jedoch nur von unvollständigem Erfolge. Die schwäbische Demokratie verlangte vor allem ein deutsches Parlament, und zunächst nichts als ein Parlament. Man wollte fortfahren, wo man 1849 aufgehört, und so entschieden man gegen den Ausschluß Oesterreichs aus dem neuen Deutschland war, dessen Vorstellung in der demokratischen Phantasie lebte, schien man nicht abgeneigt, sich der preußisch-kleindeutschen Politik gegen Abschlagszahlung anzuschließen, wenn diese nur das Parlament gewähren wollte, von welchem dann das übrige schon in Ordnung gebracht werden würde. Der Gedanke, daß man durch Preußen das Parlament erlangen könne, während Oesterreich mit den ihm anhängenden Bundesstaaten nur eine aus den Kammern hervorgehende Delegiertenversammlung in Aussicht stellte, um damit die Grundlage für einen parlamentarischen Föderalismus zu gewinnen, machte schwäbische und andre Demokraten geneigt, der Einladung nach Weimar zu folgen, in welcher kleindeutsche Parteimänner durch eine zweideutige Herbeiziehung der Oesterreicher den Schein

einer Stellung über den beiden großen nationalen Parteien angenommen, — und um so mehr geneigt, als für die Weimarer Versammlung von der kleindeutschen Presse im voraus der Ruf eines Vorparlaments in Umlauf gesetzt, und die Einladung, um diesem Rufe zu entsprechen, auf jetzige und vormalige Volksvertreter beschränkt wurde. Ich hatte allerdings Schott auf meiner Seite, und am Ende schien ich auch den für Gründe theoretisch nicht unzugänglichen Probst für den von Oesterreich und den großdeutschen Bundesstaaten betretenen Weg gewonnen zu haben. Dieser sonst mit mir so vollständig übereinstimmende Mann hatte jedoch, wie sich bald zeigte, den Fehler, von der Popularität abhängig zu sein und ihr seine bisherigen Ansichten zum Opfer zu bringen. Als er einige Wochen später bei Gelegenheit des deutschen Juristentages in Wien war, wo ihm Schmerling große Aufmerksamkeit erwies, und eine Zeitung die tendenziöse Nachricht brachte, der württembergische Abgeordnete Dr. Probst werde in den österreichischen Staatsdienst treten, wollte er öffentlich das für eine „Verdächtigung" erklären, und ich hatte Mühe, ihn zu vermögen, daß er es einfach als jeder Begründung entbehrend bezeichnete. Eine Schwachheit war es, daß er aus der zugesagten Teilnahme Varnbülers an der Rosenheimer Zusammenkunft den Grund für seine Enthaltung herleitete, während er es gewesen war, der mich im vorhergehenden Jahre mit diesem allerdings etwas unpopulären Manne in Verbindung gebracht und dabei Mohls politische Feindschaft gegen denselben als eine Art von Monomanie beurteilt hatte. Von dem Einflusse der Ansichten, auf welchen in seinem württembergischen Lebenskreise der liberale Ruf beruhte, konnte er sich nicht frei machen, und so war er in Wien charakterfest aus Charakterschwäche. Ich traf ihn bei Schmerling in einem politischen Gespräche, welches in seiner Lebhaftigkeit an einen Streit grenzte. In Stuttgart handelte es sich insbesondere um den Bericht einer Kammerkommission über den Bundesreformentwurf der großdeutschen Regierungen. Probst war Berichterstatter und wollte nicht in der Minorität sein.

Ich besuchte Varnbüler auf seinem Landsitze in der Nähe von Stuttgart, und lernte dabei, während sich die damalige Ueberein-

ng unsrer beiderseitigen Ansichten über die deutschen Angelegen-
neu bewährte, den Mann damals in vorteilhaftem Sinne
. Obschon bei den schwäbischen Demokraten als Aristokrat
ieen, urteilte er über die demokratischen Persönlichkeiten an-
end und vorurteilsfrei. Aus dem Briefe, welchen er gerade
it meines Besuches an einen pommerschen Baron schrieb, teilte
die Stelle mit: „Ein großdeutscher Demokrat ist mir lieber,
n kleindeutscher Konservativer." Er war bereit, nach Rosen-
u kommen.

ür die Teilnahme an der beabsichtigten Zusammenkunft suchte
ch Moritz Mohl zu gewinnen, mit welchem ich mich zugleich
ie damals schwebenden, für die deutsche Zukunft hochwichtigen
spolitischen Fragen besprechen wollte. Um Oesterreich den
t in den Zollverein unmöglich zu machen und die von Oester-
geleitete Bundesreformbewegung zu durchkreuzen, hatte Preußen
rte des Handelsvertrages mit Frankreich ausgespielt. Es fragte
elchen Weg unter den gegebenen Umständen die österreichische
litik zu gehen habe. Moritz Mohl schrieb über die ganze
alökonomische Frage ein dickes Buch, auf welches nur weder
: meine Artikel im „Botschafter", noch der Verlauf der prakti-
Entwickelung der Dinge warten konnte. Ich wünschte von dem
i Gegenstand tief eingeweihten Manne ein zusammengefaßtes
zu hören. Bei früherer Gelegenheit schon hatte ich die wunder-
Mischung der schroffsten Urteile mit der pedantischsten formalen
keit in den Aeußerungen desselben kennen gelernt; demungeachtet
h meine Objektivität und Fassung auf eine harte Probe gestellt,
seine Bemerkungen über die Sachlage mit den Worten begann:
werden mir beistimmen, daß ein Freihändler entweder ein Esel
ine Kanaille ist." Glücklicherweise fuhr er fort, ohne von mir
ne Entgegnung zu warten, indem er nach dieser Einleitung über
ie Personen, welche auf eine ihm mißfällige Weise sich über
Gegenstand ausgesprochen hatten, den Stab brach. Der Hofrat
kerstorf in Augsburg war „von Preußen und Frankreich ge-
", der Baron Hock in Wien war „ein reiner Verräter", —
Helfershelfer", Herr von Varnbüler, „ein Mensch, jeder Schand-

that fähig, ein gefährlicher Intriguant, von einem maßlosen Ehrgeize getrieben". — Als ich auf die Bundesreform, das großdeutsche Programm und die beabsichtigte Zusammenkunft in Rosenheim überging, erklärte er, die nationale Ausschußversammlung werde eine „Auswurfversammlung" werden, wie schon die Landtagsausschüsse seien, in denen „Menschen sitzen, die jeder Niederträchtigkeit fähig sind". Als ich, um bei dem Abschiede nicht alle Verbindungsfäden abreißen zu lassen, die Bemerkung machte, ich würde ihm vielleicht noch von Wien aus über die besprochenen Angelegenheiten schreiben, erwiderte er: „Es gab eine Zeit, wo die berühmten Leute einander viele Briefe geschrieben haben. Wenn Sie mich aber mit einem Briefe beehren wollen, erlaube ich mir, Ihnen zu bemerken, daß ich Ihnen nicht antworten werde." Damit war ich für meine Bundesreformgeschäfte abgefertigt. Aber Moritz Mohl war doch nicht der Mann, eine Pflicht der Höflichkeit zu vernachlässigen. Er machte mir seinen Gegenbesuch, bei welchem das Gespräch doch wieder auf die Zusammenkunft großdeutscher Notabilitäten kam, zu welchen er selbst ohne allen Zweifel gehörte. Als ich ihm aber auf seine Frage nach den von mir erwarteten Personen auch Varnbüler nannte, wurde er still. Ich bekannte ihm dann, daß ich schon im vorigen Jahre Varnbüler besucht, daß man mir aber geraten habe, es ihm nicht zu sagen. Das gab ihm einen Stich ins Herz und er stand schweigend auf, um zu gehen. Bei alledem habe ich bei meinem nachmaligen Aufenthalte in Stuttgart mit ihm auf dem Fuße gegenseitiger Achtung und Freundlichkeit gestanden, und trotz seiner Abneigung gegen den Briefwechsel „berühmter Leute" hat er mir sogar noch mehr als einen Brief geschrieben.

Auf der Rückreise nach Wien besuchte ich noch Franz Löher, der sich in Tegernsee befand. Er hatte vor kurzem eine Schrift unter dem Titel „Recht und Pflicht der Bundesstaaten zwischen Oesterreich und Preußen" veröffentlicht, damit der großdeutschen Sache einen schätzenswerten Dienst geleistet, und bei ihm traf ich sogar, als Merkwürdigkeit für mich, einen großdeutsch-kaiserlich gesinnten preußischen Beamten aus Westfalen. Dann stattete ich Schmerling in Ischl Bericht über meine diesmal geringen Erfolge ab, und beredete

mit ihm die letzte Auswahl der Personen und den Zeitpunkt für die Rosenheimer Zusammenkunft, zu der ich nun in Wien die Einladungen auszufertigen hatte. Wir beschränkten uns, infolge erworbener genauerer Personalkenntnis, auf eine kleine Zahl sicherer Männer.

In der Zwischenzeit vom 16. August bis zum 6. September war ich in Wien in gesteigertem Grade publizistisch thätig. Fast jeden Tag enthielt der „Botschafter" einen Leitartikel aus meiner Feder, wozu die Polemik mit der kleindeutschen Presse die hauptsächliche Veranlassung gab. In der nämlichen Zeit fand in Wien der deutsche Juristentag statt, auf welchem sich hervorragende Vertreter der klein- und großdeutschen Partei zusammenfanden und die Gelegenheit zu einem Verständigungsversuche zwischen beiden — natürlich ohne Erfolg — ergriffen wurde. Von kleindeutscher Seite drehten sich alle Bemühungen um den Zweck, die Oesterreicher aus Deutschland hinauszudoktrinieren und hinauszuschmeicheln, während umgekehrt die Stadt Wien sich's etwas kosten ließ, die Herren Preußen in das großdeutsche Reich hereinzulocken, was doch nur soweit gelang, daß bei dem den fremden Priestern der Gerechtigkeit gegebenen Gartenfeste, bei welchem 600 Flaschen roten, 600 Flaschen weißen Weines, 1050 Flaschen Champagner geleert und mehrere Tausend feine Zigarren geraucht wurden, ein Berliner sich zu dem Ausrufe: „Na, da möchte man doch wahrhaftig großdeutsch werden!" — fortreißen ließ. Der Fackelzug, welcher am zweiten Festabende der Kaiserin in Schönbrunn gebracht wurde, übertraf alles, was derart jemals in der Welt dagewesen. Vierzehntausend Fackelträger in schwarzem Frack und weißer Halsbinde bildeten einen Zug, welcher sich fast auf eine Stunde Weges ausdehnte. Und das begab sich ganz ohne Polizei, in der schönsten Ruhe und Ordnung. Auf dem ganzen Wege machten freiwillig die Männer den Frauen und Kindern Platz, und einige sanfte Worte der als freiwillige Ordnunghalter thätigen Turner waren das einzige, was dann und wann nötig war. „Man sollte das einmal in Berlin versuchen!" — war ein Gedanke, welcher sich den Kennern der preußischen Hauptstadt aufdrängte. Daß die Stadt Wien — die Hauptstadt eines nach der Meinung der großen nord-

deutschen Theoretiker zerrütteten und ökonomisch ruinierten Reiches — das alles vermochte, ging vollständig über den Horizont dieser Herren. Ich zweifle indessen, daß der Eindruck eine andre Wirkung gehabt hat, als bei einigen den Neid hervorzurufen, bei andern den nicht unrichtigen Gedanken anzuregen, daß man mit glänzenden Festen keine Politik macht. Diesen Gedanken hatte ich selbst und hielt mich auch von der Teilnahme zurück.

Die Rosenheimer Zusammenkunft fand am 7. und 8. September statt. Auf der Reise zu derselben sprach ich noch den Staatsminister in Salzburg, wo derselbe sich gerade befand, um dem daselbst auch mit Glanz gefeierten deutschen Künstlerfeste seine Gegenwart zu widmen. Er überließ mir ganz die Leitung der beabsichtigten Besprechungen, da er wisse, daß meine Ansichten ganz die seinigen seien.

An diesen Besprechungen nahmen teil der Freiherr Gustav von Lerchenfeld, der Graf Hegnenberg-Dux, der Staatsrat von Wydenbrugk, der Freiherr von Varnbüler, der Professor Wuttke, der Dr. Onno Klopp, der Graf Anton Auersperg, der Professor Brinz und der Freiherr von Gruben, so daß also Bayern, Württemberg, Sachsen, Hannover und Oesterreich repräsentiert waren, während ich, wenn auch im Namen Oesterreichs, den großdeutschen Gedanken ganz im allgemeinen vertrat. Ich hatte von preußischer Seite auf Rodbertus und Lothar Bucher gerechnet. Ersterer war krank, letzterer bei der Londoner Ausstellung. Den Baron Gruben, einen im Dienste des Fürsten von Thurn und Taxis in Regensburg stehenden junge[illegible]n Herrn, hatte ich nicht eingeladen. Als wir schon versammelt und in unsern Gegenstand eingetreten waren, wurde ich herausgerufen. Vor der Thüre stand dieser mir bis dahin unbekannte Mann mit einem an mich gerichteten Briefe des Grafen Rechberg in der Hand, in welchem ich gebeten wurde, den Ueberbringer an unsern Beratungen teilnehmen zu lassen. Ich konnte nicht umhin, diesen Brief den versammelten Parteigenossen mitzuteilen, welche sich, obschon ungern und widerwillig, dem Wunsche des österreichischen Ministers bequemten und den Baron Gruben in unsern Kreis aufnahmen.

Von dieser unscheinbaren Thatsache geht das Schicksal der großdeutschen Politik aus. Mit der Beteiligung Grubens an der Rosen-

heimer Zusammenkunft begann die Einmischung des durch jesuitischen Rat und eigenen Ehrgeiz getriebenen Hauses Taxis in die Leitung der Wiener Schritte durch unmittelbare Einwirkung auf den Kaiser, wie ich weiter erzählen werde.

Einstweilen bestand das Ergebnis unsrer Beratungen in den folgenden einstimmig gefaßten Entschließungen:

1. daß man von großdeutscher Seite sich an der in Weimar bevorstehenden Versammlung nicht beteilige;

2. daß man sich gegen das Projekt eines aus direkten Wahlen hervorgehenden Parlamentes erkläre;

3. daß man die Bundesreform nach dem Antrage und im Geiste der großdeutschen Regierungen unterstütze;

4. daß man indessen auf eine Erweiterung der Kompetenz der von diesen Regierungen vorgeschlagenen Delegiertenversammlung hinwirke, in dem Sinne, daß dieser Versammlung die Aufgabe ihrer eigenen Ausbildung zu einer organischen Einrichtung überwiesen werde;

5. daß man in Uebereinstimmung mit dem Antrage dieser Regierungen in den deutschen Kammern die Wahlkörper für eine Nationalrepräsentation erblicke, welchen bei Ausübung ihrer Befugnisse die Erwählung jedes deutschen Bürgers, welchem Bundesstaate er angehören möge, in und außer den Kammern, freistehen solle;

6. daß in Bezug auf die Ausübung der Wahlbefugnis das Verhältnis der ersten und zweiten Kammern den einzelnen Bundesstaaten überlassen bleibe, hingegen direkte Wahlen nirgends zugelassen werden;

7. daß am 21. Oktober zu Frankfurt a. M. eine Versammlung der großdeutschen Partei veranstaltet werde.

Die Vorbereitungen zu dieser nachher auf den 28. verlegten Versammlung wurden sogleich vorgenommen. Jeder der Anwesenden übernahm es, eine Zahl von Unterschriften zu einer öffentlichen Einladung zu sammeln und an den Grafen Hegnenberg einzusenden. Die Einladung wurde sogleich redigiert. Lerchenfeld und Varnbüler verpflichteten sich, zur rechten Zeit in Frankfurt zu sein, um dort das Nötige zu veranstalten und die ankommenden Parteigenossen zu empfangen.

In der Zwischenzeit fand zuerst in Weimar die von den kleindeutschen Parteiführern ausgeschriebene Versammlung jetziger und ehemaliger Volksvertreter statt, durch welche im großdeutschen Lager einige Verwirrung hervorgebracht wurde. Sodann wurde durch Einwendungen, Fragen und Vorschläge von Parteigenossen, darunter auch die der Herren Bucher und Rodbertus, welche sich anfänglich geneigt zeigten, nach Frankfurt zu kommen, die Notwendigkeit einer nochmaligen Besprechung in engstem Kreise hervorgebracht, zu welcher der Graf Hegnenberg nach München einlud. Außer diesem und mir nahmen Varnbüler, Lerchenfeld, Wydenbrugk und der bayerische Ministerialrat Weiß daran teil. Als ich ankam, empfing mich Hegnenberg vor der Thüre und teilte mir mit, daß Gruben gekommen sei, daß er jedoch in dessen Gegenwart in den politischen Gehalt der uns beschäftigenden Angelegenheit einzutreten nicht für gut halte, daß also, solange er anwesend sei, nur formelle Fragen besprochen werden möchten. Demgemäß wurde verfahren, und nach dem Schlusse der Unterredung ließ man den zudringlichen Agenten des Taxisschen Fürstenhauses voraus abgehen, worauf dann unwillig Hegnenberg ausrief: „Ich habe seinen Brief unbeantwortet gelassen, und dennoch ist der Mensch da!" — Mißliebige Aeußerungen fielen dann von verschiedenen Seiten. „Ich habe den Stuttgarter Rechberg nach dem Manne gefragt," — sagte Varnbüler — „er ist im Dienste des Fürsten Taxis, der mit der Bundesreform seine standesherrlichen Interessen fördern will." „Wenn der Fürst Taxis Lust hat, sich in unsre Angelegenheiten zu mischen," — sagte ein andrer — „so soll er selbst kommen; wir schicken auch keine Agenten!" — Daß es sich von Taxisscher Seite um größere Dinge handelte, als um standesherrliche Interessen, konnte Varnbüler so wenig ahnen, wie damals ich. Darüber wird später einiger Aufschluß kommen. Für jetzt übernahm ich es, Gruben zu verständigen, daß man seine Anwesenheit nicht wünsche. Er bestach mich durch die ruhige Resignation, mit welcher er die unschmeichelhafte Mitteilung aufnahm. Ich legte als selbstloses Interesse für eine große Sache aus, was, wie ich später urteilen mußte, die jesuitische Uebung war, sich verschwinden zu lassen. „Mir kommt auf mich selbst gar nichts an" — sagt

er mir. — „Es ist mir um eine große Idee zu thun, die mich begeistert, und ohne die ich mich der Behandlung dieser Herren nicht ausgesetzt haben würde." — Tags darauf setzten wir unsre Beratung ohne ihn fort, und ich kehrte nach Wien zurück.

Am 15. Oktober erschien im „Botschafter" die von zweiundneunzig großdeutschen Männern aus Bayern, Württemberg, Sachsen, Hannover, Oldenburg, Nassau, Baden, Frankfurt a. M., Weimar, Altenburg und verschiedenen Provinzen Oesterreichs unterzeichnete Einladung zur großdeutschen Versammlung in Frankfurt, auf den 28. Oktober. Ich bin krank dahin gereist; wenn ich mich aber bei den Verhandlungen nicht bemerkbar gemacht, so ist mein Gesundheitszustand nicht der Grund meiner Zurückhaltung gewesen. Sowohl nach ihrer Entstehung wie nach den Grundsätzen des in ihr sich verkörpernden politischen Glaubensbekenntnisses war die Versammlung — in ihrem Personalbestande ohne Zweifel die ansehnlichste Parteiversammlung, welche jemals in Deutschland stattgefunden hat — mein Werk, und um so mehr glaubte ich damit in dieser Richtung genug gethan zu haben und für die Oeffentlichkeit zurücktreten zu können, als ich in derselben nicht den Kampfplatz für streitige Ansichten, sondern eine Revue der einer gemeinsamen Ueberzeugung dienenden Streitkräfte sehen zu dürfen glaubte, welche den Ausgangspunkt für eine geschlossene Parteiaktion bilden sollte. Nach meinem Gefühle war ich der, welcher diese Revue passieren ließ, und wenn ich thöricht genug war, ein solches Gefühl zu hegen, so war ich nicht thöricht genug, es merken zu lassen. Und ich that wohl daran; denn so sehr ich mich in den Hintergrund stellte, erregte ich dennoch die Eifersucht kleinlicher Menschen, denen die Geschichte der Versammlung und der großdeutschen Politik überhaupt nicht ganz unbekannt war. Als nach Beendigung der öffentlichen Verhandlungen die Wahl eines Komitee des von der Versammlung beschlossenen großdeutschen Reformvereins vorgenommen wurde, wobei ich nicht anwesend war, erklärte sich Professor Brinz gegen meine Nennung mit den Worten: „Lieber gar! — Da nehme man doch lieber gleich Schmerling!" — So erzählte man mir bei dem österreichischen Gesandten, welcher mich mit einigen andern Personen zu Tische geladen hatte.

In der Versammlung fehlte es natürlich nicht an Personen von engherzigen und — um den banalen Ausdruck zu gebrauchen — reaktionären Ansichten. Wollten wir als Partei den großdeutschen Föderalismus dem kleindeutschen Zentralismus entgegenstellen, welcher im Nationalverein sich als Partei verkörpert und in der Weimarer Versammlung sich geltend gemacht hatte, so konnte es nicht fehlen, daß auch der Partikularismus sich in unsrem Kreise hören ließ. In einer der Generalversammlung vorausgehenden engeren Beratung wollten Onno Klopp und einige adlige Herren aus Sachsen und Hannover konservativer, die Schwaben radikaler sein, als das vom Grafen Hegnenberg redigierte Parteiprogramm, und als ich, um die letzteren nicht zu sehr abstoßen zu lassen, in immerhin sehr gemäßigter Weise sie zu unterstützen suchte, rief ich heftige partikularistische Auslassungen des Ministerialrates Weiß hervor, welcher ausrief: „Will man denn, während man von den Württembergern [illegible] redet, gar nicht daran denken, daß auch ein Bayer existiert?“ — [illegible] Und in leidenschaftlicher Weise sprach er sich gegen jede weitere [illegible]e Kompetenz der in dem Programm empfohlenen Delegiertenversamm[illegible]lung aus. Einiges Aufsehen erregte in Deutschland die Teilnahme [illegible]e Heinrichs von Gagern an der Versammlung und dessen damit voll[illegible]zogener offener Uebertritt zur großdeutschen Partei. Die Zeit de[illegible]s Mannes war jedoch vorbei und die Veränderung seiner Parteistellun[illegible]g blieb ohne weitere Wirkung, selbst für die kurze Zeitfrist, welche der [illegible]er Partei überhaupt in ihrem ephemeren Dasein zugemessen war.

Es war wenige Jahre her, daß mir in Frankfurt eine polizei[illegible]liche Ausweisung drohte. Jetzt, bei dem großen Eindruck, welcher [illegible]n die Versammlung gemacht und bei der unbestimmten Kenntnis, d[illegible]ie man von meiner Stellung in Wien hatte, war ich hier eine geehr[illegible]te Person. In glänzenden Soireen bei dem Senator Bernus u[illegible]nd Sir Alexander Malet sah ich mich im Kreise von Diplomaten u[illegible]nd Frankfurter Regenten, und es gab Personen, welche in mir ein[illegible]n künftigen österreichischen Staatsmann witterten und mir — love[illegible]'s labour lost — entsprechende Aufmerksamkeit erwiesen.

Auf der Rückfahrt nach Wien saß ich von Würzburg bis Reger[illegible]s burg im Coupé allein mit dem Baron Gruben, der mich veranlaß[illegible]te,

mich einen Tag in der Taxisschen Residenz aufzuhalten, um den damaligen Freiherrn, nachmaligen Grafen von Dörnberg, Verwaltungschef des Fürsten Taxis und Verwandten des Taxisschen Hauses, in die großdeutschen Reformpläne einzuweihen und hereinzuziehen.

2.

Bedingende innere und äußere Umstände. Nochmals Rechberg und Schmerling. Der Staatsminister und die liberale Partei. Die Anerkennung Italiens und die Parteiintrigue. Zur Nachtseite der österreichischen Finanzgeschichte. Oesterreich in England und England in Oesterreich. Somerset Beaumont. Die österreichischen Finanzen zwischen Engländern, Juden und Jesuiten. Finanzgeschäft und Politik. Charles Boner.

Bevor ich dem Verlaufe der großdeutschen Politik und meinem Anteil an derselben weiter folge, muß ich der Umstände und Einflüsse gedenken, durch welche dieser Verlauf bedingt wurde.

Von erster Wichtigkeit war das Verhältnis der beiden Staatsmänner, von deren Eintracht oder Zwietracht ein glücklicher Gang der Dinge abhängig war, zu einander, zum Kaiser und zu den Parteien. Unmittelbar spürte ich fast täglich die Wirkung dieses Verhältnisses in der publizistischen Behandlung der politischen Fragen. Bei wichtigen Anlässen konnte ich nicht schreiben, ohne vorher Schmerling und Rechberg oder Rechberg und Schmerling gesprochen zu haben, und es war sehr gewöhnlich, daß mich der eine auf die Zustimmung des andern verwies, was mich nicht selten zum Vermittler machte. Wie vorsichtig zu sein ich aber Ursache hatte, geht aus der einen mir bekannt gewordenen Thatsache hervor, daß Rechberg einmal mit einem von mir geschriebenen Artikel des „Botschafter" zum Kaiser gegangen ist, sich über Schmerling zu beklagen, welcher doch an meinem Geistesprodukte völlig unschuldig war. Aehnliches ist mir später als Herausgeber der „Süddeutschen Presse" in München begegnet, wo das, was ich geschrieben, bei dem König im Interesse des Ministers des Innern, Herrn von Pechmann, gegen den Fürsten

Hohenlohe benutzt wurde, welcher doch ebenso wie in Wien Herr von Schmerling von meinem Artikel nicht früher Kenntnis erhalten hatte, als bis er denselben gedruckt in dem Blatt gelesen. Der Graf Rechberg hat nach seinem Rücktritt im Oktober 1864 gesagt, er sei durch den „Botschafter" gestürzt worden. Ich kann dem gegenüber nur erklären, daß ich mich niemals in einer auf eine Ministerkrisis berechneten Intrigue habe benutzen lassen.

Bei Gelegenheit einer im Pariser „Correspondant" erschienenen Abhandlung aus der Feder der Frau von Bury: „L'Autriche, ses hommes d'état etc. en 1863" — hat sich der Staatsminister auf folgende Weise gegen mich ausgesprochen: „Die Darstellung der ungarischen Absichten in der französischen Abhandlung ist richtig. Durch das Oktoberdiplom würde das Reich den Ungarn in die Hände gegeben worden sein. Wie immer, war es diesen um die Stellen zu thun. Sie haben geglaubt, mich für ihre Zwecke gewinnen zu können. Ihr Programm war: Liberalismus durch die Ungarn. Sie haben sich an Rechberg gemacht, um mich durch diesen in das Ministerium zu bringen, und Rechberg hat sich dafür bemüht. Ich habe mich aber direkt mit dem Kaiser verständigt und dessen Zustimmung zu meinem System erlangt. So ist die Februarverfassung zu stande gekommen, in welcher die gleiche Berechtigung aller Teile des Reiches zur Anerkennung gelangt ist." — Diese Aufklärung wirft ein Licht auf das Verhältnis der beiden Staatsmänner zu einander. Rechberg hat zum Eintritt Schmerlings in das Ministerium bei dem Kaiser den Anstoß gegeben, aber dadurch etwas bewirkt was er nicht hat bewirken wollen. Eine bleibende Mißstimmung auf seiten Rechbergs war die Folge und die Eifersucht auf den Einfluß ist hinzugekommen.

Unter diesen Umständen wurde die Stellung des Staatsministers noch durch seine eigene Partei erschwert. Die Aeußerungen, welche er in dieser Beziehung öfters, und einmal besonders am 16. November 1862, gegen mich gethan, haben damals auf mich einen peinlichen Eindruck gemacht. Er brauchte die stärksten Ausdrücke der Geringschätzung, um einzelne Persönlichkeiten der liberalen Partei zu kennzeichnen. Indem er Biskra nannte, sprach er von Menschen,

: Revolutionäre gewesen, dann dem Kaiser ihr Wort gegeben sich
ht mehr an der Politik zu beteiligen, später „Moucharddienste
geboten" und nun wieder das Oppositionshandwerk betrieben. —
Der Kaiser," — fügte der Staatsminister hinzu — „mit dem ich
tern lange gesprochen, macht mich verantwortlich für die bissige,
gierungsfeindliche Haltung des Hauses, und ich muß herumbetteln,
ı für die Regierung ein paar Stimmen zusammenzubringen."

Im Juli 1862 wurde von zwei entgegengesetzten Seiten der
rsuch gemacht, die Anerkennung des Königreiches Italien zu einem
inisterwechsel zu benutzen. Von London kommend erschien plötzlich
: Frau von Bury als geheime Agentin des Lord John Russell in
ien und nahm sogleich einen verwegenen Anlauf auf die beiden
tenden Minister. Einer von beiden wenigstens sollte für die An-
ennung gewonnen werden. Die letzte Unterredung mit Rechberg,
r ihr im Gasthause seinen Besuch machte, brachte sie zu Papier
d sandte sie dem Hofrat von Gagern, welcher diese Aufzeichnung
n Staatsminister mitteilen sollte, um damit auf diesen zu wirken,
er natürlich den Dienst verweigerte. Er gab mir das Papier zu
en. Danach war Rechberg nicht ernsthaft auf die Sache ein-
gangen. „Ce que vous proposez n'est pas sérieux" — hatte
gesagt. „Werden Sie aber meine Mitteilung als ernsthaft be-
chten, wenn Ihnen dieselbe durch eine von Earl Russell formell
glaubigte Person wiederholt wird?" — hatte die Dame entgegnet,
d natürlich hatte Rechberg die Frage bejahend beantwortet.

Um die nämliche Zeit erschien in der Indépendance Belge ein
tikel, in welchem das österreichische Kabinett in der italienischen
age als gespalten dargestellt wurde, und der Artikel wurde gleich-
ls der Frau von Bury zugeschrieben. In der Darstellung des
geblich von Paris schreibenden Korrespondenten der Indépendance
lte durchscheinen, daß Schmerling als Vertreter liberaler und zeit-
näßer Ideen für die Anerkennung sei, aber bei andern Mitgliedern
s Ministeriums entschiedenen Widerstand gefunden habe. Der ganze
richt angeblicher Thatsachen war von Anfang bis zu Ende aus
r Luft gegriffen. Auf Schmerlings Wunsch und Rechbergs Zu-
mmung wurde derselbe im „Botschafter" abgedruckt und beantwortet.

Indem ich mit dem Staatsminister darüber sprach, äußerte er, daß man allerdings die Beweggründe der Politik im voraus nicht in bestimmte Grenzen einschränken könne, — „hat doch selbst der Kaiser Franz seine eigene Tochter dem Napoleon geben müssen," — daß er aber, soweit sein individuelles Gefühl in Betracht komme, einer Anerkennung Italiens nicht zustimmen könne. „Ich habe gesagt, und ich wiederhole es: Ehe ich das thue, lege ich mein Portefeuille nieder und trete als Gemeiner bei Benedek ein!" — fügte er hinzu. — „Sie können von dieser Aeußerung Gebrauch machen." — Ich bedauerte nachher, daß ich sie Uhl mitgeteilt, der sie mit in den „Botschafter" aufgenommen hat. Welche Stellung indessen Schmerling auch in einer Frage der großen Politik einnehmen mochte, — immer wurde versucht, die Thatsache gegen ihn zu benutzen.

Da ich hier einmal von den italienischen Angelegenheiten spreche, will ich nicht unterlassen, der interessanten Aufschlüsse zu gedenken, welche mir im Sommer 1862 ein angesehener Wiener Finanzmann, der Banquier Springer, gegeben hat. Ich war von ihm zu einem kleinen Diner auf sein Landgut in Hietzing eingeladen, wo ich, nebenbei gesagt, den Obersten Möring und den General a. D. Mesko traf, welcher letzte infolge einer Indiskretion der Allgemeinen Zeitung in Gefängnisstrafe gefallen und aus der Armee gestoßen worden war. Er hatte einen Artikel gegen die österreichische Militärverwaltung geschrieben; die Redaktion war nach dem Verfasser gefragt worden und hatte die Schwachheit gehabt, denselben zu nennen, was den angegebenen Erfolg gehabt hat. Auf einem Spaziergange, den ich abends mit Springer im Walde von Heimbach machte, erzählte mir dieser als thatsächliche Wahrheit folgendes: „Das Geld für die Unternehmungen der italienischen Revolutionspartei — die Expeditionen Garibaldis nach Neapel und Sizilien — selbst teilweise die Mittel Cavours, sind durch großartige Spekulationen in österreichischen Papieren herbeigeschafft worden. Die Eingeweihten wußten, daß der Krieg kommen werde, da sie es waren, welche ihn machten, und hatten also gut à la baisse spekulieren. In Frankfurt hat Erlanger das Geschäft für Cavour gemacht. Oesterreich hat also auch noch die Kosten der gegen das Reich unternommenen Feindseligkeiten

:gen müssen." Neuerdings hatte die Revolutionspartei abermals :kuliert, aber diesmal unglücklich. Deshalb war die Revolutions=ıschine zum Stillstand gekommen.

Ich will dabei nicht vergessen, zu bekennen, daß auch ich mich ımal zu einer Intimität mit dem ungerechten Mammon habe ver=ten lassen. Ich befand mich im Kabinett des Grafen Rechberg dem Augenblicke, in welchem dieser die telegraphische Nachricht n der Verwundung und Gefangennahme Garibaldis erhielt. Er chte mir das Telegramm zum Lesen. Mein Weg vom Ministerium f dem Ballplatze führte mich absichtslos an der Börse vorbei, an ren Eingang Friedrich Uhl stand, dem ich die Neuigkeit mitteilte. lber das erzählen Sie so ruhig" — rief dieser aus — „und be=nken nicht, daß wir vor der Börse stehen!" — Ich lachte. — „Soll für Sie mitspekulieren — halbpart?" — fragte er. „Nur nicht ch" — antwortete ich. — „Einen Verlust kann ich nicht tragen." — ıch zehn Minuten brachte mir Freund Uhl meinen Gewinnanteil fünfzig Gulden. Es hätten ebenso leicht fünfhundert, fünftausend, nfzigtausend sein können, wenn ich ein Börsenspieler gewesen wäre. esto leichter ist mir der Gewinn auf mein politisches Gewissen ge=llen. Bei Gelegenheit der erwähnten großen Baissespekulation auf ısten Oesterreichs soll nach der Andeutung des Banquiers Springer s Gewissen eines österreichischen Staatsmannes sich minder leicht :astet haben. Ich meinesteils kann der Wahrheit gemäß ver=ıern, daß ich, außer den erwähnten fünfzig Gulden, welche mir s Unglück Garibaldis bei Aspromonte eingetragen, niemals aus iner oft sehr intimen Kenntnis der Verhältnisse oder dem Einflusse iner Feder den geringsten Gewinn gezogen oder zu ziehen ge=ht habe.

Mit den Vorbereitungen zur Bundesreform ging in der da=ıligen österreichischen Politik die Absicht des Eintrittes in den ıtschen Zollverein Hand in Hand. Vom Wiener Kabinett wurde diese ısicht als positives Verlangen dem preußisch=französischen Handels=rtrag entgegengestellt, welcher seinerseits darauf berechnet war, dem :benbuhler an der Donau die Erreichung des Zweckes, wenn er ımal gehegt werden sollte, im voraus unmöglich zu machen. Der

durch diesen Gegensatz erzeugte diplomatische Aeußerungsaustausch war nichts andres, als der Kampf der großdeutsch-österreichischen und kleindeutsch-preußischen Politik auf den Boden der Nationalwirtschaft verpflanzt. Diese allgemeinere Bedeutung der Frage scheint Giskra nicht verstanden zu haben, als damals er — der erklärte Gegner der großdeutschen Politik überhaupt — mit Wärme zu Gunsten einer großdeutschen Wirtschaftspolitik auftrat.

In der Verbindung mit den großen politischen Stellungen und Kombinationen der damaligen Periode übte die von englischen Privatpersonen ausgehende Anregung eines englisch-österreichischen Handelsvertrages und das Projekt einer gleichzeitig in Wien und London domizilierten Bank, welche als die anglo-österreichische Bank zu stande gekommen, einen beträchtlichen Einfluß aus. Bank und Handelsvertrag in Verbindung waren auf einen großen politischen Zweck berechnet, und obschon, wie gesagt, die Anreger und Betreiber beider Projekte Privatpersonen waren, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß diese wenigstens in näherem oder entfernterem Vertrauen von britischen Staatsmännern gehandelt haben.

Im Jahre 1859 hatte Oesterreich, wie man weiß, wenig Freunde, und in England war der österreichische Staat förmlich in Verruf. Man haßte ihn wegen seiner absolutistischen Regierung, man haßte ihn, weil er sich für die englische Politik unbrauchbar erwiesen. Die englische Politik kam infolge großer politischer Vorgänge zu der Einsicht zurück, Oesterreich zu brauchen, und diese wurde von England gehaßt, weil es sich unbrauchbar zeigte. So war es. Aber einige wenige Politiker Englands dachten klar und ruhig genug, einzusehen, daß damit nichts gebessert und niemandem geholfen sei. Es sollte also anders, d. h. Oesterreich sollte brauchbar gemacht werden.

Den Anfang zu einer solchen Wendung machte Kinglakes parlamentarisches Auftreten gegen die Annexion Savoyens und Nizzas. Durch seine Rede vom 26. Februar 1860 trieb er die Regierung zu der Erklärung, daß sie sich aus der intimen Verbindung mit Frankreich zurückziehe und zu den alten und traditionellen Allianzen zurückkehre. Einige Monate später trat Kinglake mit der für das

tnis Englands zu Oesterreich wichtig gewordenen Enthüllung
aß Franz Joseph zu Villafranca es zurückgewiesen, die Lom-
um den Preis einer Zulassung der Eroberung des Rheines
ukaufen. Die Wirkung im Parlament und außer dem Parla-
war eine große; nichtsdestoweniger blieben die Gefühle der
ı in England auf Seite Italiens, und die Befreiung Vene-
war nach wie vor ein beliebtes Schlagwort der populären
des englischen Volkes. Als im Mai 1861 der Graf Rech-
ohne Zweifel, um damit England für Oesterreich zu gewinnen,
itischen Regierung einen liberalen Handelsvertrag anbot, hatte
e noch nicht den Mut, damit gegen die öffentliche Meinung
ındes zu verstoßen. Freilich hatte Oesterreich eine Verfassung
n, aber man traute ihr nicht. War sie nicht dem Absolutismus
die Not abgedrungen, und war nicht anzunehmen daß sie bei
nheit wieder verschwinden werde? —

lei diesem öffentlichen Mißtrauen kamen Oesterreich seine eng-
Freunde zu Hilfe, welche merkwürdigerweise in ihrer politischen
keit von einer Frau geleitet wurden. Es mag abenteuerlich
, ist aber doch thatsächliche Wahrheit, wenn ich sage, Madame
de Bury kommandierte, bald aus diesem, bald aus jenem
quartier, das kleine Korps thätiger und durch Reichtum und
hen Verstand mächtiger Parteigänger Oesterreichs in England,
ın Wien aus brieflich und sogar telegraphisch den Anstoß zu
Debatten im englischen Parlament, in welchen ihr Freund
ke, der geistvolle Verfasser von „The Invasion of the Crimea“,
che Oesterreichs gegen die Napoleonische Revolutionspolitik ver-
betrieb durch Somerset Beaumont die Agitation zu Gunsten
erreichisch-englischen Handelsvertrages, war im politischen Sinne
stige Urheberin der anglo-österreichischen Bank, durch welche
ındelsvertrag ergänzt und den österreichischen Finanzen auf-
n werden sollte, und übte in diesen großen politischen An-
ıheiten eine von einer Frau unerhörte und in dieser Art doch
ur einer Frau mögliche Autorität aus, der die handelnden
ien folgten. „Das kann nur eine Frau zu stande bringen“ —
selbst mir mehr als einmal gesagt. Ich bin in diesen Ver-

hältnissen und Vorgängen im gleichzeitigen Vertrauen der Engländer und der österreichischen Minister gewesen und kann also über dieselben aus eigener Kenntnis sprechen.

Durch eine im Oktober 1862 zu Newcastle am Tyne gehaltene Rede zog Somerset Beaumont mit Glück die englische Geschäftswelt in das österreichische Interesse. Von da an beschäftigten sich englische Handelskammern und englische Kapitalisten mit der österreichischen Volkswirtschaft und Finanzlage, und Beaumont selbst widmete dem politischen Zwecke, die ökonomische Grundlage für eine englisch-österreichische Allianz zu schaffen, eine lang fortgesetzte Thätigkeit und große Geldmittel.

Wenn mich nicht selten der englische Charakter abgestoßen hat, sind mir immer die schönen und liebenswürdigen Eigenschaften dieses damals noch sehr jungen Mannes, — sein Edelmut, sein Zartgefühl, seine hohen Bestrebungen vor Augen getreten, und haben jenen ungünstigen Eindrücken das Gegengewicht gehalten. Obschon ihm als jüngerem Sohne nur der kleinere Teil des großen Beaumontschen Familienvermögens zugefallen, war dieser Teil doch immer noch groß genug, um Somerset Beaumont, selbst in England, zu einem reichen Manne zu machen. Sein Vater hatte, wie man mir erzählt, im Rufe gestanden „the richest commoner“ — der reichste Bürgerliche — in England zu sein. Als ich ihn zu Anfang des Jahres 1863 in Wien kennen lernte, war er ein angehender Politiker — ein seit kurzem für die Stadt Newcastle im Parlamente sitzender, im Privatleben ledig und unabhängig dastehender junger Mann, welcher sein großes Vermögen ernsten politischen Zwecken widmete, damit in Verbindung sich an großen Finanzplänen zu beteiligen gesonnen war, und in diesem Sinne seine ganze Kraft und Aufmerksamkeit Oesterreich zugewandt hatte. Unter Anführung der Frau von Bury war er gleichzeitig mit den Herren Roebuck, Lever und Price nach Wien gekommen, wo er hauptsächlich für den auf englischer Seite von ihm zuerst in Vorschlag gebrachten Handelsvertrag thätig war, ohne den Plänen der andern genannten Herren fremd zu sein, welche die Gründung der Bank im Auge hatten. Für Roebuck und Lever, beide angesehene und bekannte Parlamentsmitglieder und letzter der

Under der irisch-amerikanischen Dampfschiffverbindung, bedarf es einer Erzählung keiner besonderen Einführung. Herr Bonamy hatte die untergeordnete Stellung einer Hilfsperson für das projekt. Er stellte in einem dem Kaiser überreichten vom ebruar 1863 datierten Memoire die finanziellen Vorteile der ste ins Licht, zu denen sich die Unternehmer der österreichisch-ischen Bank erboten und deren Annahme dieselben sogar zur Be-ung der Bankgründung machen zu wollen schienen. Sie boten Regierung ein Darlehen von 12—20 Millionen Pfund Sterling u dem Zwecke, die Schuld des Staates an die „österreichische " abzutragen, diese damit zur Wiederaufnahme der Barzahlung ötigen und auf diesem Wege die österreichische Valuta wieder stellen, wobei geltend gemacht wurde, daß nur unter dieser usetzung England mit Oesterreich in großen Geschäftsverkehr ı könne und der Abschluß eines Handelsvertrages sich empfehlen

Ich besitze noch eine von Price selbst geschriebene und mir jene Kopie seines Memoires und kann daraus folgende Ge-n anführen: 1. Durch das Agio ist gegenwärtig das Budget jährlich 700 000 Pfund Sterling belastet. Damit läßt sich ein hen von 12 Millionen Pfund Sterling verzinsen. Aber mit orgeschlagenen Finanzoperation würden die 700 000 Pfund Ster-allmählich von selbst erlöschen. 2. Ist das nicht genug, so sind Zinsen übrig, welche die Regierung der „österreichischen Bank" . 3. Die Nationalgüter können verkauft oder verpachtet werden. ird angenommen, daß eine Bank gegründet werden könne, welche lationalgüter pachtet und der Regierung so viel über den jetzigen ıg zahlt, daß damit die noch fehlenden Zinsen für das englische ihen gedeckt werden. 4. So wechselt der Staat den Gläubiger zu em Gewinne für die finanzielle, volkswirtschaftliche und politische des Landes.

Die österreichische Regierung hat bei der endlichen Erteilung Konzession der anglo-österreichischen Bank die ihr gestellte Be-ıng der Abtragung der Schuld an die Nationalbank nicht an-mmen, und die englischen Unternehmer der anglo-österreichischen haben sich mit der unbestimmten Zusage abspeisen lassen, daß

der Staat bemüht sein wolle, die Herstellung der Valuta so bald wie möglich zu bewerkstelligen, — ein Zurückbleiben der Regierung hinter der sich darbietenden Gunst der Umstände, welches auf der einen Seite einer feigen Rücksichtnahme auf mächtige Privatinteressen, auf der andern dem besonders durch den Hofrat Baron von Brentano im Finanzministerium ausgeübten Einflusse des Jesuitenordens zuzuschreiben ist. Wie immer und überall, beschäftigte die Gesellschaft Jesu in der damaligen österreichischen Politik neben den heiligen sich auch mit sehr profanen Dingen, und daß ihr Herr und Meister die Wechsler aus dem Tempel getrieben, konnte sie nicht abhalten, außerhalb des Tempels sich mit dem Projekte einer die österreichischen Finanzen usurpierenden Jesuitenbank zu beschäftigen, — ein Projekt, das nachher in der berüchtigten Langrand-Dumonceauschen Bank einen kurzlebigen Verwirklichungsversuch erfahren, aber dabei Zeit genug gehabt hat, der fürstlich Taxisschen Familie viele Millionen zu kosten. Der Hofrat Brentano, welcher seinen Oberen im Jesuitenorden natürlich mehr zu gehorchen hatte als dem für das englische Bankprojekt günstig gestimmten Kaiser, ist das Werkzeug gewesen, durch welches die große Finanzmaßregel der Herstellung der österreichischen Valuta durch Abtragung der Bankschuld vereitelt worden ist. Ueber weitgehende jesuitische Pläne in Bezug auf die österreichischen Finanzen und daran geknüpfte Herrschaftsgelüste allgemeinerer Natur bin ich durch Aeußerungen des Barons Gruben ein wenig unterrichtet worden, welcher mir zu einem gewissen Zeitpunkte eine politisch einflußreiche und für mich lukrative Stellung im Dienste der genannten Jesuitenbank angetragen hat. Er erklärte mir, es müsse dahin kommen, daß die Langrand-Dumonceausche Bank der Gläubiger des ganzen Bauernstandes in Oesterreich und Deutschland werde und dadurch die Wahlen in die Volksvertretungen beherrsche. Man wollte sich in majorem dei gloriam und zum Nutzen der christlichen Kirche an die Stelle der Juden setzen, — eine Absicht, die um so interessanter war, als sie mit einer von ganz entgegengesetztem Standpunkt ausgehenden Nebenabsicht der englischen Finanzfreunde Oesterreichs konkurrierte, welche gleichfalls die Finanzherrschaft der Juden in Oesterreich brechen wollten, was von jüdischer Seite

in dem Grade empfunden wurde, daß der Wiener Rothschild gegen einen ungarischen Magnaten erklärte, die Konzession der anglo-österreichischen Bank sei eine von der österreichischen Regierung gegen ihn gerichtete Kriegserklärung, die er annehme, und man werde nun sehen, wer Herr werde — das Kaisertum Oesterreich oder das Haus Rothschild! —

Die Rücksichten der Schwäche, welche die österreichische Regierung bei Erteilung der Konzession der „anglo-österreichischen Bank" in der Ablehnung der Verpflichtung zur sofortigen Abtragung der an die „österreichische Bank" geschuldeten Millionen auf Privatinteressen genommen, haben sich indessen nicht allein auf dominierende Börsenmächte, sondern auch auf die österreichische Industrie bezogen. Diese hatte sich seit lange daran gewöhnt, das Agio als einen Schutzzoll zu betrachten, und hatte damit, vom Standpunkte eines kurzsichtigen und unpatriotischen Egoismus, auch nicht unrecht. Der exportierende Fabrikant sah sich in den Stand gesetzt, die Differenz zwischen dem Werte des Papiergulden und dem des Silbergulden sich zu Nutzen zu machen. Aber freilich konnte das nur auf Kosten der arbeitenden Volksklassen geschehen, welche zu Hause als Lohn Papierwert erhielten, während der Fabrikant im Auslande Silberwert einnahm. Wenn die österreichische Regierung der Landesindustrie förderlich sein wollte, hätte sie also nicht außer acht lassen sollen, daß der durch die Entwertung des Papiergeldes erzielte Vorteil der Fabrikseigentümer und andern Arbeitgeber nur durch die Aussaugung der arbeitenden Klassen realisiert werden kann, und daß sie der Industrie mit einer so kurzsichtigen Wirtschaftspolitik nur um den Preis der Vernachlässigung allgemeinerer und höherer Pflichten gefällig sein konnte.

Als Bewerber um die Bankkonzession traten übrigens zwei verschiedene Gruppen englischer Geldleute auf, welche ursprünglich zusammengehört zu haben scheinen, dann sich geschieden, in Wien ihre beiderseitigen Begünstiger gefunden und auf schmutzigem Wiener Terrain sich bekämpft haben, bis die eine den Sieg davongetragen, die andre das Feld geräumt hat. Madame Blaze de Bury kam mit Roebuck, Lever und Price, und auch Beaumont schien sich an-

geschlossen zu haben. Auf österreichischer Seite trat der gewesene Polizeiminister Baron Thiery als Hauptfaiseur auf. Die Hofräte Gagern und Lewinsky wurden ins Interesse gezogen; der Graf Enzenberg besorgte die kleineren Dienste. Mich ließ man Einiges erraten, aber nicht genauer in das Getriebe sehen.

Plötzlich war der Graf Enzenberg sehr schlecht auf die Frau von Bury zu sprechen. Gagerns Freundschaft für sie war schon vorher erkaltet; Frau von Gagern war wütend auf die fremde Dame, die sie als gefährliche Abenteurerin bezeichnete. Diese kam und ging und kam wieder. Enzenberg wurde immer feindlicher. Endlich vernahm ich, daß zwischen der Bury und der Gruppe Roebuck-Lever-Thiery ein Bruch eingetreten sei, aus welchem sich ein offener Krieg entwickelt hatte. Aber Gagern war nun wieder innig mit der Dame verbunden, seine Frau war mit derselben versöhnt, man gab ihr im Gagernschen Hause eine Gesellschaft, zu der ich mit meiner Frau geladen war. Die Scene hatte sich geändert. — Der Zufall wollte, daß ich schon eine Einladung zu dem reichen Bierbrauer Dreher in Schwechat angenommen hatte, wo ich Roebuck und Lever traf, so daß ich, ohne den Stand der Dinge zu kennen, auf der Seite der Gegner der bei Gagern vertretenen Gruppe Stellung nahm. Wenige Tage später war ich von Lever in Gesellschaft von Roebuck, Baron Thiery und Dreher im Gasthause zum Römischen Kaiser zu Tische geladen. Ich wurde dabei als Vertreter der Wiener Presse behandelt, welcher Herr Lever einen Toast ausbrachte. Ich mußte antworten. Es war von self-interest die Rede gewesen. Ich brachte meinen Toast „to those who know how to share the fruits of self-interest with others.“ Ich wollte damit dem Herrn Lever ein Kompliment machen; er aber verstand meine Worte als einen Wink. Als wir auseinander gingen, hielt er mich allein zurück und gab mir zu verstehen, daß er den Grundsatz „to share the fruits of self interest“ durchaus anerkenne, und daß er gewiß nicht ermangeln werde, für jede ihm von seiten der Presse gewährte Unterstützung erkenntlich zu sein.

Aehnlich lautende Worte hatte ich tags vorher aus dem Munde der Frau von Bury vernommen. Ich wußte noch nicht, daß ich es

i diesen Avancen mit zwei gegnerischen Parteien zu thun hatte, nd kann jetzt nur versichern, daß ich weder von der einen noch von er andern Nutzen gezogen, überhaupt mich mit meiner Feder in em Finanzkriege derselben nicht beteiligt habe.

Etwas zu gewinnen wäre dabei gewesen. Enzenberg sagte ir — ohne Zweifel nicht ohne große Uebertreibung — das Roe- uck-Leversche Konsortium habe zu Abfindungen und Bestechungen 00 000 Pfund Sterling ausgesetzt. Die Frau von Bury habe davon ir sich 25 000 Pfund und für Bonamy Price ebensoviel verlangt, nd weil Lever nicht soviel habe geben wollen, sei ein Bruch erfolgt. Vieviel auch an diesen Zahlen übertrieben und in der Kennzeichnung ersönlicher Stellungen falsch sein mag, — jedenfalls hatte das ankprojekt eine zwar stille aber darum nicht minder wilde Jagd ich Anteil an der Beute hervorgerufen. Unter diesen Umständen ar man gegen mich in Bezug auf einen Teil der Vorgänge zurück- ltend. Dem Eingeweihten konnte sein Anteil an der Beute nicht rweigert werden, und mir wurde die Uneigennützigkeit zugetraut, ne habsüchtige Beweggründe für die Sache thätig zu sein.

Der reinlichere Kern der Angelegenheit enthüllte sich mir bald rauf in folgender Gestalt: die Frau von Bury mit ihrem Ad- tanten Bonamy Price handelte als Generalagentin der Brüder eaumont und der Bankhäuser Glyn und Baring. Für den ge- äftlichen Teil positiver Abmachungen kamen die Herren Seymour id Drake hinzu, jener für den geldgeschäftlichen Teil des Unter- hmens, dieser für den juristischen Teil der beabsichtigten Uebereins nft mit der Regierung. Beide waren in ihrem Verkehre mit dem taatsminister an mich gewiesen, und in dem Grade war ich auf iden Seiten Vertrauensmann, daß eine in sehr starken Ausdrücken isgesprochene Beschwerde Drakes über absichtliche Verschleppung der onzession durch den Minister des Innern, Herrn von Lasser, durch ich an Schmerling gelangte. Die Bank sollte nach der Idee ihrer eistigen Urheber im politischen Interesse Englands gegründet werden. ie unverzügliche Herstellung der österreichischen Valuta erschien dabei s nächster Hauptzweck. Die österreichischen Finanzen sollten damit uf eine feste Grundlage gestellt, das Reich dadurch aktionsfähig

gemacht werden. Das sollten Vorbereitungen zu einer österreichisch-englischen Allianz sein, welche gleich nachher mit Bezug auf die polnische Sache und den durch diese drohenden Krieg mit Rußland doppelt eifrig erstrebt wurde. Der politische Zweck war von der Bury und Somerset Beaumont vertreten. Die Brüder Beaumont wollten zur Förderung dieses Zweckes und der damit zusammenhängenden Finanzoperationen in Wien eine Zeitung zur Hand haben. Darüber ist mit mir in Bezug auf den „Botschafter" gesprochen worden und ich habe die mir gemachten Anträge dem Staatsminister mitgeteilt. Schmerling war dem Plane nicht entgegen. Er war der Meinung, daß es nützlich werden könne, den „Botschafter" in ein näheres Verhältnis zu den englischen Freunden zu bringen, daß jedoch das Blatt nicht ihr Eigentum werden dürfe, daß ihr Einfluß selbstverständlich dem österreichischen Interesse untergeordnet bleiben müsse, daß dieser Einfluß durch die Persönlichkeiten der Redaktion auszuüben sei, endlich, daß die Engländer als Gegenleistung das Blatt durch große Geldmittel zu einem mächtigen Organe für die Gemeinsamkeit englischer und österreichischer Staats- und Wirtschaftsinteressen machen sollten. Die Frau von Bury war von einer Unterredung, welche sie über die Sache mit ihm gehabt, ganz befriedigt. Somerset Beaumont und sein älterer Bruder W. Beaumont wollten gleichzeitig sich ein großes Blatt in London schaffen, mit welchem in Wien der „Botschafter" zusammenwirken sollte. Aus allem dem ist nichts geworden; wohl nicht allein, weil, nach langer Hinschleppung der finanzpolitische Zweck der Bankgründung nur in sehr abgeschwächtem Sinne erreicht wurde, sondern auch weil die große Politik in ihren Schwankungen und Unsicherheiten keinen hinreichend festen Standpunkt für die Benutzung solcher Mittel gewährte.

Die Frau von Bury war unterdessen rastlos thätig und behauptete einen weitreichenden Einfluß selbst bei Schmerling, welcher sich bei einer das Bankprojekt betreffenden Gelegenheit mit vieler Anerkennung über die merkwürdige Frau aussprach. Sie sei ungestüm — sagte er — wie alle Menschen, welche mit Eifer einen einzigen Zweck betreiben, und nicht bedenken daß andre mehr als einen Zweck haben können. Irgend ein Wort, das ihr als An-

deutung eines Hindernisses erscheine, sei ein Funke in eine Pulvertonne. Er stimme indessen durchaus mit ihren politischen Absichten überein. „Sagen Sie ihr," — fügte er hinzu — „daß ich sie noch heute besuchen werde."

Ich machte bei dieser Gelegenheit den Staatsminister darauf aufmerksam, daß das Bankhaus Glyn, auf dessen Namen das Konzessionsversprechen laute, die entstehende Bank nur als einen Apparat zu Geldgeschäften im Sinne habe und mit den daran geknüpften politischen Zwecken nichts zu thun haben wolle, so daß Gefahr sei, die Vertreter dieser Zwecke würden nicht Einfluß genug behalten. „Die Regierung" — erwiderte der Minister — „werde die Konzession nicht einem einzelnen, sondern einem Konsortium erteilen, in welchem die Beaumonts sich ihren politischen Einfluß würden sichern können." Ich bemerkte dagegen, daß auch Herr von Plener wohl den rein finanziellen Standpunkt des Hauses Glyn einnehmen möchte. „Der Finanzminister" — entgegnete Schmerling — „versteht nichts von der Sache und hat nicht allein zu entscheiden."

Auf die Gunst der öffentlichen Meinung Englands legte der Staatsminister großen Wert. Ich machte ihn auf Charles Boner aufmerksam, welcher mir brieflich mitgeteilt hatte, daß er ein Buch über Oesterreich schreiben möchte, dazu aber die weniger bekannten östlichen Teile des Reiches bereisen müsse und doch nicht die erforderlichen Geldmittel aufzuwenden habe. Meine Empfehlung war für Schmerling hinreichend. Charles Boner hat Siebenbürgen auf österreichische Staatskosten bereist und über das Land ein in England günstig aufgenommenes Buch herausgegeben.

3.

Zusammenhang mit dem polnischen Aufstande und mit der großen Politik.

Zu den Vorgängen, welche in der Zeit der Vorbereitungen zum Fürstentage auf Oesterreichs deutsche Politik mehr oder minder eingewirkt haben, gehört der polnische Aufstand.

Die Wiederherstellung Polens war ein wesentlicher Bestandteil des Systemes ultramontaner Politik, unter dessen Einfluß die deutsche Bundesreform von Taxisscher Seite bei dem Kaiser betrieben wurde. Die Ultramontanen waren im Geheimnis des Aufstandes, den mir der Baron Gruben schon in den letzten Tagen des Jahres 1862 mit solcher Bestimmtheit voraussagte, daß er die österreichischen Entschlüsse danach schon im voraus eingerichtet haben wollte. Und die Polen hatten in Wien ihre Gönner, für welche selbst der Gedanke einer Abtretung Galiziens nichts Abstoßendes hatte. Man beschäftigte sich in diesem Kreise mit dem Gedanken, den Erzherzog Maximilian auf den polnischen Thron zu bringen, und für die Gründung einer habsburgischen Sekundogenitur in Polen sollte Oesterreich Galizien dem neuen Reich überlassen. Auch von diesem Projekt kam mir die erste Kenntnis aus dem Bereich der Taxisschen Intrigue durch Gruben, und von politischer Seite wurde ich gebeten, dasselbe dem Staatsminister in vorteilhafter Weise vorzutragen. Später, gegen Ende Oktober, als schon die mexikanische Deputation in Miramar ihren Zweck erreicht, besuchte mich der Fürst Georg Czartoryski, und unterhielt mich mit dem Gedanken daß Oesterreich sich in Bezug auf Polen mit Frankreich verständigen und seine Bedingungen stellen sollte, seien es auch die, ganz Polen mit Oesterreich zu vereinigen! — Statt der Abtretung wurde eine große Erwerbung in Aussicht gestellt.

Bei dem auf Maximilian berechneten Projekte muß man unwillkürlich an die von mir im früheren angedeutete Spekulation denken, die sächsische Dynastie auf den polnischen Thron zu verpflanzen, um Sachsen für Preußen freizumachen. Eine großdeutsche

und eine kleindeutsche Kombination, von denen freilich keine zu praktischer Bedeutung gelangt ist, standen sich darin gegenüber, wobei es bezeichnend war, daß bei jener Oesterreich verlieren, bei dieser Preußen gewinnen sollte. Man weiß, daß in dem diplomatischen Scheingefecht, welches sich auf die Pacifikation Polens bezog, Rußland selbst den Gedanken der Herstellung eines neuen polnischen Reiches mit Galizien und Posen angedeutet hat, welcher besonders von englischer Seite aufgegriffen worden ist, wobei indessen Rußland ohne allen Zweifel eben diesen Gedanken nur hat ad absurdum führen wollen. Der österreichischen Regierung kam es so wenig in den Sinn, wie der preußischen, ihr Stück Polen fahren zu lassen, und schon die bloße theoretische Zumutung mußte eine Bewegung zur gegenseitigen Annäherung dieser beiden Mächte zur Folge haben. In der That wollte auch der Graf Rechberg einer Verständigung mit Preußen die ganze großdeutsche Bundesreform zum Opfer bringen. Bei dem entscheidenden Schritt dazu wollte man anfänglich in Wien die Isolierung benutzen, in welche damals Preußen durch die Konvention mit Rußland geraten war, und selbst Schmerling kokettierte ein wenig mit den Polen. „Es geschieht Rußland, dem großen Anstifter von Revolutionen in andern Ländern, ganz recht, daß es selbst die Wohlthaten der Revolution zu kosten bekommt" — sagte er mir, und in ernsterem Sinne wäre ihm eine Schwächung Rußlands begreiflicherweise nur erwünscht gewesen; den Vorschlag einer Abtretung Galiziens zur Aussteuer eines neupolnischen Reiches würde er aber niemals ernsthaft in Erwägung gezogen haben. In einem Gespräch, welches er in den letzten Tagen des Juni mit der Frau von Bury gehabt, hat er, wie diese mir erzählt hat, seine Uebereinstimmung mit der Herstellung eines polnischen Reiches vom Schwarzen Meer bis zur Ostsee erklärt, aber ausdrücklich ohne Galizien — eine Aeußerung zur Notiz für die englische Regierung.

Schon im Mai, während die Frau von Bury noch in London war, hatte ich mich brieflich gegen sie ausgesprochen, was ich, da mir die Ansichten der österreichischen Staatsmänner bekannt waren, mit voller Bestimmtheit thun konnte. Mehrere meiner Artikel im „Botschafter" waren in London beachtet worden, besonders aber der

folgende, welchem ich hier einen Platz geben muß, weil er nicht nur meine ganze politische Weltanschauung von damals enthält, sondern auch weiteres veranlaßte, zunächst einige Briefe an Frau von Bury, welche zur Kenntnis der entscheidenden englischen Staatsmänner gekommen sind:

„Wien, 11. Mai.

„Es ist mit der Politik des Augenblicks, in der wir zu handeln berufen sind, wie mit der Weltgeschichte in ihrem allgemeinen Verlaufe. Beide bestehen aus Thaten und Ereignissen, die von den verschiedensten Beweggründen und Ursachen ausgehen; — und dennoch sind diese Einzelheiten von einfachen Grundverhältnissen beherrscht und gehören zu einem allgemeinen Vorgang, der den Charakter der Zeit bezeichnet.

„Was ist dieses Grundverhältnis für den Kreis unsrer Interessen, — was dieser Vorgang für die Zeit, in welcher wir zu wirken haben? Wir werden diese Fragen uns aufwerfen und diese Fragen uns beantworten müssen, wenn wir in den Ungewißheiten der Lage und den Schwierigkeiten der Entschließung nach Sicherheit streben. Wir wissen, daß uns hier nicht mehr gestattet sein kann, als der Raum für einige mit Kohle gezeichneten Striche, welche die Idee eines großen und reichen Gemäldes geben sollen. Wir haben aber keine Wahl; wir müssen es wagen, diese Striche zu machen.

„Das bestimmende Grundverhältnis der Zeit ist das Dasein der deutschen Frage. Ohne diese hätte es keine italienische, keine dänische, keine polnische Frage gegeben, und mit der Beantwortung der deutschen Frage sind alle diese Nebenfragen beantwortet. Die Lösung der deutschen Frage also wird auch der die Zeit charakterisierende Vorgang sein. Und mehr als Nebenfragen sind alle die genannten Fragen nicht. Die Hauptfrage ist die deutsche. Ihr ordnen sich selbst die inneren Fragen Frankreichs, ihr ordnet sich die orientalische Frage unter. Und diese Einsicht ist nicht eine nationale Eitelkeit auf unsrer Seite; sie enthält eine Thatsache, die vielleicht den um uns her wohnenden Völkern viel klarer ist, als uns selbst.

„Werfen wir also unsre Blicke nicht hinaus nach allen Himmelsgegenden, um zu forschen, was vorgeht, und wie wir uns dabei ver-

halten sollen; denn wir sind es, von denen es abhängt, ob es vorgehen darf oder nicht, sobald wir nur zu dieser Einsicht gekommen sind und dieselbe in uns wirken lassen. Das kocht und braut an unsern westlichen, südlichen, nördlichen und östlichen Grenzen! — und wenn das Gericht fertig ist, sollen wir glauben, wir seien dazu da, es zu essen? — Wir protestieren gegen diese Zumutung! Wir verlangen, daß diesen Köchen das Handwerk gelegt werde; und das kann nur auf eine Weise, durch die schleunigste und entschlossenste Lösung der deutschen Frage, geschehen.

„Was ist es eigentlich, was die unruhigen Völker um uns her treiben? Was haben sie zu wühlen und zu arbeiten; und wie sind sie in die Lage gekommen, sich neue Wohnungen bauen zu müssen? —

„Das Werk, welches dem letzten Jahrhundert, der französischen Nation zugefallen, war mit der Auflösung des Deutschen Reiches vollbracht, der alte und verfallene Bau der europäischen Ordnung endlich in Trümmer gelegt. Der Dämon der Zerstörung hatte als Napoleon I. seinen Beruf erfüllt: — gemeine Kobolde treten nach ihm als Knechte in den Dienst der Zeit. Ihnen ward das Geschäft, die Trümmer abzutragen, den Schutt aufzuräumen, brauchbare Reste herauszuwühlen, Hütten zu errichten für die Not des Augenblickes, gleich den Bettlerwohnungen in den Ruinen von Palästen oder den Ställen im zerstörten Gemäuer eines Domes; und das lebende Geschlecht war so weit herabgekommen, das eine Restauration zu nennen.

„Lange konnte Europa nicht auf dieser Stufe der politischen Erniedrigung verharren. Ueberall wurde gereinigt, gebessert; und auf allen Seiten begann man mit Plänen zu größeren Bauten. Das sind die Nationalitäten, welche Staaten gründen und dadurch zu Nationen werden wollen. Aber die Pläne stritten wider einander und der umfassende Hauptplan fehlte, der sie alle in Harmonie hätte setzen sollen. Dieser Hauptplan ist aber kein andrer, als der einer Regeneration Deutschlands.

„Und das ist es, was wir im Sinne gehabt, als wir von Oesterreich eine große Initiative in der polnischen Sache verlangten. Nicht als ein Don Quichotte unter den Nationen den Kampf zu beginnen für eine unterdrückte Unschuld wie die polnische, — nicht als

politischer Verschwender Provinzen zu verschenken, welche, streng genommen, im deutschen Staatssystem das einzelne Glied nur für den ganzen Leib besitzt, — nicht das ist es, wofür wir die Stimme erheben. Was wir befürworten, geht von der Ansicht aus, daß die polnische Frage in der deutschen enthalten ist und definitiv weder in Paris noch in Petersburg, weder in Wien noch in Berlin und ebensowenig in Brüssel, sondern ganz allein in Frankfurt am Main gelöst werden kann.

„Damit sagen wir nicht, daß sich Oesterreich in dem Drange des Augenblickes auf ein Deutschland stützen könne, welches erst geschaffen werden soll. Aber wir sagen, daß die erste entscheidende Maßregel, aus welcher die neue Schöpfung im Plane ersichtlich ist, fast die Wirkung des vollendeten Werkes haben wird. Wir sagen auch nicht, daß Oesterreich in der Aussicht auf eine bessere Organisation Deutschlands sich von den Westmächten isolieren könne; wir sagen umgekehrt, daß es sich von ihnen nicht entfernen dürfe. Dagegen allerdings behaupten wir, daß unsre ganze Beurteilung der Weltlage eine Hinneigung zu Rußland und Preußen für Oesterreich absolut ausschließt. Neigt sich Preußen zu uns — sehr wohl! es ist uns willkommen.

„Das ist alles, was wir in Bezug auf Preußen zu sagen haben. Mit Rußland können wir in einem kalt freundschaftlichen Verhältnisse stehen — das ist etwas andres, als sich mit ihm auf eine Gemeinschaft der Interessen einzulassen. Die russische Politik selbst hat mit dem Regierungsantritt des jetzigen Zaren das Bekenntnis abgelegt, daß sie sich auf sich selbst zurückziehe. Thun wir ein gleiches in Bezug auf Rußland! Erfüllen wir gegen den Nachbar alle Pflichten einer kalten Freundschaft, solange wir nicht gezwungen werden, zwischen ihm und den Westmächten eine Wahl zu treffen. An dem Tage aber, an welchem diese Wahl an uns heranträte, könnte sie auch nur auf eine einzige Weise von uns getroffen sein. Wir werden es nicht sein, die den entscheidenden Konflikt herbeiführen; wir sollen die Entscheidung aber nicht fürchten; und wenn sie käme, könnten wir, ohne unsre Zukunft zu morden, nur eine einzige Wahl haben.

„Wir schreiben, indem wir die Westmächte nennen, nicht, ohne bedenken, daß wir sie nicht ganz miteinander identifizieren dürfen. ir wissen, es kann der Punkt eintreten, von dem sie auseinander- hen. Wir wissen aber in dieser Möglichkeit nur eine verstärkte ahnung zu einer kräftigen, entschiedenen und zuverlässigen Politik finden, — einer Politik, welche allein Frankreich und England sammen, Frankreich und Rußland auseinander und uns mit Eng- nd im rechten Verhältnis zu halten vermag.

„Vor allem aber — und wir kommen vom O auf das A der erreichischen Politik zurück — beeilen wir uns, unsre Aufgabe in eutschland zu vollbringen. Seien wir gerecht gegen uns selbst, mit es uns möglich wird, gerecht gegen andre zu sein."

Als ich diese Briefe schrieb, standen die Einladungen zum Fürsten- ge unmittelbar bevor. Ich werde sogleich erzählen, wie dieselben rschleppt wurden, bis der günstige Zeitpunkt vorüber war. Diese rsammlung hatte im Juni vor sich gehen sollen. Gegen Ende s Monats noch hatte der Staatsminister zur Frau von Bury sagt, Oesterreich werde „in den nächsten Tagen eine Bombe platzen sen, welche man in ganz Europa hören werde". Es vergingen nn aber immer noch fünf Wochen, bis die Bombe wirklich platzte, d dann ohne etwas andres, als den Knalleffekt hervorzubringen.

Unterdessen war in den englischen Parlamentsverhandlungen m 20. und 24. Juli die Wirkung meiner an die Frau von Bury schriebenen Briefe wahrnehmbar. Gegen Horsman, welcher für s erstrebte neupolnische Reich Posen und Galizien verlangte, er- rte Kinglake, von der Bury belehrt, daß Oesterreich gutwillig nen Fuß breit seines Bodens abtreten werde, und Somerset aumont äußerte, daß unter Oesterreich zugleich Deutschland ver- nden werden müsse. Weder zum Krieg gegen Rußland noch zur ründung des großdeutschen Reiches ist es gekommen, und die da- ls ausgesprochenen Ansichten haben keine Gelegenheit erhalten, praktisch geltend zu machen. Ganz ohne Einfluß auf den Gang r Dinge sind sie freilich nicht geblieben. Sie haben ohne Zweifel mals den Frieden erhalten helfen, indem sie der Kriegslust die ssicht auf die Erreichung ihrer Zwecke benommen. Der polnische

Aufstand, welcher im Kopfe Napoleons III. mit der mexikanischen Expedition zusammengehört hat, ist in dieser Verbindung Bestandteil einer großen Politik gewesen. Das eine wie das andre Unternehmen war durch die von englischen Staatsmännern geteilte Ueberzeugung des Kaisers der Franzosen veranlaßt, daß das europäische Staatensystem durch die wachsende Macht der Vereinigten Staaten auf der einen und Rußlands auf der andern Seite in seiner Zukunft bedroht sei. Die nämliche Ueberzeugung ist das Thema meiner schon 1859 erschienenen Schrift: „Amerika, Europa und die politischen Gesichtspunkte der Gegenwart" gewesen. Die deutsche Bundesreform im großdeutschen Sinne war für mich zwar der Mittelpunkt der damaligen europäischen Politik, aber zugleich, und im höheren Sinne, doch nur der dritte Hauptbestandteil des politischen Weltsystemes, welches sich mir auf die gleiche Weise dargestellt zu haben scheint, wie dem Kaiser der Franzosen, mit dem Unterschiede, daß ich für Deutschland die Rolle im Sinn hatte, welche Napoleon III. für Frankreich geltend zu machen suchte. Um das Bild meiner damaligen journalistischen Wirksamkeit scharf zu zeichnen, lasse ich hier einige meiner Artikel aus dem „Botschafter" wieder abdrucken, welche ein zusammenhängendes Bekenntnis meiner politischen Ueberzeugungen von damals und mit den durch große, seitdem eingetretene Vorgänge bedingten Abänderungen, auch noch von heute, enthalten.

„Wien, 29. Mai.

„Wenn man sich gewisser französischen und englischen Aeußerungen erinnert, welche zur Zeit des Krimkrieges gefallen sind, und welche nach der Aktion gegen Rußland eine Aktion gegen Amerika in Aussicht stellten, so muß man sich durch die gleichzeitigen Vorgänge über unsern Ostgrenzen und jenseits des Atlantischen Meeres seltsam betroffen fühlen. Als Grund der Notwendigkeit des Zusammenhaltens von England und Frankreich hat damals ein englischer Staatsmann die dem europäischen Staatensysteme durch Rußland und Amerika zugleich drohende Gefahr bezeichnet. In nicht langer Zeit, hat vor einigen Jahren Lord Stanley im Parlament gesagt, werden Rußland und die Vereinigten Staaten die beiden mächtigsten Reiche der Welt sein, und die uns daher drohende Gefahr

nur durch das Zusammengehen von England und Frankreich eben werden können.

„Bei dem Streben, die jetzige Weltlage zu verstehen, eine in welcher sich die Nachrichten aus Rußland und Amerika en Vorrang des Interesses streiten, wird man wohlthun, sich ne Aeußerungen zu erinnern. Die doppelte Rücksicht auf Rußund Amerika ist es noch immer, welche für das Verhältnis en England und Frankreich und damit für die europäische k entscheidend ist. Wunderbar ist es dabei nur, daß Rußland Amerika gleichzeitig innerer Zerrüttung verfallen sind, welche krieg gegen beide nach Belieben möglich und zugleich vielleicht üssig macht.

„Wir sind mit der Methode der englischen Politik in ihren ıtionen zur Beseitigung einer durch anwachsende fremde Macht nden Gefahr schon oft unzufrieden gewesen. Diese Methode sich nur der Mittel der Zerstörung, nicht aber der Mittel der ıung zu bedienen. Wenn die Vereinigten Staaten für Engzu mächtig zu werden drohten, schien uns — auf die weitere ıst gerechnet — ein richtigeres Mittel in der Beförderung der ickelung des spanisch-amerikanischen Staatensystemes und Brasi zu liegen, als in der Beförderung einer Teilung der Union; wenn Rußland für England zu sehr um sich zu greifen drohte, ı wir der Meinung, England hätte alles, was in seinen Kräften anwenden sollen, um Deutschland wieder zu Macht kommen ssen.

„England hat bisher weder das eine noch das andre verstanaber beides wird sich ihm allmählich als unabweisbare Notigkeit darstellen.

„Der Kampf in den Vereinigten Staaten dauert mit unnachder Erbitterung und Ausdauer fort, und wenn England vieldem erschütternden Schauspiel mit Schadenfreude zusieht, dürfte Empfindung nicht ganz frei von einigem Grauen vor den gegen Kräften sein, die sich jenseits des Meeres im Kampfe ger verzehren als erst entwickeln. Die Frage, ob die Neutrali ı der amerikanischen Macht nicht auf andrem Wege ungleich

mehr zum Vorteil Englands gereicht haben würde, scheint uns täglich näher zu rücken.

„Die Parallele, welche wir mit den Verhältnissen der Alten Welt ziehen möchten, wollen wir nicht eingehend ausführen. Wir möchten allerdings an die Mißgunst erinnern, mit welcher die deutschen Nationalbestrebungen von seiten Englands früher behandelt worden sind; aber wir haben kein Interesse daran, begangene Fehler hervorzuheben, sondern wünschen auf das aufmerksam zu machen, was in der Gegenwart not thut.

„England muß sich in diesem Augenblicke überzeugen, welche entscheidende Wichtigkeit für die Weltverhältnisse in der deutschen Frage liegt, und daß eine Lösung derselben durch die Neubegründung eines mächtigen und in die Politik aktiv eingreifenden Deutschlands im höchsten Grade seinen Interessen entspricht."

Die drei zusammengehörigen großen historischen Anläufe der damaligen Zeit: die mexikanische Expedition, der polnische Aufstand und die großdeutsche Bundesreform — haben ihr Ziel verfehlt, obschon nicht ohne fortwirkende Folgen zu hinterlassen, auf die ich vielfach werde zurückkommen müssen. In dem Sinne, in welchem die Weltgeschichte immer recht hat — selbst wenn sie die Vernichtung unsres Planeten mit sich brächte — in diesem übermenschlichen Sinne ist meine damalige politische Anschauung ohne Zweifel ein Irrtum gewesen. In einem andern Sinne aber wird das spätere historische Urteil von der Art abhängen, wie das seitdem mit Ausschluß von Oesterreich und in einem durchaus von den damaligen großdeutschen Plänen verschiedenen Geiste entstandene neudeutsche Reich seinen Beruf versteht und zu erfüllen wissen wird.

Später, nachdem es ziemlich deutlich war, daß der Fürstentag seinen Zweck verfehlt, weil die Fürsten persönlich der ihnen damit gestellten Aufgabe, sich als „die Häupter der deutschen Nation" zu bethätigen, das deutsche Fürstentum als ein nationales Amt zu verstehen und in diesem Geiste zu verwalten, nicht gewachsen waren — ein deutscher König selbst hat mir das mündlich offen bekannt, — und nachdem Napoleon III. mit der Einladung zu einem europäischen Fürstenkongresse den großdeutschen Plan für das ganze europäische

taatensystem zu kopieren versucht, schrieb ich im „Botschafter" das
olgende, was ich, dem Verlaufe der Dinge vorgreifend, zur Ver-
llständigung gleich hier vorbringen will:

„Wien, 22. Dezember 1863.

„Die uns telegraphisch gemeldeten Worte des Kaisers der
:anzosen, welche eine Aeußerung seines Oheims wiederholen, scheinen
cht überall sogleich verstanden zu werden. Ein europäischer Krieg
ein Bürgerkrieg, weil die europäischen Staaten zusammen eine
taatenfamilie ausmachen, in welcher überhaupt keine Kriege geführt
:rden sollten: das ist der Gedanke, welchen der erste Napoleon
sgesprochen, der dritte Napoleon für sich adoptiert hat. Und wir
rfen hinzufügen, daß der Gedanke die Grundidee des französischen
nperialismus in sich schließt. Es ist der nämliche Gedanke, welchen
nil Girardin mit seiner europäischen Föderation im Sinne gehabt,
r nämliche Gedanke, welcher unlängst von Frankfurt aus propagiert
:rden sollte, — der nämliche Gedanke, welcher dem Kongreßplane
m Grunde liegt.

„Dieser Gedanke aber als solcher ist richtig, und auch das ist
htig, was Napoleon III. hinzugefügt hat, daß der Gedanke, der
ie Utopie gewesen, zu einer Wirklichkeit werden kann; — denn
is heißt dies anders, als daß Europa die Thatsache, eine Staaten-
milie zu sein, sich zum Bewußtsein bringen wird. Eine Utopie
irde es bleiben, zu glauben, daß darum in Europa keine Kriege
:hr geführt werden; aber wenn sie geführt werden, wird man
ssen und fühlen, daß sie Bürgerkriege sind.

„In Wahrheit haben die Staaten des europäischen Abendlandes
n jeher ein Staatensystem gebildet, dessen Glieder durch ein engeres
ınd als das, was überhaupt die Glieder der Menschheit aneinander
ıdet, vereint waren. Dieses engere Band ist das der abend-
ıdischen Kultur. Seit der Trennung des griechischen von dem
:einischen Kaisertume, noch mehr aber seit der Lossagung der
iechischen von der lateinischen Kirche, hat diese abendländische Kultur
ıen Lebenskreis für sich gebildet, welcher zwar allmählich inneren
:rrüttungen verfallen ist und teils in die Weite strebend seine
renzen überschritten und seinen Geist in die Welt ergossen, teils

Fremden den Zutritt gestattet und so das lebendige Bewußtsein seiner Zusammengehörigkeit hat schwinden lassen. Ganz erloschen ist dieses Bewußtsein aber niemals, und wenn Napoleon III. dazu beiträgt, es wieder zu erwecken, so erfüllt er einen historischen Beruf, welcher unsrer Zeit geworden ist.

„Daß es so ist, — daß unsre Zeit bestimmt ist, das geschwundene Bewußtsein der Zusammengehörigkeit des abendländischen Staatensystemes wieder zu beleben, ist nichts weniger als ein ideologischer Einfall. Es sind große, übermächtige Thatsachen der Weltgeschichte, welche den abendländischen Völkern dieses Bewußtsein aufdrängen. Wir wollen mit wenigen Worten diese Thatsachen bezeichnen.

„Die großen überseeischen Entdeckungen, Eroberungen und Kolonisationen der Europäer haben in westlicher Richtung auf einige Zeit die Grenzen des europäischen Lebens fast ganz verschwinden lassen. Die portugiesische, die spanische, die holländische, und in neuester Zeit die englische Macht haben nur noch mit einem Fuße in Europa und hier nur auf dem westlichen Ufer gestanden. Der Geist der Weltgeschichte hat eine Zeitlang, mit dem Rücken gegen Europa gekehrt, über das Meer in die Ferne geblickt. Die ganze europäische Thatkraft ist diesem Blicke gefolgt. Jenseits des Ozeans hat Europa sein zinsentragendes politisches Kapital angelegt. Es war natürlich, daß der Weltteil zu Hause politisch verarmte. Der Verfall des europäischen Staatensystems läuft parallel mit dem Entstehen der europäischen Kolonieen jenseits der Meere. Und während dies vor sich ging, drängte sich ein fremdes Leben von Osten her in den europäischen Kreis ein. Die Türken wurden zwar über die Ostgrenzen des Occidents zurückgewiesen, aber der russische Geist machte dafür seine Einflüsse geltend. Wir wissen vollständig die großen Kulturaufgaben der russischen Macht zu würdigen und begleiten ihre Erfolge, da, wo wir sie auf der rechten Bahn erblicken, mit unsern besten Wünschen. Wir wissen auch sehr wohl das Bedürfnis der russischen Macht zu würdigen, sich mit dem europäischen Abendlande, aus welchem sie die fertigen Ergebnisse der höheren Kultur bezieht, in nähere Beziehungen zu setzen. Alles aber hat seine Zeit und seine

Grenzen, und jede politische Richtung, welche ihre Grenzen überschreitet, ruft einen Gegensatz hervor.

„Während nun im Westen das jenseits des Meeres angelegte geistige Kapital Europas zurückzuströmen und von Westen her das Innere des europäischen Kontinents mit erneuerter Lebenskraft zu durchströmen begann, — während auf diesem Wege von Westen her Europa seine neue Zeit mit ihren großen technischen Aufgaben und Leistungen erhielt, — während infolge dieser Leistungen die europäischen Länder wieder in innigeren Verkehr gebracht und einander näher gerückt wurden, — während in Amerika sich ein selbständiges Staatensystem zu bilden begann, welches sich dem europäischen prinzipiell entgegensetzte; — gingen im Inneren der russischen Macht große Veränderungen vor sich, durch welche diese Macht sich geistig wieder vom europäischen Occidente zu entfernen begann. Gegen die importierte abendländische Kultur erhob sich in Rußland allmählich eine mächtige Reaktion des einheimischen Geistes. Die nähere Berührung, in welche Rußland mit dem occidentalen Europa getreten, fing an, ihre Früchte zu tragen, welche, auf russischem Boden keimend und emporwachsend, ihren eigentümlichen russischen Charakter tragen mußten.

„Die Emanzipation der Leibeigenen ist die bedeutendste, größte dieser Früchte. Aber sehr oberflächlich urteilt der, welcher der Meinung ist, daß dieser große Vorgang Rußland dem abendländischen Leben näher bringe. Mit der Freilassung der Leibeigenen hat Rußland sich selbst ein politisches Problem gegeben, welches von ihm auf durchaus eigentümliche Weise, — auf eine Weise, die unsern gesellschaftlichen Lebensbedingungen gänzlich widerspricht, gelöst werden muß, wenn die russische Macht nicht daran zu Grunde gehen soll. Die moderne Kulturperiode des europäischen Abendlandes kennzeichnet sich durch das immer höhere Emporkommen des Mittelstandes, durch die immer bestimmtere Entwickelung eines individualistischen Geistes. Der abendländische Sozialismus ist nur eine Defensivbewegung gegen den sich vollziehenden Sieg des von Westen kommenden Individualismus.

„In Rußland aber ist die plötzlich emanzipierte Masse des bisher leibeigenen Volkes in eine Lage gebracht, welche der weiteren Ent-

wickelung unsrer abendländischen Zivilisationsform dort eine Grenze setzen und der russischen Gesellschaft unvermeidlich eine sozialistische Ordnung aufprägen muß.

„Wie sehr dies den Anschauungen der russischen Gesellschaft selbst entspricht, können wir beispielsweise an einer uns eben zugekommenen russischen Beurteilung der polnischen Revolution erkennen. Dem polnischen Aufstande wird vorgeworfen, daß er nichts als eine Angelegenheit des kleinen Adels, der Geistlichkeit, der Kaufleute, der Handwerker und der städtischen Bevölkerungen, — kurz aller ‚der Elemente sei, welche wir den Mittelstand nennen. Der hohe Adel und ‚das Volk' hätten wenig oder nichts damit zu thun. Dieses Volk aber sei es, auf welches Rußland überhaupt sein eigentliches nationales Leben zu stützen habe. Dieses ‚Volk', soeben aus den Banden der Hörigkeit befreit, müsse auf die rechte Weise erzogen und wissenschaftlich gebildet werden.

„Wer die russische Anschauung vom ‚Volke' kennt, versteht den tiefen Sinn dieses Urteils, welches aus einer uns fremden Richtung der Zivilisation entspringt. Wer möchte sich nicht freuen, daß das polnische und russische ‚Volk' einem edleren Dasein entgegengehen soll. Der Weg dazu ist aber nicht der, welchen das Volk der westeuropäischen Länder zu gehen hat. Das Urteil zeigt, wie sehr die Polen dem Abendlande angehören, da gerade das Element, an dessen früherer Richtigkeit Polen zu Grunde gegangen ist, nun die entscheidenden Versuche gemacht hat, das polnische Wesen im Gegensatze zu dem russischen zu retten.

„So steht nun das occidentale Europa als ein System zusammengehöriger, durch gemeinsame Kulturform verbundener Staaten zwischen Rußland im Osten und Amerika im Westen. Der Gedanke, daß es von beiden Seiten bedroht sei, hat die Haltung Frankreichs und Englands gegen Rußland und Amerika bestimmt und ist die Seele der westmächtlichen Politik, an welcher teilzunehmen Oesterreich so dringend eingeladen worden ist. Durch diesen Gedanken hatten die polnische Revolution und der amerikanische Bürgerkrieg ihre zusammengehörige Bedeutung. Beide Bewegungen sind im Begriffe, sich zu erschöpfen, und Rußland auf der einen wie Amerika auf der andern

Seite scheinen mächtiger als sie vorher waren aus der schweren Prüfung hervorzugehen.

„Es ist also ein Beweis des richtigen und umfassenden Urteils des Kaisers der Franzosen, wenn er Europa im engeren Sinne als eine Staatenfamilie betrachtet, deren innere Kriege den Charakter von Bürgerkriegen haben. Der Gedanke, solche Kriege zu vermeiden, welcher dem Kongreßplane zu Grunde liegt, ist ein edler und großer Gedanke."

Die europäische Kopie hat es nicht einmal so weit gebracht, wie das deutsche Original. Die Utopie ist eine Utopie geblieben und wird eine solche bleiben, wenn nicht vielleicht einmal die Zeit kommt, wo eine deutsche Initiative mächtiger ist, als die französische zu sein befähigt war.

4.

Große Dinge und kleine Menschen. Entscheidendes Eingreifen der Regensburger Projekte. Politische Plagiatoren und Intriguanten. Geschichte der Entstehung des Frankfurter Fürstenkongresses.

Während die deutschen Parteiverhältnisse sich auf die in meiner Erzählung an früherer Stelle angegebene Weise entwickelten und aus fremden politischen Kreisen eingreifende Gedanken und Zwecke ihren Einfluß ausübten, wurden von Oesterreich und den ihm zustimmenden kleineren Bundesstaaten kleine Schritte vorwärts gethan, deren Ernst entschieden zweifelhaft war.

Aus allem, was ich beobachtete und vernahm, ergab sich, daß man im auswärtigen Amte zu Wien sich von dem ebenso albernen wie selbstgefälligen Gedanken leiten ließ, geschickte Schachzüge auszuführen, durch welche man sich zu einer Entscheidung der großen schwebenden Frage durch die Waffen in die vorteilhafteste Stellung versetzen zu können hoffte. Selbst in dem Verfahren bei der Einladung zum Fürstentage, wo der Kaiser dem König von Preußen bei dem Besuche in Gastein die schon vollzogene Ausfertigung und den Abgang der Einladungsschreiben an die übrigen Fürsten verheim-

lichte, war die stille Absicht der Regensburger Ratgeber wirksam, einen Bruch mit Preußen hervorzurufen, bei welchem es auf nichts geringeres als auf die Gründung eines rheinisch-westfälischen Königreiches für den Erbprinzen von Thurn und Taxis, des Kaisers Schwager, abgesehen war. Ich weiß, daß zur Verwirklichung dieses Projektes von Taxisscher Seite ernsthafte Vorbereitungen getroffen und die verschiedensten Hebel angesetzt wurden. Gruben erwähnte einmal ganz beiläufig im Gespräche mit mir, daß das Taxissche Fürstenhaus für einen großen Zweck, ich weiß nicht mehr wie viele Millionen auf Zinsen und Zinseszinsen angelegt habe. Und auch auswärts war von der Taxisschen Winkeldiplomatie für den Plan gewirkt worden. In einer Soiree bei dem Finanzminister von Plener erzählte mir im Januar 1864 der mit der offiziellen und offiziösen österreichischen Presse eng verbundene Dr. Tuvora, daß er im verflossenen Jahre von seiten eines vertrauten Agenten Moquards in Paris einen Brief erhalten habe, welcher bestimmt gewesen sei zur Kenntnis des Kaisers von Oesterreich zu gelangen und auch vom Kaiser gelesen worden sei, in welchem Briefe für eine Allianz Oesterreichs mit Frankreich Napoleon III. die Zustimmung zu folgendem Programm angetragen habe: 1. Oesterreich tritt an die Spitze Deutschlands; 2. Preußen wird zerschlagen; 3. die westlichen preußischen Provinzen kommen unter einen eigenen deutschen Fürsten. Endlich, bei einem Besuche, welchen ich am 26. April 1865 dem damaligen badischen Gesandten am Wiener Hofe und nachmaligen badischen Minister, Baron Edelsheim, machte, teilte mir dieser in einem auf die Regensburger Projekte und Operationen bezüglichen Gespräche mit, daß er eine gestochene Karte von Deutschland mit einem besonderen Königreiche Rheinland-Westfalen gesehen habe. Zu diesem Königreiche seien Teile von Belgien gezogen gewesen. Ganz Deutschland sei auf dieser Karte in fünf Teile geteilt erschienen. Genau stimmte das mit Gedanken überein, welche mir Gruben gelegentlich vorgetragen hatte. Baron Edelsheim meinte, die Regensburger Projekte seien in der Umgebung des Kaisers beifällig aufgenommen, und der badische Diplomat nannte dabei den Grafen Crenneville. Von dem Obermedizinalrat von Pfeuffer in München, welcher in der

olichen Krankheit des Erbprinzen von Thurn und Taxis nach Regens-
rg berufen war, vernahm ich die Bemerkung, daß die geistige
irkung gescheiterter politischer Pläne einen entscheidenden Anteil
dem Ausgange der Krankheit gehabt.

Wenn die Wahrnehmung des störenden Eingreifens großer und
iner Intriguen in der Zeit vor dem Fürstentage mir nicht die
ätigkeit für den großdeutschen Reformplan verleidete, so war es,
il ich, trotz alledem, nicht daran glaubte, daß die Absichten der
t der Wiener Kriegspartei und dem Ultramontanismus vereinten
gensburger Einflüsse im Rate Oesterreichs entscheidend werden
nten. Nicht nur Schmerling sah ich noch feststehen, sondern selbst
chberg wies diese Einflüsse, und mit entschiedenem Widerwillen,
rück. Mein Urteil aber hielt ich nicht zurück. Wie rücksichtslos
mich gelegentlich ausgesprochen, werde ich zu erzählen haben.
chon 1863 aber habe ich vorausgesagt, daß die Kriegspartei sich
wer und bitter täuschen würde, wenn sie glaubte, zur That
reitend, ihre auf die äußere und innere Politik zugleich bezüglichen
sichten erreichen zu können. Ihre Erfahrungen würden nur un-
ückliche sein können. Meine Voraussagung ist 1866 in Erfüllung
gangen.

Um mit Glück den Weg gewaltsamer Lösungen österreichischer,
utscher und europäischer Fragen zu beschreiten, wozu selbst der
af Rechberg so große Lust hatte, hätte es, nach Charakter und
ist, andrer Menschen und ganz andrer Zustände bedurft, als
Kaiserstaate vorhanden waren. Im Unmute hat mir Schmerling
t Bezug auf Persönlichkeiten in der Regierung wie im Reichsrate
mal geäußert: „Die Menschen werden auch noch ihren Bismarck
ommen." Das war aber nur insofern eine Wahrheit, als ein
smarck nötig gewesen wäre; aber auch ein Bismarck hat seine
rausetzungen. Es gab in den höheren Regionen unzufriedene
rsonen, welche dem Erzherzoge Maximilian, bevor er die mexi-
nische Krone aufsetzte, große Dinge in Oesterreich zutrauten und
muteten, und wie mit allen Parteien, so hat dieser romantisch-
le Prinz ohne Zweifel auch mit den Phantasie-Hochverrätern
kettiert, welche ihn gern an der Stelle Franz Josephs auf dem

Kaiserthrone gesehen hätten, in der Hoffnung, durch ihn ihre Zwecke zu erreichen. Aber nicht alle Welt hielt seine phantastischen Gelüste für Kraft und seine politische Zweideutigkeit für Genialität. In einem mit dem Ministerium des Aeußeren in naher Verbindung stehenden Familienkreise wurde er aufs schärfste beurteilt. Es wurde behauptet, daß er überall verräterisch einwirke: in Ungarn, in Venedig, in der früheren koburgischen Intrigue und im preußisch-französischen Handelsvertrage, — daß er auf der einen Seite sich durch liberalisierende Aeußerungen populär zu machen suche, auf der andern mit der äußersten feudalistisch-klerikalen Reaktion sich in Verbindung halte, ganz so, wie er später zu seinem Unglück mit den mexikanischen Parteien gethan; — und sogar ein sehr boshafter und niedriger Artikel der Presse über den Gesundheitszustand der Kaiserin wurde seiner Perfidie zugeschrieben. Wenn vielleicht Napoleon III. ihn durch die mexikanische Kaiserkrone aus Oesterreich hat entfernen wollen, hat er ihm eine hier für die französische Politik falsche Bedeutung zugeschrieben. Zu Hause geblieben, wäre Maximilian nur für Oesterreich gefährlich gewesen.

Am 7. Juli 1862 waren in Wien die vertraulichen Besprechungen über Vorschläge zur Reform des deutschen Bundes eröffnet worden, zu denen infolge der österreichischen Aufforderung vom 17. März die hier beglaubigten Vertreter der deutschen Staaten von ihren Regierungen beauftragt worden waren. Es ist über diese Konferenzen kein Protokoll geführt, sondern nur eine Registratur zu Papier gebracht worden, welche ich im Originale gelesen habe. Teil haben genommen: für Oesterreich der Graf von Rechberg und der Hofrat von Biegeleben, für Bayern der Graf Bray, für das Königreich Sachsen und das Herzogtum Meiningen der Freiherr von Könneritz, für Hannover der Freiherr von Stockhausen, für Württemberg der Freiherr von Ow, für Kurhessen der Freiherr von Schachten, für das Großherzogtum Hessen und für Nassau der Freiherr von Trachenfels. Der Plan und die Ordnung der Besprechungen waren darauf berechnet, Preußen in die Beteiligung an der Bundesreform hereinzuziehen, womit ich nicht sagen will, daß dazu der richtige Weg eingeschlagen worden sei. Das Ergebnis der Beratungen wurde den

Regierungen zur Beschlußfassung mitgeteilt. Es betraf die Einberufung einer Delegiertenversammlung, die Einsetzung einer konzentrierten Bundesexekutivgewalt und die Gründung eines Bundesgerichtes, als den hauptsächlichsten Inhalt einer Vorlage zur Beschlußfassung des Bundestages selbst.

Die Angelegenheit scheint indessen bei den Regierungen nicht haben fortrücken zu wollen. Noch am 13. Februar 1863 hielt es die österreichische Regierung für nötig, durch Depeschen an ihre Gesandten in Dresden und München auf einen eifrigeren Betrieb der Bundesreform hinzuwirken, wofür in den beiden diplomatischen Schriftstücken, welche der Graf Rechberg mir am 21. Februar zu lesen gab, die Gründe mit ungewöhnlicher Wärme vorgetragen waren.

Im Gegensatze zu diesem reformatorischen Eifer der österreichischen Regierung wurden damals bei Gelegenheit der projektierten Zusammenkunft Rechbergs mit Bismarck dem österreichischen Minister des Auswärtigen reaktionäre Avancen schuldgegeben. Von der preußischen Presse wurde behauptet, Oesterreich habe versucht, seinen großdeutschen Zielen untreu, sich mit Preußen auf dem Boden der Reaktion zu verständigen. Von österreichischer Seite wurde die Sache umgekehrt dargestellt, und bei der Unterredung, welche ich am 21. Februar 1863 mit dem Grafen Rechberg hatte, schien diesem daran zu liegen, mich von der Reinheit und Unschuld seiner Politik zu überzeugen. Er las mir die in der Sache zwischen Wien und Berlin gewechselten Telegramme vor, welche für Oesterreich durchaus ehrenvoll lauteten. Indessen hat der Minister diese Telegramme nicht, wie seine Depeschen, mir selbst in die Hand gegeben. Es war jedenfalls eine Thatsache, daß in einer Unterredung, welche im Dezember 1862 der Graf Karolyi mit Bismarck gehabt und über welche der österreichische Diplomat einen sehr ausführlichen Bericht eingesandt, dieser sich als ein aristokratischer Reaktionär und ohne Interesse für die deutsche Politik Oesterreichs ausgesprochen, und daß etwas später der Graf Thun auf seiner Durchreise nach Petersburg in Berlin feudalistisch-reaktionär gekannegießert, — beides vielleicht nicht ohne Aufmunterung von seiten Rechbergs, welcher den Gedanken, um den Preis einer Verständigung mit Preußen auf dem Boden

iner gemeinsam unternommenen Reaktion die großdeutschen Ziele
Oesterreichs zu verleugnen, nicht nur im stillen gehegt, sondern
einzelnen Augenblicken sogar offen auszusprechen sich nicht gescheut
hat. Ich werde dafür mit genauer Zeitangabe die Beispiele an-
führen. Bei alledem glaubte ich jedoch immer nur die Ueberzeugung
festhalten zu dürfen, daß man sich von der einen oder der andern
Seite — wenn nicht von beiden zugleich — auf das reaktionäre
Glatteis zu locken versuchte, wobei nicht außer acht zu lassen ist,
daß Fortschritt und Reaktion für Preußen und Oesterreich ganz ver-
schiedene Dinge bedeuteten und ganz verschiedene Folgen in Aussicht
stellten. Preußen konnte reaktionär sein und sich dabei vergrößern
und verstärken, Oesterreich nicht ohne dabei zu Grunde zu gehen.

In den trägen, bald da, bald dort stockenden, durch die au
wärtige Politik vielfach ins Schwanken gebrachten Gang der deutsch
Angelegenheiten kam mit dem Eingreifen der aus Familienintere
und ultramontanen Einflüssen zusammengesetzten Bestrebungen
Bemühungen des fürstlichen Hauses Thurn und Taxis, dene
unabsichtlich die Richtung gegeben, eine entscheidende Triebkra
Die Geschichte der Entstehung des Frankfurter Fürstentag
1863 ist zu merkwürdig, als daß ich sie nicht, selbst auf die
dabei in den Verdacht der Wichtigthuerei zu kommen, mit a
bekannt gewordenen, zum Teil mich selbst betreffenden Ei
erzählen müßte. Soweit meine litterarische Kenntnis re
darüber die Historiker der deutschen Einheitsbestrebungen
aufgeklärt. Lob und Tadel des Parteiurteils sind vielfa
erteilt und an die falsche Adresse gerichtet worden, und n
bin ich der einzige Mensch, welcher darüber nicht nu
getreu berichten kann, sondern auch keinen Grund hat,
anders als wahrheitsgetreu zu erzählen.

Als ich auf der Rückkehr von der großdeutschen
lung in Frankfurt mich zwischen Würzburg und Rege
Baron Gruben im Coupé des Eisenbahnwagens a
wähnte ich im Gespräche meines Kissinger Memo
Grundlage für die ganze Leitung der großdeutsche
war, und äußerte dabei den Wunsch, diese Schrif

erreichen zu können, da ich mich überzeugt, daß eine große und
rchgreifende Maßregel, wie sie in der deutschen Sache allein zum
ele führen könne, bei den Ministern auf viel zu kleine Beweg-
ünde und viel zu große Eifersuchten und Gegensätze stoße, als daß
ȝ hoffen lasse, sie werde an dieser Stelle zur Reife gelangen.
ır durch eine Zusammenberufung der deutschen Fürsten könne der
ıiser von Oesterreich selbst den entscheidenden Schritt zu einer
rchgreifenden Bundesreform thun. Es sei mir sehr zweifelhaft,
gte ich hinzu, daß einer der Minister dem Kaiser dazu raten werde,
cht nur weil der Schritt ein gewagter sei, sondern auch weil
ɛ Minister in der Ausführung sich in den Schatten gestellt sehen
ırden. Ich dagegen, der ich dabei nichts zu verlieren und
ıhrscheinlich nichts zu gewinnen haben würde, möchte mir durch
ɛ Ueberreichung meiner Denkschrift die Gelegenheit verschaffen,
r. Majestät mündlich die Gründe für seine persönliche Initiative
rzutragen. Die Folge dieses Gespräches war es, daß ich mich
ıen Tag in Regensburg aufhielt und da die Bekanntschaft des
reiherrn von Dörnberg machte, gegen welchen ich mich in ähnlichem
inne aussprach.

Es gehört wesentlich zu dem Zwecke, mein Verhältnis zu den
lgenden Vorgängen in das richtige Licht zu stellen, daß ich im
uszuge zwei Briefe mitteile, welche ich bald nach meiner Rückkunft
ıch Wien vom Baron Gruben erhielt. Der erste ist Regensburg
n 7. November 1862 datiert. Gruben schreibt mir darin: „Wie
ıȝ außerordentlich interessant und erwünscht Ihr geehrter Besuch
ir gewesen ist, kann ich Ihnen nicht genug versichern und ich hätte
inen größeren Wunsch, als öfter eine Unterhaltung mit Ihnen ge-
eßen zu können, bei dem ich so tiefe . . . Ansichten über die ernsten
ragen der Gegenwart gefunden habe. Je mehr ich darüber nach-
ınke, um so fester und klarer bilden sich meine Begriffe und um
lebhafter wird mein Verlangen, einer Sache zu dienen, die so
gensreich sein wird. Vom größten Interesse wäre es mir daher,
nes Memoire einzusehen, welches Sie . . . mir mitzuteilen ver-
rachen. Ich würde Ihnen daher sehr dankbar sein, wenn Sie die
üte hätten, mir dasselbe auf wenige Tage zu schicken."

Der zweite Brief, d. d. Regensburg den 16. November 186[illegible] sagt: „Auf das gestern erhaltene freundliche Schreiben beehre i[illegible] mich zu erwidern, daß wir wahrscheinlich schon Ende dieser od[illegible] Anfang nächster Woche abreisen und jedenfalls im Laufe der letzt[illegible] in Wien eintreffen werden. Sehr lieb wäre es mir, vorher J[illegible] Memoire gelesen zu haben. Sie können dasselbe wohl am sicherst[illegible] je nach dem Umfange in drei oder vier Briefen hierher gelang[illegible] lassen. Den ersten adressieren Sie an mich ohne Beifügung meiner Taxisschen Titel unter der bisherigen Adresse, vielleicht mit Zusatz der Wohnung: Vor dem Jakobithor Lit. I. Nr. 32⅓. Den zweiten würde (damit die Adressen von verschiedener Hand geschrieben sind) Ihre Frau Gemahlin wohl die Güte haben, an meine Frau zu adressieren: Freifrau v. Gruben, geb. v. Linde. Den dritten könnte Ihr Herr Sohn mit folgender Adresse versehen: Herrn Oberrevisor Beck zu Regensburg. Die Abteilung des Memoires, welche unter dieser letzten Adresse versandt wird, muß vorher noch in ein besonderes Couvert, mit der Aufschrift „für den Herren" verschlossen werden. In dieser Weise könnten Sie alle drei Briefe — natürlich auch mit verschiedenen Petschaften versiegelt — an einem Tage zur Post geben. Daß Sie auf volle Diskretion rechnen können, versteht sich von selbst. Sie kennen meine Absichten und haben sich überzeugt, wie uns beiden nur dasselbe hohe Ziel vorschwebt."

So viel ich mich erinnere, habe ich es nicht für nötig gehalten, die Absendung der Denkschrift nach den durch jesuitische Vorsicht empfohlenen Anweisungen einzurichten, welche dem Taxisschen Beamteten infolge seiner intimen Kenntnis des Postwesens notwendig scheinen mochten, und mir hätten ebenso verdächtig sein sollen, wie die Zusicherung einer vollen Diskretion, deren Sinn im folgenden klar werden wird, — wenn ich neben der mich beschäftigenden großen Sache auch an meine persönliche Stellung gedacht hätte und weniger arglos gewesen wäre. Die Ankunft der Herren von Gruben und von Dörnberg in Wien zog sich bis gegen Ende des Jahres hinaus, wo mir dann mein Memoire wieder zugestellt wurde. Gruben bekannte mir, davon eine Kopie genommen zu haben, welche mit den weiteren auf das Folgende bezüglichen Schriftstücken und Aufzeichnungen im

xisschen Archiv deponiert sei — viel Ehre, gegen die ich nichts zuwenden hatte.

Im Auftrage Dörnbergs, welcher die Rolle eines Taxisschen nisters spielte, war die Zwischenzeit von Gruben zur Abfassung es Memoires benutzt worden, in welchem die Zusammenberufung deutschen Fürsten mit allen Gründen dringend empfohlen wurde. ese Schrift gelangte an den Kaiser. Man hatte sich in Regens- :g meiner Ideen sogar bis zur Methode des Vorgehens bemächtigt,) da man sich dort in der Lage befand, einen wirksamen Einfluß süben zu können, denn hinter Dörnberg und Gruben stand der prinz von Thurn und Taxis — des Kaisers Schwager, — so rde ich im Interesse der Sache dieses Verfahren auch nicht in der esten Weise empfunden haben, wenn die Herren Plagiatoren nicht lächerliche Unverschämtheit gehabt hätten, gegen mich selbst die ene der Autoren anzunehmen. Dörnberg drückte mir den Wunsch), daß ich den Staatsminister, ohne vorderhand ihn und Gruben nennen, für den Fürstentag gewinnen möchte, während er wußte, ; Schmerling längst diesen Gedanken als den meinigen kannte) demselben zugestimmt hatte. Daß die Herren unmittelbar bei 1 Kaiser Gehör gefunden, wußte der Staatsminister freilich nicht,) sollte er auch einstweilen nicht wissen, obschon, so viel ich mich inere, der Graf Rechberg es wußte. Sowohl vom Kaiser wie von hberg wurde der Staatsminister über das, was vorging, in Un- ienheit gehalten, und bis zu dem späteren Augenblicke, wo endlich erer darüber mit ihm zu sprechen geruhte, hat er es nur durch h und in der Form von Indiskretionen erfahren. So gänzlich g ist die Ansicht, daß Schmerling der eigentliche Urheber des :stentages sei! —

In einer Unterredung, die ich mit dem Staatsminister am Januar 1863 hatte, sagte ich ihm, daß die Idee des Fürstentages, chon von mir angeregt, doch ohne mein Zuthun an den Kaiser ingt sei, der, wie ich gehört, dieselbe sehr günstig aufgenommen e. Der Regensburger Herren erwähnte ich nicht. Ohne eine genbemerkung zu machen, hörte mich Schmerling mit freundlicher merksamkeit an und ging dann zu einer Besprechung der Sache

selbst über, der er ohne jede Empfindlichkeit seine Zustimmung und Unterstützung zusagte.

Nach dem ersten Schritte bei dem Kaiser kehrten die Herren von Dörnberg und von Gruben nach Regensburg zurück. Am 22. Februar erschienen sie wieder und Gruben teilte mir zu meiner Begutachtung einen unter Dörnbergs Namen von ihm auf Grundlage meiner Kissinger Denkschrift in alle Einzelnheiten ausgeführten Entwurf zu einer Revision der Bundesverfassung mit. Die Arbeit hatte in der Ausführung ihre Verdienste, die ich mit Freuden anerkannte. Sie war der Plan einer Bundesreform, welche vom gesamten deutschen Prinzipate ausgehen und fertig abgeschlossen der Nation gegeben werden sollte.

Am 2. März hatte Dörnberg Audienz bei dem Kaiser, welcher die ihm zugedachte Rolle lebhaft ergriff. Der in der Form eines von seiner Seite an die versammelten deutschen Fürsten gelangenden Antrages ausgeführte Plan wurde ihm jedoch erst am 26. März von Dörnberg überreicht. Diese Dörnberg-Grubensche Arbeit trägt den Titel: „Vorschlag einer deutschen Bundesreform, als Bundesbeschluß zur Regelung der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt am Bunde durch Einführung eines Direktoriums, einer Fürstenversammlung und einer Volksvertretung. Uebergeben Sr. k. k. Majestät am 26. März 1863."

Die Angelegenheit verlief indessen selbst in ihrer theoretischen Entwickelung nicht so einfach. Zunächst wurde mit mir eine für mich lächerliche, in ihrer Absicht aber nichts weniger als unschuldige Komödie aufgeführt, zu der ich mich der Sache wegen herbeiließ. Während ich täglich mit Dörnberg und Gruben verkehrte, letzter mich fortlaufend in genauer Kenntnis jedes kleinsten Vorganges hielt und mein Urteil verlangte, veranlaßte Dörnberg, daß ich durch Gagern bei ihm eingeführt wurde, indem er sich stellte, als mache er erst jetzt durch Vermittelung des auswärtigen Ministeriums meine Bekanntschaft, und auch Gagern stellte sich, als sei ihm mein bisheriger Verkehr mit den Regensburger Herren unbekannt. Dörnberg selbst lachte über die Komödie, die er jedoch im Interesse der Sache für notig erklärte. Mir war es nur um diese zu thun, und so deutli-

sich die Absicht verriet, meine ursprüngliche Autorschaft am Reformplane verschwinden zu lassen, ließ ich ohne Mißmut die Herren gewähren, und lachte mit, wenn auch in anderem Sinne als sie. Ich bemerkte gegen Dörnberg, daß ich nun mit Schmerling offen über die Angelegenheit sprechen möchte. Er wandte ein, daß meine Beteiligung bei dem Kaiser einen ungünstigen Eindruck machen könnte, und daß es diesem überlassen bleiben müsse, darüber zuerst mit dem Staatsminister zu sprechen. Ich ließ mich nicht abhalten, Schmerling zu unterrichten, und als nachher der nochmals überarbeitete Reformplan dem Kaiser überreicht wurde, ohne daß Schmerling auf geradem Wege etwas davon erfuhr, beging ich, nun allerdings mit Grubens Zustimmung, die Indiskretion, die auf eine Nacht in meinen Händen befindliche Abschrift dem Staatsminister zur Kenntnisnahme mitzuteilen. Trotzdem, daß es dem Grafen Rechberg mit der Sache so wenig Ernst war, wie, bis auf den letzten Augenblick, dem Herrn von Biegeleben, welcher sich nicht scheute auszusprechen, daß der Reformplan und der zu seiner Durchführung vorgeschlagene große und auffallende Schritt eine bloße Demonstration sei, durch welche Oesterreich sich in Deutschland „ein Relief geben" solle, schien der Minister des Auswärtigen doch die Angelegenheit monopolisieren, den Staatsminister dadurch mißstimmen und den Verlauf der Dinge so drehen zu wollen, daß Schmerling als das Hindernis dargestellt werden könnte. Vielleicht sollte sogar meine Indiskretion dieser Absicht dienen. Biegeleben nahm anfänglich an der gegen Schmerling gerichteten und durch mich vereitelten Intrigue teil. Als ich gegen ihn äußerte, daß meines Wissens der Staatsminister nichts weniger als ein Gegner der Bundesreform sei, entgegnete er in entschieden übelwollendem Tone: „Freilich ist Herr von Schmerling wohl der Mann, gegen sein eigenes System die Sache mitzumachen." Nachdem er jedoch auf den Gedanken gekommen, durch die Bundesreform sich an Rechbergs Stelle setzen zu können, suchte er dazu Schmerling benutzen zu können. Dieser aber kannte seine Leute. Wie recht hatte er doch, als er einmal in lebhaftem Unmute vor mir ausrief: „Wo sind bei uns die Kräfte und wo ist der gute Wille, um etwas Großes

auszuführen? — Es arbeitet ja in Oesterreich immer einer gegen den andern!"

So wie der Bundesreformplan am 26. März dem Kaiser überreicht wurde, war er in gewissem Sinne schon das Ergebnis einer Verständigung zwischen Dörnberg und Biegeleben. Gegen den ersten Dörnberg-Grubenschen Entwurf nämlich hatte Biegeleben eine Gegenarbeit ausgeführt, welche wenig mehr als eine, vielleicht absichtliche, Verschlechterung des ihm vorliegenden Originals war. Wie die Regensburger gegen mich, so verfuhr der Hofrat von Biegeleben gegen die Regensburger als Plagiator. Indessen verständigten sich die beiden Parteien zu der Fassung, in welcher das Schriftstück durch Dörnberg an den Kaiser gelangte. „Meine Arbeit liegt nun beim Kaiser" — sagte mir mit unglaublicher Dreistigkeit der Herr von Biegeleben, während ich doch das Dörnberg-Grubensche Original, Biegelebens Gegenarbeit und den geringen Wert der durch diese bewirkten Abänderungen genau kannte, zu letzteren sogar meine Zustimmung zu geben gehabt hatte. Der Plagiarismus war in dieser Sache geradezu unverschämt geworden.

Es gehört zu den Merkwürdigkeiten, und ich möchte fast sagen Unglaublichkeiten, dieser politischen Episode, daß von diesen Vorgängen nun seinerseits der Minister des Auswärtigen nichts wußte. Die Reihe der Unwissenheit war jetzt am Grafen Rechberg, und er war sogar in Unwissenheit über das gehalten worden, was in seinem eigenen Departement vor sich gegangen war. Biegeleben hatte hinter dem Rücken seines Chefs gehandelt. So kam es, daß unmittelbar nach der Ueberreichung durch den Baron Dörnberg, außer dem Kaiser, Dörnberg, Gruben, Biegeleben, mir, und durch mich Schmerling, kein Mensch Dörnbergs endgültig redigierte Arbeit und deren Ueberreichung kannte. Am 30. März jedoch wurde dieselbe auf des Kaisers Befehl Gegenstand einer offenen Verhandlung im auswärtigen Ministerium, über welche mir der Hofrat von Gagern Merkwürdiges berichtet hat. Während Biegeleben mit Wärme den Plan vertrat, hat Rechberg mit spöttischem Gesichte im Kladderadatsch gelesen und dann das ganze Projekt abgelehnt. Darauf hat Biegeleben sich zu einer in jenen heiligen Hallen unerhörten Opposition

gen seinen Chef erhoben, und diesem bemerklich gemacht, daß eine e Existenz oder wenigstens die höchsten Interessen des kaiserlichen auses berührende Angelegenheit doch wohl nicht von einem einzelnen iniſter entschieden werden könne. Indessen schien, nachdem die egensburger Herren sogleich nach Dörnbergs Audienz wieder abereist, die Angelegenheit dennoch in Wien wieder ins Stocken kommen ı sollen. Schmerlings Stellung war in eben dem Augenblicke durch ie Hinneigung des Kaisers zu den Ungarn wankend geworden, und ı Rechberg nicht wollte, so schien, wenn Schmerling nicht konnte, ı der Bundesreform vorderhand nichts geschehen zu können. Die eutsche Partei im auswärtigen Ministerium, Biegeleben, Meysenbug nd Gagern, suchte sich unter diesen Umständen auf die Seite chmerlings zu wenden. Wahrscheinlich ist gerade in diesem Stadium es Verlaufes in Biegeleben der Gedanke, sich an die Stelle Rechergs setzen zu können, zur Klarheit gelangt, und augenscheinlich llte ich behilflich sein, einen vertraulichen Verkehr mit dem Staatsiniſter herbeizuführen. Gagern deutete mir das an. Ich hatte rüber auch mit Biegeleben selbst ein Gespräch, welches jedoch zu ichts führte, da er gegen mich nicht mit der Sprache herauszuehen wagte. Ich hatte nur neue Gelegenheit, seine Dreistigkeit zu ewundern, indem er mir, ohne Dörnbergs und Grubens mit einer ilbe zu gedenken, nun zum zweitenmale von „seiner“ nun beim aiſer liegenden Arbeit sprach, ohne zu bedenken, daß er, als Referent ir die deutschen Angelegenheiten, seine Arbeit, wenn sie wirklich ie seine gewesen wäre, gar nicht hätte an den Kaiser bringen nnen, so lange sein Chef, der Graf Rechberg, deren Gegner ar. Alles aber, was ich wußte und vermutete, teilte ich Schmerng mit. Er hörte mich lächelnd an, schwieg, wie bei solchen Anissen gewöhnlich, einen Augenblick, und ging zu andern Angelegeniten über.

Unmittelbar nachdem Dörnberg die mit Biegeleben vereinrte Arbeit dem Kaiser überreicht, waren, wie erwähnt, die beiden egensburger Herren wieder abgereist. Vier Wochen später erhienen sie wieder. In der Zwischenzeit gab ich Gruben Nachricht ber den Stand der Dinge in Wien. Es ist wiederum bezeichnend

für den Mann, daß er für unsre Korrespondenz in der deutschen Sache mir den Gebrauch einer Art von Gaunersprache vorschlug. Der Reformplan hieß darin „mein amerikanisches Werk", der Kaiser hieß „der Gönner", Schmerling „der Verleger", ich selbst „unser Freund", Baron Dörnberg „Karl", Baron Gruben „Joseph", Rechberg hieß „Coppenrath", Biegeleben „der Uebersetzer", Lewinsky „der Wiener", Gagern „der Engländer". Auch auf die Frau von Bury hatte Gruben sein Rotwelsch ausgedehnt. Sie sollte „August" heißen, welche Bezeichnung indessen später in einem Grubenschen Telegramme von einiger Wichtigkeit auf den Kaiser übertragen wurde.

Nicht ohne Interesse für die Kenntnis der Art, wie die Dinge betrieben wurden, ist wohl der hier folgende in diesem Rotwelsch geschriebene Brief:

„Regensburg am 7. April 1863. Geehrtester Freund: Soeben erhalte ich Ihre freundlichen Zeilen vom 5., denen ich mit großem Interesse entgegensah, und ich beeile mich dieselben zu beantworten. Eine Kopie des dem Gönner übergebenen Manuskriptes befindet sich weder in den Händen Coppenraths noch des Uebersetzers. Es ist daher nur zweierlei möglich, entweder hat der Gönner das Werk an Cprth gelangen lassen, ohne sich zu äußern, nur um dessen Ansicht zu vernehmen, oder der Uebersetzer hat seine eigene Arbeit Cprth vorgelesen. Wenn der Uebersetzer sich für den Autor ausgibt, so hat Karl nichts dagegen; vielleicht oder sogar gewiß wird er dadurch noch mehr stimuliert werden, dem Werke bei Cprth eine günstige Aufnahme zu verschaffen. Karl kommt alles darauf an, daß das Werk, und zwar in der richtigen Lesart, zum Drucke gelangt, unter wessen Namen, bleibt sich gleich. Hiernach dürfte auch unser Freund sich vorkommenden Falles in seinem Benehmen gegen den Uebersetzer verhalten müssen, besonders, wenn der letztere an der Erbsünde des Ehrgeizes in höherem Grade laborieren möchte.

„Ob Karl dem durch unsern Freund empfohlenen Verleger das Manuskript mitteilen kann, wird derselbe erst bei seiner Rückkehr nach Wien beurteilen können, die übrigens anfangs nächster Woch-

erfolgen soll. Es ist dabei manches zu überlegen, namentlich ob solches hinter dem Rücken seines Gönners statthaft ist.

„Schreiben Sie mir, ob nicht auch unser Freund der Ansicht ist, daß die Mitteilung an den von ihm empfohlenen Verleger, wenn überhaupt zulässig, bis Anfang nächster Woche ohne Gefahr verschoben werden kann.

„Mit bekannter Gesinnung 2c.

„Herrn Dr. Julius Fröbel,

Wien. Gruben.

„Pscr. Dafür, daß der Uebersetzer das von unserem Freunde befürchtete qui pro quo nicht ausführe, muß natürlich gesorgt werden; eine Sorge, die nicht ohne allen Grund ist; allein das Kunststück soll ihm doch schwer werden. Unser Freund und der Verleger werden schon darauf Bedacht nehmen können.

„Ich bin sehr gespannt, bei meiner Anwesenheit in Wien in politischen Dingen Neues von Ihnen zu erfahren. Wollen Sie mir nicht den Plan über das amerikanische Reisewerk vor meiner Abreise zur Mitteilung und Besprechung mit C. schicken?"

Unter dem „Plan über das amerikanische Reisewerk" ist entweder der von mir im Auftrage der Minister geschriebene „Entwurf einer Revision des deutschen Bundes" oder mein zweites Memoire verstanden.

Am 24. April waren Rechberg und Biegeleben in Angelegenheit der Bundesreform zum Kaiser beschieden. Aus dem, was ich über diesen Vorgang vernahm, ging hervor, daß Herr von Biegeleben unterdessen seine Intrigue weiter geführt. Nachdem Dörnberg seine Arbeit infolge von Verständigungen mit demselben, und unter der Bedingung daß derselbe auf eine Gegenarbeit verzichte, abgeändert, Biegeleben sich schließlich ganz mit der Dörnbergschen letzten Redaktion einverstanden erklärt, war am Ende. dennoch eine vom Herrn Hofrate verfaßte Gegenarbeit durch das auswärtige Ministerium auf amtlichem Wege an den Kaiser gebracht worden, in dessen Händen sich also zwei Vorlagen, die mit Biegeleben vereinbarte Dörnbergsche und die des auswärtigen Ministeriums, die unverfälschten Biegelebenschen Verschlechterungen enthaltend, befunden haben. Nicht minder

falsch als Biegeleben ist aber bei dieser Gelegenheit der Graf Rechberg verfahren. Unter seiner Autorität war nun die Arbeit Biegelebens an den Kaiser gelangt, und vor dem Kaiser hat er diese nämliche Arbeit und die ganze Reformidee auf das Entschiedenste bekämpft, nicht ohne, ebenfalls vor dem Kaiser, ebenso entschiedene Entgegnungen Biegelebens hervorzurufen. „Biegeleben" — hat später der Kaiser zu Dörnberg gesagt — „ist im Ministerium des Aeußern noch der einzige Mensch, mit welchem etwas anzufangen ist." Dörnberg hat diese Aeußerung dem Herrn Hofrate berichtet und die Worte „jetzt ist für Sie der Moment zum Avancement gekommen", hinzugefügt. Von da an wäre Herr von Biegeleben für die Bundesreform, wie Pamino in der Zauberflöte, durch Feuer und Wasser gegangen, und er hat es auch damit wenigstens bis zur Exzellenz gebracht.

Nachdem am 28. April die Regensburger Herren wieder in Wien angelangt waren, hatte am 30. Dörnberg Audienz bei dem Kaiser, welcher sich mit aller Entschiedenheit für die Bundesreform nach dem Plane der Dörnberg-Grubenschen Arbeit, ausdrücklich für das Direktorium von drei Fürsten, für den Fürstentag und die ihm auf diesem zufallende persönliche Rolle ausgesprochen. Und nun endlich hat er auch den Baron Dörnberg beauftragt, über die Angelegenheit mit Schmerling zu reden, welcher damit, nachdem er durch mich schon längst mit der Sache in jeder Beziehung bekannt war, nun endlich in die amtliche Erledigung derselben hereingezogen wurde. Mußte sich der Staatsminister eine solche Behandlung gefallen lassen, so durfte ich mich nicht über die Komödie beschweren, welche Dörnberg mit mir gespielt hatte, indem er mich, nach längerem vertrauten Verkehre, bei sich einführen ließ.

Bis zum 20. Mai indessen schlief die Angelegenheit wieder. Rechberg war krank, und Gagern gab ihm schuld, daß er diesen Umstand benutze die der Beratung zugewiesenen Schriftstücke zurückzuhalten und damit die Sache zu hemmen. Am Abend des genannten Tages aber ließ mich Schmerling rufen und besprach mit mir die beiden Bundesreformvorlagen. Er war entschieden für die Dörnberg-Grubensche, gegen die Biegelebensche, übergab mir jedoch beide

Arbeiten mit dem Auftrage, bis zum nächsten Morgen, wo eine die Sache betreffende Besprechung mit dem Minister des Aeußern bevorstand, ihm dazu meine schriftlichen Bemerkungen zu machen. Was von mir ursprünglich ausgegangen war, kehrte nach mancherlei Schicksalen zu meiner Begutachtung zurück. Tags darauf zeigte mir der Staatsminister brieflich an, daß er in der Reformangelegenheit bei Rechberg und Biegeleben volle Uebereinstimmung mit seinen Ansichten gefunden, — eine sehr optimistische Befriedigung, denn jeder der beiden Herren vom auswärtigen Ministerium hatte seine Hintergedanken; einer war so falsch wie der andre. Rechberg, der politischen Lage überhaupt nicht gewachsen und von Stuttgart her beeinflußt, wo die Kronprinzessin thätig war, schwankte entweder von einem Tage zum andern oder wollte absichtlich über seine wahren Ziele irreleiten.

Dörnberg, welcher, von Gruben unterstützt, am 31. Mai dem Staatsminister einen ausführlichen Vortrag über den Zusammenhang der deutschen Bundesreform mit der politischen Weltlage gehalten, um die Notwendigkeit einer Beschleunigung dieses großen Schrittes zu beweisen, und auf seiten Schmerlings alle Aufmerksamkeit und Zustimmung getroffen, war am 1. Juni in abermaliger Audienz bei dem Kaiser, welcher seine volle Uebereinstimmung mit ihm und Schmerling erklärte, und seinen Entschluß aussprach noch im Juni die Fürsten nach Frankfurt einzuladen. Er halte diesen Weg für den einzigen, welcher zum Ziele führen könne, denn mit den Ministern und Diplomaten sei nichts anzufangen. Am folgenden Tage aber hatte Dörnberg eine Unterredung mit Rechberg, in welcher dieser, als ob er es darauf abgesehen, die Aeußerung des Kaisers zu bewahrheiten, ihm geradeheraus erklärte, daß aus der Bundesreform nichts werden dürfe. Als ich einige Wochen später in Heidelberg war, erzählte mir Heinrich von Gagern, daß die Kronprinzessin von Württemberg sich durch den Stuttgarter Rechberg mit dessen Bruder, dem österreichischen Minister, in Verbindung gesetzt und durch die nämliche Vermittelung eine „befriedigende" Zusicherung über die österreichische Politik gegenüber Rußland erhalten habe. Rußland aber bedeutete Preußen, und sollte dieses „befriedigt" werden, so

durfte die Bundesreform nicht zu stande kommen. Heinrich von Gagern wußte das durch Varnbüler, welcher bald nachher, von Berlin kommend, in Wien war, wo er von politisch beteiligten Personen nur Rechberg und mich sprach. Er war am 26. Juni zwei volle Stunden bei mir und suchte mich durch alle Mittel der politischen Ueberredung für den russisch-preußischen Standpunkt zu gewinnen. Die Kreuzzeitungspartei, mit der er durch die Verheiratung einer Tochter mit einem Herrn von Below, Verwandten Bismarcks, in Verbindung gekommen, wünsche, so sagte er mir, eine Annäherung an Oesterreich. Wir sollten, bemerkte Varnbüler, das nicht zurückstoßen. Der württembergische Baron zeigte sich im Gespräche mit mir voll Polenhaß und Vorliebe für Rußland. Die russischen Einflüsse in Stuttgart traten bei ihm scharf hervor. Er erwähnte mehrmals der Kronprinzessin und ihres Unmutes, wenn von den Pariser Stipulationen wegen des Schwarzen Meeres die Rede sei. Wenn ich nach Stuttgart komme, wolle er mich mit Herrn von Titoff bekannt machen, dessen Haß gegen Stratford de Redcliffe er zu teilen schien, denn er meinte, daß letzterer hoffentlich bald sterben werde. Ueberhaupt äußerte sich Varnbüler ebenso entschieden antienglisch, wie antifranzösisch und antitürkisch, also ganz zum russischen Parteigänger gemacht. Er rechnete darauf, nach dem baldigen Tode des alten Königs Minister zu werden, was ja auch in Erfüllung gegangen ist. Er war ohne Zweifel bei Rechberg, wo ihm die Eifersucht des letzteren auf Schmerling, Biegeleben und die Regensburger Eindringlinge zu Hilfe kam, glücklicher als bei mir. Der österreichische Minister des Auswärtigen trat in schroffen Widerspruch mit den Absichten des Kaisers. Schmerling, welchem Dörnberg die Thatsache mitteilte, entgegnete, daß ein Ministerrat bevorstehe, in welchem Rechberg offen werde Farbe bekennen müssen. Inzwischen war dann die völlige Bekehrung Biegelebens vor sich gegangen. Bei Rechberg trat nun die Furcht vor dem Rivalen an die Stelle der Eifersucht gegen den Kollegen, und der Dörnbergsche Plan ging im Ministerrate unter Rechbergs Zustimmung durch. „Ich spreche noch heut mit dem Kaiser über den Modus der Ausführung" — sagte mir Schmerling, indem er mir die Thatsache mitteilte.

Das war am 5. Juni. Am Morgen des 8. aber war ich zu
:chberg beschieden, welcher eine volle Stunde lang fast unausgesetzt
:ach, um mich zu überzeugen, daß die politische Lage das Aufgeben
r Bundesreform erfordere. Der Krieg stehe vor der Thür. Oester-
ch müsse sich auf die Seite Rußlands und Preußens stellen, zu-
chst eine vorläufige Neutralität im Anschlusse an Preußen erstreben
d also aus Rücksicht für dieses den Reformplan aufgeben. Der
inister ließ mich kaum zu Worte kommen. Daß es ihm darum
thun war, mich für sich zu gewinnen und zu seiner Verteidigung
d Unterstützung zu stimmen, wurde mir erst ganz klar, als ich ihm
ı Abend desselben Tages im Stadtparke begegnete und er mich
t unglaublicher Aufmerksamkeit begrüßte.

Am 10. sprach ich einige Worte mit Schmerling. Der Kaiser,
lte er mir mit, wolle seine Gemahlin jetzt nach Kissingen bringen
d dann erst wieder nach Wien kommen, bevor er nach Frankfurt
hen werde. Er werde am 25. Juni wieder in Wien sein. Da
um einen kurzen Urlaub gebeten, um meine Familie nach Brückenau
bringen, wünschte der Staatsminister, daß ich gleichzeitig mit dem
ıiser am 25. wieder da sei. Ich war pünktlich und fand in Wien
es zum letzten Schritte vorbereitet. Es handelte sich nur noch um
: Einladung der deutschen Fürsten. Der Kaiser aber war von
ssingen nicht nach Wien zurückgekehrt, sondern ins Lager gegangen.
ızwischen hatte ich mehrmalige Unterredungen mit dem Grafen
:chberg, welcher dabei immer lange und allein sprach und mir nur
:nig das Wort ließ. Immer bemühte er sich, seine Politik vor
:r in das rechte Licht zu stellen und gewissermaßen sich zu recht-
:tigen. Er hatte in der That kein gutes Gewissen. Jetzt glaubte
an die Erhaltung des Friedens, aber für die Hintertreibung der
ındesreform hatte er nun einen andern Scheingrund. Er wollte
: Trias an die Stelle des adoptierten Planes setzen und hatte sich
zu folgenden Weg ausgedacht: Um jeden Preis muß Preußen,
ıb sei es nur auf einen Tag, für eine Beteiligung an der Reform
wonnen werden. Es wird damit aus dem Bunde scheiden und
n Norden mit sich reißen. Bayern wird sich mit dem Süden
nigen, und die Trias ist fertig! — Das wird nicht ohne Revolution

vor sich gehen. Sie ist zu wünschen. Oesterreich wird dieselbe niederschlagen und den neuen Zustand feststellen. — Nicht nur mich, sondern auch den Baron Dörnberg hat der Graf mit diesem kindischen Geschwätz unterhalten zu dürfen geglaubt. Unmöglich konnte es sein Ernst sein. Demungeachtet erzählte ich Schmerling, was ich vernommen, welcher seinerseits es dem Kaiser mitteilte.

In einem am 9. Juli gehaltenen Kabinettsrate aber zeigte sich Rechberg wieder vollständig umgewandelt und war der eifrigste Befürworter der Bundesreform nach unserm Plane. Hatte er bis dahin nur gegen die Regensburger Einmischung Opposition gemacht? — Fürchtete er mit der längeren Fortsetzung seines Widerstandes nur dem Hofrat von Biegeleben den Weg zum Ministersessel zu ebnen? — Glaubte er den Zusagen Genüge geleistet zu haben, die er durch seinen Stuttgarter Bruder und durch Varnbüler nach außen gegeben? — Hatte er nur irreleiten und täuschen wollen? — Vielleicht alles das zusammen. — Genug, der Graf Rechberg, wenige Tage vorher der auf die preußische Seite getretene, neu entstandene Gegner der Bundesreform, hat in dem Kabinettsrate vom 9. Juli sich als enthusiastischer Freund derselben entpuppt. Er hat dem Kaiser das Erscheinen aller deutschen Fürsten in Aussicht gestellt, deren keiner sich werde ausschließen können. Sollte indessen wider Erwarten der König von Preußen seine Teilnahme verweigern, so müsse, hat er mit Entschiedenheit erklärt, auch ohne Preußen vorgegangen werden. Der nämliche Graf Rechberg hat aber sodann nach seinem Sturze im Oktober des folgenden Jahres umgekehrt wieder den deutschen Fürstentag einen „unüberlegten Schritt" genannt, welchen er nie gebilligt habe. Wahrscheinlich hat er sein Charakterlosigkeit für seine Politik gehalten; aber diese seine Polit hat die Sache und ihn selbst zu Falle gebracht. In dem erwähnte Kabinettsrat wurde übrigens auch beschlossen, daß der Kaiser d König nicht in Karlsbad, sondern in Gastein besuchen und daß d Besuch nur ungefähr zehn Tage vor der Fürstenversammlung sta finden solle.

Die Reformvorlage und die Einladungen an die sämtlich regierenden deutschen Fürsten und höchsten Magistrate der fre

Städte waren ausgefertigt. Der Minister des Aeußeren erhielt diese Dokumente unter seinen Verschluß, — die Einladungen bis zu des Kaisers Reise nach Gastein, die Reformvorlage bis zu dessen Abgange nach Frankfurt. — Schmerling, der mir das alles mitteilte, war vergnügt und zufrieden, gegen mich in besonderem Grade freundschaftlich. Er gab mir abermaligen Urlaub bis zum 25. Juli.

5.

Vom Frankfurter Fürstenkongresse.

In den ersten Tagen des Juni war der Herzog von Koburg auf seinem Schlosse Greinburg an der Donau, dessen mit Zerstörung von Dokumenten verbundener Brand nicht lange vorher einige Aufmerksamkeit erregt hatte, und in Wien wurde der Besuch Seiner Hoheit erwartet. Der Herzog hatte den Kabinettsrat von Meyern vorausgeschickt, welcher auch mich hatte aufsuchen wollen, aber am Ende besser fand, es nicht zu thun. Der Herzog hatte vorgehabt, die Reichsverfassung von 1849 zu empfehlen; man hatte jedoch Meyern angeraten zu bewirken, daß sein fürstlicher Herr diesen abenteuerlichen Gedanken aufgebe. Der Hofrat von Gagern aber hatte, seinem Indiskretionsberufe getreu, dem koburgischen Kabinettsrate von der bevorstehenden Bundesreform und der Fürstenversammlung gesprochen, als einer Gelegenheit für den Herzog, sich in Wien gute Stimmung zu machen. Gagerns Schwatzhaftigkeit wurde von uns sehr bedauert. Der Plan war bis dahin im engsten Kreise geblieben. Der Herzog Ernst hatte Wien nach kurzem Aufenthalte wieder verlassen, ohne übrigens genaueres erfahren zu haben. Die Kölner Zeitung berichtete: der Herzog sei in Wien zu spät gekommen und habe die Kaiserstadt unbefriedigt verlassen.

Außer diesen und vielleicht andern ähnlichen Allgemeinheiten ist, soviel ich weiß, keinem der deutschen Fürsten vor Empfang der Einladung nach Frankfurt der österreichische Plan bekannt gewesen, und nichts kann von der Wahrheit entfernter sein, als die Ansicht,

nach welcher der Fürstentag eine Art von Fürstenverschwörung gegen Preußen gewesen wäre.

Nachdem ich meinen Urlaub benutzt, um meine in Brückenau weilende Familie zu besuchen, war ich pünktlich am 25. Juli wieder in Wien, wo ich die seit dem 21. wieder anwesenden beiden Regensburger Herren auf ihrem Agenturposten vorfand. „Was will der Mensch schon wieder hier?“ — hatte Rechberg zu Dörnbergs Anwesenheit gesagt. Schmerling teilte diese Mißstimmung nicht oder ließ sie nicht merken. Am 29. hatte ich mit Dörnberg und Gruben zusammen eine Konferenz bei dem Staatsminister, in welcher das Programm der Inscenierung des Fürstentages festgestellt wurde. Gruben hatte jeden Schritt und Tritt, der von irgend einer Person in der Sache zu thun sein sollte, mit wunderbarer und kleinlichster Bestimmtheit ausgedacht, so daß das ganze Stückchen Weltgeschichte sich wie ein Uhrwerk abspielen sollte. Schmerling stimmte kurz und trocken allem bei und bestellte mich auf den frühen Morgen des 31. zu den letzten Besprechungen über verschiedene den Fürstentag und die Reise des Kaisers nach Frankfurt betreffende Geschäfte, zu deren Verrichtung ich sogleich nach Süddeutschland abreisen mußte. Auf dem Wege des Kaisers sollte ich für würdigen Empfang sorgen und zu diesem Zwecke im rechten Augenblick geeignete Personen ins Vertrauen ziehen. In Frankfurt sollte ich das Erscheinen lithographischer Berichte über den Verlauf des Fürstentages ins Werk setzen. Mit Gruben waren Telegramme in Worten, die nur für mich verständlich waren, verabredet, um mir anzuzeigen, daß die Einladungen an die Fürsten abgegangen seien und der Kaiser in Gastein dem König von Preußen die Einladung mündlich erstattet habe, was für mich das Signal sein sollte, die Nachricht einigen Personen und Zeitungen mitzuteilen. Als ich von Schmerling Abschied nahm, sprach er mit einer Mischung von Hoffnung und Resignation über die Sache. „Wir haben gesehen,“ sagte er — „an welchen elenden Fädchen oft die wichtigsten Angelegenheiten hangen und sind Fatalisten geworden. Wir sind wirklich schon unter die Türken gekommen.“ Als ich am folgenden Morgen nach München abreiste, fand ich den Baron Gruben im Bahnhofe auf mich wartend, um mir zur Reise Glück zu wünschen.

m Wege dahin hatte er in der Mariahilfer Kapelle die Jung-
m Segen für das Unternehmen angefleht! — Merkwürdiger
atz zu dem unter-türkischen Fatalismus des Staatsministers!
h hatte es überhaupt in dieser Zeit mit wunderlichen Gegen-
ver Menschen und ihrer Ansichten und Bestrebungen zu thun.
: Tage vorher hatte ich bei Gagern den Vicomte de Chabrol,
ungen französischen Legitimisten aus der Umgebung des Duc
mbord kennen gelernt, einen Mann von Geist, Kenntnissen
:n Ansichten der jungen, quasi-liberalen Fraktion der Legi-
t, und noch am Vorabend meiner Abreise hatte der Graf
erg mich mit zwei Polen zusammengebracht, welche unzweifel-
m Jesuitenorden angehörten oder affiliiert waren. Der eine
ien war ein auffallender, unheimlicher Mensch, der in seinem
etwas Wildes, Pantherartiges hatte, und dabei noch mit ge-
zvollen Reden und Andeutungen Eindruck zu machen suchte,
er bei mir nur seinen Zweck verfehlte. Er war ursprünglich
rr von Corvin, wurde mir aber als Graf Collalto bekannt
t, und Enzenberg erzählte mir, daß der Mann ganz Europa
ien großen Teil von Asien und Afrika bereist, um der Frei-
ei nachzuspüren, auch in der päpstlichen Armee die Schlacht
stelfidardo mitgemacht habe. Ihn mit mir zusammenzubringen,
n Enzenberg ein zweckloser Einfall.

och um, bevor ich den weiteren Verlauf der Dinge erzähle,
n Baron Gruben und sein Verhältnis zur Jungfrau Maria
kommen, muß ich die Gelegenheit benutzen zu bekennen, wie
ist etwas kindlich den Mann damals in einem Briefe an meine
beurteilte. Ich schrieb ihr: „Baron Gruben läßt sich Dir
len. Sein Lieblingsplatz ist und bleibt das Paradiesgärtchen,
hat ein so kindlich unschuldiges Gemüt, daß er wirklich auch
Paradies paßt. Er liebt alles, was er als gut, und haßt
was er als bös betrachtet, arbeitet rastlos an seiner guten
betrachtet täglich einige Stunden lang im Stereoskop das
einer Frau und seines Kindes, glaubt an die Träume der
i und urteilt über viele Dinge so naiv, wie ein fünfzehn-
s Mädchen." Daß er bei dieser Naivetät dick und fett wurde

und sich ein ansehnliches Vermögen zu sammeln wußte, war ich selbst so naiv, erst später wahrzunehmen.

Auch eine Stelle aus einem andern Briefe an meine Frau muß ich hier anführen. Am Tage vor Antritt meiner Reise schrieb ich ihr nach Brückenau: „So wären wir in der großen Sache, welcher in den letzten Jahren mein Leben gewidmet gewesen ist, bei der Entscheidung angelangt. Ehe der Monat August vergeht, wird in dem einen oder dem andern Sinne die große Wendung eingetreten sein. Wie sehr muß ich abgestumpft sein, daß ich dabei so ruhig bleiben kann! Indessen fühle ich doch ein leises Beben der Seele, wenn ich mir die Wichtigkeit der Entscheidung vergegenwärtige. Werden diesmal die Erwartungen getäuscht, so ist es mit der Sache fertig, und wir wissen wenigstens, woran wir sind."

Der Zufall wollte, daß der gleiche Eisenbahnzug, mit welchem ich am 1. August von Wien abfuhr, auch den Kaiser nach Salzburg brachte, von wo er sich nach Gastein begab, um den König von Preußen zum Fürstenkongresse nach Frankfurt mündlich einzuladen. Gewiß hat Seine k. k. Majestät keine Ahnung gehabt, daß unbeachtet nicht weit von ihm der Mann saß, welcher ihn zu dieser Fahrt in Bewegung gesetzt. Aber Anfang und Ende der großdeutschen Politik — ich und der Kaiser von Oesterreich — wurden in der That bis nach Salzburg von der gleichen Lokomotive einem von mir aufgestellten und vom Kaiser verfehlten Ziele entgegengeführt.

In München war mein erster Gang zu Lerchenfeld, an den mir Schmerling einen Brief mitgegeben. Der Münchener Freund und Parteigenosse war darin nur auf meine mündlichen Mitteilungen verwiesen und ich ließ zwei Tage vergehen, bevor ich den Brief ablieferte. Inzwischen verbrachte ich die Zeit im Umgange und politischen Gesprächen mit ihm. Ich befand mich in peinlicher Spannung. Wir machten eine Exkursion an den Starnberger See. In München war ich, um meine Gedanken von dem einen Gegenstande abzulenken, andächtiger Zuschauer eines Puppenspieles auf dem Dultplatze, ohne zu ahnen, daß der bevorstehende Fürstentag auch nur bestimmt sei, den historischen Rang eines Puppenspieles einzunehmen, dessen Dichter ich war. Endlich am 4. August abends 5½ Uhr erhielt ich die

verabredete telegraphische Depesche: „Ihre Wünsche sind erfüllt.“ Ich wußte, daß ich es zu übersetzen hatte: „Die Einladungen an die Fürsten sind abgegangen.“ Ich fuhr noch in der Nacht nach Augsburg, wo ich ein zweites Telegramm, zum Gebrauche für die Oeffentlichkeit, zu erwarten hatte. Dort brachte ich den 5. zu, und traf an der Mittagstafel des Dr. Orges von der Allgemeinen Zeitung mit dem russischen Staatsrate Baron von Köhne zusammen, dessen ich später mehrfach zu gedenken haben werde. Die Bekanntschaft erhielt mit dem ersten Tage einen besonderen Charakter, welchen ich nicht unterlassen kann, hier sogleich zu kennzeichnen. Bei Politik und dem Champagner des Dr. Orges war der Nachmittag verflossen. Spät in der Nacht saß ich dann noch im Gasthause zu den „Drei Mohren“ bei einer Flasche Wein mit dem Petersburger Herren zusammen. Durch meine objektiven und gerechten Urteile über russische Interessen aufgemuntert, bot mir der Herr Staatsrat für den „Botschafter“ Mitteilungen aus Rußland an. Es sei ihm aber unbequem — bemerkte er dabei — seine Sendungen zu frankieren und er wünsche das Porto, welches er mir verursachen werde, im voraus zu vergüten. Er zog dabei seine Brieftasche heraus, nahm aus dieser ein Paket Banknoten und legte es in meine Hand. Ich gab es, als ob ich den Sinn nicht verstehe, zurück. „Sehen Sie“ — sagte er, eine Hundertrubelnote herausziehend und mir dieselbe reichend — „die macht niemand nach,“ — was, beiläufig gesagt, sich bei Michel Bakunin nicht bewährt haben soll. „Nicht leicht“ — erwiderte ich, die Note zurückreichend. Mein Verfahren schien zu verstimmen, aber unbefangen setzte ich unsre Unterhaltung fort, indem ich nur bemerkte, „Der Botschafter“ werde für so großes Porto verursachende Mitteilungen keinen Raum haben, und den Herrn Staatsrat einlud, mich in Wien zu besuchen. Da ging die Thür auf und der Telegraphenbote überbrachte mir die erwartete Wiener Depesche. Sie lautete: „August hat seine Freunde zur Beratung der Ihnen bekannten Angelegenheit nach F. eingeladen. Die Reise zum Onkel hatte den gleichen Zweck.“ Meine Brieftasche enthielt diesen nämlichen Wortlaut und darunter als Dechiffrierung das folgende: „Se. Majestät der Kaiser hat an sämtliche Mitglieder des Bundes eine

Einladung zu einem deutschen Fürstenkongresse erlassen, um die Bundesreform mit denselben in unmittelbare Beratung zu nehmen. Die Reise Sr. Majestät nach Gastein hatte den Zweck, dem Könige Wilhelm die betreffende Einladung persönlich zu überbringen."

Meine Aufgabe war nun, die große Neuigkeit in die Oeffentlichkeit zu bringen. Das Telegramm benachrichtigte mich nach Einverständnis, daß dies gleichzeitig in Wien geschehe. Es war nachts 12 Uhr. Ich eilte auf die Redaktion der Allgemeinen Zeitung, weckte Dr. Orges aus seinem ersten Schlafe und teilte ihm die Nachricht anfangs nur mündlich mit. Es war begreiflich, daß er sie mit Vorsicht aufnahm. Ich legte ihm das Blatt in meiner Brieftasche vor. Nun war er vom Ernste der Sache überzeugt. Am nächsten Morgen stand die Nachricht in der Allgemeinen Zeitung und im Beiblatte ein von Gruben im voraus über das Ereignis geschriebener Artikel. Ich expedierte eine Menge bereit gehaltener Briefe und war um 1 Uhr auf dem Wege nach Nürnberg.

Hier sollte ich den „Korrespondenten von und für Deutschland" für die Sache in Bewegung setzen. Ich mußte den Redakteur, Herrn Dr. Feust, im Dorfe Thon aufsuchen, wo er nachmittags in einem Garten einsam und ungestört die Angelegenheiten der Welt zu bedenken und lenken pflegte. Die große Neuigkeit machte auf den Weltweisen keinen Eindruck, sei es, daß ihm schon das nil admirari zur andern Natur geworden, oder daß er einiger Zeit bedurfte, die Nachricht in „Nürnberger Ware" umzugestalten. Er erklärte mir, daß der „Nürnberger Korrespondent" vorderhand gar nichts über die Sache sagen werde. — Ich kehrte um die Erfahrung reicher, wie wenig politischer und andrer Verstand dazu gehört, eine angesehene Zeitung herauszugeben, nach München zurück.

Es handelte sich noch darum, dem Kaiser auf seiner Fahrt nach Frankfurt in Bayern einen Empfang zu bereiten, welcher ihn in die zur Vollbringung seiner Aufgabe wünschenswerte Stimmung versetzen sollte. Nicht die nüchterne Arbeit büreaukratischer Minister und impotenter Diplomaten sollte er einleiten; er sollte die Fürsten mit sich fortreißen, mit einem Schritte das deutsche Fürstentum in ein nationales Amt verwandeln. In ihm selbst sollte dazu das rechte

ewußtsein lebendig sein. Die Künstlichkeit der beabsichtigten Ein-
irkung widerte mich an; doch wollte ich mich dem Auftrage nicht
ıtziehen. Ich wußte ja, wieviel von dem, was sich von selbst zu
egeben scheint und von den Historikern tiefsinnig als Wirkung des
enius der Geschichte erklärt wird, nichts andres als eine historische
ntrigue ist. Von Wien sollte mir nach München telegraphisch das
ıßerliche Itinerarium mitgeteilt werden. Im Umgange mit Lerchen-
ld, Wydenbrugk, Hegnenberg und andern Freunden wartete ich
ergebens bis zum 9., traf einige allgemeine Verabredungen, und
ar am 10. in Frankfurt.

Was mir hier zu thun übrig blieb, bestand in der Einrichtung
er lithographischen Berichterstattung über den Fürstentag, welche
nter dem Titel „Kongreßberichte" erschienen und an alle großen
uropäischen Blätter versandt worden ist. Im voraus hatte ich für
ie Redaktion derselben den Dr. Aurelio Buddeus gewonnen. Ich
ınd alles vorbereitet. Es sind von diesen Blättern achtzehn Nummern
rschienen, deren erste vom 15. August, die letzte vom 2. September
atiert ist. Da zu den Quellen der darin enthaltenen Mitteilungen
ie Indiskretion eines der Fürsten selbst gehörte — des kleinsten,
nd ich glaube jüngsten unter allen, — so dürfen sie immerhin auf
ie Beachtung des Historikers Anspruch machen. Unsre dieser In-
iskretion verdankte Kenntnis dessen, was in den Sitzungen des
ongresses vorging, überraschte bei Gelegenheit in dem Grade, daß
er österreichische Bundespräsidialgesandte das Blatt mit dem Aus-
ufe: „Na, da hört denn doch alles auf!" aus der Hand fallen ließ.

Bei dem Besuche, welchen ich bald nach meiner Ankunft dem
Baron Kübeck abstattete, schien dieser es sehr empfunden zu haben,
aß er ganz außer dem Geheimnisse geblieben. Man hatte auf der
Gesandtschaft nur eine ganz allgemeine Kenntnis, daß der Baron
Dörnberg in dem so außergewöhnliche Wege gehenden politischen
Vorgange eine Rolle gespielt, und ich wurde um Aufklärungen ge-
eten. Ich sagte nur, daß ich im vorigen Jahre Dörnberg in Regens-
urg besucht und ihm den Gedanken des Fürstentages, sowie meinen
Bunsch ausgesprochen, diesen Gedanken persönlich dem Kaiser vor-
utragen. Es sei möglich, daß darauf der Regensburger Herr, welcher

bei dem Kaiser freien Zutritt habe, seine Stellung zur Förderung der Sache benutzt.

Als ich von Wien abreiste, hatte Schmerling nicht gewünscht, daß ich den Grafen Rechberg davon unterrichte. Der Staatsminister hatte geglaubt, daß er den Kaiser werde zu begleiten haben. Er erzählte mir später, daß er noch im letzten Augenblicke diesen deshalb befragt habe: „Wenn ich Sie mitnehme" — habe Se. Majestät geantwortet — „was bin dann ich!" — — Rechberg, der also nichts von der Publikation der lithographischen Berichte wußte, brachte, unter Biegelebens Kommando seiner Kanzlei attachiert, einen förmlichen Stab offizieller Publizisten, den Hofrat Lackenbacher, den Dr. Brühl, den Dr. Tuvora und andre mit sich. Ich setzte, ohne von allen diesen Herren jemanden zu sehen, meine Direktion der Kongreßberichte fort. Als ich endlich bei Antritt meiner plötzlichen Reise nach England nicht vermeiden konnte, mich bei dem Grafen Rechberg zu melden, bemerkte dieser mit einiger Empfindlichkeit: „Hätte ich gewußt, daß Sie hier sind, ich hätte einiges anders angeordnet." — „Sie wissen, Excellenz, daß ich eine schwierige und nicht klar definierte Stellung habe" — entgegnete ich. — „Es ist wahr" — antwortete der Minister — „und ich mache Ihnen keinen Vorwurf." — Ich erwähne das, weil das damit wiederum beleuchtete Verhältnis der beiden Minister zu einander und zu der Angelegenheit des Fürstentages nicht ohne historische Bedeutung ist, — zugleich um dem Grafen Rechberg auch bei dieser Gelegenheit das Zeugnis zu geben, daß er gegen mich immer in hohem Grade rücksichtsvoll gewesen.

Neben der Herausgabe der lithographischen Berichte beschäftigte mich eine lebhafte briefliche und telegraphische Berichterstattung an den „Botschafter" in Wien. Ich befand mich dazu in einer bevorzugten Lage. Mehrmals aber wurden meine Telegramme irgendwo und von irgendwem aufgehalten. Eins derselben brauchte zwanzig Stunden, um an seine Bestimmung zu gelangen. Auch das englische Publikum erhielt durch mich die ersten und genauesten Belehrungen über den Kongreß und seine Ziele. Die Daily News vom 11. enthielten einen Artikel über die deutsche Bundesreform aus meiner Feder, und Herr Lawrence Oliphant, ein merkwürdiger Mann, den

ich damals in Frankfurt kennen lernte, wo er sich als Berichterstatter der Morning Post aufhielt, schrieb seine Briefe nach meinen Angaben und unter meinem Einflusse, wenn auch nicht in dem Geiste, welchen ich gewünscht hätte.

Niemand kann mir schuld geben, daß ich mich während des Fürstentages in Frankfurt hervorgedrängt oder nur bemerklich gemacht hätte, und eine Andeutung meines Anteiles an dem Vorgange ist nicht über meine Lippen gekommen. Nichtsdestoweniger war dieser Anteil nicht ganz unbekannt geblieben, und es wurde mir sogar ein Einfluß zugeschrieben den ich nicht besaß. Der Graf von der Decken aus Hannover besuchte mich und trug mir vor, daß der König den österreichischen Plänen zustimmen werde, aber dafür die Würde eines Reichs-Großadmirals für die Krone Hannover erwarte, und er führte mich zu dem hannöverischen Minister Grafen Platen, welcher mit seinem Könige anwesend war. Konstantin Frantz, welcher von Berlin gekommen war, suchte mich auf, und äußerte als Einleitung zu tadelnden Bemerkungen über das, was vorging, man sage, daß ich der eigentliche Faiseur sei. Vielleicht waren solche Urteile den Herren von Dörnberg und von Gruben zu Ohren gekommen, welche mir zu verstehen gaben, daß sie fürchteten, durch mich kompromittiert zu werden. „Wie erhebend" — sagte mir Gruben — „muß für Sie das Bewußtsein sein, daß, während von allen den Tausenden um Sie her niemand es ahnet, Sie doch eigentlich diese ganze große Begebenheit in Bewegung gesetzt haben." — Dabei bat er mich, ihn und Dörnberg nicht im Gasthause zu besuchen, und er selbst kam nur verstohlen zu mir, um mir die indiskreten Mitteilungen des Fürsten von Liechtenstein aus der hohen Versammlung zu hinterbringen. Ich habe freilich den Baron Dörnberg so stark kompromittiert, daß er für meine Bemühungen und Gedanken in den Grafenstand erhoben worden ist, und seine Bescheidenheit scheint ihm nicht erlaubt zu haben, sich noch weiter kompromittieren zu lassen. In einem Gespräche, welches ich über diese Kompromittierungsfrage mit Gruben hatte, bemerkte ich diesem, daß ich seine und Dörnbergs Bescheidenheit sehr bewundere, meinesteils aber kein Freund von Hinterthürbekanntschaften sei, ohnedies auch, da meine Aufgabe mit der

Verwirklichung der Fürstenzusammenkunft beendigt sei, an meine Abreise denke.

Ich war in der That mißstimmt. Nicht etwa durch die Dunkelheit meiner Stellung in einem von mir geschaffenen glänzenden Vorgange, sondern durch die Verächtlichkeit der Gesinnung von Menschen, die mir nahe gekommen waren, vor allem aber durch eine unbestimmte Ahnung, daß der Fürstenkongreß zu keinem praktischen Ergebnisse führen werde. In meinem Kissinger Memoire hatte ich gefordert, daß die Fürsten gleichzeitig mit ihrer Zusammenkunft eine Versammlung von Abgeordneten ihrer Landesvertretungen nach Frankfurt berufen möchten, und nicht mit Unrecht war mir die Befolgung dieses Rates als die Grundbedingung des Gelingens der ganzen Aufgabe erschienen. Die Ausführung mochte ihre Schwierigkeiten haben, die aber, wenn man sich vom rechten Geiste hätte leiten lassen, nicht unüberwindlich gewesen wären. Daß dieser Geist in Wien gefehlt hat, geht zur Genüge aus dem hervor, was ich im vorigen über die Wiener Politik zu erzählen gehabt habe; und in der That läßt sich ja auch behaupten, daß die Regierung eines großen Reiches, welche sich von einigen fremden Privatpersonen den Plan zu einem dessen ganze Zukunft in sich schließenden politischen Unternehmen oktroyiren läßt, unmöglich das Zeug in sich haben kann, diesen Plan auszuführen. Jetzt waren, gleichzeitig mit den Fürsten, in Frankfurt die freiwillig zusammengekommenen Mitglieder deutscher Volksvertretungen anwesend, und die Fürsten oder ihre Ratgeber wußten diese Gunst der Umstände — eine geradezu unschätzbare Gunst — nicht zu benutzen! — Und es wäre nicht allzu schwer gewesen. Diese Deputiertenversammlung, obschon in der Hauptsache preußisch gesinnt, enthielt Elemente, welche nur auf ein Entgegenkommen von seiten der Fürsten warteten. Das Oberhaus und Unterhaus eines deutschen Reichsparlamentes waren thatsächlich beisammen. Sie gingen, nachdem sie, jedes für sich, parliert, wieder auseinander. Das war alles!

Ich habe mir die Ursachen einer niedergeschlagenen Stimmung damals vielleicht nicht ganz klar gemacht, aber ich hatte sie. Auch gab es bestimmtere Anzeigen, welche nicht auf glücklichen Erfolg deuteten. Nicht genug, daß der König von Preußen den dringendsten

reden der versammelten Fürsten kein Gehör geschenkt, schien auch Bayern sich sogleich eine dem Reformplane ungünstige Strömung tend zu machen. Ich begegnete in der Stadt dem Herrn Von : Pfordten. Er redete mich an, und aus seinem Munde mußte entschieden gegnerische Bemerkungen vernehmen.

Es war eine zweifelhafte Erheiterung, von Gruben die pikanten iekdoten wiederholen zu hören, welche ihm unser Berichterstatter s der Fürstenversammlung, der augenscheinlich zur Satire ge= igte Fürst von Liechtenstein, erzählt hatte. „Einem der Kleinen" tte sein Minister etwas aufgesetzt, was er vorkommenden Falles lesen sollte. Sereniſſimus verwechselte zwei Blättchen in seiner ieftasche und las von dem falschen etwas ab, was mit der be= rochenen Angelegenheit nichts zu thun hatte. — Der Großherzog n Hessen war gefragt worden, was in der ersten Sitzung der ver= mmelten Fürsten der Kurfürst gesagt habe. „Kommen Sie mit die Ecke, ich will es Ihnen anvertrauen" — hatte Se. Königliche heit geantwortet. „Brrlewrrlewrrlewrrle hat er gesagt, und ich möchte r wissen, wie es der Herr von Biegeleben zu Protokoll gebracht t." — Ich war der Meinung, das Protokoll habe der König von achsen geführt. — Ein andrer von den deutschen Souveränen hatte s Verlangen Preußens, im Bundespräsidium mit Oesterreich ab= wechseln, mit dem Verfahren eines Menschen verglichen, welcher it einem andern in eine gemeinsame Badewanne zu steigen vorgibt, er hineinpißt, damit dem andern die Luft zur Gemeinsamkeit rgeht!

Genug der Anekdoten! — Was ich erzähle, soll und kann kein emälde im historischen Stile sein. Dazu hat mir das Material ıd hätte mir nach dem Ausgange des großen Unternehmens wohl ich die Luft gefehlt. In meine Komposition darf ich mir erlauben, ich Hunde, Katzen und Insekten aufzunehmen, welche überhaupt chts darstellen soll, als das Leben, an welchem ich, wesentlich im llen, unwesentlich in der Oeffentlichkeit, beteiligt war.

6.

Episode einer handelspolitischen Reise nach England. New Castle on Tyne. Somerset Beaumont, Mr. Hutt und verschiedene englische Notabilitäten. Sir William Armstrong. Anwesenheit bei Experimenten mit seiner Kanone. Teilnahme an den Bewirtungen der British Association in großer Gesellschaft ausgezeichneter und weltbekannter Personen. In London: Kinglake. Mr. Delane und eine englische Dummheit.

Mitten im Verlaufe des Kongresses kam mir die Veranlassung zu einer auf kürzeste Zeit berechneten Reise nach England. Diese Veranlassung ging von den englischen Anregern des mit Ende des Jahres 1865 zum Abschlusse gelangten österreichisch-englischen Handelsvertrages aus, welche der Meinung waren, daß ich der rechte Mann sei, die in England herrschenden Zweifel an den österreichischen Zuständen zu beseitigen und dem Glauben an die ernsthaften Absichten der österreichischen Regierung zu Hilfe zu kommen. Die Aufforderung kam in der Form eines Telegrammes, welchem ein Brief folgte. Ich trug die Sache schriftlich dem in Wien anwesenden Staatsminister, mündlich in Frankfurt dem Grafen Rechberg vor. Beide Minister erklärten sich für die Reise.

Der empfangene Brief ist zu bezeichnend für die Art, wie politische Geschäfte von nicht geringer Wichtigkeit jenseits des Kanales zuweilen betrieben werden, als daß ich es unterlassen könnte, denselben, mit Weglassung einiger unwesentlicher Längen, hier mitzuteilen. Er ist datiert:

„Bywell Hall Newcastle on Tyne, 22. Aug. 63.

„My dear friend. — We want you to come over to us for a few days. Next week the British Association holds it's great meeting in Newcastle. It lasts from Monday 24th to Monday 31st. — A number of most distinguished men are here from all parts of England. Among them is Mr. Hutt, the Chief of the Board of Trade. He is under the Beaumont influence here, and will be the proper channel for communication with Gladstone and Lord Russell. He is ready for any thing, and if you talk to him as you can do, he will enter into any plan we strike out.

„If you left Frankfort on Wednesday next the 26th, you ›uld be here on Friday 28th, assist at the great banquet Beau- ›nt gives on the 31st to 160 people, and then stay a day or o and put matters seriously in train with Mr. Hutt. Newcastle a most important commercial centre, and with Hutt under our nd, there is no saying what we may not accomplish. You are ‹ very man to help us and do incalculable good. Yours ever thfully, Arthur.“

„Arthur“ pflegte ſich Frau von Bury zu unterſchreiben.

Ich verließ Frankfurt am Abend des 27. Auguſt. Als ich am . in Newcaſtle ausſtieg, ſtand Somerſet Beaumont vor mir, um ch zu empfangen und nach ſeiner 15 engliſche Meilen entfernten ›hnung, der auf einer Felſenbank am Tyne-Fluſſe gelegenen alten ırg Bywell Caſtle zu führen, in deren altem Gemäuer er ſich eine hauſung eingerichtet, während ſein älterer Bruder Wentworth aumont — der Lord of the manour — das nahe gelegene Land- ıs Bywell Hall bewohnte.

In der alten Burg mit modernem Anbau, wo ich die Frau von ry mit Gemahl und zwei Töchtern als Gäſte fand, ſah ich mich einer reizenden Umgebung. Zu Füßen der Felſenbank rauſchte Tyne und das Auge fiel auf prachtvolle Bäume und Wieſen — weit das Auge reichte, alles Beaumontſches Eigentum, auf welchem ter hin zahlloſe Schornſteine der Dampfmaſchinen von Bergwerken › Fabriken rauchten.

Gleich am erſten Tage erhielt ich mit Somerſet Beaumont und Bury eine Einladung zum Diner bei dem Right Honourable . Hutt, dem Vorſteher des Board of Trade oder Unterſtaats- etär des Handelsminiſteriums, zu deſſen Beſitze wir 15 engliſche ilen weit fahren mußten. Dabei bekam ich einen intereſſanten l Nordenglands zu ſehen: romantiſche Hügel, mit Wald bedeckt › von Schluchten durchſchnitten, an denen da und dort eine alte rg hing, — darunter die des Percy von Northumberland, bei :n Anblick mir die Kraftverſe von Herders Ueberſetzung der viotjagd durch den Kopf gingen. Das Diner war weniger poetiſch die Fahrt. Dafür ſah ich mich in vornehmer Geſellſchaft und

mußte mich natürlich geschmeichelt fühlen, einer zwar alten, aber um so mehr dekolletierten und mit Diamanten beladenen „Nichte von vier Herzögen“ gegenüber zu sitzen. Vor allem aber gewährte mir die Einladung Gelegenheit, für den Zweck meiner Reise zu wirken. Außer Herrn Hutt selbst lernte ich Herrn Mallet, eine einflußreiche Person im englischen Handelsministerium kennen, welcher nachher mit seinem Chef in Wien war. Den beiden Herren suchte ich zu beweisen, daß Oesterreich durch die deutsche Bundesreform nicht auf das Schutzzollsystem zurückgeworfen werde, sondern daß umgekehrt in der engeren Verbindung Oesterreichs mit Deutschland die Nötigung zum Fortschritt auf der Bahn einer liberalen Handelspolitik liege. Ich stieß bei Hutt auf eine sehr skeptische Auffassung. „Der Graf Rechberg“ — bemerkte der englische Handelsminister — „hat einen Vorrat schöner Redensarten von liberalen Absichten, Revision des Tarifs und solchen Dingen; aber mit den Redensarten ist England nicht gedient.“ Meine Darstellung und Beweisführung schien indessen doch einigen Eindruck zu machen.

Am 31. nahm ich dann an dem großen Gastmahle teil, welches Somerset Beaumont den sämtlichen anwesenden Mitgliedern der British Association und durch die Versammlung herbeigezogenen ausgezeichneteren Fremden gab. Ich saß neben Wentworth Beaumont, mit welchem sein Bruder mich bei dieser Gelegenheit bekannt machte. Ich erfuhr, daß derselbe Eigentümer der berühmten Bleibergwerke von Allenheads in Northumberland sei. Nicht weit von mir saß ein berühmter Nordamerikaner, der Verfasser der epochemachenden Werke über die Winde und das Meer, Lieutenant Maury, welcher, wenn ich nicht irre, als leidenschaftlicher Parteigänger der Südstaaten sich durch den Verlauf des amerikanischen Bürgerkrieges hatte bestimmen lassen, die Vereinigten Staaten zu verlassen. Flüchtig erneuerte ich mit ihm eine von meinem Besuche in Washington datierende Bekanntschaft. Nach Aufhebung der Tafel wurde ich von Wentworth Beaumont mit seinem Schwager, dem jungen Lord Hubert Canning, bekannt gemacht, mit welchem ich eine kleine lebhafte Kontroverse über den deutschen Bundesreformplan hatte. Der angehende englische Diplomat gab sich als entschiedener Gegner aller Föderativ-

verfassungen zu erkennen, deren Vorzüge ich vertrat, indem ich darauf hinwies, daß das britische Reich genau genommen ja auch eine Föderation sei, — eine Ansicht, welche er nicht für richtig wollte gelten lassen. Forster hatte damals noch nicht, wie nachher am 13. März 1865, im Unterhause gesagt: „The principle was becoming every day more established that the relations between this country and the Colonies of British Northamerica were very much on the basis of an offensive and defensive alliance between two selfgoverning communities united together by allegiance to one legitimate souvereign." Also nicht einmal Föderation, sondern bloße Personalunion! —

Um meinen Bruder Karl zu sehen, welcher seit einiger Zeit in Edinburg lebte, fuhr ich am 1. September bei frühem Morgen nach der schottischen Hauptstadt und war in der Nacht wieder in Newcastle, wo Somerset Beaumont, unter telegraphischer Anzeige nach Edinburg, die Fürsorge getroffen hatte, in einem Gasthause für mich ein Zimmer zu bestellen. Er sorgte überhaupt für mich wie für einen Bruder und bedachte meine kleinsten Bedürfnisse.

Am 2. wohnte ich, auf Einladung von Sir William Armstrong, den unter seiner persönlichen Leitung ausgeführten Experimenten mit der Armstrongkanone bei. Sie wurden am Meeresufer angestellt. Eine Anzahl von Scheiben, welche drei hintereinander stehende Kompanieen Infanterie darstellten, wurden durch die Explosion einer einzigen Hohlkugel niederen Kalibers in kleine Fragmente zersplittert, wobei das Ziel vom Standorte aus nicht gesehen werden konnte und die Bahn des Geschosses in flachem Bogen eine Erhöhung des Bodens überschreiten mußte. Kugeln, weit hinaus in das Meer geschossen, zeigten in der Ferne die Wirkung der Explosion bei der Berührung mit dem Wasser. Nachher nahm ich teil an einem von Herrn Palmer, dem großen Erbauer eiserner Kriegsschiffe, in seinem Landhause am Meere gegebenen Frühstück, bei welchem ich die Bekanntschaft des Admirals Sir E. Belcher machte und mit verschiedenen Personen mich über die österreichisch-deutsche Politik unterhielt. Am Abend endlich sah ich mich bei Sir William Armstrong in Gesellschaft von mehreren hundert Herren und Damen an glänzender Tafel. Als

Präsident der British Association gab Sir William jeden Abend während der Dauer der Versammlung ein Diner für mehr als hundert Personen. Unter den zahlreichen, obschon natürlich immer nur flüchtigen Bekanntschaften, welche ich bei ihm machte, waren die des Entdeckers der Nilquellen, Kapitän Grant, die des Sir Roderick Murchison, des Sir Charles Lyell, des großen Ingenieurs Scott und des Malers Cooke für mich von besonderem Interesse. Bezeichnend für englischen Geschmack fand ich es, daß die Tafelmusik zum Diner auf einer im Saale stehenden großen Kirchenorgel aufgespielt, beim Dessert eine äußerst kostbare venetianische kleine Spieluhr herumgereicht wurde, welche den zwitschernden Gesang eines Vogels ausführte, während ein auf goldenem Bäumchen sitzender Kolibri seine mit Rubinen, Smaragden und Saphiren besetzten Flügel bewegte. Die Halle aber, in welcher Sir William dieses Diner gab, hatte er auf seinem Landsitze in einem romantischen Parke zum Besten der Bewohner seiner Umgebung — der Arbeiterbevölkerung dieses industriellen Mittelpunktes — bauen und einrichten lassen, denen Park und Halle zu ihren geselligen Unterhaltungen offen standen. Bei Gelegenheit eines späteren Besuches in England werde ich von der noch großartigeren Liberalität eines englischen Fabrikbesitzers zu sprechen haben.

Nachdem ich noch die dem unruhigen Tage folgende Nacht auf einem der British Association zu Ehren gegebenen glänzenden Balle zugebracht, widmete ich den 3. ruhigen Besprechungen ernster Angelegenheiten mit Somerset Beaumont und trat am 4. meine Rückreise an. Ich hatte meinen Besuch nicht ohne Nutzen für den politischen Zweck verwertet. Bevor ich aber von Newcastle und seiner Umgebung scheide, wo ich in wenigen Tagen mit so vielen ausgezeichneten und weltbekannten Personen in Berührung gekommen war, muß ich einer minder interessanten Persönlichkeit erwähnen, mit welcher ich in Bywell Castle gemeinsam die Gastfreundschaft Beaumonts genoß. In der Person des Herrn Blase de Bury machte ich die Bekanntschaft des wenig bedeutenden Mannes einer viel bedeutenden Frau, ohne zu ahnen, daß er, der für seine Verdienste um die Kenntnis Goethes in Frankreich vom Großherzog von Weimar geadelt worden, sich einmal durch litterarische Schmähungen gegen die

Deutschen hervorthun werde, wie er in neuester Zeit in einem von der „Revue des deux Mondes" veröffentlichten Aufsatze über die Borgia mit besonderer Beziehung auf Gregorovius gethan, wofür er von einem Italiener im „Diritto" zurechtgewiesen worden ist.

In London, wo ich mich einen einzigen Tag aufhielt, waren verschiedene mir befreundete Personen nicht anwesend. Dagegen lernte ich Kinglake kennen. Er lud mich ein, mit ihm im Oxford- und Cambridge-Klub zu essen. In der Unterhaltung erzählte er mir, daß ihn vor einiger Zeit Dr. Orges von der „Allgemeinen Zeitung" besucht, und daß er denselben mit dem Herausgeber der „Times", Herrn Delane, in Verbindung gebracht habe. Beiläufig sei Orges gefragt worden, wie lange die Deutschen wohl noch brauchen würden, wieder ein nationales Reich herzustellen. „Fünfzig Jahre" — habe Orges geantwortet. „Welcher vernünftige Mann wird sich mit Plänen auf fünfzig Jahre beschäftigen!" — habe Delane ausgerufen. — Ich habe so viel Kluges in England gehört und gesehen, daß ich mir nicht versagen kann, doch auch eine Dummheit anzuführen. —

Am 7. September war ich wieder in Frankfurt, wo der Kongreß unterdessen zu Ende gegangen war. Ich hielt mich nicht auf, sondern eilte meine bei Verwandten in Oberösterreich anwesende Familie wieder mit mir nach Wien zu nehmen. Als ich in München in den Eisenbahnwagen stieg, war ich überrascht, mich mit Lawrence Oliphant und einem andern jungen Engländer zusammenzufinden. Es war Herr Evelyn Ashley, Sohn des Earl of Shaftesbury, Enkel und Privatsekretär des Lord Palmerston. Natürlich wurde wiederum Politik gesprochen.

7.

Im Abfall Oesterreichs von der großdeutschen Idee und beginnende Beteiligung an der Mainlinienpolitik. Schmerling und Rechberg. Wirtschaftspolitik und Korruption. Schleswig-Holstein. Verhältnis zur englischen und russischen Politik. Belehrendes qui pro quo. Staatsrat von Köhne. Abermals die Regensburger Einmischung. Das merikanische Kaisertum. John de Havilland.

Als ich am 12. September wieder nach Wien zurückkam, erzählte mir Friedrich Uhl, daß meine Anwesenheit in Frankfurt als Ursache einer schwebenden Ministerkrisis bezeichnet werde. Ich bezeichnete das Geschwätz als eine Albernheit. Indessen machte mir der Hofrat von Gagern, welchen ich zunächst sprach, einen Vorwurf daraus, daß ich im „Botschafter" und den „Daily News" Schmerlings Verdienste um das Bundesreformunternehmen hervorgehoben und damit den Grafen Rechberg in den Schatten gestellt. „Der Graf Rechberg selbst" — entgegnete ich — „würde mich verachtet haben, wenn ich zu seinen Gunsten Unwahrheiten geschrieben hätte. Und was würde der Kaiser von den Zeitungsschreibern gedacht haben, wenn er die lügenhaften Lobsprüche auf den Mann gelesen hätte, welcher, wie Sr. Majestät sehr wohl bekannt, bis zum letzten Tage ein Hindernis der Sache gewesen ist!" — Herr von Gagern schwieg.

Nicht lange darauf traf ich eines Abends zufällig bei ihm den sehr kosmopolitischen Journalisten Ganesco, welcher sich, wie von verschiedenen Ministern verschiedener Staaten, so damals in Wien von Rechberg und Plener, gebrauchen ließ. Gagern rühmte mir den Mann, nachdem derselbe abgegangen, als „talentvoll, keck und brav". — „Als Walachen" — fügte der österreichische Hofrat hinzu — „kommt es ihm freilich nicht darauf an, für wen er schreibt; er ist durchaus unparteiisch." — „In der That" — antwortete ich — „sollte wohl eigentlich jeder offiziöse Zeitungsschreiber ein Walache sein." — Herr von Gagern hielt es für passend, über diese Prinzipienfrage keine Meinung auszusprechen. Er schwieg abermals. — Ich selbst habe allerdings in dem „Memoire über die Benutzung und Leitung offiziöser Blätter", welches ich etwas später dem Staatsminister übergeben und welches dessen vollständige Zustimmung erhalten — es ist im zweiten

Bande meiner kleinen politischen Schriften abgedruckt — eine entgegengesetzte Ansicht vertreten, mit welcher ich journalistische Kastraten nicht empfohlen habe.

Mehr und mehr verlor ich nach dem Fürstentage die Lust an meiner Beteiligung in der österreichischen Politik, und die Rücksichtslosigkeit, mit welcher in vertrauten Gesprächen Schmerling selbst sich über Menschen und Zustände gegen mich äußerte, war nicht geeignet, mich hoffnungsreicher zu stimmen. Rechberg war unzufrieden mit der Art, wie ich im „Botschafter" die dänische Streitfrage behandelte, und Gagern hatte eines Tages gegen Ende November den Auftrag, mir das zu sagen. Ich hatte gegen das Londoner Protokoll von 1852 geschrieben. Oesterreich, sagte mir Gagern, halte fest an diesem Vertrage. Ich machte mündlich und zusammengedrängt alle die Einwendungen geltend, welche ich in meinen Leitartikeln im „Botschafter" zur großen Unzufriedenheit Rechbergs dagegen ins Feld geführt, und fügte hinzu, daß Oesterreich mit einer solchen Haltung alles verlieren werde, was es in Deutschland durch den Fürstenkongreß gewonnen habe; daß Preußen dies benutzen werde; daß auch Frankreich die deutsche Partei ergreife; daß selbst Rußland, zu dessen Gunsten doch das Londoner Protokoll abgefaßt sei, dasselbe preiszugeben scheine, und daß Oesterreich mit England allein auf Seite Dänemarks stehen werde. Damit sei die deutsche Rolle Oesterreichs ausgespielt. „Das kann wohl auf einige Zeit so kommen" — erwiderte kalt der Hofrat von Gagern. „Die Bundesreform und der Frankfurter Kongreß sind ja überhaupt für den Staatsmann nichts andres gewesen, als starke Mittel, Preußen in Deutschland ein wenig den Rang abzulaufen und bei einer endlichen Verständigung von ihm günstige Bedingungen zu erhalten. Und es ist wahrscheinlich, daß man gerade in der dänischen Sache das Mittel finden wird, sich mit Preußen zu verständigen; denn auch Preußen wird am Londoner Protokolle festhalten." — Mit cynischer Offenheit bekannte sich in diesen Worten der Bruder Heinrichs von Gagern zu einer Politik, welche auf die Teilung Deutschlands nach der Mainlinie hinauslief. Ich war empört über diese Ruchlosigkeit und zugleich über die Dummheit der diplomatischen Ueberhebung. „Ach ja!" — entgegnete ich — „der

heutige Standpunkt der österreichischen Politik ist klar. Sie sagt zur preußischen in Heines Versen:

„Selten habt ihr mich verstanden,
Selten auch verstand ich euch;
Als wir uns im Kote fanden,
Da verstanden wir uns gleich.“

Wenn aber der Fürstentag nichts andres, als eine diplomatische Komödie hat sein sollen, dann haben die, welche die Verwegenheit gehabt, den Kaiser von Oesterreich darin vor der ganzen Welt die Hauptrolle spielen zu lassen, den Galgen verdient. Im übrigen ist die heutige österreichische Politik, wie es scheint, ziemlich unverhüllte Reaktionspolitik.“ — „So ist es,“ — sagte Gagern — „das ist thatsächlich der heutige Standpunkt.“ — „Zu einer solchen“ — schloß ich meine Entgegnungen — „wird man nicht hoffen, sich anständiger Menschen zu bedienen.“

Ich ging. „Ich bitte,“ — sagte Gagern — „meine fast statistische Kälte zu entschuldigen.“ — „Und ich werde bei Ihnen der Entschuldigung meiner patriotischen Wärme bedürfen“ — erwiderte ich. — — „Im Gegenteile — ich bin Ihnen Dank schuldig“ — waren Gagerns letzte Worte in diesem sehr spitzigen Gespräche, und sie hatten eine tiefer dringende Spitze. Herr Max von Gagern war mir dankbar —, daß ich mich gezeigt, wie ich bin, und daß er nun wußte, ich sei nicht zu allen Geschäften zu gebrauchen. Ganz hat er mich damals vielleicht noch nicht aufgegeben; denn einige Monate später hat der Graf E. den Versuch gemacht, eine schwache Seite zu entdecken, auf der mir beizukommen sein möchte. Der Graf ging bei uns als Freund aus und ein, nicht ohne dabei gewissen weiteren Interessen zu dienen, welche unter andern auch Max von Gagern zu den seinigen gemacht. Eines Abends im Januar 1864 schien er bei seinem Besuche etwas auf dem Herzen zu haben. Er fing an davon zu sprechen, daß ich und meine Frau mit den Wiener Verhältnissen unzufrieden seien, lenkte das Gespräch auf die Hauswirtschaft und das teure Leben, und rief von meiner Seite die Aeußerung hervor, daß ich in meiner Stellung jährlich einige tausend Gulden zusetzen müsse. Ich hätte ihm in der That sagen können, daß ich

gerade damals nicht so viel Geld im Hause hatte, die Briefe frankieren zu können, welche ich im Interesse der österreichischen Politik nach Deutschland, England und Rußland schrieb. Entschieden äußerte sich Enzenberg, wie ungerecht es sei, daß ich für alle meine Bemühungen zu Gunsten Oesterreichs und für alle Schwierigkeiten meiner Stellung noch Geld zusetzen müsse. Er tadelte aber die Unbeugsamkeit meiner Ansichten. „Menschen aus einem Stück" könne man in der Politik nicht brauchen, bemerkte er, und fügte hinzu, daß in Wien „die Kunst, sich zu effacieren", besonders geschätzt und der sichere Weg zu Erfolgen sei. Vielleicht hatte ich unrecht, daß mir das wie eine Sondierung vorkam, ob mir mit Geld beizukommen sei. Jedenfalls ließ ich den Gedanken nicht merken, sondern lenkte das Bekenntnis meiner Unzufriedenheit von der ökonomischen Frage auf die Politik und auf die politische Natur meiner Stellung hinüber, indem ich mich in dieser Beziehung sehr entschieden aussprach.

Nicht so rücksichtslos freilich, wie Schmerling sich über mein Verhältnis zum Urteil bedeutender Personen äußerte. „Fragen Sie nichts danach," sagte er gelegentlich in Bezug auf meine Artikel im „Botschafter", die er niemals inspirierte und mit denen er immer zufrieden war. Die Veranlassung zu dieser Aeußerung war, daß ich ihm über die Unzufriedenheit Rechbergs mit meinen Artikeln über die dänische Frage berichtete und dabei mein Gespräch mit Gagern in seinen Einzelheiten wiederholte. „Sie wissen," — fuhr er, nach einigen starken Ausdrücken, fort — „daß man einen Mann von Geist und Charakter hier gerade *darum* nicht will, *weil* er diese Vorzüge besitzt. Man will Nullen, vor die man seine eigenen kleinen Ziffern setzen kann, um diese hoch zu verwerten." — Uebrigens wurde mein kleines Wortgefecht mit Gagern von Schmerling dem Erzherzoge Rainer und von diesem dem Kaiser mitgeteilt.

Man wird es begreiflich finden, daß ich bei den Urteilen des bedeutendsten Staatsmannes, dessen sich Oesterreich in damaliger Zeit zu rühmen gehabt hat, schon 1863 an meinen Rückzug aus der Verbindung mit einer Politik dachte, von der ich mir im Rückblicke auf den kurzen Glanz des großdeutschen Anlaufes sagte:

Desinit in piscem mulier formosa superne.

Ich richtete meine Blicke nach Deutſchland, nach England und ſelbſt zurück nach Amerika. Nach allen Orten, wo es mir möglich ſchien, eine Stellung in der Preſſe zu finden, oder wo ich Freunde hatte, die ſich für mich bemühen möchten, ſchrieb ich Briefe. Zunächſt an Somerſet Beaumont, durch deſſen Vermittelung ich die nähere Verbindung mit einer Londoner Zeitung ſuchte. Er antwortete: „How glad for ourselves I should be if you were to come and live in London, but by this change Austria would lose a man she could not replace. I expect this feeling will bind you down in Vienna. . . . But why can you not create an independent and powerful organ yourself? — for Austria and for Germany? If you let me know the conditions previous, I doubt not I can give help and my friendship for you would cause me to make exertions.“ — Ich antwortete, daß die Gründung einer unabhängigen Zeitung in Wien ein Kapital von nicht unter 10000 Pfund Sterling erfordern würde, daß ich ſelbſt dazu keinen Beitrag liefern könne, und daß im Wiener Privatleben ein namhafter Beitrag nur um den Preis einer Vertauſchung der Abhängigkeit zu erlangen wäre. Schmerling, welchem ich dieſe Korreſpondenz mitteilte, hätte es nicht ungern geſehen, wenn ich mir in Wien die Stellung des Eigentümers und Direktors eines unabhängigen Blattes erworben hätte. Seiner Politik hätte ich in ſolcher Stellung mehr nützen können, als in dem unklaren und in alle Intriguen verflochtenen Verhältniſſe, in welchem ich zur Regierung ſtand. Die bezeichnete Summe war aber doch ſelbſt für Beaumont zu groß zu einer Verwendung auf die Gefahr eines vollſtändigen Verluſtes, und mich an eine öſterreichiſche Partei zu binden, erſchien mir noch weniger wünſchenswert, als die Fortſetzung meines Verhältniſſes zur Regierung. Ueber meine Abſicht, Oeſterreich zu verlaſſen, korreſpondierte ich in den letzten Tagen des Jahres 1863 mit dem alten Adolf Zimmern in Heidelberg. Unter dem 10. Dezember ſchrieb ich ihm: . . . „Ihren neulichen Brief teilte ich Schmerling mit, um ihm ein Beiſpiel für die Stimmung draußen zu geben. Er iſt jetzt unwohl, ich glaube aus vielfachem Verdruß. Wir gehen hier rückwärts, rückwärts! Und meines Bleibens wird ſchwerlich lange

ehr hier sein. Wissen Sie draußen nichts für mich? — Bei den merikanischen Zuständen ist unser Vermögen trocken gelegt; wir üßten denn selbst wieder hinübergehen. Ich fürchte fast, daß es azu kommt. Wir sprechen ernstlich davon, und so schwer sich meine rau zur Seereise entschließt, so wird sie doch den Tag segnen, wo ir Wien mit schweren Verlusten und getäuschter Hoffnung wieder erlassen. Glauben Sie mir: das ist kein Ort für ehrliche Leute.

. . . „Was die Schwankungen der österreichischen Papiere beifft, so mache ich Sie auf eins aufmerksam: die Engländer gingen arauf aus, die Juden zu verdrängen; Rothschild und die Seinigen ächten sich. Die Anleihe kam heran. Die Engländer bewarben ch darum mit zweideutigem Erfolge. Nun halfen sie den Juden aisse machen, griffen aber der Regierung mit Vorschüssen unter ie Arme und scheinen sich so die Anleihe gesichert zu haben. Die nglische Geldmacht hier ist gegen Schleswig-Holstein. Das erklärt anches, aber ich müßte noch viel schreiben um alles zu erklären." — nter dem 15. Dezember schrieb ich dem nämlichen Freunde weiter: Sie haben recht sich glücklich zu schätzen, daß Sie das innere Geriebe der politischen Welt nicht zu genau kennen. Mancher schöne laube würde Ihnen noch im Alter verloren gehen. Nur im allemeinen lassen Sie mich sagen, daß die Lage Oesterreichs nicht in genannten ‚Schwierigkeiten', sondern einfach im schlechten Charakter nd schlechten Willen der Menschen besteht. Die Schwierigkeiten nd hier nicht größer als in andern Staaten. Ich könnte Ihnen arüber manchen wunderbaren Aufschluß geben, z. B. nachweisen, aß man die Finanzen nicht aus ihrem schwankenden Zustande heraus erettet haben will. Doch schon viel zu viel!"

Nicht lange vorher war es gewesen, daß mir der Banquier pringer erzählt, der Graf Rechberg habe im Vereine mit Rothschild bsichtlich die letzte Panik und den Fall der österreichischen Papiere ervorgebracht. Der Minister des Aeußern habe zu Rothschild geagt: „Verkaufen Sie Oesterreichisch so viel Sie können!" und Rothchild habe die Parole weiter gegeben! — Die Privatspekulationen es Grafen Rechberg sind mit den Engländern gegen die Juden und nit den Juden gegen die Engländer, — mit beiden gegen den Staat

gegangen. — Ich habe es nicht unterlassen, das Vernommene Schmerling mitzuteilen.

Nahe daran war es damals, daß ich in die Redaktion der Allgemeinen Zeitung getreten wäre. Ein Brief des Doktors Kolb vom 21. Dezember 1863 machte mir einen darauf abzielenden Antrag, und die Korrespondenz darüber erstreckte sich bis in den Februar 1864. Ich trug den Gedanken, in Augsburg vielleicht der großdeutschen Politik mehr nützen zu können als dermalen in Wien, dem Staatsminister vor. Er erwiderte, daß er wünsche, ich möge bleiben. Er habe gehofft, daß ich ganz ein Oesterreicher werde. Wenn ich als Regierungsrat in sein Ministerium eintreten wolle, so stehe mir das, wie ich wisse, in vierundzwanzig Stunden zu Gebote und ich brauche ihm nur ein Wort zu sagen. Ich antwortete, daß sein Vertrauen mich bestimme, zu bleiben, und habe dann noch zwei Jahre lang in gleicher Stellung zur Regierung ausgehalten. Zum wirklichen Eintritte in den österreichischen Staatsdienst habe ich mich dagegen nicht entschließen können, und der Verlauf der Dinge hat mir gezeigt, daß ich mich darin von einem richtigen Gefühle habe leiten lassen.

In der That hat die Abtrünnigkeit von dem großdeutschen Gedanken in der österreichischen Politik sogleich nach dem Fürstentage begonnen, und die schleswig-holsteinsche Frage hat dieselbe zur Entscheidung gebracht. Konnte ich mich aber von meinen auf Oesterreich gesetzten Hoffnungen nicht sogleich losreißen, so hätte ich mich noch weniger entschließen können, mich an ein diese Hoffnungen täuschendes Oesterreich zu binden. Solange es mir irgendwie möglich war, fuhr ich fort mündlich und schriftlich die großdeutsche Sache zu vertreten, die bundeswidrige preußisch-österreichische Vormachtspolitik mit dem dahinter lauernden Gedanken einer Teilung Deutschlands zu bekämpfen, die vollständige Trennung der Herzogtümer von Dänemark und ihre Selbständigkeit unter eigenem Fürsten als das legitime Ziel der deutschen Bundespolitik darzustellen, die auswärtige Politik Oesterreichs unter diesem Gesichtspunkte zu beurteilen, die Donquichotterie der auf Rußland rechnenden Reaktionsgelüste, sowie die Hohlheit englischer Kriegsdrohungen zu beweisen, und die engli

eindschaft durch die Aussicht auf die Befriedigung englischer Interessen einem englisch-österreichischen Handelsvertrage zu neutralisieren, an ssen Zustandekommen ich einen sehr wesentlichen Anteil gehabt habe. n vielen Stadien der Entwickelung sehr verworrener Verhältnisse ıd meine Artikel im „Botschafter" von wesentlichem, wenn nicht ent- jeidendem Einflusse gewesen, und wenn am Ende Oesterreich, wie nicht besser verdient, von der preußischen Politik düpiert worden , so habe ich ihm das vorausgesagt, und es ist geschehen, weil eine Warnungen nicht beachtet worden sind.

Habe ich in dem großdeutschen Anlaufe bis zum Fürstentage r österreichischen Politik die Richtung gegeben, so hat dieselbe von ı an bis zum Kriege von 1866 sich durch preußische Ueberlegenheit rführen lassen gerade das zu thun, was sie nicht hätte thun sollen, m dann in einem Anfalle von Emancipationsgelüste gerade das zu nterlassen, was sie hätte thun sollen. Von mir war es ein Irrtum, is zum letzten Augenblicke eine hoffnungslose Opposition gegen den nabwendbar gewordenen Gang der Dinge fortzusetzen. Als mir nes Tages Schmerling sagte: „Nach meiner Ansicht sollten wir gentlich, wie es nun steht, die Herzogtümer den Preußen freiwillig berlassen; wir haben da oben im Norden keine Interessen mehr," — ätte ich antworten sollen: „Sie haben recht — mit dem groß- eutschen Plane ist es vorbei, und Oesterreich hat nun auch nichts ehr in Kurhessen und Hannover zu suchen; — es bleibt ihm nichts brig, als entweder mit allen Mitteln die Zusammenfassung der ldwestdeutschen Staatengruppe mit Einschluß von Sachsen, Thüringen, rankfurt und Nassau zu einer geschlossenen politischen Machteinheit ı bewirken, oder sich ganz aus Deutschland zurückzuziehen, über das ine oder das andre System aber sich ohne Rückhalt mit Preußen ı verständigen." — Ob auch die erste dieser beiden Gestaltungen usführbar gewesen sein würde, wenn Oesterreich sie ernstlich gewollt ätte, soll hier nicht untersucht werden. Jedenfalls hat Oesterreich e nicht ernstlich gewollt. Die Trias ist, mit Ausnahme Schmer- ngs, dessen innerer Politik sie entsprach, den österreichischen Staats- ıännern auch nur eine Fahne gewesen, unter der sie die kleineren eutschen Staaten auf österreichischer Seite zu halten strebten, höchstens

eine Position, die man sich zugänglich erhalten müsse, um, wenn weiter reichende Machtgelüste keine Befriedigung finden sollten, sich darauf zurückziehen zu können. Vielleicht aber hätte ich Schmerling in seinem nicht ganz klaren Gedankengange bestärken können, wenn ich selbst mir die Dinge hinreichend klar gemacht hätte, und es wäre zum Vorteil Oesterreichs gewesen.

In der ersten Unterredung, die ich nach meiner Rückkehr aus England mit dem Grafen Rechberg hatte, verschwieg ich ihm nicht die ihn betreffenden Urteile, welche ich in Newcastle vernommen. „Ich sehe," — sagte der Minister — „daß wir in unsrer Handelspolitik ernsthaft an liberalen Fortschritten arbeiten müssen, wenn wir nicht ganz isoliert werden wollen."

Interessanter als diese allgemeine Bemerkung war mir die Kenntnis des Schreibens, in welchem der König von Preußen die Beteiligung an der projektierten Bundesreform auf Grundlage des österreichischen Programms abgelehnt hatte. Ich verdankte diese Kenntnis dem Hofrate von Biegeleben, welcher mir das Schreiben im Originale zu lesen gab. Bekanntlich hatten am Schlusse des Frankfurter Kongresses unter dem 1. September achtzehn regierende deutsche Fürsten, darunter nach dem Kaiser von Oesterreich die Könige von Sachsen, Hannover, Bayern und in Vertretung der Kronprinz von Württemberg, samt den Bürgermeistern der vier freien Städte, ein Schreiben an den König Wilhelm erlassen, mit welchem diesem der aus den Beratungen der Fürstenversammlung hervorgegangene Entwurf einer Bundesreformakte mitgeteilt wurde, und ebenso bekannt ist, daß Se. preußische Majestät unter dem 23. September dieses Schreiben beantwortet und in dieser Beantwortung seine Teilnahme an den weiteren Reformbestrebungen der Fürsten an drei Bedingungen geknüpft hat: 1. das Veto Preußens und Oesterreichs zum mindesten gegen jeden nicht zur Abwehr eines Angriffes auf das Bundesgebiet unternommenen Krieges; 2. die volle Gleichberechtigung Preußens mit Oesterreich zum Vorsitz und zur Leitung der Bundesangelegenheiten; 3. eine Volksvertretung, welche nicht aus Delegierten sondern aus direkten Wahlen nach Maßgabe der Bevölkerung der einzelnen Staaten hervorgehen und deren Befugnisse ausgedehnt

emessen sein müßten, als es in dem Frankfurter Entwurfe der Fall ıar. Es war mir in der Antwort merkwürdig, daß der König Vilhelm sich gegen die Nationalvertretung aus Delegierten der eutschen Kammern aus Gründen ihrer zu radikalen Zusammensetzung nd zu Gunsten eines Parlamentes aus direkten Wahlen nach einem euen Wahlgesetze ausspricht, welches Garantieen der Uebereinstimmung iit den Regierungen darbiete. Da ich meine damalige politische lichtung und Thätigkeit darzustellen habe, wie sie gewesen ist, und a ich das Recht mich meiner Verdienste zu rühmen nur durch das leichzeitige Bekenntnis meiner Sünden erwerben kann, so will ich ie respektswidrigen Worte hier nicht unwiederholt lassen, in denen h damals den Gedanken, das allgemeine Stimmrecht zum Vorteile er Regierungen zu benutzen, beurteilt habe. In einem Artikel des Botschafter" (9. Oktober 1863) habe ich darüber gesagt: „Der eaktionäre Wahlmodus, durch dessen Vorstellung der preußische Viniſter seinem königlichen Herrn eine so radikale Maßregel wie ie Ausschreibung direkter Wahlen zu einem deutschen Parlamente nnehmbar gemacht, — die Aussicht auf ein deutsches Parlament, elches dem jetzigen preußischen Systeme zur Stütze zu dienen ge= ignet wäre, würde in eine bittere Täuschung ausschlagen. Weder ensus noch Stammbaum würde aus Oesterreich, Bayern, Württem= erg, Hannover, und wie die andern deutschen Staaten heißen, einem eutschen Parlamente eine Majorität zuführen, welche den Erwar= ıngen des Königs entspräche. Ein reaktionäres deutsches Parlament t ein so origineller Gedanke, wie wenn Herr von Bismarck, den e. preußische Majestät selbst als ihren besten Arzt bezeichnet haben ıll, dem Könige ein tägliches Frühstück von kuhwarmer Löwenmilch, nd zu diesem Zwecke den Ankauf einer frommen und gesunden öwin empfohlen hätte. Die Verwirklichung des Gedankens würde ire Schwierigkeiten haben. . . . Wir unserseits haben indessen andre Bedenken als dieses, und wenden uns mit denselben gegen unsre reunde in Schwaben und Sachsen, welche die Löwin angeschafft ı sehen wünschen, nicht weil sie Milch gibt, sondern weil sie Fleisch ißt." — Ich habe in diesen Worten gesündigt nicht nur weil sie nverschämt, sondern auch weil sie unüberlegt waren. Die preußische

Forderung war es gar nicht; sie war vielmehr sehr fein berechnet. Denn erstens ist ein Parlament aus allgemeinen direkten Wahlen keineswegs mit Notwendigkeit eine Löwin, am wenigsten nach einem großen militärischen Erfolge, der eine unpopuläre Regierungspolitik populär machen kann, und zweitens war Preußen sicher, daß Oesterreich nicht auf diese Bedingung eingehen würde, und hatte dann den Vorteil, Oesterreich als das Hindernis in der Ausführung eines großen und höchst populären Schrittes erscheinen lassen zu können. Diplomatisch wurden von österreichischer Seite in einem Memorandum mit Weisung an den Grafen Karolyi d. d. 30. Oktober 1863, die drei preußischen Bedingungen einer sehr geistreichen Kritik unterworfen, indem von ihnen gesagt wurde, daß die erste (das Veto) den Separatismus, die zweite (der Anteil am Präsidium des Bundes) den Dualismus, und die dritte (das Parlament aus direkten Wahlen) den Unitarismus bedeute, so daß alle drei miteinander in ebenso grellem Widerspruche stehen, wie mit dem geltenden Bundesrechte; womit man freilich den preußischen Staatsmännern nichts Neues gesagt haben wird, denen es schwerlich unbekannt geblieben war, daß die Weltgeschichte sich in Widersprüchen bewegt.

Während der Graf Rechberg mir die Ueberzeugung aussprach, daß Oesterreich sich durch eine liberale Handelspolitik mit England verbinden müsse, wurden der mit dem Projekte eines englisch-österreichischen Handelsvertrages in engster persönlicher und sachlicher Verbindung stehenden Gründung der anglo-österreichischen Bank seiten andrer hochgestellter Persönlichkeiten aus ganz persönlichen und sehr unlauteren Beweggründen Hindernisse in den Weg Schmerling, mit welchem ich auf Veranlassung der englischen nehmer darüber sprach, und welchem ich mich nicht schuld teilen, daß der Verwaltungsminister in dem Rufe stehe, nehmigung der Statuten absichtlich zu verschleppen, um Interessen eines andern projektierten Finanzinstitutes zu es wurde behauptet, Herr von Lasser sei bei der Unionbank dieser

sagte er — „überall gleich Intriguen und Schlechtigkeiten; die Statuten der englischen Bank liegen schon seit vier Wochen bei dem Kaiser." — Aber es blieb zweifelhaft, ob der Staatsminister selbst recht unterrichtet sei, oder nicht vielleicht im Augenblicke Gründe hatte, eine unrühmliche Thatsache zu beschönigen. Eben hatte mich der Präsident der Wiener Handelskammer, Herr Karl Klein, besucht, und mir gesagt, daß die Bankstatuten noch nicht an den Ministerrat gelangt, sondern soeben erst durch das Bureau des Staatsrates gegangen seien. Und nur wenige Wochen später sprach sich Schmerling selbst auf die bitterste Weise über die Bestechlichkeit sehr populärer Reichsratsmitglieder in der parlamentarischen Behandlung von Eisenbahnkonzessionen aus, in welchen sich die Unternehmer der anglo-österreichischen Bank mit Rothschild und der Kreditanstalt Konkurrenz machten. Der Staatsminister sagte geradezu, daß, ich weiß nicht von welcher der beiden Seiten, für die Parlamentsrede 3000 Gulden bezahlt worden seien. Kein Wunder also, daß „die Menschen überall Intriguen und Schlechtigkeiten" argwöhnten. Weshalb sollte ein Minister besser sein als ein berühmter Volksvertreter, welcher Minister werden will? — Mit der Zeitungspresse stand es nicht besser: — wie konnte sie der Wächter der öffentlichen Moral sein? — Von Herrn Zang, dem Eigentümer der „Presse", wurde mir damals mitgeteilt, er habe sich von den Engländern für die Begünstigung ihres Unternehmens 30000 Gulden zahlen lassen; Rothschild aber habe darauf für die entgegengesetzte Haltung des Blattes 50000 Gulden gezahlt, und Herr Zang sei so — ehrlich gewesen, den Engländern ihre 30000 Gulden zurückzuschicken. Diese Vorgänge gehörten zu dem Kriege der Engländer und Juden auf dem Terrain der österreichischen Finanz. Sehr unvorsichtig hatte bei ihren ersten Schritten in der Bankangelegenheit Frau von Bury es als Zweck erklärt, Oesterreich von der Herrschaft der Juden zu emancipieren. Mit den Jesuiten vereint waren also naturgemäß die Juden Gegner der Engländer. Als dann mit Anfang des Jahres 1864 die anglo-österreichische Bank, nach Aufopferung sehr wichtiger Gründungsbedingungen, dennoch siegreich ins Leben getreten war, gab Frau von Bury einen Ball, auf welchem neben dem Finanzminister, dem Baron

Brentano, dem Baron Hock, dem Grafen Fries, dem Feldmarschall-lieutenant Hönigstein und andern christlichen Notabilitäten, die hohe Judenschaft mit Rothschild an der Spitze anwesend war, Ultramontane und Juden also einträchtig mit den Engländern sich des Lebens freuten. Der englisch-österreichische Handelsvertrag, welchem die Bank vorarbeiten sollte, kam dann allerdings erst im Dezember 1865 zu stande, und ich werde über die Geschichte seiner Entstehung später zu berichten haben. Einstweilen aber war seine Erstrebung ein Band, welches die österreichische und die englische Politik zusammenhielt, so sehr beide in der polnischen und dänischen Sache auseinanderliefen.

Am 3. Oktober ließ mich der Graf Rechberg zu sich rufen. Er las mir drei an den Grafen Wimpffen in London gerichtete Depeschen vor, deren wesentlicher Inhalt der war, daß Oesterreich klare und unzweideutige Auskunft über die Ziele der englischen Politik in der polnischen Sache verlangen müsse. Von englischer Seite war Oesterreich zugemutet worden, einer Erklärung beizutreten, durch welche Rußland des Besitztitels auf Polen verlustig erklärt werden sollte. Der Graf Rechberg wünschte, daß ich nach eigenem Gutdünken über die Sache schreibe. Ich ging nach Hause, setzte mich und schrieb einen Artikel, welcher tags darauf im „Botschafter" erschien. Der Spott, mit welchem ich darin verdientermaßen die englische Politik behandelte, paßte im voraus auch auf die Haltung dieser nämlichen Politik in der Angelegenheit der Herzogtümer. Es ist immer der Affe, welcher mit der Katzenpfote die Kastanien aus dem Feuer holen will.

Gerade an dem nämlichen Tage erhielt ich durch ein absichtliches oder unabsichtliches Mißverständnis einen Brief des Herausgebers des Londoner „Herald", Herrn Stuart Malcolm, welcher von der irrigen Voraussetzung ausging, daß ich der Herausgeber des magyarische Interessen vertretenden Wiener „Wanderer" und ein entschiedener Russenfreund sei. Wie Herr Malcolm dazu gekommen und überhaupt meinen Namen erfahren, konnte ich nur vermuten. Der russische Staatsrat von Köhne, mit welchem ich in Augsburg zusammengetroffen war, hatte von dort seine Reise nach London fortgesetzt und stand mit dem „Herald" in Verbindung. Das qui pro

quo war interessant genug. Malcolm übersandte mir mehrere zur Publikation in Wien bestimmte Artikel, welche, wie sein Begleitschreiben, von einem wahren Fanatismus gegen die Polen erfüllt waren. Ich übersandte, da ich auf der Adresse als Herausgeber des „Wanderer" bezeichnet war, Brief und Artikel dem wahren Herausgeber der genannten Zeitung, Herrn Graß.

Einige Wochen später erhielt ich dann auch den persönlichen Besuch des Staatsrates von Köhne, welcher seitdem England, Frankreich und Italien, angeblich zum Zwecke des Ankaufes von Gemälden für die kaiserlichen Sammlungen in St. Petersburg, bereist hatte. Er machte keinen neuen Versuch, mir Geld anzubieten, doch wurde sogleich die Politik der Mittelpunkt unsres Gespräches, und den „Botschafter" für Rußland zu gewinnen, trat als das deutliche Ziel seiner Bemühungen hervor. Zugleich war das aber eine Masche in dem großen Netze zur Einfangung europäischer Zeitungsschreiber. Die für das russische Interesse gewonnenen Zeitungen verschiedener Länder sollten sich gegenseitig unterstützen. In diesem Sinne war die Verbindung zu verstehen, in welche der Baron Köhne mich mit Stuart Malcolm und dem Londoner „Herald" zu bringen versucht hatte. In einem Briefe, dessen übrigen Inhalt ich sogleich mitteilen werde, kommt die folgende Stelle vor: „Können Sie einen Artikel mit den französischen Interessen in Einklang bringen, so möchte ich Ihnen raten sich mit dem ... Konsul ... in Paris in Verbindung zu setzen. Der Mann ist, unter uns gesagt, von Robert Macaire gewonnen, thut aber für Geld das Mögliche und ist geschickt." Die genauere Bezeichnung des „geschickten" Mannes muß ich mir aus Gründen versagen, und daß unter Robert Macaire Napoleon III. zu verstehen ist, versteht sich von selbst. Nicht ganz ungerecht ist es hiernach wohl gewesen, wenn ein mich später in München besuchender russischer Gelehrter (Nationalrusse) mir sagte, der Staatsrat von Köhne werde von der russischen Regierung hauptsächlich zur Verrichtung „schmutziger" Geschäfte benutzt. Als er mich in Wien besuchte, hatte ich kurz vorher ein vom alten Fürsten Metternich hinterlassenes lebensgroßes Bild des Kaisers Nikolaus, ein Geschenk des verstorbenen Zaren, gesehen, und es überraschte mich eine Aehnlichkeit,

welche mich auf einen vielleicht irrigen Gedanken brachte, — welcher indessen eine neue Anregung erhielt, als der Herr Staatsrat im September 1867 mit Frau und Tochter in München war und mir die Aehnlichkeit des Fräuleins mit der Königin Olga in die Augen fiel, Köhne aber mir beiläufig bemerkte, der Kaiser Nikolaus sei der Pate seiner Frau gewesen. Auch könnte es scheinen, als ob mein Gedanke durch eine Aeußerung der Großfürstin Helene bestätigt werde, welche mir in München sagte, der Baron Köhne habe sich am Petersburger Hofe einer hohen Protektion erfreut, die jedoch nicht mehr existiere. Vielleicht ist er seitdem erst zu den etwas rücksichtslos bezeichneten Geschäften verwendet worden. Bei seinem Besuche in Wien wünschte er, daß ich ihm meine Blätter nach St. Petersburg schicke, wogegen er seinerseits mich mit der russischen Politik in Fühlung erhalten wolle. Einige seiner dann an mich gerichteten Briefe sind in dieser Beziehung für die politische Geschichte der Zeit um das Ende von 1863 von nicht geringem Interesse, und ich kann mir nicht versagen einen derselben mitzuteilen, indem ich einen von mir an ihn gerichteten vorausschicke. Sein Besuch in Wien fand am 20. und 21. Oktober statt. Am 22. November schrieb ich ihm nach St. Petersburg:

„Seitdem Ew. Exzellenz mich hier mit Ihrem Besuche beehrten, konnte ich nicht die Veranlassung finden, welche ich mit Vergnügen ergriffen haben würde, Ihnen eine Mitteilung zu machen, oder von Ihrer Seite um eine solche zu bitten. Daß mir außerdem von Petersburg keine Mitteilung zukommen würde, setzte ich voraus, da ich sehr gut wußte, daß die Blätter des ‚Botschafter', welche ich auf Ihren Wunsch hier Ihnen zu übergeben die Ehre hatte, dazu nicht auffordern konnten. Ich vermochte das, was ich für österreichisches und deutsches Interesse halten mußte, nicht mit dem, was sich mir als russisches darstellte, in Harmonie zu bringen. Ich sehe mich aber heute zu der Frage gedrängt, ob nicht vielleicht die dänische Angelegenheit dieses Verhältnis umändert. In unsern flüchtigen Gesprächen bemerkte ich Ihnen schon, wie Sie sich vielleicht erinnern, daß Oesterreich nur durch die Beziehungen auf Deutschland, also durch eine in Deutschland eminent populäre Sache zu der sich Ruß-

land fördernd verhalte, von der westmächtlichen Politik abgezogen werden könne. Als eine solche Sache bezeichnete ich damals die deutsche Bundesreform. Ich bezeichne jetzt als eine solche die Abtrennung der Herzogtümer von Dänemark.

„Die Rücksicht auf die Westmächte treibt Oesterreich, im Widerspruche mit seinen deutschen Interessen, sich hinter das durchlöcherte Londoner Protokoll zu flüchten und damit seine Popularität in Deutschland zu gefährden. Aber die öffentliche Meinung in Deutschland ist einstimmig zu Gunsten der Unabhängigkeit der Herzogtümer von Dänemark und wird im Bunde den Sieg davon tragen. Wenn unter diesen Umständen Rußland, dessen Interessen von den Einen als durch das Londoner Protokoll gefördert, von den Andern als dadurch benachteiligt betrachtet werden, sich auf den Standpunkt vor dem 8. Mai 1852 stellen und so der deutschen Auffassung zu Hilfe kommen wollte, würde das sicherste Mittel gegeben sein, Oesterreich, Preußen, Deutschland und Rußland auf eine Seite zu bringen, und dieses Mittel würde das populärste sein, was in Deutschland möglich wäre. Es würde jede andre, möglicherweise gegen Rußland laufende Erwägung zurückdrängen."

Darauf brachte mir die rückgehende Post die folgende, St. Petersburg 26. November (4. Dezember) datierte Antwort:

„Schon das erstemal als ich die Ehre hatte Sie zu sehen, habe ich Sympathieen für Sie gefaßt und sehe ich nun mit Freuden, wie wir zusammengehen. Vorgestern habe ich über die Frage der deutschen Herzogtümer dem Fürsten G. ein Exposé überreichen lassen, welches ganz und gar mit Ihrem mir so angenehmen Schreiben vom 22. d. M. übereinstimmt. Ehe wir in unsern Blättern diese so höchst wichtige Frage besprechen, müssen wir natürlich genau wissen, welcher Ansicht unser Kabinet ist, da wir doch demselben nicht entgegenarbeiten können. Ich habe nun Ihren Brief, sowie den Coupon des ‚Botschafter', denselben Weg gehen lassen, und noch besonders hervorgehoben, wie Rußland, falls es, seinem eigenen Interesse gemäß, für die Rechte der Herzogtümer eintreten wollte, sich in Deutschland die innigsten Sympathieen und die solideste Allianz erwerben würde. Wir wollen nun auf

dieser Bahn weiter arbeiten und in einer Reihe von Artikeln auseinandersetzen:

„1. Die Notwendigkeit einer neuen Konferenz, sintemal König Christian IX. das Londoner Protokoll faktisch gebrochen hat.

„2. Besprechung der gesetzlichen Erbfolge, nämlich a) der Herzog von Augustenburg. b) Herzog Karl von Glücksburg. c) Herzog Friedrich von Glücksburg. d) Herzog Wilhelm von Glücksburg. e) König Christian IX. f) Der Kaiser Alexander II. g) Der Prinz Wasa. h) Der Großherzog von Oldenburg.

„3. Christian IX. kann nur dann gesetzlich in den Herzogtümern herrschen, wenn das Haus Augustenburg und des Königs drei ältere Brüder, die Herzöge Karl, Friedrich und Wilhelm, freiwillig auf ihre Rechte verzichtet haben.

„4. Interesse des russischen Hauses, die gesetzliche Erbfolge in den deutschen Herzogtümern aufrecht zu erhalten. Das Londoner Protokoll ist ganz gegen das Interesse Rußlands abgefaßt. Baron Brunnow hatte sich von den Engländern bereden lassen, in der Hoffnung, sie durch Nachgiebigkeit von einem Bündnisse mit Frankreich gegen Rußland abzuhalten. Baron Meyendorff und Graf Nesselrode verkannten gänzlich die Stellung der unabhängigen deutschen Herzogtümer, die sie für dänische Provinzen ansahen. Die deutschen Diplomaten haben die deutschen Herzogtümer aufgeopfert. Von dem umsichtigen und wohlerfahrenen russischen Diplomaten, der jetzt an der Spitze der Geschäfte steht, ist eine gründlichere und gerechtere Erwägung der Frage zu erwarten.

„Rußland darf sein Recht auf die Herzogtümer nicht aufgeben — es kann der Fall vorkommen, daß nach Absterben der älteren Linien hier eine Sekundogenitur des Gottorpschen Hauses gestiftet wird. Der Prinz von Wales kann König von England werden, während sein Bruder Alfred Herzog zu Gotha wird. Ebenso kann der Bruder eines russischen Kaisers ein von Rußland vollkommen unabhängiger und freier erblicher Herzog von Schleswig-Holstein werden.

„Gern würde Rußland bei Wahrung seiner Rechte erklären, daß die Herzogtümer niemals mit dem russischen Reiche vereinigt werden sollen.

„5. Rußland, durch die Alliance der drei skandinavischen Reiche mentlich in einem Kriege mit Frankreich ernstlich bedroht, kann r ein Interesse haben, dieselben durch die Abtrennung der Herzog- ner von Dänemark zu schwächen.

„6. Rußland, als Agnat, kann mit Oesterreich und Preußen cht auf England einwirken und demselben die heiligen Rechte der utschen Herzogtümer begreiflich machen. Ein Kaiser, der mit Selbst- fopferung 20 Millionen Bauern zu freien Grundbesitzern gemacht, n nicht erlauben, daß eine Million freier Deutscher zu dänischen laven werden.

„Heben Sie nun gefälligst alle diese Punkte in einem oder hreren Artikeln hervor. . . . Von diesen Artikeln senden Sie mir undlichst zwei Exemplare ein; das eine für Fürst G., das andre r unsre Journale.

„Schreiben Sie doch auch ein paar Artikel für die Tory-Blätter d schicken Sie dieselben L. M. zu. Sie werden an derselben eine rige Verteidigerin der deutschen Rechte finden, da sie einst in n Herzogtümern gelebt hat und die Verhältnisse kennt. . . ."

Wer die mit L. M. bezeichnete Dame (Lady M?) gewesen ist, nn ich mich nicht erinnern.

So war mir durch den Baron Köhne, welcher meinen Brief m 22. augenscheinlich als eine nun von meiner Seite kommende vance betrachtet hatte, die Ehre zu teil geworden, für meine bliziſtische Behandlung der Herzogtümerfrage von der russischen gierung mit einer förmlichen Instruktion versehen zu werden, so sführlich, wie selbst die österreichischen Minister, denen doch meine der zu Gebote stehen sollte, mir in keiner Sache zu geben für eignet gefunden haben. Denn daß die von dem russischen Staats- te im Anfange seines Briefes angenommene Miene eines seiner gierung freiwillig befreundeten Privatpolitikers für mich selbst ne undurchdringliche Maske sein sollte, versteht sich von selbst. Ein eil des Inhaltes seines Briefes war mir von Wert, und ich habe n benutzt, um die thörichte Anklammerung der österreichischen Politik das Londoner Protokoll zu bekämpfen, welches von Oesterreich s Furcht vor der preußischen Annexionspolitik und der Nationalitäts-

idee zu seinem Schaden festgehalten, von Preußen im Interesse eben dieser Annexionspolitik mit großem Geschick zeitweilig benutzt, von Rußland aber aus Furcht vor den skandinavischen Unionsbestrebungen und in kluger Beachtung des deutschen Nationalgeistes rechtzeitig aufgegeben wurde. Im übrigen konnten die auf mein deutsches Gemüt berechneten Redensarten von dem heiligen Rechte der Herzogtümer und dem Befreier von zwanzig Millionen Bauern, der nicht dulden könne, daß eine Million freier Deutscher zu dänischen Sklaven werden, mich nicht bestimmen, von den in dem Briefe enthaltenen Direktiven einen andern als sehr zurückhaltenden Gebrauch zu machen. Wie ich gerade in Bezug auf Rußland über die schleswig-holsteinsche Angelegenheit dachte, sprach ich einige Monate später, als der Gedanke der Personalunion der Herzogtümer mit Dänemark an die Stelle der Integrität der dänischen Monarchie getreten war, in einigen an Herrn von Schmerling gerichteten und nicht ohne Wirkung gebliebenen Zeilen deutlich aus. Ich schrieb (dem aufbewahrten Konzepte fehlt das Datum) an den Staatsminister:

„Ew. Exzellenz wollen mir nicht zürnen, wenn ich, wie so oft, vorwitzig bin. Der Arzt hat mir für den Augenblick jede geistige Beschäftigung verboten; aber an den Entscheidungen der österreichischen Politik über die Herzogtümer hängt eine schicksalsschwere Zukunft, so daß ich es nicht unterlassen kann, die folgenden Zeilen zu schreiben.

„Die österreichische Politik steuert auf die Personalunion der vereinigten Herzogtümer mit Dänemark hin. Niemand würde, wenn dieses Ziel erreicht werden sollte, damit zufrieden sein. Was folgt aber daraus, wenn Holstein — sei es mit oder ohne Schleswig, und sei es auch nur durch die Personalunion — unter den Glücksburgern mit Dänemark vereinigt bleibt? —

„Nach dem Londoner Protokolle folgt daraus, daß, wenn drei Menschen zur rechten Zeit sterben sollten und dadurch der Kaiser von Rußland Dänemark erbte, der Zar für Holstein Mitglied des deutschen Bundes wird. Ich gehöre zu denen, welche glauben, daß der Londoner Vertrag vor allem diesem Ziele dienen soll. Das Leben dreier Personen aber, wie das des jetzigen Königs von Dänemark und seiner zwei Söhne, möchte ich nicht assekurieren. Schon ein

englischer Politiker hat gesagt: ‚Die Wahl eines Glücksburgischen Prinzen zum Könige von Griechenland ist immerhin für Rußland in Dänemark so viel wert, wie eine Tasse Kaffee zur rechten Zeit angeboten.' Aber auch ohne Kaffee sterben Prinzen einer unbequemen Dynastie oft durch eine eigene Fügung des Schicksals überraschend schnell. Wollen Ew. Exzellenz sich erinnern, wie vor einigen Jahren, nachdem eben noch der regierende Herzog von Koburg gegen den Herzog von Meiningen mit Stolz auf die zahlreichen englischen und portugiesischen Koburger hingewiesen, auf einmal Prinz Albert und die zwei portugiesischen Prinzen starben, wie nach bekannten politischen Vorgängen die ganze Familie des Herzogs von Montemolin hinweggerafft wurde. Angenommen Schicksal, Zufall oder ein greifbareres Agens räumten die drei Glücksburger hinweg und Alexander II. oder sein Nachfolger wäre für Holstein Mitglied des deutschen Bundes? — Könnte das dem Interesse Oesterreichs entsprechen?

„Aber erlauben mir Ew. Exzellenz, meine vielleicht chimärischen Gedanken einen Schritt weiter zu führen. Wie, wenn Frankreich am Rhein die Dinge so zu lenken wüßte, daß der Kaiser der Franzosen, statt deutsches Land an Frankreich zu annektieren, was schon vor zwei Jahren in der offiziellen Broschüre Le Rhin et la Vistule ganz entschieden von der Hand gewiesen ist, für einen linken Rheinuferstaat seine Stimme auch im Frankfurter Bundespalais abzugeben hätte?

„Wo wäre dann die große Aufgabe, welche Oesterreich in Europa zu lösen haben sollte? — Wo wäre die große Zukunft, welche sich für Oesterreich an die Lösung dieser Aufgabe geknüpft haben würde?"

Von Schmerling ist dieser Brief sehr wohl beachtet worden; der Graf Rechberg freilich ist ganz andrer Ansicht gewesen. Ich begegnete ihm ungefähr um die nämliche Zeit eines Tages am Kärnthner Thore und er knüpfte im Gehen ein Gespräch über die große Frage des Tages an. Mein Bruder Karl, welcher in Edinburg dem Prinzen Alfred Unterricht in der deutschen Sprache und Litteratur erteilte, hatte mir in einem seiner Briefe eine Aeußerung seines Schülers mitgeteilt. „Ganz Dänemark" — hatte der englische Prinz gesagt — „sollte in den Deutschen Bund aufgenommen werden; damit wäre aller Grund zum Streite beseitigt." — Da der junge Herr damit

wohl schwerlich einen im eigenen Kopfe entstandenen Gedanken vorgebracht hatte, vielmehr dieser Gedanke am englischen Hofe noch andre Vertreter haben mußte, glaubte ich, die Worte müßten den Grafen Rechberg interessieren, und ich wiederholte sie ihm. „Und gerade das nämliche" — rief, plötzlich stillstehend, der österreichische Minister — „ist meine Ansicht, und ist mein Beweggrund gewesen, am Londoner Protokoll und der Integrität der dänischen Monarchie festzuhalten!"

Angenommen, daß in diesem Bekenntnisse mehr enthalten war als eine der verschiedenen Gestalten, welche die wechselnde Politik Rechbergs gezeigt hat, wäre dasselbe wohl für den guten Willen, aber nicht für den Scharfsinn des Ministers bezeichnend gewesen. Durch das Festhalten am Londoner Protokoll war Oesterreich an Preußen gebunden. Preußens Beweggründe aber waren ganz andre, als die des Grafen Rechberg. Sie hatten die Annexion der Herzogtümer durch Eroberung zum Ziele, und erobert konnten diese Länder nur werden, wenn sie infolge des Londoner Protokolles Dänemark gehörten. Indem aber Preußen auf diesem Wege einen zunächst partikularistisch-preußischen Zweck verfolgte, setzte es sich in die Lage, Deutschland einen eminenten Dienst leisten zu können, zu welchem die Rechbergsche Politik sich die Gelegenheit entgehen ließ. Was für Preußen der Weg zur Annexion durch Eroberung war, wurde für Deutschland der Weg zur Beseitigung aller russischen Ansprüche, durch welche Hinterthüren sie auch hätten eindringen wollen; denn durch die Eroberung war die ganze Successionsfrage abgethan.

Um die Mitte Dezembers erschienen plötzlich die Herren von Dörnberg und von Gruben wieder in Wien. Das Haus Taxis wollte sich's nicht nehmen lassen, in Oesterreich mit zu regieren. Gruben kam, wie gewöhnlich, mit einem halben Dutzend Memoiren beladen, in denen der ganzen österreichischen Politik in allen Richtungen nach innen und außen ihr Programm vorgeschrieben war. Selbst die Aufgaben der Akademie der Wissenschaften waren Gegenstand einer besonderen Denkschrift. Diese verschiedenen Arbeiten, mit deren Inhalte mich Gruben bekannt machte, standen in genauem Zusammenhange und enthielten viele richtige und beachtenswerte

Urteile. Ohne Zweifel auch machte sich in ihnen eine höhere Leitung geltend, welcher Gruben folgte. Eine neu-ultramontane Partei glaubte damals den Geist der Zeit durch sich selbst bekämpfen zu können, ein Unternehmen, zu welchem ich mich, etwas mephistopheliſch, zustimmend verhielt.

Dörnberg war gekommen, um, wie mir Gruben sehr anmaßlich sagte, dem Kaiser „als letztes Wort" die Entfernung Rechbergs zu empfehlen. Dieser Wechsel der Person sollte die Rückkehr zur westmächtlichen Politik und das Zusammengehen mit der deutschen Bewegung bedeuten, welche jedoch nicht im demokratischen Sinne verstanden werden sollte. Gruben brachte mir, um in dieser Beziehung alle Mißverständnisse zu verhüten, einen Artikel für den „Botschafter", dessen Aufnahme ich anfangs verweigerte und der auch nur nach wesentlichen Veränderungen aufgenommen worden ist. Im übrigen haben die Taxisschen Agenten die Entfernung Rechbergs wohl mehr aus persönlichen als aus sachlichen Gründen erstrebt. Der Graf war aus sehr natürlichen und auch berechtigten Gründen der entschiedene Gegner des Taxisschen Einflusses überhaupt, gleichviel in welcher Richtung derselbe sich geltend zu machen suchte. Dörnberg hat seine Audienz beim Kaiser gehabt. Ob er das halbe Dutzend politischer Memoiren des Baron Gruben überreicht hat, ist mir nicht bekannt geworden. Wie mir aber berichtet wurde, hat der Kaiser ihm gesagt, daß ein bevorstehender Widerstand der Dänen an der Eider den Anlaß geben werde, ohne weiteres Schleswig zu erobern, worauf dann erst der Zeitpunkt gekommen sei, sich vom Londoner Protokoll loszumachen. Ist diese Mitteilung richtig, so hatte schon Mitte Dezembers der Kaiser von Oesterreich die preußische Politik adoptiert, welche in ihrem damaligen Stadium so viel wie die Teilung Deutschlands zwischen Oesterreich und Preußen bedeutete, was freilich Se. k. k. Majestät, deren Programm gerade damals die Personalunion der Herzogtümer mit Dänemark war, nicht erkannt haben mag. Wie das wieder mit der Politik Rechbergs zu vereinen war, darf man freilich nicht fragen.

Uebrigens waren die Regensburger Herren nicht schlecht unterrichtet. Sie wußten — und der Baron Gruben, als auswärtiger

Minister in partibus des Taxisschen Fürstenhauses, war stolz auf seine diplomatischen Agenten in London und Paris — daß England zu Gunsten Dänemarks nur Worte, aber keine Kanonenkugeln in Bereitschaft habe, und daß es nicht schwer sei, sich mit Frankreich zu verständigen. Es ist freilich für Gruben, der mir einmal einen von London eingegangenen Bericht über mündliche Aeußerungen des Lord Palmerston vorlas, etwas demütigend gewesen, daß ich, die sehr charakteristische Schrift auf der Rückseite des Briefes von fern erkennend, die Bemerkung machte: „Das ist ja die Handschrift des berüchtigten Klindworth.“ Der Regensburger Diplomat sah mich erstaunt an. Ich hatte kurz vorher diese Schriftzüge, wenn ich mich recht erinnere, durch Frau von Bury kennen gelernt.

Um die nämliche Zeit kam der Staatsrat von Wydenbrugk in der Eigenschaft eines diplomatischen Bevollmächtigten des Herzogs von Augustenburg nach Wien, und ich bin während der ganzen Dauer seiner Anwesenheit mit ihm in vertrautem Verkehre gewesen. Max von Gagern brachte ihn mit der Frau von Bury in Verbindung, bei welcher er auch Somerset Beaumont kennen lernte. Da er den Herrn Blaze de Bury von Weimar her kannte, also die Dame für eine Französin und Beaumont, durch dessen Namen verleitet, für einen Franzosen hielt, begegnete es ihm, daß er sich gegen diese beiden thätigsten Mitglieder einer antifranzösischen Koalition in französischem Sinne äußerte. Die Bury indessen hat sich dadurch nicht abhalten lassen, ihn unter ihre Freunde aufzunehmen. War ja doch ihre eigene Stellung in Bezug auf Frankreich eine doppelte.

Zu den historischen Vorgängen, welche die zweite Hälfte des Jahres 1863 füllten, gehörte auch die Errichtung des mexikanischen Kaiserthrones und dessen Besetzung mit dem Erzherzoge Maximilian. In Mexiko hatte seine Erwählung am 10. Juli stattgefunden. Am 3. Oktober trug eine mexikanische Deputation ihm in Miramar die Krone an. Erinnerungen aus der Zeit meiner amerikanischen Abenteuer wurden in mir neu belebt. Durch den Grafen Enzenberg, welcher sich gleichfalls mexikanischer Schicksale zu erinnern hatte, wurde mir der amerikanische Major und gewesene Diplomat John de Havilland zugeführt, ein romantisch-abenteuerlicher Ritter englisch-

ïsch-deutsch-amerikanischer Familie, welcher vor Zeiten den nord-
:rikanischen Feldzug gegen Mexiko mitgemacht, dann kurze Zeit
:rikanischer Geschäftsträger in Madrid gewesen, zur katholischen
che übergetreten, nach der Zeit aber Kammerherr der Königin von
ɜland geworden war, zuletzt im Jahre 1871 mich in München,
der bayerischen Armee in Frankreich kommend, in der Uniform
durch ihn in der englischen Zunge wieder belebten Johanniter-
ens überrascht hat. Was konnte diesem abenteuerlichen Charakter,
:m Manne von athletischer Gestalt, angemessener sein, als sich mit
ı großen Abenteuer des Erzherzogs Maximilian in Verbindung
setzen? Er schrieb auf eigenen Antrieb eine Staatsschrift unter
ı Titel: „Le Mexique sous la Maison de Habsbourg“ und
; dieselbe als Prachtdruck in Großfolio in nur fünfundzwanzig
:mplaren vervielfältigen, von denen er mir am vorletzten Tage
Jahres eins mit autographischer Dedikation überbrachte. Auf
ı Titelblatte trägt die merkwürdige Schrift das habsburgische, auf
letzten Seite unter dem Schlusse das havillandsche Wappen.
h Behauptung des Majors gehört seine Familie dem alten nor-
nnischen Adel an. In seinem Interesse für den mexikanischen
serthron vereinigte sich die Leidenschaft eines Parteigängers der
damerikanischen Südstaaten mit dem Eifer eines katholischen Kon-
titen. Aber gerade diese Verbindung scheint der Erreichung seiner
icht bei Maximilian hinderlich gewesen zu sein. Es gelang ihm
r in Miramar, von dem Erzherzoge und dessen hochmütiger Ge-
hlin empfangen zu werden, denen er seine Schrift überreichte;
einer ohne allen Zweifel beabsichtigten Stellung in der Nähe des
en Thrones konnte er es jedoch nicht bringen, und der Empfang
en ihn nicht befriedigt zu haben. Als Maximilian die nicht sehr
volle Absicht zu erkennen geben ließ, die Rechnung der Buch-
ckerei für die erwähnte Schrift zu bezahlen, erwiderte Havilland,
er gewohnt sei, die Kosten seiner eigenen Politik zu tragen, und
ter hat man ihn auch sehr nötigen müssen, den Guadalupe-Orden
unehmen, den er zurückschicken wollte.

Ich selbst schrieb auf den Wunsch des Herausgebers der „Oester-
hischen Revue“ gerade zur Zeit der Anwesenheit der mexikanischen

Deputation eine größere Abhandlung unter dem Titel: „Die Gründung des mexikanischen Kaisertums“. Sie ist im zweiten Bande meiner „Kleinen politischen Schriften“ neu abgedruckt. Auch ließ ich mich durch Havilland bestimmen, dem neugebackenen Kaiser ein Exemplar meiner „Seven Years Travel“ zu übersenden.

Ein Jahr später las mir der Graf Enzenberg eine Stelle aus einem kürzlich erhaltenen Briefe des Dr. Semeleder, Leibarztes des Kaisers von Mexiko, vor, in welcher unter allerlei Naivetäten und Klatsch gesagt war, die Namen Fröbel und Havilland seien am mexikanischen Hofe nicht beliebt. „Wie schmeichelhaft!“ — sagte ich zu Enzenberg — „eine solche Bedeutung erlangt zu haben! — Aber“ — mir lief ein wenig die Galle über — „wie kommt der Vitzliputzli auf dem wackeligen Throne des Montezuma dazu, gegen mich ungnädig zu sein? — Habe ich etwas von ihm gewollt? — Ich habe für seine Sache geschrieben und dieselbe besser verteidigt als irgend ein andrer Mensch, und habe ihm die englische Ausgabe meiner Reisen kostbar gebunden zum Geschenke gemacht, welches er sich hat gefallen lassen, ohne mir auch nur zu danken.“ — Nachher sagte ich mir wohl, der Grund des Widerwillens Sr. aztekischen Majestät sei ohne Zweifel die von mir in meinem kleinen Buche: „Amerika, Europa und die politischen Gesichtspunkte der Gegenwart“ ausgesprochene Ueberzeugung, daß die Gründung einer mexikanischen Monarchie mit einem europäischen Prinzen auf dem Throne ein abenteuerliches Unternehmen sei, welches nur einen kläglichen Ausgang haben könne. Diesen Ausspruch hat Maximilian wir wohl um so weniger verzeihen können, je mehr die Schwierigkeiten seiner Stellung ihn ahnen ließen, daß ich doch vielleicht recht haben könnte. Gewiß hätte ich viel lieber unrecht behalten! Ich selbst war ja später in meiner pessimistischen Ansicht irre geworden; aber ein einmal gesprochenes Wort, und vollends wenn es im Drucke festgehalten ist, läßt seine Wirkung zurück.

Um am Schlusse des Jahres von dieser vorgreifenden Abschweifung in einen andern Weltteil auf die deutschen Angelegenheiten zurückzukommen, so bezeichneten die letzten Tage von 1863 darin eine entscheidende Wendung, durch welche zugleich meine weitere Stellung

und Wirksamkeit in Wien bedingt und in ihrer Dauer begrenzt wurde. Im Oktober war in Nürnberg die Konferenz der Minister der Frankfurter Kongreßstaaten folgenlos vorübergegangen. Dann war im November der Tod des Königs Friedrich VII. von Dänemark eingetreten, mit welchem die Angelegenheit der Elbherzogtümer einen akuten Charakter angenommen hatte. Schlag auf Schlag waren sich darauf entscheidende Thatsachen gefolgt. Zuerst, gleich am Tage nach dem Todesfalle, war das Manifest des Prinzen Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg erschienen, in welchem derselbe bekannt machte, daß er als Friedrich VIII. die Regierung der Herzogtümer antrete. Am folgenden Tage schon war dieser Regierungsantritt von Koburg, Meiningen, Weimar, Altenburg, Baden und Oldenburg anerkannt worden. Nur wenige Tage später war sodann die Erklärung Oesterreichs und Preußens erfolgt, daß ihr Standpunkt der des Londoner Protokolles, also der Erhaltung der Integrität der dänischen Monarchie sei, wogegen die Mehrheit des Bundestages entschieden hatte, daß das genannte diplomatische Aktenstück für Deutschland überhaupt nicht existiere. So war in die deutsche Politik, soweit von einer solchen die Rede sein konnte, ein tiefer Zwiespalt gekommen. Und als dann am zweitvorletzten Tage des Jahres, nachdem Christian IX. zu Anfang Dezembers die Einverleibung Schleswigs in die dänische Monarchie publiziert hatte, die beiden deutschen Großstaaten mit der formellen Erklärung, die Sache der Herzogtümer außerhalb des Bundes aus eigener Machtvollkommenheit und allein ordnen zu wollen, die Vormachtspolitik inaugurierten, war nicht nur die großdeutsche Periode der zweifelhaften österreichischen Staatskunst zu Ende, sondern thatsächlich hatte auch der Deutsche Bund sein Ende erreicht. Daß er noch ein kurzes Scheinleben führte und sogar durch Herrn von Beust im Frühling 1864 auf der erfolglosen Londoner Konferenz noch den täuschenden Schein eines vor dem Erlöschen aufflackernden Lichtes verbreitete, hat, so wenig wie die zu spät kommende Reue der österreichischen Regierung, keine historische Bedeutung erlangen können. Es hätte, in der Theorie wenigstens, und damit wohl auch in der Praxis, für Oesterreich einen Weg gegeben, aus der falschen Stellung herauszu-

kommen. Die politische Praxis ist undankbar, wenn sie die kleinen Gefälligkeiten geringschätzt, welche ihr gelegentlich, wie in diesem Falle durch den Regierungsrat Weil als den Erfinder des Vormachtsbegriffes, die Theorie, sei es auch nur mit einem hilfreichen Worte, leistet. Die preußisch-österreichische Politik in der dänischen Streitsache war durch ihre Bezeichnung als Aktion der „deutschen Vormächte" zu einer von Oesterreich und Preußen gemeinschaftlich ausgeübten Diktatur gemacht, wodurch für Oesterreich der Weg zur Rückkehr auf den korrekten Standpunkt offen gehalten war. Statt aber diesen Weg zu betreten, hat Oesterreich es Preußen überlassen, die Diktatur einseitig zu einer bleibenden Einrichtung zu machen, woraus dann, zum Glück für Deutschland, das heutige Reich entstanden ist.

8.

Am Jahreswechsel 1863—1864. Der Herzog von Gramont und die französische Politik. Ein Brief des Herzogs von Koburg. Der Staatsminister, Graf Forgatsch und der Kaiser. Schmerling mit Rechberg versöhnt. Des letzteren Angst vor Franzosen, Engländern, Italienern, Schweden und Walachen. Die Politik des Fürsten Cusa. Schmerling sich selbst beurteilend. Vorgänge bei der Londoner Konferenz und Umschlag der österreichischen Politik. Ein Purzelbaum des Grafen Rechberg als politischer Schachzug. Ein humaner Pontius Pilatus.

Am ersten Tage des Jahres 1864 veröffentlichte ich im „Botschafter" eine Darstellung der politischen Weltlage, mit welcher ich in politischen Kreisen einiges Aufsehen erregte. Der Artikel hatte für mich selbst die Bedeutung einer Begründung meiner publizistischen Wirksamkeit durch den Zusammenhang der politischen Weltverhältnisse gegenüber den offiziellen Schwankungen, Unsicherheiten und wichtigthuenden Faseleien. Unter dem Scheine, die vom „Botschafter" vertretene Politik zu rechtfertigen, war er eigentlich den österreichischen Ministern zur Beachtung geschrieben.

Ich weiß nicht mehr, welcher besondere Beweggrund mich bestimmte, das Blatt mit einigen handschriftlichen Worten dem französischen Gesandten, Herzog von Gramont, zu überschicken. Das

Antwortschreiben enthielt eine rückhaltlose Billigung der von mir ausgesprochenen Urteile, — unter andern zustimmenden Aeußerungen auch die Worte: „Si la prospérité de la France ne pouvait se développer qu'à la condition de revers pour les autres nations, je désespérerais de mon pays" — und die Aufforderung zu einem Besuche. Ich kam dieser nach. Die Aeußerungen des französischen Diplomaten von damals, welche ich umittelbar nach dem Besuche niedergeschrieben habe, sind selbst heute noch interessant. Der Herzog begann mit Bemerkungen über die österreichische Politik, der es an Mannheit (virilité) fehle. „Bei jeder Verlegenheit" — sagte der Gesandte — „sprechen die österreichischen Staatsmänner von den Schwierigkeiten, in denen sich das Reich befinde, bis am Ende wirklich die Welt glaubt, daß Oesterreich ein Invalide sei. Ich habe mich aber überzeugt, daß es mit diesen Schwierigkeiten nicht so schlimm steht. Die Finanzen z. B. sind in einem viel günstigeren Zustande, als die Welt meint. Aber es fehlt den österreichischen Staatsmännern an Thatkraft. Ich habe dem Grafen Rechberg neulich gesagt, wie ich dem Kaiser von Oesterreich geraten haben würde, dem Kaiser von Frankreich auf die Einladung zum Kongresse zu antworten: ‚Sire,' — würde ich geraten haben zu schreiben — ‚es ist ein edler Gedanke, die europäischen Fragen und Verwickelungen friedlich zu lösen, und ich werde von Herzen meine Mitwirkung leihen; aber ich sage voraus, daß ich mir weder Galizien noch Venetien gutwillig nehmen lasse.' — Napoleon würde dann gesagt haben: ‚Das ist ein Mann, — mit dem kann man reden.' — Aber die Antwort, welche der Kaiser von Oesterreich gegeben hat, und welche es darauf ankommen läßt, was England thut, hätte sich allenfalls für einen Reuß oder Anhalt geschickt. Man beklagt sich in Wien über die Unverschämtheit der Mittelstaaten in der dänischen Sache. Aber wodurch entspringt diese, habe ich dem Grafen Rechberg gesagt, als durch den Mangel aller Thatkraft in Oesterreich?"

Ich benutzte diese Wendung der Rede, um auf die deutschen Verhältnisse zu kommen. „Frankreich" — bemerkte in dieser Beziehung der Herzog — „kann nicht wollen, daß es ein ganzes geeintes Deutschland gegen sich habe; aber jede andre Art von natio-

naler Verfassung, welche dem deutschen Volke zusagen mag, z. B. der Dualismus, kann ihm recht sein." — „Der Dualismus nicht!" — fiel ich ihm ein — „weil der Dualismus, welcher das deutsche Volk nicht befriedigt, jeden Augenblick in den Unitarismus umschlagen kann. Wohl aber das, was wir in Deutschland die Trias (la triade allemande) nennen." — „Die Trias" — entgegnete der Herzog — „ist freilich die Gestaltung, welche Frankreich am meisten zusagen muß. Sie knüpft an die Traditionen des Rheinbundes an. Aber Frankreich kann dafür von sich aus nichts thun. Es muß Deutschland machen lassen. Wir wollen in diesen Angelegenheiten nichts für uns. Man spricht in Deutschland immer wieder davon, daß wir das linke Rheinufer begehren; aber das fällt uns nicht ein, und wenn man ernstlich nachdenkt, muß man erkennen, daß es nicht unser Interesse sein kann, es zu besitzen. Man muß, um die Politik eines fremden Staates zu beurteilen, sich in seine Lage versetzen. Frankreich kann jetzt nichts mehr am Rheine gewinnen."

Ich sprang auf die dänische Frage über. „Frankreich" — sagte der Gesandte — „kann sich vom Londoner Vertrage nicht ohne weiteres losmachen; aber als letztes Ergebnis würde es nichts dagegen haben, daß die Herzogtümer deutsch werden. Was Holstein betrifft, so mag der Herzog von Augustenburg das Land in Besitz nehmen. Für Frankreich ist das keine europäische Angelegenheit. Die europäischen Verhandlungen werden erst mit Schleswig beginnen; aber vielleicht wird darüber ein Kompromiß möglich werden."

Ich habe den Herzog von Gramont nur noch einmal besucht, und die Bekanntschaft hat keine weiteren Folgen gehabt, als daß ich durch seine Aeußerungen in meiner Ansicht von der französischen Politik bestärkt wurde. Für die österreichische war ich der Meinung, daß sie sich auf der Basis der Trias mit der französischen verständigen sollte. In Wien aber stand man unter preußischem Einflusse, während zugleich an einer Koalition gegen Frankreich gearbeitet wurde, nämlich gegen das, was Frau von Bury „la France accidentelle" nannte und was nicht „la vraie France" sein sollte. Der persönliche Haß einer fremden Dame half in Wien große Politik machen.

Ueberhaupt erhielt ich gerade zu jener Zeit durch meinen per-
ılichen Verkehr manche Kenntnis und Einſicht, über die ich in
iner Erzählung nicht hinweggehen darf. Heinrich von Gagern,
lcher ſeit einiger Zeit als großherzoglich heſſiſcher Geſandter in
ien lebte, teilte mir ein Geſpräch mit, welches er an einem der
ten Tage des Jahres mit dem Grafen Rechberg gehabt und in
lchem dieſer den eigenwilligen Mittelſtaaten mit der Auflöſung des
ınbes gedroht hatte, während gleichzeitig Max von Gagern mir
ıen an ihn gerichteten Brief des Herzogs von Koburg zu leſen gab,
: in Wahrheit für den Kaiſer beſtimmt und auch von dieſem ſoeben
:eſen worden war, — einen Brief, welcher die Drohung enthielt,
ß bei Fortſetzung dermaliger Haltung der öſterreichiſchen Politik
s deutſche Volk „mit der Mehrheit ſeiner Fürſten“ ſich Frankreich
wenden werde.

Bei der nämlichen Gelegenheit teilte mir Max von Gagern auch
ıen nicht gerade wichtigen, aber doch nicht unintereſſanten Zwiſchen-
I mit. Somerſet Beaumont hatte die Gefängniſſe in Lemberg
ſuchen wollen und die nachgeſuchte Erlaubnis war ihm von der
:gierung verweigert worden. Empört war er aus Galizien nach
ien zurückgekommen und hatte in einer Audienz dem Grafen Rech-
rg ſehr rückhaltlos ſeine Meinung geſagt. Er glaube — hatte er
ſagt — dazu ganz beſonders veranlaßt zu ſein in einem Augen-
icke, wo die öſterreichiſche Regierung bei der anglo-auſtriſchen Bank
ḥ um Geld bewerbe. Er ſei der Meinung geweſen, Oeſterreich ſei
rklich ein konſtitutioneller Staat geworden; er ſehe aber, daß er
ḥ im Irrtum befunden habe und daß der politiſche Zuſtand des
ıiſerreiches noch keineswegs der Bildung unſrer Zeit und den An-
rderungen des Rechtes entſpreche. Er werde nach dieſer Erfahrung
:ſterreich nicht mehr, wie er bisher gethan, im engliſchen Parla-
:nte verteidigen. Rechberg habe ſich — ſo hatte Beaumont nach
r Audienz erklärt — bei dieſer Gelegenheit ihm gegenüber „mit
utalem Hochmute“ benommen. Indeſſen war die Verweigerung
cht ſeine Sache, ſondern die des Juſtizminiſters Dr. Heim geweſen.

Eines Morgens — es war am 9. Januar — wollte ich Schmer-
ıg ſprechen. Er war im Begriffe auszugehen. „Ich bitte um zwei

Worte" — sagte ich: „Ist es Ew. Exzellenz Politik oder eine andre, welche den Brief des Grafen Forgatsch an Kowacs diktiert hat?" — „Welchen Brief? — Ich weiß von nichts!" — antwortete der Staatsminister. „Den Brief, welcher die baldige Lösung der ungarischen Frage in Aussicht stellt." — „O ja! — Die ungarische Frage wird gelöst werden, in wenigen Tagen! — Ich werde sie lösen, indem ich den Grafen Forgatsch über Bord werfe! — Kommen Sie morgen zu mir; da können wir weiter sprechen." — Damit ging er und ließ mich zurück. — Der Rücktritt des Grafen hat sich dann aber noch bis in den April hingezogen, wo derselbe eine Badereise antrat. Er war krank gewesen, und aus Humanität hatte ihm der Kaiser währenddem seine seit Januar beschlossene Entlassung nicht zugeschickt. Auch hatte Schmerling, wie er mir selbst erzählte, die Entlassung des ungarischen Hofkanzlers nur damit durchgesetzt, daß er dem Kaiser erklärt, selbst um seine Entlassung bitten zu müssen, falls Se. Majestät den Grafen Forgatsch nicht aufgeben wolle. Daß der Kaiser sich so schwer zu dieser Maßregel verstand, ist um so merkwürdiger, je weniger hoch dessen Meinung von der Integrität des ungarischen Staatsmannes gewesen zu sein scheint. Noch am Tage vor der amtlichen Bekanntmachung der Entlassung machte Schmerling im Gespräche mit mir die Bemerkung, der Graf Forgatsch würde sich vielleicht durch das rechte Mittel für eine dem Gesamtinteresse des Reiches entsprechende innere Politik haben günstig stimmen lassen; das sei ungarischer Charakter, — der Kaiser selbst habe einmal geäußert: „Die Beilegung der ungarischen Opposition wird uns viel Geld kosten!" —

Im Bewußtsein eigener Integrität, welche niemals bezweifelt worden ist, hat Schmerling freilich von der Käuflichkeit der ungarischen großen und kleinen Herren zu sprechen ein Recht gehabt, — wenn nur alle seine deutschen Herren Kollegen im Ministerium in dieser Hinsicht ebenso rein gewesen wären, wie er. Der Graf Prokesch hat in ganz vertrautem Kreise in Konstantinopel einmal geäußert: „Die Wiener Minister nehmen alle Geld." Eine ebendaher kommende, der Familie meiner Frau nahestehende junge Dame, welche den Ausspruch mit angehört, hat ihn mir wiederholt. Ohne Zweifel hat der

damalige österreichische Botschafter damit etwas mehr gesagt, als er streng genommen verantworten konnte. Indessen kannte er doch im allgemeinen seine Leute.

Einige Tage nach jenem Austausche weniger Worte, in welchem der Staatsminister die Absicht geäußert, den Grafen Forgatsch „über Bord zu werfen", fand ich denselben in guter Laune. Er hatte bei dem Kaiser seine Zwecke erreicht. Namentlich hatte er auch durchgesetzt, daß in Zukunft die auswärtige Politik in einem engen Kabinetsrate, zu welchem er selbst mit gehörte, und an welchem außer ihm und dem Grafen Rechberg nur noch der Ministerpräsident Erzherzog Rainer und der Polizeiminister Mecsery unter dem Vorsitze des Kaisers teilzunehmen berufen waren, behandelt werden sollte. Hinter diesem engen Kabinettsrate sollte freilich, wie behauptet wurde, und ich sogleich weiter erwähnen werde, eine geheime Regierung bestehen, von deren Existenz der Staatsminister, wenn sie wirklich bestand, keine Kenntnis hatte, und es wurde behauptet, daß Rechberg dazu gehöre, und daß dieser, hinter aller Scheinpolitik, die einzig wahre Politik dieser geheimen Regierung und damit die persönliche des Kaisers betreibe. Wie das aber auch gewesen sein mag, — die auswärtigen Angelegenheiten waren bisher vielfach ein Grund der Spannung zwischen Schmerling und Rechberg gewesen. Nun glaubte der Staatsminister an eine vollständige Versöhnung mit dem Minister des Auswärtigen, die unter Vermittelung des Kaisers zu stande gekommen zu sein schien. Ich sage: zu sein schien — denn die Freude konnte unmöglich lange dauern. Bei der Versöhnung hatte Schmerling dem Grafen Rechberg gesagt, die Einbildung, daß er (Schmerling) sein (Rechbergs) persönlicher Feind sei, habe ohne Zweifel ihren Ursprung in den Zwischenträgereien der katholischen Clique Meyssenbug, Biegeleben und Gagern. Es sei wünschenswert, daß er (Rechberg) sich von diesen Einflüssen befreie.

Ich bemerkte dem Staatsminister, daß ich seit längerer Zeit keine Mitteilungen vom Grafen Rechberg empfangen habe, und daß es vielleicht nun wünschenswert sei, meinen früheren Verkehr mit dem Minister des Auswärtigen wiederherzustellen. „Es soll das meine erste Sorge sein," — erwiderte Schmerling — „und ich werde

zu erkennen geben, wie sehr ich darauf Wert lege.“ Indessen vergingen einige Wochen, bis mir der Hofrat von Gagern eines Tages schrieb, daß er Wichtiges mit mir zu besprechen habe. Man wünschte meine Hilfe, um in Deutschland wieder einzulenken. Ich sollte nach Süddeutschland, um für die Trias zu wirken. Ich fragte, ob das der neueste „Schachzug“ sein solle, und fügte hinzu, daß ich zur Regierung kein Vertrauen habe und nur etwas würde thun können, wenn ich überzeugt sein könnte, daß man ernsthafte Absichten hege. Gagern meinte, ich solle meine Ansichten über das, was not thue, in Form eines Memoires ausführen und den Ministern überreichen. Ich entgegnete, daß schon viel zu viele Memoiren geschrieben worden seien, und daß ich mich dazu nicht berufen fühle.

Schmerling zeigte mir bald darauf schriftlich an, daß der Graf Rechberg meinen baldigen Besuch wünsche. Ich wurde indessen von letzterem erst am 10. März empfangen, nachdem der in preußischen Geschäften nach Wien gekommene General Manteuffel wieder abgereist war. Schmerling hatte mir tags vorher gesagt, daß nach seiner Meinung jetzt der Deutsche Bund Dänemark den Krieg erklären sollte, um für Oesterreich und Preußen die Rückkehr auf den Bundesstandpunkt möglich zu machen. Den Oberbefehl könne man Wrangel lassen. So wäre doch ganz Deutschland wieder geeint. Daß gerade alles das den preußischen Hintergedanken zuwiderlief, schien der Staatsminister nicht zu ahnen. Rechbergs Thema aber war nicht der Krieg, sondern der Friede, und fast der Friede um jeden Preis.

Ich muß es rühmen, daß der Graf einen hohen Grad von anständiger und feiner Gesinnung gegen mich an den Tag legte. Als ich ihm bemerkte, er habe mich über seine Politik leider in Unwissenheit gelassen, erwiderte er, er habe gewußt, daß meine Ansichten andre seien als die seinigen, und habe absichtlich, um mir nicht zu nahe zu treten, keine Ansprüche an meine Feder gemacht. Jetzt aber wünsche er eine Verständigung über die Richtung des „Botschafters“. In einem Gespräche, welches nahezu eine Stunde dauerte, sollte augenscheinlich weniger die Liebe zum Frieden, als die Furcht vor dem Kriege, als Bestimmungsgrund für meine publizistische Thätigkeit in der dem Grafen wünschenswerten Richtung auf mich wirken;

ich konnte nur leider ihm nicht sagen, daß Schmerling davon gerade das Gegenteil wünschte. In einem förmlichen Vortrage, welchen mir Rechberg hielt, suchte er mir mit den Franzosen, den Engländern, den Italienern, den Schweden, ja sogar mit den Rumänen angst zu machen, und nur die Preußen schienen ihm keine Besorgnisse einzuflößen. Ich war nicht ganz ungerüstet zu Gegenbemerkungen. Was die französische Politik betraf, so konnte ich die Aeußerungen des Herzogs von Gramont ins Feld führen, während in betreff der Donaufürstentümer mir nicht minder eine aus guter Quelle geschöpfte Kenntnis zu Hilfe kam. Mein Schwager, der Fürst Dimitri Cantacuzeno, hatte uns kürzlich in Wien besucht und mir über viele die österreichischen Interessen berührenden Verhältnisse seines Landes Aufschlüsse gegeben, in denen allerdings für Oesterreich Gründe zur Vorsicht enthalten waren, deren Gefährlichkeit aber doch nur untergeordneter Natur war und durch eine richtige Politik beseitigt werden konnte. Der Fehler der österreichischen Politik, im Krimkriege die Donaufürstentümer nicht behalten zu haben, ließ sich freilich nicht beliebig wieder gut machen. Der Fürst Cusa, hatte mir aber mein Schwager gesagt, sei weit davon entfernt, gegen Oesterreich feindlich gesinnt zu sein. Allerdings sehen auch die österreichischen Rumänen in dem Regenten der Fürstentümer das Haupt ihrer Nationalität, was für Oesterreich nicht ohne Gefahr sein würde, wenn bei einem Zerwürfnisse zwischen Oesterreich und Frankreich von französischer Seite eine Pression auf Cusa ausgeübt werden sollte. Bei gutem Einvernehmen mit Frankreich aber sei Oesterreich auch einer guten Haltung der Rumänen sicher, und neuerdings habe Cusa durch einen Brief, welchen mein Schwager selbst gelesen, den siebenbürgischen Rumänen die Beschickung des österreichischen Reichsrates dringend empfohlen, wodurch in dieser Sache der dem österreichischen Interesse entsprechende und für die Zukunft wichtige Ausschlag gegeben worden sei. Der politische Charakter Cusas bestehe wesentlich darin, daß er ein Gegner der Magyaren sei. Im übrigen verfolge er im Lande selbst zivilisatorische Zwecke. Für die rumänischen Schulen habe er Lehrer aus Siebenbürgen bezogen und für bulgarische Rumänen an den Schulen der Fürstentümer 500 Freiplätze gestiftet, wozu die

Mittel aus den säkularisierten Gütern der orthodoxen Klöster genommen worden seien. Noch kürzlich — hatte mir Dimitri Cantacuzeno weiter erzählt — habe Cusa gegen ihn geäußert, er begreife nicht, wie Oesterreich als katholischer Staat mit der Parteinahme gegen die Säkularisation der orthodoxen Klöster seinen eigenen Interessen entgegen handle. In dieser Beziehung gab mir der Graf Rechberg eine Erklärung. Die durch die Kirchen- und Klostergüter unabhängige griechische Geistlichkeit der Fürstentümer — bemerkte er —, welche sich nicht zu Rußland neige, da sie unter dem Patriarchen von Konstantinopel stehe und mit diesem gegen das Zarentum Opposition mache, werde durch die Säkularisation von russischen Stipendien abhängig. Es sei diese Erwägung, durch welche sich Oesterreich zu seiner Haltung habe bestimmen lassen. Ohne Zweifel hielt der Graf Rechberg diese Erwägung für eine sehr kluge. Man hat aber seitdem gesehen, daß Rußland sich durch den Patriarchen von Konstantinopel nicht hindern läßt, seinen Zielen näher zu kommen.

Wie wenig es mir möglich gewesen wäre, der Friedenspolitik des Grafen Rechberg einen publizistischen Ausdruck zu geben, mußte ich bald erfahren. Am 10. März hatte er mir dieselbe vorgetragen. Am 22. sagte mir Schmerling, es liege dem Kaiser sehr viel daran, wieder mit den Mittelstaaten Hand in Hand zu gehen. Im Fall einer Fortsetzung des dänischen Krieges wünsche man, daß auch der Bund den Krieg erkläre und Rechberg stimme damit überein.

Inzwischen wurde am 25. April die Londoner Konferenz zur Schlichtung des dänisch-deutschen Streites eröffnet und am 9. Mai von derselben ein mit dem 12. beginnender einmonatlicher Waffenstillstand beschlossen, der nachher noch um vierzehn Tage verlängert wurde. Der Graf Rechberg aber las mir einen „Paris 18. April" datierten Bericht vor, dessen Quelle er mir als eine „ganz geheime Espionage" bezeichnete. Er nannte mir einen Namen, den ich versprach keinem Menschen mitzuteilen und den ich darum auch nicht meinem Tagebuche anvertraut habe, so unnötig diese gewissenhafte Vorsicht wahrscheinlich gewesen ist. Der Berichterstatter machte den Anspruch, die angeblich gegen Deutschland und Oesterreich gerichteten Beweggründe der Napoleonischen Politik zu enthüllen; der Inhalt

des Schriftstückes bewegte sich aber so sehr auf Gemeinplätzen, daß ich auf den wahrscheinlich richtigen Gedanken kam, der Bericht sei in Wien fabriziert worden und hauptsächlich bestimmt, dem Kaiser Furcht zu machen. Die deutsche Bewegung zu Gunsten Schleswig-Holsteins war darin als Revolution bezeichnet, deren sich am Ende der Kaiser der Franzosen für seine Zwecke bedienen werde. Ich ärgerte mich, daß Graf Rechberg glaubte, mit solchem Zeuge, mit welchem er mich fünf Viertelstunden lang unterhielt, auf mich Eindruck machen könne, so schmeichelhaft es mir hätte sein können zu denken, daß ich und der Kaiser mit dem gleichen Mittel beeinflußt werden sollten.

Diesen Kindereien gegenüber war freilich Schmerling ein ganzer Mann; wenn er nur auch ein ganzer Politiker gewesen wäre! — Wenige Tage nach der langen Vorlesung, die mir sein Herr Kollege über die politische Lage gehalten, setzte mir Schmerling seine Ansichten über die nämliche Sache auseinander. Er war damals noch für die Personalunion der Herzogtümer mit Dänemark, die er mit Gewalt erzwingen wollte. Gerade damals aber machte mir der so vortreffliche und von mir hochverehrte Mann in vertrautem Gespräche Bekenntnisse über seinen Charakter, aus denen hervorgeht, wie wenig er selbst zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten gepaßt hätte und wie wenig er sich eignete, Rechberg auch nur zu ergänzen. „Ich habe eigentlich" — sagte er mir — „kein rechtes Interesse für die Politik. Ich bin von Natur Soldat, und bin ganz wider Willen dazu gekommen, diese politische Rolle zu spielen. Mir ist diese ewige Unruhe zuwider. Ich lese gern am Abend ein gutes Buch oder bin in guter Gesellschaft oder im Theater. Diese politischen Herren aber sind in einer ewigen Aufregung. Da soll immer etwas geschehen! Und die Parlamente und die Vereine! — Wenn die letzteren nichts bedeuten, machen sie zuviel unnötige Unruhe; wenn sie aber etwas bedeuten, was sind die Parlamente und die Regierungen? — Die Parlamente ihrerseits sind der Kampfplatz der Parteien, und die Bühne, auf welcher die Herren Volksmänner ihre Eitelkeit befriedigen." So fuhr der Staatsminister fort sich auf vertrauliche und ganz behagliche Weise auszusprechen. Er sagte mir im Grunde nichts Neues.

Ich wußte, wie das zu starke Hervortreten der öffentlichen Meinung und das Drängen und Treiben der Parteien ihm verhaßt war; wie sehr parlamentarische Anmaßungen seine Galle erregten und parlamentarische Eitelkeiten seine Geringschätzung hervorriefen, obschon seine wohlwollende Natur dem Widerwillen nicht selten eine humoristische Färbung gab. Mit harmlosem Humor hat er mir einmal erzählt, wie bei einem Gastmahle Kuranda ihm mit komischem Selbstgefühle zugerufen: „Was fällt Ihnen denn ein, den Deutschen Bund ohne uns reformieren zu wollen?“ — Gegen Persönlichkeiten, wie dieser eitle Mensch, hatte er die Duldsamkeit eines Sarastro gegen seinen Papageno. Und merkwürdig ist es in der That, wie durch eine Laune des Schicksals dieser militärisch-bureaukratisch-liberale Absolutist josephinischer Abstammung zum Repräsentanten des österreichischen Konstitutionalismus geworden ist.

Nicht minder bezeichnend für den Charakter Schmerlings sind seine Aeußerungen in einem Gespräche, welches ich — ein merkwürdiges Zusammentreffen — wenige Stunden vor dem Umschlage der österreichischen Politik in der dänischen Frage, nämlich am frühen Morgen des 22. Mai, mit ihm gehabt, und welches nicht ohne Einfluß auf die Entwickelung der Dinge geblieben ist. Ich begann damit, daß ich nochmals die Personalunion der Herzogtümer mit Dänemark als ein unrichtiges Ziel bezeichnete. Von Dänemark selbst zurückgewiesen, von England aufgegeben, von Frankreich nur scheinbar angenommen, widerspreche sie — sagte ich — dem österreichischen Interesse. Ich wußte, daß ich die noch nicht aufgegebene Meinung des Ministers offen und unumwunden bekämpfte. Er hörte mich schweigend an und sprach darauf so lange kein Wort, daß ich fast in Verlegenheit kam. „Sie finden, daß ich allzu vorwitzig bin,“ sagte ich — „aber ich glaube, Oesterreich sollte sich nicht während dieses ganzen diplomatischen Feldzuges im Hintertreffen befinden, sich nicht von Preußen den ganzen Ruhm und Gewinn wegnehmen lassen.“ — „Sie sind nicht vorwitzig“ — antwortete der Minister — „und ich höre Sie immer gern. Sie sagen mir immer etwas, das ich mir merke und das mir von Wert ist. Sie haben auch ganz recht, daß wir, wenn die Abtrennung der Herzogtümer möglich ist,

nicht hinterher laufen sollen. Ein solches Verfahren ist uns auch bei früheren Gelegenheiten schon nachteilig gewesen. Wir haben uns lange gegen die Entstehung des Königreichs Griechenland gewehrt und haben es mit allen christlichen Nationen des türkischen Reiches verdorben. Der neue Staat aber ist doch entstanden. Ich sehe es freilich kommen, daß Deutschland uns schlecht belohnen wird. Wenn wir in Venetien angegriffen werden sollten, wird Deutschland uns abermals im Stiche lassen. Der öffentliche Geist ist einmal zu Gunsten von Norddeutschland." Der Staatsminister kam nun auf den Charakter der Schleswig-Holsteiner Bevölkerung zu sprechen, die für ihn nichts Sympathisches hatte. Er bezeichnete sie als kalt, teilnahmlos, egoistisch. Offiziere, welche vom Kriegsschauplatze gekommen, hatten sich bitter darüber geäußert. „In andern Ländern" — bemerkte Schmerling — „kommen doch wenigstens Weiber und Kinder der Dörfer ans Fenster oder an die Thüre, wenn Soldaten durchmarschieren; in Schleswig-Holstein bekümmert sich kein Mensch darum!" — — Ich fiel dem Minister mehrmals in die Rede: Ich bestritt, daß Deutschland gegen Oesterreich kalt sei. „Aber," — sagte ich — „wenn Oesterreich aus seinen außerdeutschen Besitzungen Beweggründe herleitet, deutsche Interessen zu opfern, dann ist es freilich natürlich und von deutschem Standpunkte gerechtfertigt, daß man in Deutschland denkt, es wäre ein nationales Glück, wenn Oesterreich in seinen außerdeutschen Ländern noch mehr beschnitten würde. Gerade, daß man in Deutschland nicht auf solche Gedanken komme, oder, daß solche Gedanken nicht überhandnehmen, sollte, wie mir scheint, für Oesterreich ein Beweggrund sein, in Schleswig-Holstein keine andre als deutsche Politik zu treiben." — Der Gegenstand wurde zwischen dem Staatsminister und mir in verschiedenen Richtungen weiter besprochen, wobei derselbe immer lebendiger und wärmer wurde, bis er mir sagte, daß er meinen Auffassungen beistimme und sich bei unmittelbar bevorstehender Gelegenheit in diesem Sinne gegen Rechberg und den Kaiser aussprechen werde.

Tags darauf kam Wydenbrugk etwas erregt, mir zu erzählen, daß „gestern mittags" in der Lektüre bei dem Grafen Rechberg die österreichische Politik zu einem vollständigen Umschlage gekommen sei.

Durch ihn, und weiter durch Heinrich von Gagern, erhielt ich nähere Auskunft über den Vorgang und was ihn herbeigeführt. Am 21. hatte Metternich von Paris berichtet, daß Beust mit seinen Anschauungen bei Napoleon vollständige Zustimmung gefunden, und der Botschafter hatte zu einer veränderten Politik geraten und um neue Instruktionen gebeten, aber die Antwort erhalten daß dazu kein Grund vorhanden sei. Am 22. früh jedoch, gerade während ich die Unterredung mit Schmerling hatte, waren wichtige Depeschen von Biegeleben und Apponyi aus London gekommen. Schweden und Dänemark selbst hatten sich gegen die Personalunion erklärt. Biegeleben hatte eine merkwürdige Unterredung mit Clarendon gehabt, in welcher der englische Staatsmann mit Verdruß das Bekenntnis abgelegt, daß England gegen Deutschland von seiner Macht keinen Gebrauch mache und, wie Dänemark selbst, den Gedanken der Personalunion zurückweise. Preußen aber hatte sich für die Unverbindlichkeit des Londoner Vertrages erklärt. Oesterreich allein hatte schweigend bei der Konferenz die Rolle eines Don Quichotte der dänischen Integrität behauptet.

Nachdem früh am 22. die Londoner Depeschen mit diesen Thatsachen angekommen, ich um 9 Uhr morgens dem Staatsminister die Dinge genau so dargestellt, wie sie sich bestätigten, Schmerling um 12 Uhr mittags mit Rechberg gesprochen, kam es nach 12 Uhr in der Lektüre bei dem Minister des Auswärtigen zu dem Bruche mit der bisherigen Politik. Alle anwesenden Herren, selbst der Graf Rechberg — so wurde mir berichtet — hätten „das Gefühl gehabt, als ob ihnen ein Alp von der Brust genommen sei".

Sonderbar, daß ich allein die Dinge richtig beurteilt und ihre Entwickelung vorausgesehen hatte! — Schmerling scheint das empfunden zu haben. Als ich ihn darauf zum erstenmal wieder sah, nannte er mich seinen verehrten und lieben Freund.

Inzwischen war es meine Aufgabe im „Botschafter" vor dem öffentlichen Urteile die bisherige Politik der österreichischen Regierung mit der nun durch einen förmlichen Bruch zur Geltung gekommenen in einen scheinbaren Zusammenhang zu bringen und aus der Niederlage einen Sieg zu machen. Ich glaubte es der Sache schuldig zu

sein, daß ich es diesmal mit der Wahrheit nicht genau nahm. Dafür machte mein im „Botschafter" vom 25. Mai erscheinender Artikel in allen offiziellen Kreisen ein außerordentliches Glück. Mit der strengen Wahrheit kann ich mich nicht erinnern jemals so viel Glück gemacht zu haben. Ueberall war man des Lobes voll und die Zeitung stand in glänzender Beleuchtung da. Mir persönlich wurde zu der Wendung der Dinge Glück gewünscht. War ich doch bis dahin der einzige entschiedene Vertreter der Politik gewesen, welche nun zur Geltung gekommen war! — Und doch war ja auch dies nur scheinbar.

Es ist für mich zu verlockend, zu beweisen daß ich auch die große diplomatische Kunst verstand, auf geschickte Weise die Unwahrheit zu sagen und den Dingen einen der Absicht dienlichen Schein zu geben, als daß ich mir versagen könnte, hier aus dem so sehr belobten Aufsatze die am wenigsten der Wahrheit entsprechende Partie auszuziehen.

„Wir haben," — schrieb ich — „während der ganzen Periode, die zwischen dem Tode des vorigen Königs von Dänemark und dem heutigen Tage liegt, der Politik der beiden deutschen Großstaaten in dieser Angelegenheit nicht aufgehört unsre Einwendungen entgegenzustellen. Wir haben aber auch in einem sehr frühen Zeitpunkte dieser Periode uns selbst, und andre, welche gleich uns sich nicht befriedigt fühlten, daran erinnert, daß in der Bewegung zum gleichen Ziele verschiedene Methoden des Vorgehens möglich sind, für welche die Beweggründe vorläufig sich der Kritik entziehen mögen. Der Erfolg ist am Ende das, was die Methode rechtfertigt. Wir erinnern uns gern jener Aeußerung, denn die Erinnerung enthält für uns eine doppelte Genugthuung. Wir hatten recht, daß wir an dem Ziele festhielten, und wir hatten recht, daß wir nicht über eine Methode des Vorgehens absprachen, die uns damals nicht die richtige zu sein schien. Tausende werden heute mit uns bekennen müssen, daß sich jetzt das Ziel der deutschen Politik mit einem Grade von Sicherheit erreichen läßt, welcher von Anfang an nicht vorhanden war. Die Klarheit, welche heute über die ganze Situation verbreitet ist, hat in keinem früheren Zeitpunkte bestanden, und wenn es auf der einen Seite unzweifelhaft ist, daß die Zähigkeit und Ausdauer

des öffentlichen Geistes in Deutschland und die Festigkeit mittelstaatlicher Regierungen einen entscheidenden Anteil an dem nun errungenen Standpunkte hat, so muß nicht minder hervorgehoben werden, daß der andre Teil des Verdienstes der besonnenen und nicht ohne Selbstverleugnung geführten Lenkung von seiten Oesterreichs und Preußens gebührt.

„Findet dies in Bezug auf die diplomatische Behandlung der Sache statt, so ist in Verbindung damit das Verdienst der militärischen Leistung mit besonderer Beziehung auf die schwierigere Hälfte der Angelegenheit, nämlich die Lösung des Schleswig betreffenden Teiles der Frage, hervorzuheben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß nur eine sehr geschickte Einschiebung von Machtverhältnissen in das die Angelegenheit beherrschende Rechtsverhältnis hier zu helfen vermochte. Die beiden Großstaaten haben den daraus für sie hervorgehenden Beruf verstanden und sind ihm nachgekommen. Wenn der Deutsche Bund so weit sein wird, von der holsteinschen Frage auf die schleswigsche überzugehen, dann wird man es zu schätzen wissen, daß die Macht mit zweideutigem Rechte dem Rechte mit zweideutiger Macht eine fertige Thatsache zur Verfügung stellen kann.

„Wir schreiben, wir sind uns dessen bewußt, hier eine Rechtfertigung der großstaatlichen Politik unter einer Voraussetzung, die noch nicht das Gewicht einer vollendeten Thatsache hat; wir schreiben aber unter Verhältnissen, welche auch der unvollendeten Thatsache schon ein hinreichendes Gewicht geben. Die Politik des Grafen Rechberg, welche eine Politik der Aengstlichkeit in Bezug auf Europa und des Vorurteils gegen die lebendigen Regungen des deutschen Volksgeistes zu sein schien, wird zu einer Politik feiner Beweggründe, besonnener Benutzung der Umstände und sicherer Ergreifung des Augenblickes, sowie die Wendung, welche wir voraussetzen zu können glauben, sich vollzogen haben wird."

Dem Grafen Rechberg habe ich gern den Balsam auf die Wunden verabreicht, welche ich ihm bis dahin im „Botschafter" geschlagen. Auf einen Augenblick nach Lesung der ihn betreffenden schmeichelhaften Stelle hat er vielleicht selbst an die Feinheit und Sicherheit seiner Politik geglaubt; jedoch nicht auf lange. Einige Wochen später

schon hat er geäußert, er müsse wissen, was Preußen mit der Wiederaufnahme des Krieges bezwecke, denn er könne „nicht noch einmal einen Purzelbaum machen". Am 22. Mai hatte er also doch einen „Purzelbaum" gemacht.

Heinrich von Gagern gab mir Gelegenheit, die ihm von Darmstadt zugegangenen Berichte über die Londoner Konferenzen zu lesen, und erlaubte mir Auszüge für mich daraus zu machen. In besonders günstigem, ich darf sagen glänzendem Lichte erschien darin Beust, welcher andern Anschauungen gegenüber den deutschen Rechtsstandpunkt mit ebensoviel Festigkeit wie Klarheit vertreten hatte.

Auch von seiten der Frau von Bury erhielt ich sozusagen Aufschlüsse über die vor sich gegangene Wendung in der Angelegenheit der Herzogtümer. Ich war seit einiger Zeit mit ihr außer Verkehr gekommen. Um die Mitte des Monats Juni lud sie mich brieflich ein, sie zu besuchen. „Now we are again in the same cause, so let us work together again" — schrieb sie mir, ohne daß ich eigentlich weiß, was die „same cause" sein sollte. Nach ihrer Darstellung wäre es die antifranzösische Partei in England, welche den Umschlag zunächst in London und dann in Wien zu stande gebracht. Diese Partei habe sich mit der durch rein deutsche Sympathieen und Haß gegen Palmerston geleiteten Partei der Königin verbunden. Lord Clarendon, welcher in Paris nicht seine Absicht erreicht, sei mit der Fraktion der unabhängigen Franzosenfeinde im Parlamente — Kinglake, Beaumont, Osborne — in Einverständnis getreten, und von dieser Gruppe von Politikern sei durch Biegeleben, und zugleich direkt, auf Rechberg gewirkt worden. Nach dieser nicht in allen Beziehungen klaren Darstellung hätte in Wien England, in England aber die Absicht einer Gruppe von Politikern, Oesterreich für eine gegen Frankreich gerichtete Kombination zu gewinnen, den Ausschlag gegeben, und alles wäre am Ende wohl gar nur vor sich gegangen, um der Bosheit der Madame Blaze de Bury gegen den Kaiser Napoleon Befriedigung zu gewähren! — Vielleicht hat die unruhige Frau selbst die Sache in diesem Lichte betrachtet, — vielleicht ist aber auch diese Bosheit, wie ich damals zuweilen gedacht habe, nur eine Maske gewesen: — So oder so, fing indessen diese Weiberpolitik mir an

widerwärtig zu werden. — Unverständlich war mir, weshalb damals Frau von Bury um so mehr applaudierte, je schärfer ich im „Botschafter" gegen England schrieb. „Your articles are admirable," schrieb sie mir, und „les articles de Froebel sont vraiment admirables," schrieb sie an Max von Gagern.

Am 26. Juni war der verlängerte Waffenstillstand zwischen Oesterreich und Preußen auf der einen und Dänemark auf der andern Seite zu Ende gegangen und es hatten am 27. die Feindseligkeiten wieder begonnen. Schmerling sagte mir, die beiden deutschen Großmächte wünschten nun, daß der Bund Dänemark auch den Krieg erkläre. Aus dem Kreise der militärischen Umgebung des Kaisers aber wurde mir auf das bestimmteste versichert, daß die neueste österreichische Politik wiederum nur „ein Schachzug" gegen Preußen sei. Der Kaiser, wurde mir hinzugefügt, sei unverändert für die Integrität der dänischen Monarchie. Später, als im Oktober, drei Tage vor der Ratifikation des Wiener Friedens, der Graf Rechberg endlich den „Purzelbaum" machte, von welchem er nicht wieder aufstand, wurde, worauf ich zurückkommen werde, von wohlunterrichteten Personen behauptet, der Graf habe in Wahrheit nur die persönliche Politik des Kaisers vertreten und der Sturz des Ministers habe den Kaiser selbst getroffen. Frau von Bury aber getraute sich noch etwas später zu behaupten, daß, wie sie aus absolut sicherer Quelle wisse, im Ministerium des Aeußeren ein geheimes Kabinett bestehe, welches mit dem geheimen kaiserlichen Hofkabinett und dem geheimen Militärkabinett zusammen eine organisierte geheime Regierung für die große Politik bilde. Von dieser werde über die Köpfe der andern Minister hinweg, namentlich im Verkehre mit Preußen, die diplomatische Scheinarbeit neutralisiert. Den offiziellen Depeschen, wurde nach diesen Aufschlüssen behauptet, werden Depeschen dieser geheimen Regierung nachgesandt oder vorausgeschickt, welche in Berlin sagen, man solle sich nicht irre machen lassen, es sei nicht gemeint, wie es scheine. Das geheime Einverständnis gehe dahin, Preußen in Deutschland machen zu lassen. Man verlange von österreichischer Seite nur, daß es seine Sache mit Vorsicht und Anstand betreibe. Die wesentliche Absicht in Wien aber sei eine reaktionär

und gehe gegen die Verfassung. Diese Darstellung mag eine Ausmalung der Ungarn enthalten, denen Frau von Bury ihre Kenntnis verdankte; ohne Zweifel aber hatte sie einen thatsächlichen Grund, und ich will hier im voraus auf die den Grafen Rechberg betreffende, mir später in München gemachte Mitteilung des Staatsrates Maurer hinweisen, nach welcher die damalige preußische Politik für ihre Pläne des österreichischen Ministers des Auswärtigen sicher zu sein glaubte. Hat man mit allem dem in Wien nur Schach zu spielen geglaubt, so ist der eigentliche Spieler hier wirklich eine geheime Regierung gewesen und die Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten in einem engen Kabinettsrate, zu welchem Schmerling mit gehörte, war auch nur ein Mittel, den Staatsminister zu betrügen. Der politische Aberwitz hat seine verdiente Züchtigung erhalten. Als Preußen des Spieles überdrüssig war, hat es das Schachbrett umgestoßen, und merkwürdig ist nur, daß dabei kein größeres Unglück begegnet ist.

Zur Zeit indessen, als im Norden der Krieg von neuem begann, war das Einverständnis mit den deutschen Mittelstaaten und die Rückkehr Oesterreichs auf den Standpunkt der Bundespolitik in Wien die Parole, und es wurde gewünscht, daß ich in Süddeutschland für diesen, sei es wahren, sei es vorgeblichen Zweck wirke. Um die nämliche Zeit war auch, vielleicht nur um mich anzuspornen, von neuem die Rede davon, daß ich eine formelle Stellung im kaiserlichen Dienste erhalten solle, und ohne Zweifel wäre das auch endlich geschehen, wenn ich selbst die Sache ernstlich betrieben und Rang und Titel zur Bedingung meiner guten Dienste gemacht hätte. Vorderhand indessen mußte es als zweckmäßig erscheinen, daß ich die gewünschte Reise nach Süddeutschland nicht als kaiserlicher Beamter mache. Personen von Einfluß wünschten aber wohl auch in einer ganz besonderen Beziehung über mich beruhigt zu sein, bevor ich in den österreichischen Staatsdienst eingereiht würde. Ich wurde als Freigeist gefürchtet, und man wollte wenigstens sicher sein, daß ich mich zu akkommodieren verstehe. Mich zu erforschen, war einmal wieder das Geschäft eines von mir in diesem Sinne schon erwähnten Mannes. Bei einem Besuche, welchen er mir machte, ließ der Graf sich in Schmähungen gegen Strauß und Renan aus,

und es kamen, als ich Einwendungen machte, bei ihm förmliche Autodafégelüste zum Vorschein. Als ich ihn aber darauf an seinen eigenen mir wohlbekannten Unglauben erinnerte, bekannte er, daß er allerdings nur „ein politischer Katholik" sei. Die Päpste und andre Kirchenfürsten, sagte er, seien gewiß nicht weniger aufgeklärt als wir, und wüßten ohne Zweifel sehr wohl, was von Wundern und Dogmen zu halten sei. Es sei aber niederträchtig, „dem Volke seinen Glauben zu nehmen und es dadurch zu jeder Schandthat bereit zu machen". Er mißbillige es auch, den Indern oder den Juden ihre Religion nehmen zu wollen. „Das gerade thun ja eben die Christen," — entgegnete ich — „und Christus selbst hat ja gegen das Judentum gelehrt." — „Wenn ich römischer Statthalter gewesen wäre," — rief, von seiner Leidenschaft für alles Bestehende fortgerissen, der Graf — „ich hätte auch Jesum Christum zwar nicht kreuzigen lassen, — ich hätte ihn aber auf längere Zeit an den Schatten gesetzt." In diesen ergötzlichen Worten gelangte die Philosophie der dynastischen Traditionen zum bezeichnendsten Ausdrucke. Der Graf erschien am nächsten Abend sehr liebenswürdig bei mir zum Thee, ausdrücklich um zu zeigen, „daß unsre Disputation über das politische Christentum keine Feindschaft hervorgebracht habe".

Unterdessen verschob sich meine Reise nach Süddeutschland bis zum letzten Tage des Juli, an welchem ich, während eben der Abschluß der Wiener Friedenspräliminarien im Werke war, einen längeren Urlaub zu meiner sehr nötigen Erholung antrat. Die Förderung des angedeuteten politischen Zweckes — kurz und bestimmt gesagt: die Verwirklichung des Triasgedankens — sollte damit verbunden werden. Was, wo und wie ich dafür wirken sollte, blieb mir wiederum überlassen und von Instruktionen irgend einer Art war nicht die Rede. Ich muß das betonen, um meine auf der Reise durch Süddeutschland gethanen Schritte im rechten Lichte erscheinen zu lassen. Ich trieb abermals österreichische Politik — in Wahrheit freilich wiederum nur für den neuesten „Schachzug" — nach eigenem Gutdünken und Ermessen. Daß es sich wirklich so verhielt, möge der folgende Brief beweisen, welchen mir am Tage vor meiner Abreise der Staatsminister schrieb, und welchem ich vorausschicken muß, daß

:, auf meine Frage, Schmerling bemerkte, es sei unnötig, daß ich
h bei Rechberg persönlich beurlaube, er werde selbst mich bei dem
afen entschuldigen. Der Staatsminister also schrieb mir:

„Verehrter Freund! — Bei Ihrer bevorstehenden Erholungsreise
ube ich mir, von Ihnen Abschied zu nehmen und meine herzlichen
inſche für einen günstigen Erfolg Ihrer Brunnenkur auszusprechen.
werde kaum irren, daß Sie während Ihres Aufenthaltes in
utschland mit manchen einflußreichen und uns befreundeten Männern
kehren dürften.

„Sie werden mich zu großem Danke verpflichten, wenn Sie
h von den Eindrücken, die Sie im Verkehre mit ihnen erhalten
en, unterrichten würden; denn Sie wissen, welchen großen Wert
auf Ihr gediegenes Urteil lege und mit welchem Vertrauen ich
s Ihre Mitteilungen empfange.

„Mit achtungsvollen Grüßen

Ihr ergebenster Freund

„30. Juli 1864. Schmerling."

Ich muß hier nebenbei erwähnen, daß ich in jener Zeit die
tschen Angelegenheiten und die österreichische Politik in der „All-
meinen Zeitung" einer scharfen, oft einschneidenden Kritik unter-
:n habe, einige meiner Sendungen aber nicht an ihre Bestimmung
ngten. Aus einem Paket war der einem Buche beigeschlossene
ikel für die Zeitung verschwunden, und Dr. Kolb schrieb mir,
das Verschwinden nicht in Augsburg vor sich gegangen sein
ne. Ich erwähnte diese Thatsachen in einem Gespräche mit dem
afen Enzenberg, welcher mir riet, davon nicht weiter zu sprechen,
em er zugestand, daß auf dem Wiener Hauptpostamte allerdings
geheimes Kabinett zur Untersuchung verdächtiger Postsendungen
ehe. Ich gab meinen Artikeln in der „Allgemeinen Zeitung" nun
schiedene Zeichen, datierte dieselben von verschiedenen Orten und
utzte zur Sendung verschiedene Umwege und unverdächtige Adressen.
einigen Fällen aber, in welchen ich von Wien datiert hatte und
hberg mich fragen ließ, ob ich der Verfasser sei, bekannte ich
h, wie sich von selbst versteht, offen zur Autorschaft. Ich war
nals in der „Allgemeinen Zeitung" der Stimmführer über die

österreichische Politik, und Schmerling, welcher es wußte und sich ganz auf mein Urteil verließ, billigte diese publizistische Wirksamkeit. Meine Artikel, sowohl die in der „Allgemeinen Zeitung" wie die im „Botschafter", erregten weithin Aufmerksamkeit und wurden im Auszuge bis nach Paris und London reproduziert, — natürlich in Oesterreich und Deutschland von gegnerischer Seite bekämpft.

Ich verließ am 30. Juli Wien und traf tags darauf in dem den Münchenern wohlbekannten Oertchen Miesbach im bayerischen Gebirge mit meiner Familie zusammen, welche schon seit dem Monate Juni in dieser Gegend ihren Sommeraufenthalt genommen hatte.

9.

Verlorene Mühe auf Reisen. In München: Bayerische Ministerkrisis. Staatsrat Maurer. Entgegengesetzte Urteile über den jungen König. Mißlungener Versuch in Hohenschwangau. Ein hoher österreichischer Beamter über das Verhältnis Oesterreichs zu Deutschland. Stuttgart: Württembergische Ministerkrisis. Herr von Neurath. Politischer Cynismus Varnbülers. Professor Schäffle über Oesterreichs Zukunft. Kraftwort eines Diplomaten. Moritz Mohl in nationalökonomischer Verzweiflung. Wandelungen in Heidelberg. Besuche in Karlsruhe und Darmstadt. Politische Anekdoten. Offene Karten in Regensburg und ein Minister im Königreiche Utopien.

Als ich in Miesbach ankam, war es mir erwünscht, daselbst den bayerischen Minister von Neumayr zu finden, der am Ende eines hier zugebrachten Urlaubes eben im Begriffe war, nach München zurückzukehren. Früherer Berührungen mit ihm habe ich in meiner Erzählung gedacht. Ich konnte ihn als Parteigenossen betrachten, dem seine hohe Stellung einen besonderen Wert gab.

Bayern befand sich eben in einer Ministerkrisis, welche jedoch in ihren Ursachen mit den deutschen Angelegenheiten wenig oder nichts zu thun hatte. Die Herren von Zwehl und von Mulzer hatten ihre Entlassung erhalten. Zwar hatte schon vor Wochen ein Münchener Korrespondent des „Botschafter", zum großen Aerger und Verdruß des Grafen Rechberg, den bevorstehenden Rücktritt des Herrn von Schrenck angezeigt, aber der Minister des Aeußeren war nicht der,

t welchem die Krisis begann, obschon ich an den Staatsminister Wien berichten konnte, daß Schrenck in kurzem dem Herrn Von r Pfordten werde Platz machen müssen.

Schrenck konnte unter diesen Umständen auch nicht der Mann n, mit welchem ich mich hätte veranlaßt sehen können wichtige igelegenheiten zu besprechen. Um so erwünschter war es mir, mit rrn von Neumayr noch in Miesbach einige Stunden verkehren zu nen. Ich kannte ihn als einen in dem engeren bayerischen In- essenkreise verständig urteilenden, aber an allzu großem bayerischen lbstgefühle leidenden Mann. Als Selbstvertrauen wäre dieses fühl zu loben gewesen; als Selbstgenügsamkeit war es ein Uebel. dessen konnte ich mit seinen Ansichten über die Aufgabe Bayerns d der andern Mittelstaaten zwischen Oesterreich und Preußen zu- eden sein; hätte er nur nicht in dem Urteil über Bismarck: „er ibt Politik wie ein betrunkener Student" — die Beschränktheit nes Blickes an den Tag gelegt. Es ist eine natürliche Folge der einheit, die Größe nicht zu sehen. Herr von Neumayr war in hr als einer Beziehung nicht der Mann, von welchem sich für die utschen Angelegenheiten etwas erwarten ließ.

Ich ging am 4. auf einige Tage nach München, wo ich zunächst ien jungen, damals noch in untergeordneter Stellung befindlichen amten, welcher jedoch durch sein persönliches Verhältnis zu dem ef des königlichen Kabinetts, Hofrat Pfistermeister, sich einer weit er seine amtliche Stellung hinausreichenden Kenntnis der Verhält- se erfreute, Herrn Philipp Pfister, aufsuchte, dessen Bekanntschaft bei früherer Anwesenheit in München gemacht und den der „Bot- after" als einen sehr unterrichteten Korrespondenten schätzte. Von n erfuhr ich Näheres über die noch nicht beendigte Ministerkrisis. ie Entlassung Zwehls und Mulzers war nur der Anfang weiterer ränderungen. Beide waren schon dem Könige Max zuwider ge- sen, Zwehl durch seine Hinneigung zu den Ultramontanen, Mulzer rch seine demokratische Popularitätsjägerei. Alle Minister aber tten durch grobe Unart den jungen König gekränkt, den sie zu rorisieren gedachten. Ganz besonders rücksichtslos und ungeziemend tte sich Schrenck benommen. Die ganze Genossenschaft hatte gegen

den König förmlich gemeutert, in der Hoffnung, daß der unerfahrene junge Herr nicht den Mut haben werde, ein eigenes Urteil und einen eigenen Willen zu zeigen. Es war der förmliche Versuch einer bureaukratischen Empörung gewesen. Damit hatten jedoch die Herren sich vollständig verrechnet. Zu nichts weniger hatte der König bei seiner Thronbesteigung Lust, als die Rolle eines politischen Figuranten zu übernehmen. Es wurden mir in dieser Beziehung sehr bezeichnende Aeußerungen desselben erzählt.

Wie die Dinge in München standen, war im Augenblick kein Mann in amtlicher Stellung vorhanden, mit welchem es sich der Mühe verlohnt hätte, über politische Angelegenheiten zu sprechen. Ich faßte den Plan, nach Hohenschwangau zu gehen, wo sich der König befand, und dort den Versuch zu machen, eine Audienz zu erhalten. Ich wollte versuchen, ob ich den König selbst für einen entscheidenden Schritt in der Richtung der engeren Vereinigung der südwestdeutschen Staatengruppe gewinnen könne. Ich besprach den Gedanken mit Pfister, welcher ihm beistimmte und mir in verschiedenen Beziehungen seinen Rat gab. Daneben unterließ ich nicht, in München verschiedene Personen zu besuchen, bei denen ich hoffen durfte, meine Kenntnis der bayerischen Dinge zu vervollständigen. Zu diesen gehörte auch der alte Staatsrat Maurer. Ich sollte ihm das freundliche Andenken meiner Frau von Athen her aussprechen, während ich selbst mich erinnerte, daß ich 1826 mit ihm in dem gleichen Mietwagen von Stuttgart nach München gefahren, wohin er sich als angehender Professor, ich mich als angehender Student begab. Ich unterhielt mich mit ihm peripatetisch eine Stunde lang in seinem Garten fast ausschließlich über politische Angelegenheiten, in denen er seiner griechischen Regentschaftsperiode einen weiten und freien Blick verdankte. Ueber die französische und englische Politik urteilte er mit Sachkenntnis. Von Palmerston, der damals zum Glück nicht mehr lange lebte, sagte er, derselbe sei ein Staatsmann ohne zusammenhängende Pläne, Unruhstifter ohne Zweck und Ziel, und die einzige Art mit ihm auszukommen, sei durch Grobheit.

Ich suchte sodann den Archivdirektor Löher auf, in welchem ich den guten großdeutschen Parteigenossen schätzte, so wenig Wert ich

auf sein politisches Urteil legen konnte. Er war im „Botschafter“ des Ultramontanismus verdächtigt worden, was ihn schwer zu kränken schien. Um den Verdacht von sich abzulenken, äußerte er sich gegen mich in starken Ausdrücken über den „marasmus senilis“ Roms, und verlangte von der katholischen Kirche, daß sie sich durch Aufnahme aller Bildungselemente der neuen Zeit verjünge, — ein schöner Gedanke, welcher damals edle Geister beschäftigte, und nur an dem kleinen Irrtume litt, daß er etwas Unmögliches erwartete. Löher indessen war auch in dieser Frage, wie in der deutschen, nur ein dilettierender Enthusiast. Von dem jungen Könige sprach er in Ausdrücken überschwänglicher Bewunderung. „Er ist kühn und emporstrebend“ — sagte er — „wie ein Adler, und unschuldig wie eine Lilie. Jeder großen Idee ist er zugänglich, und es ist erstaunlich, vieviel er, ohne daß es bemerkt worden ist, studiert hat.“

Wunderbar verschieden hiervon klangen die Aeußerungen zweier Männer, welche ich gleich darauf sprach. Ich hatte den Grafen Hegnenberg nicht zu Hause gefunden. Bei einem Besuche, welchen ich dem Professor Pözl machte, traf ich ihn bei diesem. Die beiden Herren schienen, als ich eintrat, in einer Herzensergießung über den König und die Ministerentlassungen begriffen gewesen zu sein. Das Verfahren des jungen Herrn folgte zu wenig der konstitutionellen Regel, als daß es sich nicht ihr Mißfallen hätte zuziehen müssen. „Wir sind wieder in die Flegeljahre gekommen“ — sagte Hegnenberg, als ich von politischen Dingen zu sprechen begann. Und nun machte sich auf Seite der beiden Männer eine Unzufriedenheit laut, welche einen recht boshaften Ausdruck zu finden wußte. Es wurde erzählt, eine der ersten Aeußerungen des jungen Königs nach der Thronbesteigung sei die Freude gewesen, nun keine Unterrichtsstunden mehr nehmen zu müssen. Ich dachte im stillen, daß es darauf ankomme, wer die Lehrer des Prinzen gewesen, und in welchem Geiste sie sich ihrer Aufgabe entledigt, um zu beurteilen, ob nicht etwa die Freude doch gerechtfertigt sein möchte. Viel wußten die beiden Herren von den absolutistischen Gelüsten des jungen Throninhabers zu sagen. Zu Aschaffenburg habe derselbe gegen seinen Großvater Ludwig und den Großherzog von Hessen geäußert, er lasse sich nicht herabdrücken, —

eine Stellung, wie die des Kaisers von Rußland sei die einzige eines Fürsten würdige, — die werde er sich zu verschaffen suchen. — „Da werden Ew. königliche Majestät, mein allerliebster Neffe, noch öfters tüchtig anpumpsen" — habe ihm der Großherzog von Hessen entgegnet.

Lerchenfeld war abwesend; ich verlor aber dadurch nicht viel. Er hätte mir wohl mancherlei sagen können; etwas selbst zu leisten, war er unter den gegebenen Umständen nicht der Mann. Er war, was ich nicht erwähnt habe, in Wien gewesen und ich hatte ihn matt, abgestanden, unproduktiv gefunden.

Ich kehrte nach Miesbach zurück, um meine Familie von dort abzuholen, war dann auf einen Tag in Augsburg, wo ich von Kolb mit allerlei Redaktionsklatsch unterhalten wurde, ließ meine Frau allein nach Brückenau reisen und trat in Begleitung unsres kleinen Sohnes, scheinbar zum Vergnügen, eine Exkursion in die bayerischen Alpen an, in der Absicht, dabei Hohenschwangau zu berühren und dort, wenn möglich, den König zu sprechen. Bevor wir München am 17. August verließen, hatte ich noch eine Unterredung mit Herrn von Schrenck. — Zum Ueberfluß! — Ich wußte, daß er nicht mehr lange Minister sein werde, und daß er als Minister auch nichts gethan haben würde. Er sprach ziemlich offen. Seine Politik bestand in der Resignation vor dem Unvermeidlichen mit dem Troste, daß Bismarck doch nur bis an den Main wolle. Tags vorher hatte ich im Gasthause zufällig den Statthalter von Mähren, Baron Poche, getroffen, welcher von einer größeren Reise sich auf dem Heimwege befand. Er war in Berlin und Paris gewesen. Ich wußte, daß er zu den ausgeprägtesten Vertretern der Ansicht gehörte, daß Oesterreich in Deutschland nichts mehr zu suchen habe; nie aber hatte ich diese Ansicht so entschieden und unumwunden aussprechen hören, wie von dem Baron Poche damals in München bei einer Tasse Kaffee. „Man muß sich nicht täuschen," — sagte der Statthalter von Mähren: — „Oesterreich hat in Deutschland die Partie verloren. — Nicht erst jetzt, — schon vor fünfzig oder sechzig Jahren! — Die kleinen deutschen Staaten sind unrettbar verloren. Mit Preußen muß sich Oesterreich verständigen, indem es diesem Rivalen die Au-

sicht läßt, zunächst die deutsche Hegemonie und mit der Zeit ganz Deutschland selbst zu erwerben."

Meine Exkursion in das Gebirge, welche ich am 17. August antrat, war ein Versuch nicht das Nützliche mit dem Angenehmen, sondern das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, und an dem Angenehmen fehlte es nicht, wenn nur das Nützliche sich nicht als unnütz bewiesen hätte. Zu Wagen, zu Fuße, über Alpenseen im Nachen, gelangte ich mit meinem kleinen Begleiter, welcher den politischen Zweck der Exkursion zu maskieren hatte, durch Gebirgspartieen, deren Schönheit bekannt ist, nach dem eine kleine Stunde von dem königlichen Schlosse Hohenschwangau entfernten Städtchen Füßen, von wo ich sogleich brieflich den Hofrat Pfistermeister fragte, ob und wann ich ihn in Hohenschwangau sprechen könne. Als Antwort erhielt ich von ihm auf den nächsten Tag eine Einladung zum Mittagessen in dem mit Personen des königlichen Gefolges angefüllten kleinen Wirtshause unter dem Schlosse.

Ich ging und brachte den ganzen Tag in wenig unterbrochener Gesellschaft Pfistermeisters und einiger andern Herren von der Umgebung des Königs zu. Es waren der damalige Assessor und spätere Minister Lutz, welcher schon eine sehr merkbar staatsmännische Miene annahm, der sehr unterhaltende und humoristische Leinfelder, dessen damaliger Titel mir entfallen ist, der aber bald nachher Ministerialrat war, und der Kanonikus Türk, welcher als Erzieher der beiden Söhne Pfistermeisters diesem Kreise angehörte. Von letzterem, einem er Döllingerschen Richtung angehörigen, mir sehr sympathischen Mann, erhielt ich mancherlei Aufklärungen über kirchliche Zustände. ie Hauptsache jedoch war, daß ich volle Zeit und Gelegenheit fand it dem Hofrate Pfistermeister, wobei auf seinen Wunsch der Assessor tz zugegen war und an dem Gedankenaustausche Anteil nahm, die itschen Angelegenheiten zu besprechen und die beiden Herren mit i Zwecke meines Besuches bekannt zu machen. Die Besprechung ite sich natürlich um die Frage drehen, was Bayern für die ständigkeit der kleineren deutschen Staaten, insbesondere für die re Verbindung der südwestdeutschen Staatengruppe thun könne, en Bund gegen die Uebermacht der beiden Großstaaten zu sichern.

Durch Pfistermeister ist sodann der König von meiner Anwesenheit unterrichtet und die von mir gestellte Frage im königlichen Kabinett verhandelt worden. Meine Absicht jedoch, den König selbst zu sprechen, wurde nicht erreicht. Ich hätte sie wahrscheinlich erreicht, wenn ich formell um eine Audienz gebeten hätte. Nachdem aber die von mir angeregte politische Frage Gegenstand einer förmlichen Kabinettsberatung geworden, hielt ich es für richtig, es darauf ankommen zu lassen, ob der König mich selbst zu sprechen wünschen würde. Meine Aufgabe war eine sehr delikate, und ich wäre um einen Schritt zu weit gegangen, wenn ich von meiner Seite um eine Audienz gebeten hätte. Nebenbei glaubte ich auch zu bemerken, daß ich damit einige Eifersucht erregt haben würde. Ich erhielt indessen eine klare und bestimmte Antwort. Der König — wurde mir berichtet — begreife vollkommen die Wichtigkeit der Frage und die Notwendigkeit ihr gegenüber eine Entscheidung zu treffen. Im Augenblicke aber sei das noch nicht möglich, weil an der Spitze des Ministeriums der geeignete Mann fehle. Schrenck, welcher nicht dieser Mann sei, könne im Augenblicke noch nicht ersetzt werden. In einiger Zeit werde Von der Pfordten an seine Stelle treten. Dann werde es Zeit sein Stellung zu nehmen. „Sowie Pfordten Minister wird" — fügte Pfistermeister hinzu — „beruft er sogleich Sie". — Eine schmeichelhafte Aussicht, die mich wenig befriedigte.

Abermals war ich am zweiten Tage Pfistermeisters Gast in dem kleinen Wirtshause. Ich stand am Vormittage mit ihm und einigen andern Herren vor der Thür, als der König, mit der Freude eines Knaben einen im nahen See selbst gefangenen Fisch in der eigenen Hand tragend, an uns vorbeiging und, mich genau ansehend, unsre ehrfurchtsvollen Grüße freundlich erwiderte. Kaum war er in das Schloß eingetreten, als ein Bedienter dem Hofrate Pfistermeister den Fisch überbrachte, mit der Meldung, daß Se. Majestät denselben zu unsrem Diner schicke. Dieser Beweis persönlicher Geneigtheit sollte mich wohl überzeugen, daß nur politische Gründe den König abhielten mich zu empfangen. Indessen hat die Besorgnis, ich möchte zu große Gunst erlangen, ohne Zweifel in diesem Falle, wie bei späterer andern Gelegenheit, Sr. Majestät Ratgeber bestimmt, meiner

Absicht entgegenzuwirken. Für jetzt hatte ich nichts mehr in seiner Nähe zu thun. Ich kehrte am Abend nach Füßen zurück und trat noch in der Nacht meine schnelle Rückreise nach München an. Am nächsten Morgen wünschte der König dennoch mich zu sprechen, und schickte, wie mir später der Kanonikus Türk erzählt hat, nach Füßen, um mich zu sich rufen zu lassen. Es war zu spät. Es ist dies nicht die einzige Schicksalsentscheidung, durch welche meine politischen Absichten bei dem Könige von Bayern vereitelt worden sind. Ich werde davon später mehr zu erzählen haben.

In München benutzte ich einen Tag, um an Schmerling zu schreiben, welchem ich einen ausführlichen Bericht über die Lage der Dinge in Bayern erstattete. Einige Tage widmete ich dann, während ich von seiner Seite eine Rückäußerung erwartete, in den Bergen von Reichenhall dem Naturgenusse und meinem körperlichen Wohlbefinden, und befand mich, um meine politischen Geschäfte fortzusetzen, am 1. September in Stuttgart.

Wie in München der Herr von Schrenck, so stand in Stuttgart der Herr von Hügel auf dem Sprunge, dieser um Herrn von Varnbüler, wie jener um Herrn Von der Pfordten Platz zu machen. Indessen war die Situation in den beiden Staaten nur äußerlich eine gleiche, in Wahrheit eine entgegengesetzte. In Bayern wollte der König den Herrn Von der Pfordten, konnte ihn aber nicht augenblicklich haben; in Württemberg hatte der König gegen Herrn von Varnbüler eine ausgesprochene Abneigung, fand sich aber dennoch bewogen, ihn an die Spitze der Regierung zu stellen, — und während Pfordten der entschiedenste Gegner der preußisch-österreichischen Vormachtspolitik war, unterliegt es keinem Zweifel, daß Varnbüler sich für diese Politik hatte gewinnen lassen.

Eine Anwesenheit von wenigen Tagen in Stuttgart reichte hin, mich in der Hauptsache über den dasigen Stand der Ministerfrage zu unterrichten. Wie über die bayerischen, so berichtete ich in dieser Beziehung auch über die württembergischen Zustände an den Staatsminister in Wien. Als dann bald darauf in beiden Ländern die Ministerwechsel eingetreten waren, gerade wie ich sie im voraus angezeigt, hat in Wien Schmerling zu mir gesagt: „Wozu haben wir

Gesandte, wenn die Herren nicht erfahren können, was ein Mann wie Sie auf der Reise in ein paar Tagen erfahren konnte?"

Als ich in Stuttgart ankam, war Herr von Hügel verreist und ich konnte auch seine Abwesenheit kaum bedauern. Nach einigen Tagen indessen war er zurückgekehrt, und da mir gesagt wurde, daß er, von meiner Anwesenheit unterrichtet, mir im Gasthause seinen Besuch machen wolle, kam ich ihm zuvor. Er war zuletzt in Darmstadt gewesen und wußte daß Herr von Dalwigk mich erwarte, woraus ich ersah, daß im stillen von Wien aus meine unscheinbare Thätigkeit unterstützt wurde. Gegen mich äußerte sich Herr von Hügel mit großer Freimütigkeit über die deutschen Angelegenheiten in einem meinen Ansichten entsprechenden Sinne. Er hatte soeben Herrn von Beust und den König von Sachsen gesprochen, welcher letztere aus dem Umstande, daß Oesterreich sich wieder der Mittelstaaten annehme, den Schluß gezogen habe, daß diese sich jetzt eines entscheidenden Schrittes enthalten sollten. — „Eine sonderbare Logik, in der That!" — mußte ich sagen. „In Wien nimmt man sich ja gerade der Mittelstaaten wieder an, um sie bei einem entscheidenden Schritte, den man wünscht, zu unterstützen!"

Bei der schon verlorenen Stellung, in welcher sich Herr von Hügel befand, konnten meine Aufklärungen über die österreichische Politik bei ihm der Sache nichts mehr nützen. Einen größeren Wert mußte ich meiner langen und in alle Verhältnisse eingehenden Unterredung mit dem Geheimeratspräsidenten von Neurath zuschreiben, mit welchem ich auf Veranstaltung des Barons Reischach bei diesem zusammentraf. Herr von Neurath war ein Mann von noch unbezweifeltem Einflusse und galt in der Ersetzung Hügels als Varnbülers Nebenbuhler. Zwar stieß ich bei ihm zuerst auf Anschauungen, welche der Resignation Schrencks verwandt zu sein schienen; mit diesen verband sich aber doch eine gewisse Kühnheit des Blickes, deren Schrenck unfähig war. Als Herr von Neurath mit seinem im Hintergrunde der Seele gehegten politischen Glaubensbekenntnisse herausrückte, zeigte sich, wie radikal mancher Gegner des Radikalismus sein kann. „Die Dinge müssen hingehalten werden" — sagte mir Herr von Neurath — „bis es zum Schlagen kommt; dann muß Preußen

in Stücke geschlagen, Deutschland in Kreise geteilt, danach eine Arrondierung der deutschen Staaten ausgeführt und mit diesem Material ein deutscher Bundesstaat geschaffen werden." — Was hätte ein deutscher Revolutionär mehr verlangen können, als die Ausführung des Programmes des württembergischen Geheimeratspräsidenten? — In einem deutschen Parlamente aber fürchtete er den Volksgeist. Ich trug ihm den Gedanken eines Parlamentes der deutschen Staaten ohne Oesterreich und Preußen vor, und hörte von ihm die begründetsten Einwendungen dagegen welche ich von irgend einer Seite vernommen hatte, obschon er nach längeren Erwägungen des Für und Wider bei dem Abschiede sagte, er werde diesen Gedanken doch weiter in Ueberlegung ziehen.

Ich hatte an Varnbüler nach seinem Landsitze Hemmingen geschrieben, um mich zu einem Besuche zu melden. Unterdessen war er in der Stadt, erfuhr meine Anwesenheit und suchte mich im Gasthause auf. Wir sprachen mehrere Stunden lang, bis Professor Schäffle kam und das Gespräch unterbrach. Zwischen den beiden Herren schien bei guten geselligen Formen eine unverkennbare Spannung zu herrschen.

Ich habe in dieser langen politischen Unterredung den nachherigen württembergischen Minister von Charakter näher kennen gelernt, und die erworbene Kenntnis hätte mich später abhalten sollen, ihm dennoch einiges Zutrauen zu schenken. „Der Mann wird bei mir nicht Minister — es fehlt ihm aller moralische Charakter" — hatte der König noch als Kronprinz von Varnbüler gesagt. Minister wurde derselbe aber dennoch. Und wie dem Könige Karl, ist es auch mir mit dem Manne gegangen: ich bin später doch in ein näheres Verhältnis zu ihm getreten. Auch gehört er immerhin zu den interessantesten Persönlichkeiten auf der damaligen Schaubühne der deutschen Politik. Mit viel Selbstgefälligkeit, die ihn zu einer cynischen Offenheit verleitete, sprach er mir seine politischen Grundsätze aus, denen es nicht an Ruchlosigkeit fehlte. „Die politischen Geschäfte, das wissen Sie," — sagte er mir — „werden nach den gleichen Bestimmungsgründen und mit den gleichen Mitteln betrieben, wie die Privatgeschäfte. Ob sich's um Europa oder um einen Ochsen

dreht, der Handel ist nur in Bezug auf das Objekt verschieden." — Ich hatte nicht Geistesgegenwart genug, den schwäbischen Macchiavell zu fragen, ob daraus folgen solle, daß die Politik ehrlich wie ein Ochsenhandel betrieben werden müsse, oder daß der Ochsenhandel unehrlich wie die Politik betrieben werden dürfe; die Frage würde ihn aber kaum in Verlegenheit gesetzt haben, obschon er selbst Politik und Viehzucht zugleich betrieb. Was insbesondere sein damaliges politisches Programm für Deutschland betraf, so konnte ich aus allem, was er mir zu Gunsten der preußisch-österreichischen Vormachtspolitik vorflunkerte, ungefähr entnehmen, daß es ihn gelüstete, südlich vom Main die Rolle eines schwäbischen Bismarck zu spielen, daß er aber zunächst Minister werden wollte. „Wenn ich württembergischer Minister wäre" — bildete bei ihm eine Redensart, welche mehr war als eine der Erläuterung dienende beispielsweise Annahme. — „Wenn Sie württembergischer Minister wären," — antwortete ich einmal — „würde es Ihre Pflicht sein nach andern politischen Gesichtspunkten zu handeln, als die, welche Sie jetzt darstellen." — „Das kann sein" — sagte er. — „Ich lasse immer erst die Dinge kommen, ehe ich mich praktisch über mein Verhalten zu denselben entscheide."

Merkwürdig war mir, mit Varnbülers Politik zusammengehalten, das Bekenntnis der politischen Ueberzeugungen Schäffles, welche den damaligen Tübinger Professor nicht abgehalten haben, später ein österreichisches Ministerportefeuille anzunehmen. Nach seiner Ansicht war der Widerstand gegen eine fortschreitende Verpreußung Süddeutschlands hoffnungslos. Er hatte sich den Prozeß ganz klar gemacht. „Ist einmal" — so schloß er seine ins einzelne gehende Darstellung — „das ganze außerösterreichische Deutschland preußisch, so müssen auch die deutschen Provinzen Oesterreichs zu Deutschland kommen, was so viel wie die Vernichtung Oesterreichs bedeutet. Das ist die unvermeidliche Konsequenz des thatsächlichen Verlaufes der Dinge."

Ich sprach damals auch den bayerischen Gesandten am württembergischen Hofe, Grafen Reigersberg, dessen gerader und derber Charakter mir im Gegensatze zu Varnbülers Gewissenlosigkeit eine

angenehmen Eindruck machte. Er urteilte scharf und rücksichtslos über die deutschen Zustände. „Die Mittel- und Kleinstaaten" — sagte er mir — „sind in einer Lage, in welcher ein Privatmann freiwillig aufhört zu leben, weil das Leben ehrlos geworden ist." — Als ich später einmal von seinem österreichischen Kollegen im Stuttgarter corps diplomatique gegen ihn äußerte, der Mann scheine kein großes Licht zu sein, entgegnete er: „Wir Diplomaten nennen das ein Rindvieh."

Ich habe bei dermaligem Besuche in Stuttgart auch meine Freundschaft mit Moritz Mohl aufrecht erhalten, welchen ich bei dieser Gelegenheit in einem so unglücklichen Gemütszustande fand, daß er mein wahres Mitleid erregte. „Oft habe ich in der letzten Zeit zu sterben gewünscht" — sagte er mir. Seine große Arbeit über den preußisch-französischen Handelsvertrag, der er ein halbes Jahr lang täglich 16 bis 18 Stunden gewidmet, war gänzlich verlorene Mühe geworden. Im Gespräche konnte ich nur nichtssagende Allgemeinheiten vorbringen, denn Meinungen zu äußern, welche seinem unbeugsamen Protektionismus widersprochen hätten, wäre nicht nur gegen den Mann grausam gewesen, welcher mich in der Meinung, einen Parteigenossen zu haben, so freundlich empfing, sondern es war auch fast eine Unmöglichkeit, nachdem er mir früher einmal gesagt hatte: „Sie werden mir einräumen, daß ein Freihändler entweder ein Esel oder eine Kanaille ist," und jetzt — das war sehr gemildert — sagte: „Nur Ignoranten können Freihändler sein." — Auf Varnbüler kam diesmal bei ihm zum Glück nicht die Rede. Von andern Personen aber behauptete er, daß sie für französische Interessen gewonnen seien.

Der persönliche Verkehr und Meinungsaustausch, zu welchem mir mein achttägiger Aufenthalt in Stuttgart weiteren Anlaß und Gelegenheit gab, verdient nicht von mir erwähnt zu werden.

In Heidelberg wurde ich von der Thatsache überrascht, daß der früher so entschieden großdeutsche Advokat Christ für die preußisch-österreichische Vormachtspolitik gewonnen war und dieselbe mit aller Sophistik verteidigte, und der Besuch meiner dortigen Freunde von früher lohnte sich in politischer Beziehung nicht der Mühe. Der

badische Gesandte in Wien, Herr von Edelsheim, hatte mir Briefe an die Herren von Roggenbach und Mathy in Karlsruhe gegeben, von denen ich ehrenhalber Gebrauch machen mußte, und Roggenbach machte bei meinem Besuche die Bemerkung: „Die Herren der in Heidelberg vorherrschenden Richtung," womit doch wohl die dasigen Häupter des alten Gothaismus gemeint sein sollten, seien „von sehr engem Gesichtskreise und geistig zurückgeblieben." Waren nun auch noch die dasigen Vertreter des Großdeutschtums ihren früheren Anschauungen untreu geworden oder eingeschlafen, so hatte Heidelberg ganz seine politische Bedeutung verloren. Selbst Heinrich von Gagern lebte ja nicht mehr da.

Die Bekanntschaft mit Herrn von Roggenbach gewährte mir auch nur ein sehr oberflächliches Interesse. Persönlich machte mir der badische Minister den Eindruck eines angenehmen Dilettanten. Er sprach mit liebenswürdiger Offenheit, und schien sich mit der Meinung zu schmeicheln daß er damit täuschen könne. Auch legte er mir im Gespräche einige Fallen, aber nicht mit hinreichendem Geschick. Während er aufrichtig zu sprechen schien, um mir in Wahrheit nichts zu sagen, schlug er die Augen nieder. Mein Besuch bei Mathy aber war eine bloße Formalität, zu welcher mich Edelsheims Brief nötigte. Der Mann hatte mir gegenüber von 1848 her ein zu schlechtes Gewissen, als daß er sich dabei anders als unbehaglich hätte fühlen können, was selbst das wasserkalte Amphibiengesicht nicht zu verbergen vermochte.

Meine Reise führte mich sodann weiter nach Darmstadt, wo ich mich sogleich durch Zusendung des mir von Heinrich von Gagern mitgegebenen Briefes bei Herrn von Dalwigk meldete. Dieser kam sogleich selbst, um mich auf den nächsten Tag nach Jugenheim zu Tische zu laden, wo sich damals gerade der Kaiser und die Kaiserin von Rußland befanden. Auf dem Wege hinaus war ich mit ihm in Gesellschaft der zum Gefolge der Kaiserin gehörigen Gräfin Adlerberg. Aus dem Gespräche mit dieser Dame erinnere ich mich der Aeußerung, daß man in Rußland die Deutschen wegen ihres Fleißes und ihres wirtschaftlich geordneten Lebens schätze, daß aber die Russen sich als das geistreichere Volk betrachteten.

Wie sich im Gespräche auf einem langen Spaziergange mit Dalwigk ergab, war er in den deutschen Angelegenheiten so entschieden wie irgend ein Mensch für eine parlamentarische und militärische Trias. Er schien darin auf Beust zu rechnen, obschon er von diesem sagte, daß er unberechenbare Einfälle habe. Sodann bemerkte er, daß er nächstens Von der Pfordten sprechen und mit diesem die nationale Frage beraten werde. Im Verlaufe der Unterhaltung erzählte mir der hessische Minister mancherlei kleine Geschichten von großem Interesse. In einem Gespräche, welches er vor einigen Jahren mit dem Könige von Preußen gehabt, hatte er davon gesprochen, daß eine gewisse Selbständigkeit der deutschen Mittel- und Kleinstaaten in der Form einer engeren Vereinigung derselben wünschenswert sei. Der König wurde bei dieser Aeußerung so unwillig, daß sein Gesicht glühte. „Das werde ich nimmermehr zugeben!" — rief er aus. „Norddeutschland ist mein Machtgebiet! Die Politik Friedrichs des Großen muß weiter fortgeführt werden!" — In Stuttgart hatte mir Herr von Hügel von einer ähnlichen Scene, aus der Zeit wo der König Wilhelm noch Kronprinz war, gesprochen. Auch damals glühte dem Prinzen vor Unwillen das Gesicht bei einer Aeußerung des württembergischen Ministers, welcher die Stellung der Mittelstaaten berührt hatte. Es läßt sich daraus ersehen, wie die preußische Hegemonie über Deutschland, mit der Aussicht auf das endliche Aufgehen der kleineren deutschen Staaten in Preußen, dem König Wilhelm eine Sache der Leidenschaft war. Vom hessischen Hofe erzählte mir Dalwigk, daß die Prinzessin Alice ihm in bitterer Weise vorgeworfen, er gehöre zu denen, welche schuld seien daß in Deutschland nichts zu stande komme. Als er den Vorwurf zurückgewiesen, habe die Prinzessin ihn leidenschaftlich wiederholt. Die Scene sei unangenehm geworden und die Prinzessin Alice habe sich nachher über den heftigen Ton des Ministers beschwert. So waren schon die von Berlin ausgehenden Einflüsse in Darmstadt thätig, welche nachher den Minister gestürzt haben. Der Beschuldigung antikonstitutioneller Gelüste widerspricht es, daß er mir erklärte, in Wien ganz besonders den Herrn von Schmerling zu schätzen und sich zu ihm gezogen zu fühlen, und daß er mir ausdrücklich auftrug, das

dem Staatsminister zu sagen. Von verschiedenen kleinen Mitteilungen über Personen und Sachen, welche ich bei diesem Besuche dem Herrn von Dalwigk verdankte, wie die über die Lebensverhältnisse der Frau von Bury, habe ich an früheren Stellen meiner Erzählung schon Gebrauch gemacht.

Meine politischen Geschäfte in Süddeutschland waren mit dem Besuche in Darmstadt beendigt. Meine Frau hatte sich unterdessen in Brückenau aufgehalten, unser kleiner Sohn, welcher dabei seine ersten politischen Studien zu machen Gelegenheit gehabt, mich begleitet. Ich holte meine Frau in Brückenau ab, und am 19. September war ich mit Familie wieder in Wien.

Auf der Reise dahin wurde ich in Regensburg noch durch den Baron Gruben mit dem neuesten Programme der Taxisschen Politik bekannt gemacht, welches ich nicht der Vergessenheit anheimfallen lassen kann. Dasselbe bestand in den folgenden sieben Artikeln:

1. Preußen darf sich im Norden arrondieren. Die Herzogtümer werden ihm überlassen. Es erhält Freiheit, Hannover, die Hansestädte, Mecklenburg u. s. w. seiner Oberhoheit zu unterwerfen.

2. Preußen tritt das linke Rheinufer, aber nicht an Frankreich, sondern zur Bildung eines selbständigen deutschen Staates ab, zu welchem die nordöstliche Hälfte Belgiens mit Antwerpen geschlagen wird.

3. Frankreich erhält die südwestliche Hälfte Belgiens. Bei dieser Teilung fällt die für das deutsche System unbrauchbare liberale Hälfte an Frankreich, welchem dieselbe von Herzen gegönnt wird; die katholisch-konservative kommt an Deutschland, und mit der preußischen linken Rheinseite zusammen wird daraus eine beträchtliche katholische Macht geschaffen.

4. Oesterreich tritt Venedig ab, erhält aber die unteren Donauländer, Bosnien, Albanien u. s. w.

5. England und Frankreich werden für den Plan gewonnen und werden ihn ohne Zweifel durchführen helfen.

6. Um Oesterreich und Preußen dafür zu gewinnen, geht der Erbprinz von Thurn und Taxis zuerst nach Berlin — auf Einladung von dort — an welcher gearbeitet wird — und von da nach

en, um an beiden Orten nur mit den Souveränen ſelbſt zu ver-
ıdeln.

7. Auf dieſer Grundlage wird eine permanente Allianz zwiſchen
ſterreich und Preußen gegründet und mit der ſüdweſtdeutſchen
aatengruppe zuſammen die deutſche Trias geſchaffen.

Selbſtgefällig fragte mich Gruben, ob das nicht „eine große
nzeption" ſei. Er benahm ſich vollſtändig als Miniſter des aus
ußiſchen und belgiſchen Gebietsteilen in Gedanken ſchon gebildeten
aates, deſſen Thron, wie ich nicht beſonders zu ſagen brauche, für
ı Erbprinzen von Taxis beſtimmt war, und übte ſich, wie er mir
te, in der franzöſiſchen und engliſchen Sprache, um den Anfor-
ungen einer hohen ſtaatsmänniſchen Stellung entſprechen zu können.

Berlin, London und Paris — bemerkte er mir — habe er
eits die erſten Fäden angeknüpft. Im Oktober werde er mit
ırnberg nach Wien kommen, wo die Angelegenheit, natürlich „über
Köpfe der Miniſter hinweg", werde zum Schluſſe gebracht
rden. — Ich dachte damals, der große Staatsmann werde ſich
ıd genug die Hörner ablaufen; das einzige Horn, über welches er
verfügen gehabt, ſcheint indeſſen das Füllhorn geweſen zu ſein,
ı dieſes ſcheint Herr von Gruben ſich nicht abgelaufen zu haben.

den Opfern, welche das Taxisſche Fürſtenhaus ehrgeizigen Phan-
ıeen gebracht, hat er nicht teilgenommen, und aus dem Bankerotte
großdeutſchen Politik ſcheint er ſo unverſehrt hervorgegangen zu
ı, wie Herr Langrand-Dumonceau, ſoviel mir bekannt, aus dem
von ihm hauptſächlich mit Taxisſchen Millionen gegründeten
ſuitenbank.

10.

Graf Rechberg und dessen freundschaftliches Ermahnungsschreiben an Bismarck. Publizistische Konflikte mit der politischen Dummheit. Rechbergs Rücktritt und Schmerlings Mangel an Menschenkenntnis. Graf Mensdorff als Rechbergs Nachfolger. Staatsminister, Reichsrat und damalige Parteien in Oesterreich. Auf nationalwirtschaftlichem Gebiete. Erneuerter Dienstvertrag.

Als ich nach meiner Rückkehr den Grafen Rechberg sprach, fragte er mich nach den Beobachtungen welche ich auf meiner Reise gemacht. Ich berichtete, daß man in Bayern und Württemberg gegen Oesterreich mißtrauisch sei. „Das beweist nur," — entgegnete der Minister selbstgefällig — „daß die Herren in München und Stuttgart nichts von der Politik verstehen, sonst müßten sie wissen, daß Oesterreich um seines eigenen Interesses willen die kleineren Staaten niemals den preußischen Plänen preisgeben kann." — Ich bemerkte dagegen, daß Oesterreich doch vieles mitthue oder geschehen lasse, was geeignet sei Zweifel und Mißtrauen zu erwecken. Als Antwort zog er mit selbstbewußtem Lächeln ein Dokument hervor und reichte es mir zum Lesen. Es war das Konzept eines vom 17. September datierten, nur vier Tage alten Briefes an Bismarck, in welchem er diesem in der freundschaftlichsten Form, mit der Anrede: „Hochverehrter Freund," die ernstesten Vorstellungen gegen die preußischen Annexions- oder Mediatisierungsprojekte und die auf die Vernichtung des Bundes abzielende Politik machte. Der Brief war gut geschrieben. Unter den verschiedenen Aeußerungen süddeutscher Staatsmänner, welche ich wiederholte, machte die des Grafen Reigersberg einen sichtlichen Eindruck auf den österreichischen Minister. Als ich ihm sodann am Ende der Unterredung erzählte, daß Schrenck der Meinung sei, die Preußen würden jedenfalls Lauenburg bekommen, erhob er sich rasch von seinem Sitze und sagte: „Das wollen wir einmal sehen! — Das bekommen sie auch nicht!"

Fünf Wochen darauf war der Graf Rechberg nicht mehr Minister, und vielleicht mag er später gesagt haben, sein Rücktritt sei schuld, daß die Preußen dennoch Lauenburg und noch einiges andere bekommen haben.

Ich hatte bisher nie mit dem Ministerium des Auswärtigen
d also überhaupt mit der Regierung wegen meiner Leitartikel
nflikte gehabt. Jetzt trat infolge zweier auf die Handelspolitik
üglicher der Fall ein. Ich gab meiner Feder auf kurze Zeit Ruhe;
er mit dem ersten Gebrauche derselben erregte ich abermals Anstoß.

Sogleich nach dem Erscheinen des neuen Artikels kam der Hofrat
n Gagern, um mich zu fragen, ob Schmerling denselben beauftragt
be, oder ob ich aus eigenem Antriebe „mit dem Auswärtigen Amte
brochen". — „Der Staatsminister" — antwortete ich — „hat mich
ch nie beauftragt, einen bestimmten Artikel zu schreiben, noch nie
r einen besonderen Zweck mir eine besondere Instruktion erteilt.
hat stets die Verhältnisse im großen und ganzen mit mir be-
ochen und scheint bisher allerdings mit der Art, wie ich mir das
nutze gemacht, zufrieden gewesen zu sein. Auch bin ich zu weit
von entfernt, mich als eine Macht zu fühlen, um auf den Ge-
nken gekommen sein zu können, mit dem Auswärtigen Amte zu
chen. Meine Absicht ist keine andre gewesen, als die Situation,
e sie thatsächlich ist, darzustellen, und ich habe geglaubt, daß der
af Rechberg ihrer Wendung gefolgt sei. Vielleicht ist der Artikel
früht, unrichtig ist er wohl schwerlich." —

Wir befanden uns schon im Anfange der Krisis, welche zehn
ge später den Grafen Rechberg zum Rücktritte nötigte. Ich sah
hrend dieser Zeit den Staatsminister fast täglich, und vernahm
s seinem Munde Aeußerungen in welchen seine Verachtung der
n ihm sonst oft in Schutz genommenen Rechbergschen Politik heftig
vorbrach. Es war bei einer dieser Gelegenheiten mit besonderer
ziehung auf die beiden letztlich von mir im „Botschafter" ver-
entlichten Artikel, daß er, wie ich früher beiläufig erwähnt, die
t mir unzufriedenen Herren vom Ministerium des Aeußeren als
etins — auf gut österreichisch als „Troddel-Bagage" — bezeichnete.
i keiner Zeit war ich mehr in Schmerlings Vertrauen, als in
ser, und während die Ministerkrisis akut war, hat er mir täglich
n Stand der Dinge mitgeteilt. Aus dieser unmittelbarsten Quelle
ß ich, daß sämtliche Minister mit Ausnahme Rechbergs in einer
sammenkunft den Entschluß gefaßt, diesen zu einer Rechtfertigung

seiner Politik aufzufordern. Schmerling mag die Triebfeder dieses Schrittes gewesen sein; einen besonderen Schritt bei dem Kaiser scheint er aber nicht gethan zu haben. Sehr ungern, und nur durch die Gesamtheit der übrigen Minister genötigt, hat dieser seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten fallen lassen. Die Rechbergsche Politik war die persönliche des Kaisers, der Graf das gewesen, was in der Hofsprache „ein treuer Diener" heißt, obschon ihm diese Dienstleistung seiner eigenen Natur nach ohne Zweifel keine Ueberwindung gekostet hat. Die Verurteilung dieser Politik traf den Kaiser selbst. Aus Rücksicht für ihn hatte man dieselbe nicht im Prinzip angreifen wollen, sondern sich darauf beschränkt, an Nebendingen herumzumäkeln. Das war die Schwierigkeit der Sache gewesen.

Ich meinesteils brauchte das nicht zu wissen, und versagte mir nicht, in zwei der „Allgemeinen Zeitung" eingesandten Artikeln, welche in den Nummern vom 30. Oktober und 27. November 1864 abgedruckt sind, ein auf den Grund gehendes Urteil auszusprechen. Um meine Autorschaft zu bemänteln, datierte ich den zweiten von Frankfurt a. M.

Zur Einsicht, daß es sich um die persönliche Politik des Kaisers handle und daß dieser gegen ihn nicht offen sei, schien Schmerling in der letzten Zeit gekommen zu sein. Indessen schützte ihn das nicht vor der Schwachheit, sich von neuem täuschen zu lassen. Nicht lange nachher rühmte er gegen mich wieder, wie er schon früher gethan, daß der Kaiser in seiner Politik „aufrichtig" sei. Es bedurfte der Erfahrung, welche er acht Monate später machte, um ihn zu belehren. Als ich ihm nach seinem eigenen Sturze im Juni des folgenden Jahres davon sprach, daß man ihn doch wieder werde rufen müssen, antwortete er: „Man läßt sich zweimal von einem Kaiser täuschen, aber nicht dreimal." — Daß mein Glaube, der eingetretene Ministerwechsel werde eine Rückkehr zur großdeutschen Bundespolitik zur Folge haben, eine optimistische Täuschung war, mußte mir bald klar werden.

Der Ministerwechsel vom 27. Oktober hat im übrigen gezeigt, wie sehr es Schmerling, um im großen Sinne regierender Staatsmann zu sein, an Menschenkenntnis und am unentbehrlichen Blicke

politische Intrigue fehlte. Der an Rechbergs Stelle tretende Mensdorff war Schmerlings Wahl, seit längerer Zeit sein at für das Portefeuille des Aeußeren. Mit dem Wechsel aber ichts gebessert. Der Staatsminister rühmte gegen mich das bige, ruhige, unbefangene Urteil des neuen Ministers; aber raf Mensdorff hatte wenig eigenes Urteil, und war von ter viel zu unbedeutend, auch nur dieses Wenige geltend zu . Vor allem war mit ihm das Verhältnis der ministeriellen zur persönlichen Politik des Kaisers nicht gebessert. Es war immert. Während der Krisis hatte mir Schmerling geklagt, lensdorff nicht Minister werden wolle. Er wurde Minister, nach eigenem Ausspruche nur, weil der Kaiser ihn auf den erposten „kommandiert" habe. Er erhob die ministerielle Ser- zu einem Grundsatze, indem er seine ganze politische Aufgabe Unterordnung des Offiziers unter den Plan und die Befehle riegsherrn auflöste. So wenig geistreich die dieser Auffassung unde liegende Verwechselung ganz verschiedener Pflichten war, die eingenommene Stellung mit Ehren möglich gewesen, wenn um die Ausführung großer, im Kopfe des Kaisers entstandener reifter Pläne einer aktiven Politik gehandelt hätte. Es handelte er um ganz gemeine Intriguen, in denen der Kaiser weit entfernt war, die Initiative zu haben; und Mensdorff, welcher Schmerling sich gerühmt hatte, die ihm verhaßten Jesuiten en zu wollen, war selbst nichts andres als ein Werkzeug der n geworden. So war es auch nur ganz logisch, daß er, den rling in den Ministersessel gebracht, diesen hat stürzen helfen. t es freilich auch dem Grafen Rechberg mit Schmerling er- ; nur mit dem großen Unterschiede, daß Schmerling mehr ge- ist, als Rechberg vorausgesetzt, Mensdorff aber weniger, als rling geglaubt, und daß Schmerling eine offene, ehrliche Politik ten, Mensdorff aber einer heimlichen und perfiden gedient hat. ich wage nicht zu entscheiden, ob die Ungunst, mit welcher die nung des letzteren von ultramontaner Seite anfänglich auf- men wurde, Wahrheit oder nur Schein war. Der neue Mi- nachher ihr Werkzeug, hatte sich allerdings als ein entschiedener

Gegner angekündigt; damit ist jedoch die Frage nicht entschieden. Wie diese Gegnerschaft, war ihnen ohne Zweifel auch der Grundsatz ministerieller Servilität, welcher natürlich den Absolutismus des Herrschers voraussetzte, in dem Grafen Mensdorff nicht unbekannt, was mehr für die Scheinbarkeit als für die Wahrheit ihrer Ungunst spricht. Wie es sich damit aber auch verhalten mag, bei den ultramontanen Herren des Auswärtigen Amtes, welche immerhin fürchten mochten daß der neue Minister sich ihrer entledigen werde, wurde in der ersten Zeit der Rücktritt des alten beklagt, und Rechberg, welcher noch wenige Tage vor seinem Sturze eine Note nach Rom erlassen hatte, um dem Papste zu erklären, daß er von Oesterreich keine Unterstützung und Hilfe erwarten möge, — Rechberg, welcher dabei die Herren im Amte geduldet hatte, war ihnen nun lieber, als sein Nachfolger. Die Besorgnis war indessen überflüssig. Die Umgebung des Grafen Rechberg blieb auch die seines Nachfolgers.

Merkwürdig war der Schrecken, welchen der eingetretene Ministerwechsel bei der Frau von Bury hervorrief, und ich mußte mich fragen, welche Interessen sich darin verrieten. Der Ausruf: „Da ist alles verloren!“ — welchen ich bei der Nachricht aus ihrem Munde vernahm, mußte mich jedenfalls aufmerksam machen. Allerdings mochte sie Rechbergs für die von ihr betriebenen politischen und ökonomischen Projekte sicher gewesen sein, während Beaumont in Lemberg eine nichts weniger als ermutigende Audienz bei Mensdorff gehabt hatte. Der damalige Statthalter von Galizien hatte unsrem englischen Freunde erklärt, er sei zwar ein Vetter der Königin von England und selbst ein halber Engländer, — er sei aber allem Englischen entgegen und halte insbesondere alle Engländer für Revolutionäre. Er sei nicht für das englische, sondern für das russische System. — Schmerling, dem ich die Geschichte erzählte, sagte lächelnd, ohne Zweifel habe Mensdorff damit nur Beaumont abfertigen wollen, welcher in Galizien sich zu Gunsten der Polen einzumischen versucht habe, und ich fand das ganz begreiflich. Auffälliger war mir die Aeußerung der Frau von Bury, daß der neue Minister auch wegen seiner entschiedenen Abneigung gegen jedes Einverständnis mit Frankreich schlechter sei als der alte. Bis dahin hatte die Frau in Wien

und London immer gegen ein Zusammengehen mit Frankreich gesprochen und geredet, und ihre englischen Freunde waren die Hauptpersonen einer Frankreich feindlichen Partei. In der Aeußerung über Mensdorff wiederholte sie jetzt einen Ausspruch des Hofrats von Gagern, in dem veränderten Verhalten zu Frankreich aber reflektierte sich eine Schwankung der englischen Politik, in welcher jetzt Lord Clarendon den Ton angab.

Glaubte Schmerling durch Mensdorff seine Position verstärkt zu haben, so hatte er desto mehr Grund, sich über eine systematische Opposition im Reichsrate zu beklagen, zu welcher sich verschiedene einander ganz fremde, zum Teil sogar ganz entgegengesetzte Parteibestrebungen vereinigten. Diese Opposition galt nicht dieser oder jener politischen Maßregel oder Richtung, sie galt dem Manne, welcher gestürzt werden sollte, wovon sich dann die verschiedenen Parteien, je nach ihren Zielen, die ihnen wünschenswerten Folgen versprachen. Schmerling selbst sprach darüber — es war um die Mitte Novembers — sich auf folgende Weise gegen mich aus: „Wenn man mich" — sagte er — „durch die mir in den Weg gelegten Schwierigkeiten dahin brächte, daß ich eines Tages dem Kaiser sagte, ich kann mit dem Reichsrate nicht weiter vorwärts kommen, ich habe sein Vertrauen verloren, und bitte Eure Majestät mein Portefeuille zurückzunehmen, dann würde der Kaiser einen Mann wählen, dem er sagte, schicken Sie mir den Reichsrat nach Hause. Das würde geschehen. Dann würden die Herren Versammlungen halten, welche endlich auf die Gasse kämen. Man würde diese mit Gewalt auseinander treiben, und damit würde die Sache ein Ende haben."

Ganz so ist es nun allerdings nicht gekommen. Nicht die Opposition des Reichsrates, sondern das Verhältnis zu den Ungarn ist das gewesen, was am Ende die Krisis zum Ausbruche und Schmerling zu Falle gebracht hat. Unzweifelhaft indessen lag der Aeußerung des Staatsministers eine Kenntnis der Anschauungen zu Grunde, welche in den höchsten Regionen herrschte und da von den reaktionären Parteien genährt wurde. Das ließ sich in der That auch begreifen. Schwerer — wenn man nicht an große und mit der Dummheit verbundene Schlechtigkeit glaubt, wobei ich übrigens meinen Glauben

nicht verleugnen will — schwerer scheint es zu begreifen, daß von gewissen Bestandteilen der liberalen Partei die reaktionäre Intrigue mitgemacht wurde. Nur wenige Tage vor der von mir wiederholten Aeußerung des Staatsministers hatte der Redakteur der „Presse", Dr. Tuvora, welcher auch in die „Allgemeine Zeitung" gegen Schmerling schrieb und seine Inspirationen bei den ultramontanen Hofräten des Auswärtigen Amtes holte, sich vernehmen lassen: „Der Staatsminister muß fort! — Dann wird es schlecht, und dann noch schlechter, und dann erst kann es besser werden." — Ich weiß nicht, ob es die dumme Schlechtigkeit oder die einfache Dummheit war, welche in diesen Worten aus dem Munde des Redakteurs der großen liberalen Zeitung gesprochen hatte. Ich erinnere mich dabei nur eines wahrscheinlich in die gleiche Zeit fallenden kleinen Vorganges, dessen Kenntnis ich dem Staatsminister selbst verdanke und der für damalige österreichische Zustände zu bezeichnend ist, als daß ich die Gelegenheit unbenutzt lassen könnte, ihn nachzuerzählen. Die „Presse" hatte einen Preßprozeß, und ihr Eigentümer, Herr Zang — der nämliche Mann, welcher so gewissenhaft war, einer Partei die Bestechungssumme von 30 000 Gulden zurückzuschicken, weil er hinterher von der Gegenpartei sich mit 50 000 Gulden hatte bestechen lassen — Herr Zang also kam zum Staatsminister mit der Zumutung, daß dieser den Prozeß niederschlage. Auf Schmerlings Entgegnung, daß die Regierung nicht in den Rechtsgang eingreifen könne, und daß er erstaunt sei, von einem Vertreter liberaler Grundsätze ein solches Ansinnen zu vernehmen, erlaubte sich der Mensch nicht nur im Audienzzimmer des Ministers ungeziemende Reden, sondern verließ auch dieses Zimmer mit den Worten: „Ich habe ihn auf den Ministersessel gebracht, ich werde ihn auch wieder herabwerfen." — Das war ein großer Wortführer der liberalen Partei! —

Die österreichischen Parteiverhältnisse waren damals — ich weiß nicht, wie sie jetzt sein mögen — nichts weniger als einfach.

Der Staatsminister repräsentierte die konstitutionelle Staatseinheit mit dem deutschen Bürgerstande, und suchte den Kaiser zu bestimmen, daß er sich wesentlich auf diesen stütze. Daß der Grundgedanke in seiner Anwendung auf den Kaiserstaat ein ver-

fehlter und seine Verwirklichung eine Unmöglichkeit war, hätte ein nicht in einer politischen Doktrin befangener Staatsmann auch ohne das Experiment erkennen müssen. Da Schmerling es nicht erkannte, konnte er naturgemäß auch nicht mehr als der Repräsentant eines vorübergehenden Experimentes sein. Das fühlten oder begriffen seine Gegner, ohne daß unter diesen einer war, welcher den richtigen Gedanken an die Stelle des falschen zu setzen gewußt hätte.

Der konstitutionellen Einheitspartei, welche die Partei Schmerlings war, standen drei Parteien mit reaktionären Tendenzen gegenüber: die Feudalen, die Ultramontanen und die Militärabsolutisten. Für die letzteren hat der verstorbene Dr. Orges von der „Allgemeinen Zeitung" geschwärmt, was die Ursache seines Austrittes aus der Redaktion geworden ist.

Die Feudalen standen aus natürlichen Gründen mit den separatistischen Nationalitätsbestrebungen der Ungarn, Polen und Tschechen im Verhältnis naher Verwandtschaft und unterstützten dieselben. Die deutschen Autonomisten, wie Rechbauer, Kaiserfeld und andere, machten aus Dummheit die Sache mit, welche sie für die der Demokratie hielten. Der „Presse" aber, welche als deutsch-liberales Blatt den Staatsminister stürzen half, wäre zu viel Ehre angethan, wenn man glauben wollte, sie habe diese Dummheit mitmachen wollen. Sie vollbrachte nur das Geschäft des Herrn Zang.

Die Ultramontanen gingen mit den Feudalen nur bis auf gewisse Grenzen. Das Bündnis des österreichischen Feudalismus mit dem preußisch-protestantischen der Kreuzzeitungspartei konnte ihnen nicht zusagen. Männer wie Max von Gagern und Meissenbug waren daher im Herzen gegen die preußische Allianz. Bei Hofe hatten die Ultramontanen mit den Feudalen zusammen durch die polnische Revolution, mit der sie sympathisierten, einen Teil ihrer Stellung eingebüßt.

Die Militärabsolutisten waren preußisch-russisch gesinnt. Sie hatten Verbindungen mit den Feudalen und Ultramontanen gehabt und einige Zwischenglieder waren noch vorhanden. Durch die polnische Revolution war aber das Verhältnis gestört worden, und nun waren

die Herren vom Militärkabinett den Feudalen und Ultramontanen mehr verhaßt, als irgend ein andres Parteielement.

Es war auch eine liberale und selbst konstitutionelle Militärpartei vorhanden, welche das Mittelglied zwischen Schmerling und den Militärabsolutisten bildete. Zu dieser gehörten die Feldmarschälle Benedek und Heß, und die Generale von Gablenz und von Schmerling, des Staatsministers Bruder. Von klerikaler Seite stand der Kardinal Rauscher dieser Partei nahe und der Staatsminister rechnete denselben zu seinen Unterstützern. Auch der Erzherzog Albrecht wurde von manchen dieser Gruppe beigezählt.

An diese Partei mußte sich der Staatsminister anlehnen, um sich gegen die Feudalen und Ultramontanen zu behaupten, und ohne Zweifel hat ihm das auch keine Ueberwindung gekostet. Im Herzen gehörte er selbst dieser Partei an, und diese Geistesverwandtschaft hat ihm wohl auch den Grafen Mensdorff empfohlen, obschon dieser ohne Zweifel nur mit einem Fuße auf dem Boden dieser Partei, mit dem andern unter den Militärabsolutisten stand, auf welche übrigens der Staatsminister auch Rücksicht nehmen mußte. Es kennzeichnet aber die liberale Militärpartei auf die schärfste Weise, daß, wie mir Schmerling erzählt, als der Kaiser nach dem Bruche mit dem ganzen liberalen Ministerium, eine vollständige Verwirrung in den Regierungsangelegenheiten zurücklassend, nach Ischl gefahren war, der Feldmarschall Heß in Worte des Erstaunens und Unwillens ausgebrochen ist.

So hatte also Schmerling außer dem liberalen Bürgerstande die liberale Militärpartei, und neben beiden die liberale Bureaukratie und die liberale Geistlichkeit für sich, während die radikalen Elemente verschiedener Schattierungen mit Hilfe der Ungarn und Polen sich von Feudalen und Ultramontanen gegen den Staatsminister benutzen ließen und an seinem Sturze mit arbeiteten. Von böhmischer Seite kam zu dieser Opposition als besonders gefährlicher Gegner der Graf Leo Thun, welcher allen reaktionären Parteien zugleich angehörte.

Durch den Rücktritt des Grafen Rechberg waren die deutschen Angelegenheiten nicht gebessert. Wie sein Nachfolger darüber dachte, hatte ich durch ihn selbst zu erfahren erst Gelegenheit, nachdem ich

mein Verhältnis zur österreichischen Regierung abgebrochen hatte. Nach seinem Amtsantritte vergingen Monate, ehe ich dazu kam, mich ihm vorzustellen. Schmerling sagte mir, er lege einen Wert darauf, selbst mich bei dem Grafen Mensdorff einzuführen. Ich kann mich nicht erinnern, ob das geschehen ist oder nicht; jedenfalls aber ist vorher längere Zeit vergangen, und daß die Unterredungen, welche ich während der noch übrigen Dauer meines Verhältnisses zur Regierung überhaupt mit dem Grafen gehabt, ganz bedeutungslos gewesen sein müssen, darf ich nachträglich aus dem Umstande schließen, daß meine Aufzeichnungen darüber nichts enthalten. Nach meiner Rückkehr von einer offiziösen Reise nach England im Frühlinge des folgenden Jahres sollte ich von dem Minister des Auswärtigen empfangen werden, welchem doch die Ergebnisse dieser im Interesse des damals im Werden begriffenen österreichisch-englischen Handelsvertrages ausgeführten Reise nicht gleichgültig sein konnten; ich antichambrierte aber — zu meinem Troste in Gesellschaft des mit Depeschen beladenen preußischen Gesandten, Freiherrn von Werthern — volle anderthalb Stunden, ohne am Ende vorzukommen, und als nicht lange darauf der Minister mir eine Zeit zu meinem Empfange hatte bestimmen lassen, war er unterdessen krank geworden. Politisch und auch historisch nicht uninteressante Aeußerungen habe ich aus dem Munde des Grafen Mensdorff erst im Frühling 1866, unmittelbar vor dem Ausbruche des Krieges vernommen, wo ich auf Veranlassung des Herrn von Varnbüler von Stuttgart aus in Wien war, wie ich an rechter Stelle erzählen werde.

Das kaiserliche Handschreiben, welches die vom Grafen Rechberg erbetene Entlassung und zugleich dessen Ernennung zum Ritter des Goldenen Vließes enthielt — eine ungewöhnlich große Auszeichnung, augenscheinlich bestimmt zu zeigen, daß der Kaiser in der Entlassung zwar dem Verdammungsurteile der sämtlichen übrigen Minister gewichen sei, aber keineswegs beistimme — ist vom 27. Oktober datiert. Der am 30. ratifizierte Wiener Friede trägt aber noch Rechbergs Unterschrift, welcher damit seinem Nachfolger die Erbschaft des preußisch-österreichischen Kondominiums über die Herzogtümer und der gänzlichen Zerrüttung der deutschen Bundesverhältnisse hinterließ, wie

letztere sich in den Bundestagssitzungen vom 29. und 30. November, sowie vom 5. Dezember an den Tag gelegt hat.

Mit meiner publizistischen Thätigkeit zog ich mich bei so bewandten Umständen, obschon nicht ganz, auf das Feld der österreichischen Wirtschaftspolitik zurück, auf welchem ich im „Botschafter" freihändlerische Grundsätze geltend zu machen suchte. In diesen fand ich mich in Uebereinstimmung mit der Regierung. Ueber die deutsche Politik und das Verhältnis zu Preußen schrieb ich gelegentlich in die „Allgemeine Zeitung", immer zur Zufriedenheit Schmerlings, dem ich meine Autorschaft niemals verhehlte, der mir aber niemals einen Auftrag dazu gab. Im „Botschafter" kam ich noch einigemal auf meine Polemik gegen die Vormachtsidee und die preußisch-österreichische Allianz zurück, welche ich als überflüssig und dem Bundesverhältnis gegenüber als verdächtig bezeichnete; meine Wirksamkeit wandte sich aber mehr und mehr wirtschaftlichen Fragen zu, in welchen ich die Mittelsperson zwischen der österreichischen Regierung und verschiedenen englischen Interessen öffentlichen und privaten Charakters wurde.

Der Regierung war diese Stellung und Wirksamkeit erwünscht, und da mein im Jahre 1862 abgeschlossener Dienstvertrag mit derselben am 30. Januar 1865 ablief, der Gedanke meines Eintrittes in den regelmäßigen österreichischen Staatsdienst aber von keiner der beiden Seiten der Verwirklichung näher gebracht wurde, kam es am 30. Januar 1865 zum Abschlusse eines neuen Dienstvertrages, unter welchem ich meine Dienstleistungen fortsetzte. Da derselbe meine dadurch in einigen Beziehungen veränderte Stellung bezeichnet, und ich es bin, welcher mit Aufopferung wertvoller Ansprüche und einer ansehnlichen Geldsumme ihn gekündet hat, muß ich ihn hier wörtlich mitteilen. Derselbe lautet wie folgt:

Punktation

eines zwischen dem k. k. Ministerium des Aeußeren und dem k. k. Staatsministerium auf der einen Seite und dem Dr. Julius Fröbel auf der andern Seite abzuschließenden Dienstvertrages:

I. Dr. Julius Fröbel verpflichtet sich, der kais. österreichischen Regierung bei Lösung der Aufgaben, die dem Kaiserstaate sowohl in

seinen Beziehungen nach außen als nach innen gestellt sind, seine Thätigkeit nach bestem Wissen und Gewissen zu widmen.

Ueber die Ziele und Art seiner Wirksamkeit wird Dr. Fröbel in den besonderen Fällen mit den betreffenden Herren Ministern oder ihren bevollmächtigten Organen sich ins Einvernehmen setzen.

II. Das Staatsministerium wird bemüht sein, dem Dr. Julius Fröbel eine ehrenvolle äußere Stellung, sei es im öffentlichen oder Privatdienste zu erwirken.

III. Dem Dr. Julius Fröbel wird für die Dauer dieses Vertrages ein Gehalt von jährlich sechstausend Gulden ö. W., in vierteljährlichen Anticipativraten beim Staatsministerium zu erheben, zugesichert.

IV. Jedem Teile steht frei, diesen Vertrag nach eigenem Ermessen zu kündigen. Doch soll die Kündigung mindestens ein halbes Jahr vor der wirklichen Auflösung des Vertrages geschehen.

V. Wird dieser Vertrag infolge einer Kündigung von der einen oder andern Seite aufgelöst, so steht dem Dr. Fröbel das Recht auf eine Abfindungssumme zu. Erfolgt die Kündigung von seiten des Dr. Fröbel, so wird demselben eine Abfindung im Betrage eines Jahresgehaltes (6000 fl.) ausbezahlt, geht hingegen die Kündigung von der Regierung aus, so erhält Dr. Fröbel einen doppelten Jahresgehalt als Abfindung.

Mit der Empfangnahme der Abfindung begibt sich Dr. Fröbel jedes ferneren Anspruches an die Regierung auf Grund dieses Vertrages.

VI. Mit dem Eintritte des Dr. Julius Fröbel in eine mit fixer Besoldung verbundene Staatsanstellung erlischt dieser Vertrag auch ohne Kündigung, sowie der Anspruch auf die im Art. V bestimmte Abfindung.

VII. Dieser Vertrag tritt mit dem 1. Februar 1865 in Wirksamkeit.

Protokoll.

Aufgenommen im Staatsministerium zu Wien am 30. Januar 1865. Gegenwärtig:

Ministerialrat K. Fidler und Dr. Julius Fröbel.
namens der kais. Regierung.

Die vorstehenden, in sieben Absätzen formulierten Punkte werden Herrn Dr. Fröbel mit dem Bemerken bekannt gegeben, daß sie die

Genehmigung Ihrer Exzellenzen des Herrn Ministers des Aeußeren und des Herrn Staatsministers erhalten haben.

Herr Dr. Julius Fröbel erklärt, diese Bedingungen wohl verstanden und aufgefaßt zu haben und mit denselben in allen Teilen einverstanden zu sein und an dieselben hiermit sich gebunden zu erachten. Er bittet um Aushändigung einer beglaubigten Abschrift dieses Dokumentes.

Karl Fidler m. p. Dr. Julius Fröbel m. p.
k. k. Ministerialrat und Preßleiter
im Namen der kais. Regierung.

Von dem Verlaufe der deutschen Angelegenheiten wie von den österreichischen Zuständen angeekelt, habe ich diesen Vertrag noch vor Ende des Jahres wieder gekündet und im Frühling 1866 Wien verlassen. Ich habe zu erzählen, was ich in dieser letzten Zeit meiner Verbindung mit der österreichischen Regierung infolge der eingegangenen Verpflichtungen noch gewirkt und erlebt habe.

II.

Nationalökonomische Zustände. Oesterreich und der Freihandel. Mittelsperson zwischen der Regierung und den Engländern. Beaumont in halbamtlicher Sendung. Der Handelsvertrag und die englische Privatspekulation. Spezialitäten administrativer und journalistischer Korruption. Die Donauregulierung. Das Anerbieten des indischen Finanzreformators Laing. Parteiintrigue gegen Staats- und Landesinteresse. Moritz Esterhazy. Einfalt an hoher Stelle. Geselliger Verkehr. Dr. Faucher in Wien.

Durch die fortdauernde Bedrängnis, in welcher sich die Finanzen des Kaiserstaates befanden, hatten für Oesterreich die nationalökonomischen Fragen eine mehr als gewöhnliche Bedeutung erlangt. Wenn aber die Staatsausgaben nicht in allen Beziehungen den Anforderungen einer weisen Finanzwirtschaft entsprechen mochten, wenn vielleicht das Abgabensystem in der Verteilung der Lasten fehlerhaft war, wenn politische und finanzielle Intriguen absichtlich dem Staatskredite Schaden zufügten, um die künstlich gesteigerten Verlegenheiten

auszubeuten, so berührte das alles nur die Oberfläche oder betraf nur den Augenblick. Daneben fehlte es, wie weltbekannt, dem Lande nicht an natürlichen und sogar reichen Hilfsquellen und die Bevölkerung war, so wenig wie sie es jetzt ist, nicht arm. Das unbestreitbar vorhandene Uebel mußte also einen allgemeineren und tieferen nationalökonomischen Grund haben, welcher in dem herrschenden Geist und Systeme der nationalen Wirtschaftspolitik zu suchen sein mußte.

Ich will hier nicht die Frage zu einer eingehenden Erörterung bringen, ob ich recht hatte, in dem Uebergange der österreichischen Wirtschaftspolitik zu freihändlerischen Grundsätzen das den eigentlichen Grund des Uebels treffende Heilmittel zu erkennen, welches zugleich im stande wäre, die für die Gegenwart empfindlichste Wirkung — die Lähmung des Staatskredites — zu heben. Die englischen Freunde Oesterreichs, welche wiederholt ausgiebige Darlehen unter der Bedingung eines praktischen Fortschrittes in der bezeichneten Richtung anboten, behaupteten dies nicht nur theoretisch, sondern bewiesen thatsächlich, daß sie von der Richtigkeit ihrer Behauptung überzeugt waren. Jedenfalls habe ich diese Beurteilung österreichischer Finanz- und Volkswirtschaftszustände damals nicht nur in einzelnen, teils erklärenden, teils polemischen Artikeln des „Botschafter" verfochten, sondern auch in einer besonderen Schrift — „Oesterreich und der Freihandel" zu begründen mich bemüht, welche im zweiten Bande meiner gesammelten „Kleinen politischen Schriften" zu erneuerter Veröffentlichung gelangt ist. Noch heute bin ich der Ansicht, daß, wie die Wissenschaft nur als freie Wissenschaft ihre theoretische Aufgabe lösen, die Kunst nur in den ausdrücklich sogenannten „freien Künsten" ihre ideale Natur entwickeln kann, so der Handel nur unter der Bedingung freier nationaler und internationaler Konkurrenz, welche beide, wie die innere und äußere Politik, sich gegenseitig ergänzen, seine Bestimmung als gesellschaftliche Lebensverrichtung zu erfüllen vermag, gegen deren allgemeine Wichtigkeit die Blüte dieses oder jenes einzelnen Industriezweiges, oder auch der mehr oder minder günstige Zustand der Volkswirtschaft in einem einzelnen Zeitpunkte, verschwindet. Wie ich aber heute darum dem Staate nicht das Recht

abspreche oder die Pflicht erlasse, dem von der Freiheit gemachten Gebrauche und den dadurch in der Gesellschaft hervorgebrachten Wirkungen gegenüber, die salus reipublicae als suprema lex geltend zu machen, so habe ich damals dem österreichischen Staate die freihandlerischen Grundsätze nicht als starre Forderung eines abstrakten Prinzipes, sondern als Bedingung der Genesung von kranken Zuständen empfohlen, und die damaligen österreichischen Staatsmänner — Rechberg und Schmerling, Mensdorff und etwas später Belcredi — scheinen meiner Meinung gewesen zu sein, denn sie haben mich in meiner publizistischen und persönlichen Wirksamkeit für die Sache aufgemuntert, — Belcredi allerdings vielleicht weniger um dieser Sache willen, als um mich von der Beschäftigung mit der deutschen Politik abzulenken. Schmerling seinerseits, obschon weit entfernt, ein Doktrinär des Freihandels zu sein, hat mich noch kurz vor seinem Rücktritte in einem freundschaftlichen Handschreiben aufgefordert, meine Zeit ungeteilt einer populären Darstellung der Nationalwirtschaft für das österreichische Volk zu widmen, woraus dann, nachdem ich nicht lange darauf mein Verhältnis zur österreichischen Regierung gelöst und damit der besondere praktische Zweck verschwunden war, meine „Wirtschaft des Menschengeschlechtes" entstanden ist.

Indem ich also mit der zweiten Hälfte des Jahres 1864 meine Thätigkeit vorzugsweise den Angelegenheiten der österreichischen Nationalwirtschaft zuwandte, brachten es die Verhältnisse mit sich, daß meine Stellung als Mittelsperson zwischen der Regierung und den auf Oesterreich bezüglichen englischen Projekten an Einfluß und Bedeutung gewann. Diese Projekte bedurften vielfach einer Anbahnung auf vertraulichem und halbamtlichem Wege, und während es auf englischer Seite bekannt war, in wie vollständigem Vertrauen ich namentlich bei dem Staatsminister stand, wußte man auf österreichischer Seite, daß ich durch Beaumont und die Frau von Bury mit den Absichten und Anschauungen der Engländer bekannt war, welche in mir einen außer allen finanziellen Intriguen stehenden Mann schätzten. Wie sehr aber der österreichischen Regierung damals, ganz abgesehen von den höheren Gesichtspunkten der großen Politik, an dem guten Willen der Engländer gelegen sein mußte, möge eine

sterreichischen Finanzgeschichte angehörige kleine aber bezeichnende
ache beweisen, — die Thatsache, daß der Hofrat von Brentano
nem vom 1. oder 2. Januar 1865 datierten vertraulichen
iben an den Direktor der Anglo-Austrischen Bank in London,
i Breuer, um Prolongation eines im Februar fälligen Wechsels
nur zehntausend Pfund Sterling bitten mußte, welchen das
eichische Finanzministerium bekannte nicht einlösen zu können, —
das zu einer Zeit, in welcher der Finanzminister glauben machen
, auch wirklich den Staatsminister glauben gemacht hatte, daß
inanzen des Reiches sich in einem geordneten Zustande befänden.
wiederholten englischen Anerbietungen der Gewährung einer
ebigen Anleihe getraute man sich in Wien zwar aus Furcht
Rothschild nicht anzunehmen — eine solche Anerbietung war
dings von englischen Finanzmännern durch die Frau von Bury
lich dem Staatsminister eröffnet worden, — indessen wollte
sich doch auch die Aussicht auf allfällige Hilfe im großen Maß-
von englischer Seite nicht verderben, und unterließ also nicht,
rhin die englische Freundschaft zu pflegen.

Im November 1864 erfuhr ich von der Bury, welche in Ungarn
sche Ausgleichsgeschäfte betrieb, aber auf einen oder zwei Tage
ien war, daß Somerset Beaumont, welcher sich wieder in Eng-
befand, in offizieller Sendung nach Wien kommen werde, um
projektierten Handelsvertrag zu stande zu bringen und in den
lngelegenheit betreffenden Verhandlungen die Stelle der gerade
eser Zeit nicht vertretenen englischen Gesandtschaft einzunehmen.
Stellung, in welcher er diese Mission übernahm, scheint indessen
ganz klare gewesen zu sein. In einem vom 10. Dezember
ten Briefe desselben an die Bury, welchen ich zur Mitteilung
en Staatsminister ins Deutsche übersetzt habe, heißt es:
:endon wird mit uns gehen und uns mit der ganzen Kraft
Regierung unterstützen, wenn ich in Wien etwas zu stande
e, und wird mich über Bord werfen, wenn es mir nicht
gt. Und das ist gewiß: ein Fehlschlagen in diesen Handels-
ugsplänen würde dem politischen Verhältnisse der beiden Länder
größten Schaden zufügen. . . . Nicht nur unsre Regierung, —

auch alle größeren Städte haben den Kopf voll von dem österreichischen Handelsvertrage."

Ich wurde brieflich von Beaumont gebeten, den Staatsminister zu fragen ob er die Sache, und ihn persönlich als deren Vermittler, zu begünstigen geneigt sei. Schmerling gab die erwünschte Zusicherung. Gegen Ende Dezembers traf dann Beaumont in Wien ein, und am 28. des Monats, nachdem er bei dem Minister des Auswärtigen Audienz gehabt, begleitete ich ihn zum Staatsminister. In sehr offener Sprache bekannte er, daß England, zum Teil durch die Zeitverhältnisse bestimmt, ein lebhaftes Interesse an einem gesteigerten Verkehre mit Oesterreich habe, daß aber nach seiner Ueberzeugung dieses Interesse ein beiderseitiges sei. Er hob sehr verständig die Vorteile hervor, welche aus einer Tarifreduktion für Oesterreich hervorgehen würden, womit er die Anerbietungen englischer Geldmänner in Verbindung brachte, welche zu ausgedehnten technischen und merkantilischen Unternehmungen in Oesterreich und zu groß abgemessenen Darlehen bereit seien, sowie sie die österreichische Regierung ihrerseits zur Annahme einer liberalen Handelspolitik bereit sehen würden. Seine offizielle Sendung — bemerkte Beaumont weiter — stehe allerdings in London mit den Eröffnungen, welche er in diesen der Privatunternehmung angehörigen Beziehungen mache, in keinem Zusammenhange; der Zusammenhang liege in Oesterreich, wo das ökonomisch-politische System den Kredit, und für die großen und fruchtbringenden Unternehmungen die Aussicht auf den Erfolg bedinge. Der Staatsminister entgegnete, daß er die Richtigkeit dieser Beurteilung vollkommen anerkenne und das von englischer Seite gewünschte Verhältnis zwischen den beiden Ländern mit seinem Einflusse begünstigen werde, indem er die Bedeutung seiner Uebereinstimmung nur mit der Bemerkung mäßigte, daß er in den nationalökonomischen und finanziellen Fragen kein Fachmann sei.

Den Vorteil der Verbindung der englischen Privatspekulation mit den Absichten der britischen Regierung wußte man übrigens in Wien sehr wohl zu würdigen. Nachdem ich im Interesse des Handelsvertrages den größeren Teil des Monats März 1865 zu einer zweiten Reise nach England verwendet, hat im April die österreichische Re-

ng dem Lord Bloomfield den Vorschlag gemacht, die öster-
ischen Zölle auf 10% ad valorem herabzusetzen, unter der Be-
ung, daß englisches Geld das österreichische Eisenbahnnetz durchführe,
Staatsschuld an die Bank abzahle und andre notwendige Finanz-
regeln durchführen helfe. Von seiten des englischen Gesandten
war anfänglich eingewandt worden, daß die britische Regierung
solche keine Mittel habe, solche Bedingungen zu erfüllen; nach
em Bedenken indessen haben die in Wien zum Zwecke des Ver-
abschlusses anwesenden englischen Regierungsbevollmächtigten,
welche neuerdings Beaumont sich einigermaßen in die Stellung
Privatmannes zurückgedrängt sah — die Herren Hutt, Morier
Mallet — gefunden, daß die Sache ausführbar sei, indem die
zur Seite stehenden englischen Kapitalisten mit der öster-
ischen Regierung auf bestimmte handelspolitische Bedingungen
ihre Privatverträge über Anleihen, Eisenbahnen u. s. w. ab-
ßen könnten, womit Beaumont in die Stellung des Verbindungs-
es zwischen dem öffentlichen und dem privaten Interesse in der
en internationalen Uebereinkunft gebracht wurde.

Im Februar war dieser auf einige Zeit nach England zurück-
rt, um dort in dieser Stellung zu wirken, und in den ersten
n des März erhielt ich von ihm einen Brief, in welchem er es
wünschenswert darstellte, daß ich auf einige Wochen hinüber-
ne, um ihn von österreichischer Seite zu unterstützen. Das Ver-
en, welches die englische Geschäftswelt zu Oesterreich zu fassen
nnen hatte, sah sich durch die in Wien herrschende Zerfahrenheit
Nichtswürdigkeit auf eine harte Probe gestellt. Unsre englischen
nde wünschten, daß ich diesem Vertrauen zu Hilfe komme. Ich
die österreichischen Zustände englischem Verständnisse näher
gen, die Lage der Regierung zwischen widerstreitenden Partei-
essen und unter hemmenden Einflüssen erklären und den Glauben
ihre unter allen Schwierigkeiten ausdauernden, einer liberalen
delspolitik günstigen Absichten erhalten helfen. Auf der andern
e aber wünschten Beaumont und seine handelspolitischen Freunde
auf mich als einen einflußreichen Wiener Publizisten und Ver-
ten österreichischer Minister, durch das, was ich in England hören

und sehen würde, einen ihren Bestrebungen günstigen Eindruck zu machen, dessen Wirkung ihren Zwecken in Wien zu gute kommen sollte.

Die von englischer Seite gewünschte Reise fand den Beifall der entscheidenden österreichischen Minister. Bevor ich indessen über dieselbe das was mir von allgemeinerem Interesse zu sein scheint berichte, und zugleich auf die frühere vom Sommer 1863 zurückkomme, an welche ich dabei anzuknüpfen habe, muß ich mit meiner Erzählung noch auf kurze Zeit in Wien verweilen, um das Terrain zu kennzeichnen, auf welchem sich da die Sache vorwärts bewegen sollte. Es ist das nötig, weil es auf die Natur der Aufgabe, welche ich in England übernehmen sollte, ein besonderes Licht wirft. Auf diesem Terrain lagen, sowohl für den Handelsvertrag wie für die damit in Zusammenhang stehenden Privatunternehmungen der Engländer, natürliche und künstliche Hindernisse, welche auch bewirkt haben, daß nur ein kleiner Teil dieser Unternehmungen und Finanzoperationen, so sehr sie in Wien von hoher Seite gewünscht wurden, zur Ausführung gekommen ist. Eine ins einzelne und kleine gehende Geschichte der bezüglichen Vorgänge würde ein so schmachvolles Bild österreichischer Zustände enthüllen, daß ich in der That nicht weiß, ob ich dafür oder dawider sein soll, daß dieselbe, zur Belehrung und Unehre zugleich, einmal geschrieben werde. In beiden Beziehungen indessen reichen einige, meiner eigenen mittelbaren oder unmittelbaren Erfahrung angehörige Züge hin, über welche ich darum nicht hinweggehen kann. Andeutungsweise habe ich die betreffenden Zustände und Vorgänge etwas später auch schon in zwei im Juli 1865 von der „Allgemeinen Zeitung" veröffentlichten Briefen zur Kenntnis der Welt gebracht, welche ich hier, der Zeitfolge vorgreifend, einschalte, teils um sogleich die allgemeineren Umrisse zu dem weiter ausgeführten Bilde zu geben, teils um zu zeigen, wie sehr die öffentliche Meinung sich über die damaligen Vorgänge im Dunkel befand. Beide Artikel sind gegen den ohne Zweifel absichtlich provozierenden Unglauben der „Neuen freien Presse" gerichtet. Ich lasse beide folgen. Der erste steht in der „Allgemeinen Zeitung" vom 15. Juli 1865.

„Wien, 12. Juli. Ich habe Ihnen vor einigen Wochen, durch eine zwischen dem ‚Peter Lloyd' und der ‚Neuen freien Presse' vor

sich gegangene Diskussion veranlaßt, einige Mitteilungen über englische Anerbieten zur Bezahlung der Staatsschuld an die Bank gemacht und Ihnen genauere Angaben versprochen. Der ‚Pester Lloyd', welcher auf den Gegenstand zurückgekommen, ruft in der heutigen Nummer des genannten Wiener Blattes erneuerte Bezweiflungen hervor, welche nicht ganz in der wünschenswerten Form auftreten. ‚Nein,' ruft das hiesige Blatt aus, ‚die Geschichte ist zu einfältig erfunden, und erfunden muß sie sein.' Da auch ich die Wahrheit der ‚Geschichte', und zwar in Ihrem Blatt (Allg. Ztg., Hauptblatt vom 20. Juni), aufrecht erhalten habe, so bin ich nun doppelt verpflichtet, aber auch berechtigt, mein Ihnen gegebenes Versprechen zu lösen, was ich im folgenden thue. Ich schicke nur noch voraus, daß ich diese Verhältnisse die ganze Zeit über gekannt habe, und selbst mehr darüber weiß, als ich im Augenblick noch für geeignet halte, öffentlich werden zu lassen. Ich bitte das Folgende für genau und ganz zuverlässig zu halten.

„Am 17. Januar 1863 erschien in Wien ein Bevollmächtigter zweier englischen Häuser ersten Rangs, welcher unsrer Regierung die Gründung einer Bank unter dem Namen der Anglo-Austrischen Bank und eine Anleihe von nicht unter 15 und nicht über 20 Millionen Pfund Sterling anzubieten hatte, unter der Bedingung, daß die beiden englischen Häuser mit einem Teil der Anleihe die Schuld des Staats an die Nationalbank abzahlen und die Herstellung der Valuta durchführen sollten.

„Die Herstellung der Valuta war für die englischen Finanzmänner die Grundbedingung. Sie wollten die Bank nicht gründen ohne das Anlehen, und das Anlehen nicht übernehmen ohne die Herstellung einer festen Währung. Sie gingen von der Ansicht aus, daß das Zutrauen in die wirtschaftlichen und politischen Zustände Oesterreichs, welches bei der Gründung der Bank vorausgesetzt werden mußte, bei der schwankenden Währung nicht möglich sei, und daß, solange eine feste Währung in Oesterreich nicht hergestellt sei, unser Land nicht zu denen gerechnet werden könne, mit welchen sich große Geschäfte machen lassen.

„Der englische Plan fand hier *höchsten* Beifall. Die Kenntnisnahme blieb keineswegs auf den Kreis des Finanzministeriums be-

Aequivalente zu bieten. Es ist ganz richtig, daß die englische Regierung dies nicht kann. Aber wenn die Gegner des Fortschritts zum Freihandel bei uns den Mangel an Verkehrsmitteln, die Beschränkung der disponibeln Kapitalien, und die Schwierigkeit des Kredits — kurz die Unzulänglichkeit der Vorbedingungen jenes Fortschritts gleichzeitig als Gründe gegen seine Zeitgemäßheit geltend zu machen suchen, so stehen abermals die englischen Kapitalisten und Unternehmer da. Wie sie früher uns zuriefen: stellt eure Währung fest, daß wir mit euch Geschäfte machen können, ihr selbst aber in eine wirtschaftliche Lage kommt, welche ein Recht hat Kredit in Anspruch zu nehmen, und wir leihen dem Reich das Geld um seine Finanzen zu ordnen — so rufen sie nun uns zu: stellt nicht nur eure Währung fest, sondern entfesselt auch euren Handel und eure ganze Volkswirtschaft, und wir leihen nicht nur dem Reich das Geld zur Ordnung seiner Finanzen, sondern bauen euch auch eure Eisenbahnen, regulieren eure Flüsse, und thun überhaupt alles, um euch zu einem mächtigen und durch Macht wertvollen Alliierten, sowie zu einem reichen und durch Reichtum wertvollen Geschäftsfreund zu machen! Und abermals scheint es, als solle diese Sprache hier absichtlich nicht verstanden werden.

„Die Erklärung dieser merkwürdigen und schicksalsschweren Erscheinung hat viele Gründe, die ich nicht alle bezeichnen darf. Einige aber darf ich bezeichnen.

„Ganz im allgemeinen wirkt die Scheu vor der geschäftlichen Ueberlegenheit der Engländer. Ihr kommt die verkehrte Vorstellung zu Hilfe, als ob, wenn einer Nation Kredit gegeben wird, der Schuldner, und nicht vielmehr der Gläubiger, in Abhängigkeit komme. Zu dieser Scheu kommt die Eifersucht aller kleinern Finanzkräfte, welche sich durch die herantretenden großen verdrängt wähnen, während es sich damit ganz genau so verhält wie mit der Zahl der Fiaker, die durch die Eisenbahn nicht vermindert, sondern vermehrt wird. Dazu kommt aber auch die Nebenbuhlerschaft ebenbürtiger, vielleicht selbst überlegener Finanzmächte, welche gewohnt waren, eine Art patriarchalischer Finanzoberhoheit über Oesterreich auszuüben. Dazu kommen endlich Einflüsse der innern und äußern Politik, denen die Finanzlage des Reichs als der Punkt dienen soll, ihre Hebel anzu-

en — Einflüsse, welche in der einen Hand den Geldbeutel und in andern ein politisches Programm halten. Alle diese Bestimmungsinde haben auf unser Finanzministerium einen Gesamtdruck ausbt, welchem es nicht die Kraft und den Mut gehabt hat Widerid zu leisten. Vor allem sind unsre Finanzen an eine Art von iwilliger Mediatisierung gewohnt gewesen, die an die wirtschaften Zustände östlicher Länder erinnert. Dieses Verhältnis hatte i Vorteil, jede Unselbständigkeit von strenger Geschäftlichkeit zu pensieren und die Gemütlichkeit in ein Gebiet einzuführen wo n sie sonst nicht leicht suchen würde. Die ungemütlichen Engider mit ihrer ungemütlichen Geschäftsstrenge bedrohen eine Gehnheit des finanziellen Daseins, die, sehe sie auch ihr Ende noch nahe, dennoch ihrer Süßigkeiten nicht zu ermangeln scheint. Am ichtigsten vielleicht aber haben jene erwähnten politischen Einflüsse t Geldbeutel und Programm gewirkt. Ich habe den Inhalt des utels nicht gezählt und das Programm nicht gelesen, kann also : jetzt darüber nicht mehr sagen."

Der zweite ist in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" vom . Juli genannten Jahres enthalten und lautet:

„Wien, 20. Juli. Die ‚Neue Freie Presse', mit der ich weit fernt bin einen Streit zu suchen, gefällt sich darin, meine wiederlte Darstellung der auf die englischen Finanzofferten bezüglichen rgänge als ‚einfältige Erfindungen', als ein ‚Ammenmärchen' zu eichnen. Ich bin in der That überrascht von dem Mangel an guter tte, welchen dieses mit anerkanntem Geist geschriebene Blatt in sem Fall so ganz ohne Zweck an den Tag legt. Hofft das Blatt, rch solche Provokationen mich zu bestimmen, über die berührten igelegenheiten mehr zu sagen, als ich für zweckmäßig halte, so ıcht es eine falsche Rechnung. Für das, was ich an und für sich ıen will, ist das Opfer an litterarischer Urbanität überflüssig, also ne Verschwendung; und das, was ich nicht sagen will, sage ich ht, auch wenn das genannte Blatt in dieser Richtung noch größere ofer brächte. Die ‚Neue Freie Presse' stützt sich gegen mich und dre in Betreff der bezüglichen Veröffentlichungen auf die folgende itteilung der ‚Wiener Abendpost' vom 17. d.: ‚Oeffentliche Blätter

schränkt. Mehr als einer der übrigen Minister war aufs lebhafteste dafür eingenommen. Das Finanzdepartement allein trägt die Verantwortlichkeit der Nichtannahme. Es liegt in der Natur der Dinge, daß, solange eine große Finanzmaßregel nicht zu einer allgemeinen Kabinettsfrage gemacht wird, das Schicksal eines Planes sich innerhalb der Schranken des Finanzdepartements entscheidet. Das konnte hier um so leichter geschehen, als das englische Anerbieten im Prinzip angenommen, und nur über einer von englischer Seite unvorsichtig geführten Unterhandlung bis zur praktischen Annullierung der Grundbedingung abgeschwächt wurde. Im Finanzministerium waren Personen, welchen im ersten Augenblick die großen Vorteile des Anerbietens vollkommen einleuchtend waren. Als sie aber, aus den Gründen, die ich weiter unten berühren werde, sich, ohne der Sache im Prinzip zu widersprechen, allmählich hinter Schwierigkeiten zurückzogen, und dem Anerbieten einer positiven Aktion die Kraft der Trägheit entgegenstellten, fehlte es auf englischer Seite in der Person des Bevollmächtigten der Londoner Häuser an der wünschenswerten Festigkeit. Wäre Herr D. statt des Herrn S. von London gekommen, die Sache würde einen andern Verlauf genommen haben. Der Geschäftsmann aber, welcher als der Bevollmächtigte der beiden Häuser hier zu unterhandeln hatte, ließ sich durch allgemeine Versicherungen liebenswürdigster Art aus seiner ursprünglichen Position locken, und die englischen Gründer der Anglo-Austrischen Bank ließen sich bewegen mit dem schriftlichen Versprechen baldigster Herstellung der Valuta vorlieb zu nehmen, während unsre Finanzverwaltung sich mit dem 7 Millionen Pfund Sterling-Anleihen von 1864, über das im voraus zur Hälfte verfügt war, weiter durchflickte, und auf diese Weise die ‚akuten Geldforderungen', von denen kürzlich der Abgeordnete Schindler im Reichsrat gesprochen, verewigte.

„Im März 1864 wurde von gleicher englischer Seite abermals eine große Finanzmaßregel angeboten, und abermals erschrak das Finanzministerium vor seinem eigenen Schatten, der sich im Spiegel des Gedankens der englischen Finanzmänner gespensterhaft und unheimlich vergrößerte. Abermals waren andre Minister der Maßregel günstig, und abermals fiel dieselbe im Finanzministerium aus

projektierte Verpachtung des Tabakmonopols. Ich hätte auch außerdem noch manches zu erzählen, was der ‚Neuen Freien Presse' unglaubbar erscheinen wird, z. B. daß es Menschen gibt, welche das ganze österreichische Eisenbahnnetz ohne Staatsgarantie haben ausbauen wollen, und ich gestehe, daß ich begreife, wie solche Geschichten nationalökonomischen Säuglingen als Ammenmärchen erscheinen. Ich habe indessen dafür Namen und Datum, auch eine oder die andre Thatsache schwarz auf weiß. Wenn in allen diesen Dingen die ‚Neue Freie Presse' sich gegen meine und andre Angaben auf das Dementi der ‚Wiener Abendpost' beruft, so hätte sich zuerst die Frage aufdrängen sollen, woher die ‚Abendpost' wissen kann, ob ich recht oder unrecht habe? Für die Präsumtion, daß dieses Organ — seine Stellung in allen Ehren gehalten — in dieser Angelegenheit besser und unparteiischer unterrichtet sei, als Ihr Korrespondent, liegt kein Grund vor. Im übrigen ist es mir gleichgültig, ob die ‚Neue Freie Presse' eine Gruppe von Thatsachen, deren Kenntnis ihr, wie mir scheint, von Nutzen sein könnte, glauben will oder nicht. Wie sehr sie über den Zusammenhang der auf Oesterreich bezüglichen Finanzprojekte im Dunkeln tappt, zeigt sich durch ihre Notiz über ‚eine neue Langrandsche Bank' in der gleichen Nummer, in welcher sie meinen Brief in Nr. 196 der ‚Allg. Ztg.' einen ‚Finanzroman' nennt. Hätte sie diese Notiz in der nämlichen Spalte etwas höher hinaufgerückt, sie hätte selbst den ‚Finanzroman' vervollständigt, freilich wahrscheinlich ohne den Zusammenhang zu ahnen."

Von den Hindernissen, durch welche 1863 die Gründung der anglo-österreichischen Bank erschwert und verzögert worden war, — von den albernen ultramontanen Projekten, den engherzigen und eigensüchtigen Beweggründen, welche sich der Abzahlung der Nationalbank, der Herstellung der österreichischen Valuta und der Annahme eines darauf berechneten englischen Darlehens in den Weg gestellt, habe ich früher gesprochen. Jetzt, 1864 und 65, wo ein handelspolitischer Systemwechsel im Werke, und große technische und merkantilische Unternehmungen, wie die Gründung einer Donauhandelsgesellschaft, die Regulierung des Donaulaufes bei Wien, die Durchführung

des österreichischen Eisenbahnnetzes, insbesondere der Bau eines kroatischen Bahnsystemes und dessen Verbindung mit dem adriatischen Meere, unter dem Gesichtspunkte späterer Fortsetzung durch die Balkanhalbinsel — das alles mit Hilfe englischen Kapitals auszuführen — in Vorschlag, — jetzt, wo von englischer Seite die Darlehensanträge zu den oben bezeichneten und andern finanziellen Zwecken erneuert wurden und die Ultramontanen die Partei des Freihandels und projektierten Handelsvertrages nahmen, — trat so großen und zum Teil zweifellos heilsamen Plänen die Habgier bestechlicher Staatsbeamten in den Weg, welche, um schmutzige Transaktionen zu erzwingen, unter dem Scheine gewissenhafter Prüfung, alle Gegner dieser Pläne in Bewegung setzten, alle Verschleppungsmittel benutzten und alle Schwierigkeiten erhoben.

Als im Dezember 1864 Beaumont nach Wien kam, war ihm der Liverpooler Kaufmann und Bremer Konsul Prange vorausgegangen. Wie Beaumont von der englischen Regierung, war Prange von der Union der englischen Handelskammern gesandt, um dem Handelsvertrage die Pfade ebnen zu helfen, und er benutzte die Sendung, um sich zugleich an den projektierten Privatspekulationen zu beteiligen. Zu seinen Aufgaben gehörte es, zur Förderung der englischen Pläne einige schmutzige Arbeit zu verrichten. Er war noch nicht lange in Wien, als mir von englischer Seite mitgeteilt wurde, daß es ihm gelungen sei, den Verwaltungsminister Lasser durch eine Summe von hunderttausend Gulden für die Pläne der Engländer zu gewinnen. Ich kann in dieser Allgemeinheit die Richtigkeit oder Genauigkeit der Behauptung nicht verbürgen, kann aber sagen, daß sie dem Rufe des Herrn von Lasser entsprach. Frau von Bury erzählte mir, der Graf Mensdorff habe gegen sie ein wegwerfendes Urteil über seinen Herrn Kollegen ausgesprochen, und sie habe geantwortet: „Sie geben mir Gelegenheit, frei zu sprechen. Ich habe von Lasser die Meinung, daß er für den rechten Preis immer zu haben ist.“ —

Näheres über die Bestechlichkeit dieses Mannes und über die Wege, welche ein Bewerber um seine administrative Gunst zu gehen habe, erfuhr ich teils mittelbar, teils unmittelbar aus dem Munde

des Barons Eskeles. „Herr von Lasser“ — so hat sich dieser ehemalige Chef des gestürzten Bankhauses, ein übrigens allgemein geachteter Mann, geäußert — „hat drei Männer, welche die schmutzigen Geschäfte mit ihm vermitteln: die beiden Reichstagsmitglieder Sz. und H. und einen Herrn M. von M. Durch den letzten geht die Sache wohlfeiler, da er allein mit Lasser zu teilen hat, während H. und Sz. mit dem Minister zusammen ihrer drei sind. Ich selbst habe diese Leute zehnmal gekauft.“ — Und der Staatsminister hat sich Herrn von H. an Stelle Pleners zum Kollegen gewünscht, und es bedauert daß derselbe bei einem Jahreseinkommen von 40 000 Gulden aus verschiedenen Privatstellungen nicht Lust habe, diese gegen einen karg besoldeten Ministerposten zu vertauschen! —

Herr Prange scheint in dem Geschäfte mit dem Minister von Lasser den wohlfeileren Weg der Vermittelung durch Herrn Cajetan Meier Ritter von Meierau gewählt zu haben. Die Einleitung einer auf ein besonderes einzelnes Unternehmen bezüglichen Verständigung mit dieser Mittelsperson ist mir recht lebendig beschrieben worden. Es handelte sich im Januar 1865 um die Erlangung der Konzession für eine in der Entstehung begriffene Gesellschaft zur Regulierung des Laufes der Donau bei Wien unter hauptsächlichster Verwendung englischen Kapitales. Somerset Beaumont, welchem in technischer Beziehung sein Vetter, der Kapitän Frederic Beaumont, ein junger, aber viel erfahrener Offizier vom englischen Ingenieurkorps, zu Hilfe kam, hatte sich nach der finanziellen Seite hin an die Spitze gestellt und der Konsul Prange war mit Eifer beigetreten. Der große und kostspielige Wasserbau sollte neben dem öffentlichen Nutzen auch einen Wunsch des Kaisers im Interesse seiner Fasanerieen und Tiergärten in der Donauniederung erfüllen, und die Engländer glaubten sich damit einen Dank zu verdienen. Die kalte Aufnahme, welche ihr Anerbieten bei Herrn von Lasser nichtsdestoweniger fand, veranlaßte, auf den Rat des Barons Eskeles, Herrn Prange, dem Ritter von Meierau einen Besuch zu machen. Nachdem der Unterhändler diesem erklärt, was seine Freunde bezweckten, und daß sie damit einem persönlichen Wunsche Sr. Majestät zuvorzukommen bestrebt seien,

hat er die Besorgnis geäußert, daß bei den nötig werdenden Expropriationen Interessen in Frage kommen möchten, die zu individueller Natur seien, um in den amtlichen Abschätzungen gewürdigt werden zu können. Die Engländer als Fremde möchten es am wenigsten verschulden, solche Interessen zu verletzen, ohne dafür eine besondere Entschädigung zu bieten; selbst aber außer stande, die einzelnen Fälle zu beurteilen, wünschten sie eine größere Summe in die Hände eines vertrauenswerten Mannes zu legen, welcher es übernehmen wolle, dieselbe zu dem bezeichneten Zwecke nach bester Sachkenntnis zu verwenden, und er erlaube sich die Frage, ob Herr von Meier vielleicht der patriotischen Aufgabe in bekannter Humanität sich unterziehen möge. „Ich bin ein zu erfahrener Geschäftsmann," — hat Herr Prange gesagt — „um solche Verhältnisse unberücksichtigt zu lassen, und weiß, daß bei solchen großen Unternehmungen fast immer Interessen in Frage kommen, die eine besondere Abfindung erfordern." — „Dazu wird es kommen," — hat Herr Cajetan Meier von Meierau, unwillkürlich die Hand ausstreckend, geantwortet; — „dazu wird es in einigen Tagen kommen. Für heute ist es dazu noch zu früh." — Weshalb „noch zu früh", ist mir unklar geblieben. Vielleicht war es nur eine Redensart, welche zu der ausgestreckten Hand gehörte und welche Herr Prange in zu positivem Sinne verstanden hat. Irre ich nicht, so ist das mit dieser Unterredung eingeleitete Geschäft gar nicht zum Abschlusse gekommen, denn soviel ich weiß, ist die beabsichtigte Gesellschaft, zu deren Gründern, auf den besonderen Wunsch Schmerlings, ich selbst gehörte, gar nicht zu stande gekommen. Die Angelegenheit hat sich in die Länge gezogen, bis ich inzwischen meine Verhältnisse in Wien abgebrochen.

Der Staatsminister beförderte es eifrig, daß die Engländer mich in einer ihrer großen Unternehmungen beteiligten, und bei der Donauregulierung war mir eine Verwaltungsratsstelle angeboten, während einstweilen Beaumont mich für das Unternehmen zu seinem Geschäftsagenten gemacht hatte. Der Staatsminister selbst machte mich mit dem Sektionsrate Blaschier bekannt, welcher die Konzessionen für Kompanieunternehmungen unter sich hatte, und führte mich in eigener Person zu Lasser, welchem er mich und die Sache empfahl.

Trotz dieser fast demonstrativen Aufmerksamkeit von seiten Schmerlings nahm der Verwaltungsminister, bei welchem jener mich zurückließ, meine im Namen der Engländer gemachten Eröffnungen sehr kalt auf. Die Donauregulierung, erklärte er mir, könne nur nach einem vom Staate ausgehenden Plane ausgeführt werden, welcher schon in seinem Ministerium fertig vorliege. Darin war an sich nichts Auffallendes, aber die Art, wie es vorgebracht wurde, war zurückstoßend; und als dann, nachdem der englische Ingenieurkapitän Frederic Beaumont sowohl den Lauf der Donau bei Hochwasser und Eisgang in Augenschein genommen, wie sich mit dem Regierungsplan bekannt gemacht, die Bewerber sich bereit erklärten, einfach den Regierungsplan auszuführen, war damit nichts gefördert, und die Angelegenheit war am letzten Tage des Jahres nicht viel weiter als am ersten. Noch im Januar waren unter dem Vorsitze des Grafen Nepomuk Waldstein die Gründer zusammengetreten, um eine Eingabe zur Erlangung einer Vorkonzession zu beschließen, welche dann auch sogleich von dem genannten Herrn persönlich dem Verwaltungsminister überreicht worden war; im April aber, nach meiner Rückkehr aus England, fand ich die Angelegenheit gänzlich eingeschlafen, und obgleich der Graf Waldstein sehr wohl wußte, wieviel dem Kaiser an derselben liege, hatte er doch nicht den Mut, sich bei diesem selbst über die Verschleppung und andre Merkmale der Mißgunst von seiten der Verwaltung zu beklagen. In den ersten Tagen des Mai sagte mir der Verwaltungsminister, welchen Waldstein zu fürchten schien, daß mit der Donauregulierung in diesem Sommer nicht mehr begonnen werden könne, und als ich darauf bemerkte, Beaumont werde dann zurücktreten, nahm er die Miene an, als ob das vollkommen gleichgültig sei, da verschiedene andre englische Kapitalisten, die er nicht weiter kenne, ihr Auge auf das Unternehmen gerichtet hätten. Diese „andern" waren aber eben die finanziellen Freunde Beaumonts. Ich sagte ihm, daß Beaumont gebeten worden sei, die Sache als eine Aufmerksamkeit gegen den Kaiser zu übernehmen, welchem, wie er wisse, mit der Ausführung persönlich ein Wunsch erfüllt werde. „Ich" — entgegnete trocken der Minister — „habe niemand dazu den Auftrag gegeben." — Das alles scheint aus dem Umstande ent-

sprungen zu sein, daß Herr Prange das „für heute ist es noch zu früh“ des Herrn Cajetan Meier von Meierau falsch ausgelegt hat. — „Besser zu früh als zu spät, und für heute wünschen wir wenigstens eine Garantie unsres guten Willens zu geben“ — hätte er antworten sollen. —

Ich erinnere mich, wie Beaumont von all dem Schmutze, mit welchem ihn die Wiener Geschäfte in Berührung brachten, angeekelt war. Auch die Enthaltung der Wiener Zeitungen von mißgünstigen Besprechungen, um nicht zu sagen die Gunst, mußte erkauft werden. Der alten „Presse“ hatte Prange einen Anteil an allen Unternehmungen der Engländer in Oesterreich zusichern müssen. Als ihr jedoch die versprochenen 500 Aktien der damals projektierten, aber, wie andre Projekte, nicht zu stande gekommenen Donauhandelskompanie zu lange ausblieben, erschien in ihren Spalten ein feindlicher Artikel, welchen Prange sehr treffend als einen ersten Kanonenschuß zur Warnung bezeichnete. Auch die „Ostdeutsche Post“ wurde von Prange in das Interesse der englischen Unternehmungen gezogen, und mit der „Neuen Freien Presse“ hat — ich weiß nicht auf welcher Basis und mit welchem Erfolge — Beaumont selbst unterhandelt. Von einem Blatte wurde mir gerade damals von wohlunterrichteter und dabei ganz unbeteiligter Seite erzählt, daß es einen Artikel zu Gunsten des Oesterreichischen Lloyd nicht abdrucken ließ, bis dafür einige Tausend Gulden bezahlt wurden.

Uebrigens gehörte rein finanzielle Auffassung der journalistischen Moral ganz zu den damaligen Wiener Zuständen. Zu Anfang Februars enthielt der „Botschafter“ einen von mir geschriebenen Artikel über die projektierten Eisenbahnen im Südosten des Reiches mit Bezug auf die Fortführung durch die Balkanhalbinsel. Das Material dazu verdankte ich dem Grafen Edmund Zichy, welcher in dieser letzteren Region sowie in Konstantinopel nicht unbekannt war. Frau von Bury hatte den Artikel gewünscht und mich mit Zichy bekannt gemacht. Es gehört nicht hierher, daß sie nachher fand, ich hätte diesen darin zu sehr in den Vordergrund gestellt. Der Artikel aber war in Abwesenheit des Redakteurs von mir in unsrem Blatte zum Abdruck gebracht worden. Eben war er er-

schienen, als dieser zurückkehrte und als erstes Wort die Frage an mich richtete wieviel ich von dem Grafen für den Artikel erhalten habe. Als ich entgegnete, daß ich nicht im Traume daran gedacht, mich für einen meiner Artikel besonders bezahlen, mit andern Worten mich durch Geld für eine Sache gewinnen zu lassen, bemerkte mein journalistischer Mitarbeiter, daß kein Wiener Blatt einen solchen Artikel anders als gegen eine Remuneration von mehreren Tausend Gulden in seine Spalten aufnehmen würde. Ich wiederholte gelegentlich diese Worte dem Staatsminister. „Sie können jedenfalls mit dem Artikel nicht in den Verdacht der Käuflichkeit kommen; der Graf Edmund Zichy steht nicht in dem Rufe, gern Geld auszugeben" — entgegnete Schmerling, ohne daß ihn die erwähnte Auffassung unsrer journalistischen Pflichten zu interessieren schien.

Ich war glücklich, daß die Reise nach England mich auf einige Zeit in eine andre, wenn auch ihrerseits keineswegs ganz reine Atmosphäre führte. Ich weiß nicht mehr, von wem ich in Wien hörte, der österreichischen Regierung sei, um sich der guten Dienste eines großen Londoner Blattes zu versichern, der Ankauf eines englischen Schiffes zugemutet worden, von dessen Kaufpreise die Kosten der Erkaufung des journalistischen Wohlwollens für Oesterreich abfallen sollten. Uebrigens sah ich mich nach meiner Rückkehr von England in Wien wieder in dem alten Laboratorium gemeiner und schleichender Intriguen, welche aus teils nichtswürdigen, teils dummen Beweggründen das Gute und Nützliche zu hemmen oder wenigstens zu verschieben suchten. Letzteres geschah systematisch durch die im geheimen die Dinge zu ihren Zielen lenkende Camarilla, welche nicht wollte, daß das von ihr seit lange zum Sturze verurteilte Ministerium Schmerling den Ruhm und die Stütze gewinne, große und nützliche Unternehmungen begünstigt und heilsame Maßregeln durchgeführt zu haben. Der Kaiser selbst scheute sich, Schmerling zu entlassen, solange der Staatsminister als Vertreter des liberalen Systemes sich der Popularität erfreute, und half nützliche Maßregeln, welche demselben zu gute gekommen wären, bis nach dem Rücktritte desselben verschieben, wofür mir Schmerling selbst nachher nicht ohne sehr

natürliche Bitterkeit die Beispiele anführte. Einer der einflußreichsten Intriguanten im damaligen österreichischen Regierungspersonale und wahrscheinlich das fähigste Mitglied der geheimen Camarilla, der in jesuitischem Interesse wirkende Graf Moritz Esterhazy, hat im Gespräche mit Beaumont die Engländer aufgefordert, „mit ihren Projekten zu warten, bis in Wien andre Menschen an der Spitze andrer Verhältnisse stehen würden". Ich teilte diese Aeußerung dem Staatsminister mit. Er hörte sie ruhig und mit dem ihm eigenen unbeweglichen Gesichtsausdrucke an, und erzählte mir einige Tage später, daß der Graf Esterhazy im Ministerium auf das Lebhafteste gegen die Verschleppung der englischen Anträge gesprochen habe. Das sollte eine Entgegnung auf meine Mitteilung sein. Inzwischen aber glaubte Frau von Bury zu wissen, daß Moritz Esterhazy, welcher in der falschen Voraussetzung, daß Schmerling denselben ungünstig sei, der Beförderer aller englischen Projekte gewesen, nun zu deren Gegner geworden, da er sehe, daß die Engländer ihre Pläne auch dem Staatsminister mitteilten und dieser damit nicht aus dem Sattel zu heben sei. Der Gedanke, daß der Graf ein doppeltes Spiel spiele, schien nicht in des Staatsministers Kopf zu passen, oder er wußte zu verbergen, daß er ihm nichts Neues sei. Das war bald nach meiner Rückkehr aus England, im Anfange des Monats Mai. Ende Juni war Schmerling nicht mehr Minister. Der Handelsvertrag wurde dann im Dezember abgeschlossen.

Durch die verschiedenen teils nichtswürdigen teils unverständigen Beweggründe, welche ich offen gekennzeichnet oder wenigstens angedeutet habe, wurden englische Absichten vereitelt, deren Ausführung dem Kaiserstaate nicht nur wirtschaftliche, sondern auch politische Vorteile von unberechenbarem Werte zugewandt haben würde. Dahin gehört vornehmlich das Anerbieten des gewesenen indischen Finanzministers Laing, den Ausbau des ganzen österreichischen Eisenbahnnetzes, ohne Staatsgarantie, mit Hilfe einer auf die Anziehung der in Oesterreich zerstreuten kleinen Kapitalkräfte berechneten besonderen Eisenbahnbank zu übernehmen. Das Projekt war schon im Anfange des Jahres bei Beaumonts Anwesenheit in England von Laing mit ihm besprochen, dann in Wien dem Grafen Esterhazy mitgeteilt

worden, welcher den Grafen Mensdorff davon unterrichtete. Vor Schmerling, an dessen nahen Sturz Moritz Esterhazy damals glaubte, wurde die Sache geheim gehalten, weshalb auch ich, so tief ich im Vertrauen der Engländer war, nichts davon erfuhr. Im Mai aber schien Schmerling wieder fest zu stehen, und Frau von Bury setzte mir schriftlich den Laingschen Plan auseinander, zu dem Zwecke, daß derselbe durch mich dem Staatsminister zur Kenntnis gebracht werde. Das geschah. Laing wollte eingeladen sein, nach Oesterreich zu kommen; die Einladung aber unterblieb. Selbst bei Schmerling, welchem gerade die Größe und finanzielle Liberalität des Anerbietens verdächtig zu sein schien, fand ich kein hinreichendes Verständnis für die zweifache Wichtigkeit des Planes, welcher, neben der unmittelbaren Bedeutung für die österreichische Volkswirtschaft, politische Folgewirkungen von größter Tragweite in sich schloß. Laing, der in Indien sich als ein genialer Mann von großartigsten Eingebungen bewiesen, war damals einerlei mit der Ottoman Bank in Konstantinopel. Sein Eingreifen in die österreichische Nationalwirtschaft würde eine Kraftentwickelung des Kaiserstaates nach Südosten zur Folge gehabt haben, wie sie seitdem durch die Ergebnisse des russisch-türkischen Krieges unter deutscher Ermutigung ihm aufgenötigt worden ist. Die gleichzeitig von Beaumont und Konsorten beabsichtigte Donauhandelsgesellschaft würde ergänzend damit zusammengewirkt haben. England wollte als Damm gegen Rußland ein starkes Oesterreich, das seine Macht nach Osten zu bethätigen und auszudehnen bereit sei. Frankreich schien — vielleicht um für immer von großdeutschen Plänen abzulenken und darin mit Preußen zusammentreffend — in letzter Beziehung das nämliche zu wünschen. Wie mir im März 1866 der eben von Paris kommende Fürst Alexander Cantacuzeno mitteilte, beschäftigte sich Napoleon III. nach dem Sturze Cusas mit dem Gedanken, die Donaufürstentümer unter österreichische Herrschaft zu bringen. Wenn Oesterreich, wie sich zeigte, es mit dem großdeutschen Plane nicht ernsthaft meinte, — weshalb hat es Preußen nicht die damals mäßigen Forderungen gewährt und seine Zukunft im Osten gesucht, dessen Thore sich ihm öffneten? — Ohne Krieg und Niederlage hätte es 1866 da stehen können, wo es 1879 steht.

Aber so wenig nach Osten wie nach Westen wußte es Kraft zu entwickeln und nach Norden und Süden befand es sich in falschen Richtungen. Von ohnmächtigen Gelüsten halb getrieben, halb zurückgehalten, war es für andre nicht zu brauchen, und wußte selbst nicht zu brauchen, was sich ihm als Gunst von außen darbot, — nicht einmal den Kredit, welchen ihm England zu schenken immer und immer wieder zu schenken bereit war, bis es — was diesen betrifft — am Ende in seiner Finanznot in Paris bei Rothschild Abbitte thun und die finanzielle Protektion des Kaisers der Franzosen annehmen mußte, welcher im November 1865 zu Gunsten des damaligen österreichischen Anlehens bei Fould eingewirkt hat, — eine Thatsache, welche, mit dem auf die Donaufürstentümer bezüglichen Gedanken und den Bemühungen Napoleons III., Bayern 1866 vom Zusammengehen mit Oesterreich zurückzuhalten — wofür ich im weiteren Verlaufe meiner Erzählung einen Beweis zu geben in der Lage bin — in Zusammenhang gebracht, von nicht unerheblichem politisch-historischem Interesse ist.

Ein den beiden oben mitgeteilten Artikeln über die unbenutzten englischen Geldanerbietungen vorausgegangener in der „Allgemeinen Zeitung" vom 20. Juni 1865 abgedruckter Brief über eben diesen Gegenstand, welcher meine Polemik mit der „Neuen Freien Presse" hervorgerufen, gab Veranlassung zu einem meine Person betreffenden Gespräche des Erzherzogs Albrecht mit seinem Adjutanten, dem Grafen Enzenberg, welcher mich als den Verfasser bezeichnet hatte. Der Graf teilte mir den Inhalt desselben mit. Der Erzherzog hatte nicht zu wissen geschienen, daß ich von Rechberg und Schmerling nach Wien berufen worden war, und Enzenberg hatte ihm gesagt, daß meine Stellung als Vertrauensperson österreichischer Minister nach Rechbergs Rücktritte vom Grafen Mensdorff gern beibehalten worden sei. „Aber der Mann ist doch 1848 mit Robert Blum gefangen worden" — hatte der Erzherzog höchlich erstaunt ausgerufen. — „Merkwürdig! — Ich weiß gewiß, der Mann hat 1848 sollen gehängt werden!" — Nach mehrjähriger unausgesetzter Arbeit für Oesterreich, nachdem ich einer ganzen, wenn auch nur kurzen Periode der österreichischen Politik ihr Programm vorgezeichnet und ihre Richtung gegeben, nicht ohne vorübergehend die Augen der Welt auf

dieselbe zu lenken, wußte ein österreichischer Erzherzog von mir nichts, als daß ich 1848 hatte sollen gehängt werden! — Als Beweis für meinen trefflichen Charakter und meine österreichische Gesinnung hatte der Graf Enzenberg dem Erzherzoge erzählt, daß ich gleich bei meinem ersten seit 1848 wieder in Wien gemachten Besuche mich zum Fürsten Windischgrätz begeben habe, um demselben für meine Begnadigung zu danken. — „Na, das gefallt mir von dem Manne! — Das muß ich schon sagen!" — hatte der Erzherzog darauf geäußert. — In der That eine gemütliche Auffassung der Dinge, welche durch ihre Kindlichkeit mich an die wohlgemeinten Worte des Fürsten Windischgrätz erinnerte, der zum Abschiede bei erwähnter Gelegenheit mir die Hand auf die Schulter legte, indem er sagte: „Aber nicht wahr, Sie sind jetzt auf ganz guten Wegen." —

Um noch einen Augenblick bei der gemütlichen Seite ökonomisch-politischer Geschäfte zu verweilen, will ich nur kurz erwähnen, daß ich fortdauernd auch in lebhaftem geselligem Verkehre mit den in Wien anwesenden Engländern stand und unter anderm auch an einem großen von Herrn Hutt gegebenen Diner teilnahm, bei welchem ich mich in Gesellschaft sämtlicher englischen Notabilitäten mit Einschluß des Personales der Gesandtschaft und der zugehörigen Damen sowie einiger österreichischer Größen befand. Angenehm war mir unter den Engländern ganz besonders Herr Morier, den ich nachher in München als englischen Gesandten wieder traf. Nicht unerwähnt will ich nebenbei lassen, daß zu den Gästen des Herrn Hutt auch der Dr. Faucher von Berlin gehörte, welcher sich damals längere Zeit in Wien aufhielt, um — wie er später bei Gelegenheit in einer Berliner Wahlversammlung öffentlich erklärt hat — in höherem Auftrage für die Erhaltung des Friedens zwischen Oesterreich und Preußen zu wirken, — eine Wirksamkeit, zu der ihm aber doch wohl nur die Redaktionen einiger Wiener Zeitungen das Mittel an die Hand gegeben haben können. Hat aber Dr. Faucher damals wirklich im Vertrauen eines preußischen Staatsmannes gestanden, so ist es nicht ohne historisches Interesse, daß er im Gespräche mit mir die Trias — natürlich unter Voraussetzung einer notwendigen Arrondierung Preußens im Norden — als empfehlenswerte Gestaltung der deutschen

Verhältnisse bezeichnete. „Jetzt ist für Ihre (sic) Trias die Zeit gekommen“ — sagte er mir, fast mit den nämlichen Worten wie ein Jahr später, unmittelbar vor dem Ausbruche des Krieges, Herr von Varnbüler. Ob die Aeußerung bei beiden gleich ehrlich oder gleich unehrlich gewesen ist, wage ich nicht zu entscheiden. Ich beschäftigte mich indessen gerade damals in Wien nur wenig noch mit den deutschen Angelegenheiten, und muß auch hier, bevor ich in chronologischer Ordnung fortfahre, die Erzählung meiner in den März 1865 fallenden zweiten handelspolitischen Reise nach England nachholen.

12.

Siebenzehn Tage in England. London. Lord Clarendon. Graf Apponyi und Baron Rothschild über die österreichische Handelspolitik. Cobden, Bright und Forster. Grant Duff und andre Bekanntschaften. Ein Rout bei Apponyi. Bradford und industrielle Umgegend. Die Wunder der Wollenfabrik Saltair. Zurück in London. Karl Blind.

Ich verließ Wien am 9. März und war am 11. abends in London, wo ich zunächst Beaumont aufsuchte. Mit ihm besprach ich unsern handelspolitischen Plan, worauf er mich zu Kinglake begleitete. In der uns beschäftigenden Angelegenheit war dieser allerdings nicht mehr als ein Dilettant; aber er war ein Freund Oesterreichs im britischen Parlament.

Der österreichische Gesandte, Graf Apponyi, welchem ich sodann meinen Besuch machte, sprach sehr offen über die österreichische Politik, mit der er nicht in allen Stücken zufrieden war. Ich fand an ihm einen ganz entschiedenen Gegner der österreichisch-preußischen Allianz, welche für den Ungar wohl soviel wie den verhaßten österreichischen Zentralismus bedeuten mochte. Gegen mich war er sehr zuvorkommend. Er erbot sich, mich zu Palmerston und John Russell zu bringen, stimmte aber mit mir überein, daß es besser sein möge, die Einführung, wenn sie für zweckmäßig gehalten würde, meinen englischen Freunden zu überlassen. John Russell hat jedoch auf Beau-

monts desfallsige Anfrage keine, und damit auch eine Antwort gegeben, und bei Lord Palmerston wurde nicht angefragt. So sehr es mich interessiert haben würde, mit dem Lord Feuerbrand, der für mich die leibhaftige Inkarnation einer ruchlosen Politik war, einige Worte zu wechseln, war dabei für meine Sache nichts zu gewinnen. Sieben Monate später war auch der Mann nicht mehr am Leben. Einen günstigen Eindruck aber hat mir eine Unterredung mit seinem nachherigen Nachfolger im Auswärtigen Amte, dem Earl of Clarendon, zurückgelassen, welcher von seiner Seite bei Beaumont den Wunsch ausdrücken ließ, daß ich ihn besuche. Er sprach mit Teilnahme von Oesterreich und mit Wärme und Ueberzeugung von den glücklichen Wirkungen des Freihandels, ohne welchen England die Baumwollennot nicht würde haben aushalten können. Eine mehr auf den Inhalt eines englisch-österreichischen Handelsvertrages eingehende Besprechung hatte ich im Parlamentshause mit dem damaligen Lord Stanley, jetzigen Earl of Derby.

Den Grafen Apponyi besuchte ich wiederholt. Bei einem dieser Besuche traf ich zufällig den Baron Rothschild — den damaligen Chef des Londoner Hauses — welcher sich als ein sehr entschiedener Gegner der österreichischen Freihandelsbewegung aussprach, was bei einem Manne seiner Art und Stellung schwer erklärlich gewesen sein würde, wenn sich nicht zugleich der Beweggrund dieser Gegnerschaft zu erkennen gegeben hätte. Die österreichische Freihandelsbewegung — äußerte der Baron Rothschild — sei nichts andres als eine von Somerset Beaumont und einigen andern Leuten ins Werk gesetzte Agitation zu dem Zwecke, den jungen Mann zu Hause in seiner politischen Stellung zu heben. Die Ungunst des Londoner war augenscheinlich nur der Wiederhall der Mißgunst des Wiener Rothschild, dem man es freilich nicht verdenken konnte, nicht zu vergessen, daß die wesentlich von Beaumont geschaffene Anglo-austrische Bank, nach der überflüssigen Aeußerung der Frau von Bury, bestimmt sein sollte, „Oesterreich von der Finanzherrschaft der Juden zu emanzipieren". Apponyi nahm im Gespräche mit Rothschild lebhaft für die österreichischen Freihandelsbestrebungen und den beabsichtigten Handelsvertrag Partei, indem er Beaumont als einen Vertrauensmann der

britischen Regierung und von höheren Beweggründen geleiteten Politiker und Geschäftsmann gegen die Beschuldigung nur persönliche Zwecke im Auge zu haben, in Schutz nahm.

Zu den in ihrer Art bedeutendsten, jedenfalls für mich anziehendsten Männern, die ich damals in England kennen lernte, gehörte Richard Cobden, welchen ich, von Beaumont begleitet, auf seinem Landsitze Midhurst, im Süden der Grafschaft Sussex, besuchte. Ich fand einen in einseitiger Richtung geistvollen Mann, liebenswürdig in seinem Wesen, in manchen Eigenschaften mehr Amerikaner als Engländer — ein Charakterzug, den ich bei John Bright und bei Forster wiederholt fand, — dabei ohne den geringsten Begriff von deutschen und österreichischen Zuständen und Interessen, über die ich ihn vielfach aufklären mußte. Wie groß in dieser Beziehung seine Unwissenheit war, mag aus der Thatsache erhellen, daß er zur Zeit der politischen Agitation Kossuths in England, im Frühling 1859, in einer öffentlichen Rede die Worte gesprochen: „Eine neue Nation, die Magyaren genannt, ist in Europa entdeckt worden." Wir brachten bei ihm die Nacht zu, und der Abend verstrich uns bei alledem in lebendigen Gesprächen über politische und nationalökonomische Fragen. Unter andern Aeußerungen von seiner Seite war mir besonders bemerkenswert seine Erzählung einer Unterredung, welche er mit dem Kaiser der Franzosen gehabt. Er hatte diesem angeboten, nach Wien zu gehen und die österreichische Regierung zum Verkaufe Venetiens für eine Entschädigung in Geld von 30 bis 40 Millionen Pfund Sterling zu überreden. „Eine Großmacht wie Oesterreich" — hatte Napoleon III. entgegnet — „kann auf einen solchen Antrag nicht eingehen." — Es ist wohl natürlich, daß dieser Ausspruch in Wien, wo ich ihn nacherzählte, große Aufmerksamkeit erregte. Zum Abschied schenkte mir Cobden ein Exemplar von Bastiats Sophismes Économiques — ein ihm selbst gemachtes Geschenk des Verfassers mit dessen eigenhändiger Dedikation in den Worten: „Offert à Mr. Richard Cobden par témoignage de l'admiration et de l'affection les plus sincères. Frédéric Bastiat." Ich verließ den merkwürdigen Mann ohne zu ahnen, daß er vierzehn Tage später nicht mehr am Leben sein würde.

Ein Brief desselben führte mich bei John Bright ein, welcher neben dem Eindrucke eines Amerikaners mir zugleich den eines Schweizer Radikalen machte. Ich glaubte zu finden, daß Bright als Politiker über Cobden stehe, daß aber dieser unzweifelhaft der geistreichere Mann sei. Auch zu Bright, wie schon vorher zu Forster, begleitete mich Beaumont. In Bezug auf diese beiden Männer machte ich damals gegen meinen Begleiter die Bemerkung, daß sie, wie mir scheine, wohl noch einmal englische Minister werden könnten. „Niemals!" — entgegnete Beaumont. Aber ich, der beobachtende Fremde, sah schärfer als der Engländer. Beide Männer sind doch Minister geworden. Ich erregte Brights besondere Aufmerksamkeit, indem ich ihm unter den Schwierigkeiten, mit denen die österreichische Regierung zu kämpfen habe, auch die Thatsache anführte, daß gerade die konstitutionelle Partei zum großen Teile schutzzöllnerisch sei, die Freihandelspartei aber sehr viele reaktionäre Elemente enthalte, und daß namentlich die Ultramontanen zu dieser ökonomischen Partei gehörten. Der letzte Umstand interessierte ihn im höchsten Grade, und er versprach, bei nächster Gelegenheit die Kenntnis dieser Thatsachen im Parlamente zu Gunsten der österreichischen Regierung zu verwerten.

Forster lud mich mit Beaumont zum Frühstück ein. Den etwas schroffen radikalen Charakter fand ich bei ihm noch stärker ausgeprägt, als bei Bright. Er sprach mit großer Achtung von Karl Blind, auf den ich zurückkommen werde. Nach dem Frühstücke brachte er mich zu den Herausgebern des „Spectator" — den Herren Hutton und Townsend; der erste ein in der Londoner Presse damals einflußreicher Mann. Mit beiden hatte ich ein sehr eingehendes Gespräch über Oesterreich. Forster legte besondere Sympathie für Schmerling an den Tag, nach dessen Persönlichkeit er sich angelegentlich bei mir erkundigte.

Beaumont setzte mich mit Herrn Hunt, dem Herausgeber des „Daily Telegraph" in Verbindung, welcher, wie man mir sagte, in genauem Verkehre mit der Regierung stand. In unmittelbarer Beziehung zu meinem Zwecke aber stand meine Bekanntschaft mit dem nationalökonomischen Schriftsteller und Mitarbeiter des „Economist",

Newmarch, und dessen Sohne, welcher letztere dem Vater in seiner litterarischen Thätigkeit folgte und mir bei meiner Rückreise nach Wien nachkam, um von da nach London zu berichten. Beide Herren erwiesen mir große Aufmerksamkeit. Ich war ihr Gast im Reform Club, und lernte bei dieser Gelegenheit die königliche Pracht des Klubhauses, seine Mosaikböden, Marmorwände, Porphyrsäulen und Einrichtungen kennen. Sie machten mich mit einem Kanadier, Herrn Hickson, bekannt, welcher an der Spitze eines Eisenbahnunternehmens von 1500 englischen Meilen stand, und uns ein kleines, aber ausgesuchtes Diner im Westminster Palace Hotel gab. Einen Mann von Geist und vielseitiger Bildung lernte ich sodann in dem nationalökonomischen und moralphilosophischen Schriftsteller, Eigentümer des „Economist" und praktischen Finanzmanne Bagehot kennen, bei welchem und seiner Frau — einer den Pariser und Heidelberger (damals Frankfurter) Familien Mohl nahe befreundeten Dame — ich teils mit Beaumont, teils allein einen Abend in anziehender Unterhaltung zubrachte. Und da ich einmal bei der Erwähnung eines Verkehres bin, welcher mehr geselliger als geschäftlicher Natur war, obschon er aus geschäftlichen Anknüpfungen hervorging, will ich hier gleich eines Frühstückes bei dem Parlamentsmitgliede und nachmaligen Minister für Indien Grant Duff mit erwähnen, dessen Name als der eines mit Deutschland vertrauten Freundes der deutschen Nation auch bei uns bekannt ist. Ich sah mich bei ihm in einer — wie sich von selbst versteht — geistig nicht unbedeutenden Gesellschaft. Unter andern machte ich dabei die Bekanntschaft des gerade damals viel genannten Bischofs Colenso von Natal, eines Mannes, dessen Erscheinung mich an Johannes Ronge erinnerte.

Zur Erholung von meinen zum Teil prosaischen Beschäftigungen brachte mich der um den Litteraturverkehr der Weltteile und insbesondere um die Litteratur der Sprachen außereuropäischer Völker hochverdiente Buchhändler Nikolas Trübner, welchen seiner Zeit eine unvorsichtige Schrift über Kaspar Hauser aus seiner badischen Heimat nach England getrieben, wo er sich hohe Achtung erworben, in unterhaltende und liebenswürdige Gesellschaft litterarischer Persönlichkeiten

eiderlei Geschlechts bei dem Buchhändler Maxwell, dessen durch ihre Sensationsnovellen berühmte Frau eher zu dem verführerischen als bschreckenden Teile der anwesenden Blaustrümpfe gehörte. Bei Trübner selbst hatte ich mich vorher mit der der Familie des Sir Robert Napier angehörigen fast neunzigjährigen Großmutter seiner Frau vortrefflich unterhalten, welche mir mit Lebhaftigkeit von ihrer eigenen Großmutter erzählte und mich damit um fünf oder sechs menschliche Generationen zurückversetzte. Die alte Dame ruhte nicht, is ich ihr zugab, daß die amerikanischen Frauen die schönsten in er Welt seien. „It is because my grandmother was an American ady, and was considered as the most beautiful woman wherever he came" — bemerkte sie dazu.

Ich war in London mit dem, was ich daselbst auszurichten ver- mochte, fertig, und wollte vor meiner Rückkehr nach Wien nur noch einen Besuch in Bradford machen, wo ich einige ausgezeichnete Männer und merkwürdige Dinge sehen sollte, als ich eine Karte erhielt mit den Worten: „Countess Apponyi at home Mondays March 20th and 27th". — was Beaumont für „so high a distinction" erklärte, daß ich meine Abfahrt um einen Tag verschieben mußte, um mich einen Abend in Gesellschaft von Männern und Frauen des höchsten Ranges zu befinden. Das Apponyische Haus stand in dem Rufe, an den Empfangsabenden die höchste Creme der vornehmen Londoner Welt zu vereinigen. Ich fand die Räume bis vor die Thüre des Eingangssaales überfüllt. Als beim Eintritte mein be- scheidener Name ausgerufen wurde, folgte unmittelbar darauf der er Lady Disraeli. Der Graf Apponyi stellte mich der Gräfin vor, nd Beaumont machte mich im Gedränge mit einigen Herren, unter ndern mit dem Lord Houghton bekannt, mit dem ich einige Worte ber Friedrich Lists Schutzzollpolitik wechseln konnte. Der Graf ragte mich nachher, wie ich mich unterhalte, und ich gab zur Antwort: „Wie ein Sperling unter Paradiesvögeln"; — die Gräfin sagte ir: „Il y a tant de monde," und ich entgegnete: „Oui, madame" — as Geistreichste, was ich in der Geschwindigkeit vorzubringen wußte, enn bevor ich die zwei Worte herausgebracht, waren schon wieder ndre Personen an meine Stelle getreten. Nachdem ich unglaubliche

Spitzen, Diamanten, Perlen und weiße Schultern und Busen betrachtet hatte, an die man sich im Gedränge gelegentlich in aller Unschuld gepreßt sah, ging ich wieder nach Hause, indem ich mir sagte, wenn ich doch statt sechzig nur fünfundzwanzig Jahre alt wäre, es könnte aus mir noch etwas werden. —

In Bradford erwies mir ein daselbst etablierter deutscher Exporteur, Herr Jakob Behrens, bei welchem ich einen mir befreundeten Kaufmann aus San Francisco traf, alle mögliche Aufmerksamkeit. In seiner Familie befand ich mich am Abend in Gesellschaft unterrichteter Männer der Geschäftswelt, unter denen mich der damalige englische Konsul in Ningpo, Herr Forest, besonders anzog, ein junger Mann, welcher in Heidelberg und Bonn studiert, Hinterindien bereist und sich überhaupt vielseitige Weltkenntnis und Bildung erworben hatte. Die Gespräche waren für mich vielfach belehrend. Mit thatsächlichen Belegen wurde erörtert, in wie ausgedehntem Maße durch hohe Eingangszölle, zum Nachteile der vermeintlich geschützten Industrie, der Einkünfte des Staates und der Volksmoral, der Schmuggelhandel hervorgerufen und großgezogen wird, und die Einsicht in diese unvermeidliche Wirkung wurde auf Oesterreich angewandt. Es wurde gezeigt, wie durch eine gradweise Herabsetzung der Zölle, welche von mancher Seite empfohlen werde, die heimischen Unternehmungen gelähmt, Kauf und Verkauf gestört werden, weshalb auch mit Recht in England die Methode angenommen sei, eine vom Parlamente beschlossene Reduktion unverzüglich und telegraphisch den Zollämtern bekannt zu geben, um die Wirkung augenblicklich eintreten zu lassen. Und in ähnlicher Weise wurden mit Verstand und Sachkenntnis andre Fragen der Handelspolitik besprochen.

Am nächsten Morgen begleitete mich Herr Behrens nach der berühmten Wollenfabrik der Herren Salt u. Komp. zu Saltaire, welche wahrscheinlich schon mehrfach beschrieben worden ist. Ich sah hier — wörtlich genau zu verstehen — tausend mechanische Webstühle in einem einzigen ungeheuren Saale im Gange, dessen Decke im Innern des Raumes von eisernen Säulen getragen wurde, — die zugehörigen Arbeiter ihre einem jeden zugewiesene Bewegung taktmäßig wie Maschinenteile verrichtend. Das Gesurre der ganzen

Maschinerie weiß ich mit nichts andrem in der Welt zu vergleichen. Ich hätte es keine Stunde aushalten können, — die Arbeiter, wurde mir gesagt, gewöhnen sich so daran, daß sie sich in der Stille unbehaglich fühlen. Ich sah von Anfang bis zu Ende den Gang der Zurichtung und Verarbeitung der verschiedenen Wollenarten: russischer, ungarischer, englischer, australischer Schafwolle, peruanischer Alpaka- und kleinasiatischer Mohairwolle. Ich sah die Apparate der Sortierung, Wäsche, Trocknung, Spinnerei und Weberei in Thätigkeit. Und nachdem ich einen Ueberblick über das Innere des bewundernswerten Mechanismus erhalten, wurde ich mit den Einrichtungen und Anstalten zum leiblichen und geistigen Wohle der Arbeiter bekannt gemacht, welche der geniale und zugleich ebenso humane Schöpfer dieser kleinen Welt auf seine Kosten hergestellt und unterhielt. Ich wurde in eine von ihm erbaute, im Innern musterhaft eingerichtete Kirche, deren Geistlichen, in das Schulhaus, dessen Lehrer er besoldete, in die fast luxuriös eingerichteten Bäder und das Lesezimmer geführt, und sah, wenn auch nur von außen, die reinlichen Häuschen, jedes für eine Arbeiterfamilie, deren in mehrere Hunderte gehende Zahl ich nicht mehr sicher anzugeben weiß. In den Aufzeichnungen von damals finde ich — vielleicht ein Irrtum — die Zahl von sechshundert. Das Ganze sah ich mich gedrungen als eine der merkwürdigsten menschlichen Organisationen zu beurteilen, welche zu übersehen und zu leiten mehr erfordert, als die Regierung eines Königreiches, und welche eine kleine Vorstellung gibt von der Aufgabe, die dem Staate zufallen würde, wenn die Ideale des Staatssozialismus verwirklicht werden sollten.

Bei Besichtigung der technischen Merkwürdigkeiten, welche die beiden nächsten Tage in Anspruch nahmen, war der Präsident der Bradforder Handelskammer, Herr Ripley, mein Führer und Begleiter. Ich besichtigte mit ihm die Eisenwerke von Low Moor und verschiedene andre große Fabriken dieser industriellen Gegend, darunter seine eigenen Einrichtungen für Färberei und Tuchappretur. Für die letzte Nacht genoß ich in seiner Familie und seinem Landhause die liebenswürdigste, in den besten Formen gewährte Gastfreundschaft. Vergleichungen, die ich in dieser Beziehung in Be-

danken mit Deutschland und Oesterreich anstellte, waren für mich beschämend.

In London hielt ich mich nach der Rückkehr von Bradford nur noch zwei oder drei Tage auf, und trat dann meine Rückreise nach Wien an. Bevor ich indessen mich mit meiner Erzählung in die Wiener Atmosphäre zurückversetze, will ich zur Vervollständigung noch eines in London gemachten Besuches gedenken, der mit dem Zwecke meiner Reise nichts zu thun hatte. Wie niemals frühere politische Standpunkte, so habe ich auch nie frühere politische Freunde und Genossen verleugnet, wenn ich keinen Grund gefunden habe, ihnen meine persönliche Achtung zu entziehen. Ich freute mich, in London zu vernehmen, daß Karl Blind sich allgemeine Achtung erworben, und da ich ihn zwar als unbeugsamen Republikaner, aber auch als einen Mann kannte, welcher gelernt, mit Menschen von abweichenden Meinungen umzugehen, wollte ich nicht vierzehn Tage in London gewesen sein, ohne ihn besucht zu haben. Ich fand ihn in seinen Ueberzeugungen und Anschauungen einseitiger und abgeschlossener als früher, und von einer Verständigung über irgend eine politische Frage zwischen ihm und mir konnte nicht die Rede sein. Wir teilten aber einander in aller Gemütsruhe und ohne Diskussion unsre Beurteilungen mit, wobei ich die Beobachtung neu bestätigt fand, daß ein Mensch, welcher sich aus politischen Gründen gezwungen oder freiwillig expatriiert hat, im fremden Lande immer mehr ein krankhaftes Urteil über die Zustände der Heimat in sich ausbildet. Karl Blind sah überall die boshaften Konspirationen der Tyrannen, und sich auf den Standpunkt einer objektiven Beurteilung der Parteien zu stellen, schien ihm unmöglich zu sein. Er rechnete es der österreichischen Regierung zum Verbrechen an, daß sie nicht erlaube, Robert Blum in der Brigittenau ein Denkmal zu setzen, und fand den Gedanken abscheulich, daß die Brigittenau einmal mit Häusern besetzt werden solle, ohne daß für das Grab Blums ein freier Platz gelassen werde. Wenn Karl Blind sich für Oesterreich wie für Deutschland und die Welt überhaupt eine republikanische Zukunft dachte, so vergaß er, daß ein Denkmal auf dem Grabe Robert Blums schon die Republik voraussetzte.

Ich verließ England am 28. März und befand mich am 1. April wieder in Wien, nicht ohne mir sagen zu können, daß es diesmal keine „verlorene Mühe auf Reisen" gewesen sei, welche ich mir gegeben. Mein Besuch hatte auf englischer Seite das Projekt des Handelsvertrages seiner Ausführung näher gebracht.

13.

Schmerling, die ungarische Frage und die Intrigue des Systemwechsels. Der Besuch des Kaisers in Ungarn. Schmerlings Sturz. Die letzte Nummer des „Botschafter". Verhältnis zu den neuen Ministern. Kurzsichtige Staatsmänner. Preußische Drohungen und Gasteiner Vertrag. Superiorität der preußischen Politik. Kündung des persönlichen Dienstvertrages mit der österreichischen Regierung. Aufnahme und Beurteilungen.

Während die schleswig-holsteinsche Angelegenheit der auswärtigen Politik des Kaiserstaates Schwierigkeiten und Gefahren bereitete, ging die innere ernsten und folgenreichen Krisen entgegen, welche zugleich entscheidend auf meine weiteren Lebensverhältnisse einwirkten.

Am letzten Tage des Mai 1865 hatte ich ein Gespräch mit dem Staatsminister, in welchem dieser mir seinen die ungarische Frage betreffenden Plan mitteilte. Er sprach sich darüber mit einer merkwürdigen und den Mann bezeichnenden Kürze und Bestimmtheit aus.

„Der ungarische Landtag" — sagte er — „kommt im Oktober zusammen. Er empfängt mit königlicher Botschaft die Mitteilung der Februarverfassung, samt Aufforderung dieselbe als ungarisches Staatsgesetz anzuerkennen. Er wird dagegen remonstrieren und man wird antworten. Die gemeinsame Behandlung der gemeinsamen Angelegenheiten durch einen parlamentarischen Gesamtkörper wird indessen von den Ungarn anerkannt werden. Dafür besteht der weitere Reichsrat. Aber die Ungarn werden denselben perhorreszieren. Die Regierung wird die ungarischen Einwendungen hören. Diese können sich, da der Zweck anerkannt sein wird, nur beziehen: auf den

Namen, auf die Zusammensetzung, auf die Ernennungsart, auf die Kompetenz. Darüber kann und wird man sich verständigen."

Was konnte klarer und verständiger sein als dieses Programm? — Nur einen wichtigen Umstand hatte der Staatsminister dabei außer acht gelassen: daß er einflußreiche Gegner hatte, welche entschlossen waren, die ungarische Frage zu seinem Sturze zu benutzen. Sein Programm glich einem strategischen Plane, bei welchem der Feind als stillstehend und unthätig gedacht ist. Er hatte übersehen, oder mit Geringschätzung betrachtet, daß es in Ungarn eine Partei und in Wien eine Kamarilla gab, welche beide übereinstimmend sich seiner entledigen wollten, um für reaktionäre Zwecke freie Hand zu bekommen. Zwischen diesen beiden ihm feindlichen Mächten bestand für den gemeinsamen Zweck eine Koalition; nur waren die ungarischen Altkonservativen in ihrer Gegnerschaft minder persönlich als die Wiener Kamarilla mit ihrem Parteianhange und ihren dienstbaren Werkzeugen. Schmerling persönlich war ihnen nicht verhaßt und sie hätten sich mit ihm verständigt, wenn er sich herbeigelassen hätte, dazu die Hand zu bieten. Schmerling war für sie kein ungarischer Parteimann. Es gab Personen, welche wünschten daß eine Verständigung erzielt und dadurch die dem Staatsminister feindliche Koalition gesprengt würde. Dazu gehörten seine englischen Freunde, welche in Ungarn einflußreiche Verbindungen unterhielten und welchen es aus politischen Gründen sehr um die Heilung des zwischen den beiden Reichshälften bestehenden Zerwürfnisses zu thun war. Wiederum war es die Frau Blaze de Bury, welche in diesem Sinne rastlos thätig war. Sie reiste zwischen Wien und Pest hin und her. An ihrem Tische wollte sie den Staatsminister mit einem seiner ungarischen Gegner zusammenbringen, welchen sie einer Verständigung zugänglich hielt; es hieß das aber Schmerling etwas zumuten, was seiner Natur unmöglich war. Auf ihre Art arbeitete dann die Bury mit den Ungarn allein weiter, und ich kann aus genauer Kenntnis der Thatsachen behaupten, daß ihre Bemühungen an der von den ungarischen Magnaten ausgegangenen Einladung des Kaisers zu den Pester Wettrennen und an der daraus folgenden Reise des Kaisers nach Pest einen wesentlichen Anteil gehabt haben. Durch sie war

m voraus von dieser Einladung und den daran geknüpften Hoff=
gen unterrichtet.

In den ersten Tagen des Juni fand diese Reise wirklich statt,
machte, wie zu erwarten war, großes Aufsehen. Am meisten
ohl Schmerling selbst dadurch betroffen gewesen. Ich bemühte
, in der öffentlichen Meinung der Sache die Spitze abzubrechen.
des Staatsministers Zustimmung schrieb ich darüber an die
gemeine Zeitung". Meine schöngefärbte Darstellung hatte indessen
lange Bestand. Am 24. Juni schon sprach Schmerling gegen
die Meinung aus, daß die ungarischen Angelegenheiten seinen
tritt zur Folge haben könnten. Er glaubte aber, daß die Ver=
ssung dazu erst im Oktober bei der Eröffnung des ungarischen
otages kommen werde. „Sollte der Kaiser" — sagte er mir —
en Altkonservativen zum ungarischen Hofkanzler machen, so würde
meine Entlassung fordern, und ich habe Ursache zu glauben, daß
Kaiser dieselbe dann annehmen würde." Ueber seine wahre
lung schien ihm endlich ein Licht aufgegangen zu sein, nur war
s Licht noch nicht hell genug. Drei Tage später, am 27. Juni,
die Katastrophe schon eingetreten. Schmerling und die Mehr=
der übrigen Minister hatten, nachdem der Kaiser den Grafen
rg Majlath zum ungarischen Hofkanzler ernannt, um ihre Ent=
ung gebeten und dieselbe erhalten. In der Stadt herrschte all=
eine Bestürzung.

Wie mir Schmerling selbst den Verlauf der Dinge erzählt hat,
die Krise auf folgende Weise vor sich gegangen: Am 24. hatte
Kaiser dem Ministerpräsidenten Erzherzog Rainer, welcher be=
ntlich ganz dem Schmerlingschen Systeme zugethan war, ein Re=
ungsprogramm vorgelegt, über welches dieser erschrocken war und
n welches er protestiert hatte. Die beiden hohen Herren waren
i in einen lebhaften Wortwechsel gekommen, in dessen Folge der
herzog um seine Entlassung als Ministerpräsident gebeten, und
der Gewährung einen mehrmonatlichen Urlaub erhalten hatte,
den er nicht gebeten. Der Erzherzog hatte unverzüglich den
atsminister von dem Vorgefallenen unterrichtet; dieser hatte die
gen Minister in Kenntnis gesetzt, und nachdem unmittelbar auch

die Ernennung des Grafen Majlath erfolgt war, hatten Schmerling, Lasser, Heim, Meczery und Plener ihre Entlassungsgesuche eingereicht, denen von seiten des Kaisers, nur mit dem Auftrage an die abtretenden Minister, ihre Departements bis auf deren neue Besetzung fort zu verwalten, ohne weiteres entsprochen worden war. Es war erreicht, was in Wahrheit der Kaiser gewollt hatte. Mensdorff, welchen Schmerling ins Amt gebracht, wofür derselbe diesen hat stürzen helfen, hatte sich an dem Schritte nicht beteiligt und blieb im Amte. Der Kaiser aber, die Hauptstadt und das Land in peinlicher Ungewißheit lassend, war mit dem nämlichen Eisenbahnzuge nach Ischl gefahren, mit welchem der Erzherzog Rainer in eine Art von Exil ging.

Einige Tage vor dem Ausbruche dieser Krisis, welche nur die Explosion einer seit längerer Zeit angelegten Mine war, hatte schon der Justizminister Heim dem Kaiser wegen einer Entscheidung in Sachen des Sequesters der verschuldeten Esterhazyschen Güter zuerst Vorstellungen gemacht und dann die Bitte um Entlassung vorgetragen, und in Ungarn schien der Ministerwechsel zugleich ein Sieg Esterhazyscher gegen Zichysche Interessen zu sein. In Wien war der Graf Moritz Esterhazy der eigentliche Faiseur bei dem Kaiser. Zugleich hat in der Intrigue die Regensburger Clique die Hände im Spiele gehabt, wobei die zwischen den Familien Taxis und Esterhazy und damit die zwischen den Esterhazy und dem Kaiser selbst bestehende Verwandtschaft nicht außer Betracht gekommen zu sein scheint. Von allgemeinerer Bedeutung ist jedoch der Zusammenhang der erzählten Vorgänge mit den Plänen der Jesuiten, denen in Wien der Graf Moritz Esterhazy diente, in Regensburg das Haus Thurn und Taxis verfallen war. Die Grubenschen Memoiren über alle Teile eines ganzen Regierungssystemes und die belgisch-taxisschen Anlehensofferten waren bei dem Kaiser nicht ohne Wirkung geblieben. Die Frau von Bury endlich hatte den Ungarn gegen Schmerling geholfen, nachdem dieser ihren vielen Warnungen keine Beachtung geschenkt und ihren wiederholten Rat, sich mit Moritz Esterhazy und Georg von Majlath in Verbindung zu setzen, nicht befolgt hatte. Merkwürdig war es nachher, wie das Geschehene von Schmerling auf der einen und von

ihm befreundeten Personen auf der andern Seite entgegengesetzt beurteilt wurde. „Sie sehen," — sagte mir der abgetretene Staatsminister — „wie recht ich hatte, dem Rate von Freunden wie Wydenbrugk, Frau von Bury und Heinrich von Gagern nicht zu folgen, welche wollten, daß ich mich mit den Altkonservativen verständigen solle." — „Schmerling wird nun sehen," — sagten Wydenbrugk, die Bury und andre, — „wie recht wir hatten, als wir ihm rieten, sich mit den Ungarn zu verständigen." — Ich hörte beide Teile an und dachte mir:

Eines schickt sich nicht für alle.
Sehe jeder, wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle.

Vielleicht haben beide Teile recht gehabt. Wydenbrugk hätte wahrscheinlich eine Verständigung mit den Ungarn zu stande gebracht, obschon sich immer fragt, ob eine bessere als nachher Beust, welcher das Kaiserreich mit dem Dualismus beglückt hat. Schmerling hat mir später gesagt: „Das hätte ich auch gekonnt; wenn ich aber gewollt hätte, würde mir der Kaiser diese Lösung nicht zugestanden haben." — In diesen Worten ist viel enthalten, was nach den von mir früher gemachten Bemerkungen über die Art, wie an dem Sturze des Staatsministers gearbeitet wurde, keiner Erklärung bedarf. Um ihn zu stürzen, mußte er in den Ruf der Unfähigkeit gebracht werden. Hatte man doch den englischen Unterhändlern die Meinung beizubringen gesucht, daß Schmerling der Gegner des Handelsvertrages sei. Der Ruhm aber, einen Ausgleich mit den Ungarn zu stande gebracht zu haben, durfte ihm, wenn man seiner los sein wollte, unter keinen Umständen gelassen werden. Zudem hätte der Staatsminister sich bei einem solchen Ausgleiche auf eine andre ungarische Partei gestützt, als der Kaiser und die reaktionäre Kamarilla wünschten. Mit den altkonservativen Ungarn wollte er so wenig zu thun haben, wie mit den radikalen Deutschen, und es hat ihn dabei eine richtige Selbstkenntnis geleitet. Die Fähigkeit, Menschen zu behandeln und zu lenken, aus Gegnern Freunde oder wenigstens Begleiter auf einer Strecke Weges zu machen, die Intriguen der Feinde zu durchschauen

und ihre Schwächen und Fehler zu benutzen, überhaupt mit den Menschen, wie sie sind zu arbeiten, hat ihm gefehlt, und damit eine der unentbehrlichsten Eigenschaften eines großen Staatsmannes. Und dem Mangel an Fähigkeit dazu hat auch die Unlust entsprochen. Seine Gegner waren ihm nichts als Gegner, vor denen man sich zurückzieht, wenn man nicht stärker ist als sie. Warnungen und Aufschlüsse über das, was gegen ihn vorging, machten keinen Eindruck auf ihn, wenn sie nicht geradezu auf Unglauben stießen. Gefährliche und feine Kombinationen seiner Feinde, auf welche ich ihn oftmals aufmerksam machte, wurden in seiner Auffassung zu ohnmächtigen Albernheiten. Ob jemand für oder wider ihn sei, das mußte ja in den politischen Bekenntnissen der Menschen offen daliegen. Und in diesem Stücke war er, was man in England und Amerika einen uncompromising man genannt haben würde. Merkwürdig war nur, daß es einen Menschen gab, den er behandeln und lenken zu können glaubte und in welchem er sich in dieser Beziehung vollständig täuschte, — und dieser eine war der Kaiser. Mehrmals hat er mir von dem „Erziehungsplane" gesprochen, nach welchem er mit dem Kaiser verfahre. Geringere Leute als diesen zu lenken, war er, wenn ich nicht irre, zu hochmütig. Er schien zu glauben, daß es sich nicht der Mühe verlohne. Chacun a les vices de ses vertus. Auch die Mängel des Staatsmannes gehörten bei Schmerling zu dem ehrlichen, humanen und stolzen Charakter des einfachen Menschen. Ohne Bitterkeit, die nur dann und wann, wenn er seines Verhältnisses zum Kaiser gedachte, hervortrat, schien er sich nach seinem Rücktritte den Gemütlichkeiten des Privatlebens hingeben zu wollen. Ich fuhr fort, ihn zu besuchen. Als ich es einmal auf acht Tage unterlassen hatte, machte er einen Besuch in meiner Familie. „Sie behandeln mich schon ganz wie eine gefallene Größe," — sagte er in scherzhaftem Tone — „Sie besuchen mich nicht mehr."

Auf mein Rechtsverhältnis zur österreichischen Regierung hatte der Wechsel im Personale der Regierung keinen Einfluß; einen um so größeren mußte derselbe auf meine so wenig genau definierte Wirksamkeit ausüben. In den Mitteln dieser Wirksamkeit trat zu-

nächst durch das Eingehen des „Botschafter" eine sehr wesentliche Veränderung ein. Die Regierung hatte an diesem Vorgange keinen Anteil und ökonomische Beweggründe waren dazu auch nicht vorhanden. Das Blatt aber hatte unter der besonderen Protektion Schmerlings gestanden, hatte dessen Politik vertreten, und Friedrich Uhl, auf dessen Namen die Konzession erteilt war und der also über Sein und Nichtsein zu entscheiden hatte, wollte als uncompromising man nicht hinter Schmerling zurückstehen. Er entschied sich dahin, die Zeitung eingehen zu lassen. Vier Wochen nach Schmerlings Rücktritt erschien die letzte Nummer mit einem von mir geschriebenen Schlußartikel, welcher als Epigramm das Programm des Blattes darlegte und daran eine Selbstbeurteilung anschloß. Wieweit diese auch objektiv richtig gewesen sein mag, — jedenfalls glaube ich nachträglich behaupten zu dürfen, daß dem „Botschafter" die Achtung von Freund und Feind nachgefolgt ist.

Soviel ich weiß, ist die Aeußerung eines berechtigten Selbstgefühles in dem Abschiedsartikel auch von den neuen Ministern mit Achtung aufgenommen worden. Gleich tags darauf sagte mir der Hofrat Fiedler, daß sowohl der Graf Mensdorff wie Schmerlings Nachfolger, Graf Belcredi, nach mir gefragt und daß beide die Fortdauer meines Verhältnisses zur Regierung wünschten. Als ich einige Tage später den letzteren sprach, hielt mir derselbe in fließendem Strome eine Rede, um mir zu sagen, daß ich mich der mit Schmerling verabredeten volkswirtschaftlichen Arbeit widmen möge. Der wahre Sinn war so viel wie „mische dich nicht in die große Politik". Ich war dann während der zweiten Hälfte des August und der ersten des September in Urlaub mit meiner Familie von Wien abwesend, und hörte bei Rückkehr, daß unterdessen Belcredi mich zu sprechen gewünscht. Ich eilte zu ihm. Er wünschte, daß ich die österreichische Regierung in auswärtigen Blättern gegen ungerechte Angriffe verteidige. Es sei, sagte er mir, von keinen Reaktionszwecken die Rede. Man wolle wahre Freiheit und Selbstverwaltung, Freihandel und freie wirtschaftliche Bewegung im Innern. Ich entgegnete, daß ich, um mit Ueberzeugung zu Gunsten der Regierung schreiben zu können, die von derselben beabsichtigte neue Politik doch genauer kennen

müsse, als ich mich dessen rühmen könne, daß ich indessen um die Erlaubnis bitte, eine Beurteilung der eingetretenen Wendung vom Standpunkte meiner eigenen Auffassung im Manuskripte vorzulegen, und den Herrn Staatsminister danach entscheiden zu lassen, ob er die Veröffentlichung für zweckmäßig erachte und überhaupt meine Dienste glaube weiter brauchen zu können. Tags darauf richtete ich sodann an den Minister noch ein Schreiben, in welchem ich mich in folgender Weise aussprach:

„Wie ich schon die Ehre hatte, Ew. Exzellenz mündlich zu bemerken, glaube ich im vorliegenden Falle nur nützlich wirken zu können, wenn ich die den jetzigen Zwiespalt zwischen der Regierung und der öffentlichen Meinung bedingenden Fragen im Zusammenhange behandle. Die logische Macht des Zusammenhanges mit einem richtigen Grundgedanken ist das, was allein die Wirkung ausüben kann. Und dieser Macht muß auch nicht nur der bloße Schein, — es muß ihr die Wahrheit einer unabhängigen Ueberzeugung zu Hilfe kommen. Ich bin niemals Zentralist gewesen und habe mich auch im ‚Botschafter' niemals als solcher ausgesprochen. Ein Meinungswechsel, der mich auch zu einer für die Beeinflussung des öffentlichen Urteils gänzlich unbrauchbaren Person machen würde, ist bei mir nicht vorhanden. Wenn aber Ew. Exzellenz mir für meine beabsichtigte kleine Schrift die Freiheit einräumen wollen, mit der ich mich bisher, und ich glaube stets zum Vorteil Oesterreichs, publizistisch bewegt habe, so hoffe ich, Ihnen in zehn bis vierzehn Tagen ein Manuskript vorlegen zu können, dessen Veröffentlichung geeignet erscheinen möchte der öffentlichen Diskussion einen gesunden Inhalt zu geben und auf die sich vollziehende Parteibildung einen günstigen Einfluß auszuüben."

Der Graf Belcredi stimmte bei, nahm mein Manuskript in Empfang, ließ mich nach einiger Zeit rufen und sprach seine vorläufige Uebereinstimmung mit meinen Grundgedanken aus. Ich benutzte die Unterredung, um zwei für mich in einem gewissen Zusammenhange stehende Gegenstände zu berühren: die in Süddeutschland herrschende Stimmung und meine weitere persönliche Wirksamkeit im Dienste der österreichischen Regierung. Ich las dem Staatsminister

eine Stelle aus einem jüngst erhaltenen Briefe Lerchenfelds vor, welche sagte: „Für Oesterreich ist in Deutschland keine Hoffnung mehr." Graf Belcredi äußerte sich etwas geringschätzig über „die deutschen Herren". Er war unmutig darüber, daß man in Deutschland nicht einsehe, was man Oesterreich zu danken habe. Sehr ungehalten äußerte er sich über das Vereinswesen in Süddeutschland, von welchem sich, wie er meinte, die Regierungen treiben ließen. „Das heißt nicht regieren!" — rief er aus. Ich wandte ein, daß Oesterreich selbst die Gründung und Wirksamkeit des großdeutschen Reformvereins befördert und hochgeschätzt habe, und daß seiner Zeit der Graf Rechberg, der Herr von Schmerling, der Baron Kübeck und andere mir den Dank der Regierung für meine Bemühungen zur Gründung desselben ausgesprochen. Der Graf Belcredi schien davon nichts zu wissen.

In betreff meines Verhältnisses zur Regierung bemerkte ich dem Minister, daß ich es weder mit dem in mich gesetzten Vertrauen noch mit meiner Selbstachtung vereinigen könne, hier eine überflüssige Person zu sein, wie ich zu werden fürchten müsse. Die Regierung, entgegnete Belcredi, lege Wert darauf, mich in Wien zu haben, und es komme ihr nicht in den Sinn „eine so ausgezeichnete Kraft aufzugeben". — Ich wußte also, daß die Regierung mir nicht künden werde, und daß ich selbst künden müsse, wenn ich nicht bleiben wolle.

Nach einigen Tagen ließ mir der Staatsminister durch den als Preßleiter an Fieblers Stelle getretenen früheren österreichischen Generalkonsul Hofrat von Grüner mein Manuskript zurückstellen und dabei eröffnen, daß er die Publikation wünsche. Die kleine Schrift ist dann in einer Reihe von fünf Artikeln unter dem Titel: „Die österreichische Politik und ihre Wendungen" in den Monaten November und Dezember 1865 in der „Allgemeinen Zeitung" erschienen, auch als letztes Stück meiner gesammelten „Kleinen politischen Schriften" neu abgedruckt. Wer sich die Mühe gibt, sie zu lesen, wird nicht umhin können, es bemerkenswert und rühmlich zu finden, daß ein österreichischer Staatsminister die Veröffentlichung so freimütiger Urteile gewünscht hat.

Ganz hatte ich übrigens unterdessen mit meiner publizistischen Thätigkeit nicht auf die Entscheidung des Grafen Belcredi gewartet. Unter verschiedenen Zeichen hatte ich über die österreichischen Verhältnisse in die „Allgemeine Zeitung" geschrieben, und zu einigen meiner Artikel bekannte ich mich gegen die österreichischen Minister als Verfasser.

Von diesen lernte ich außer dem neuen Finanzminister Grafen Larisch auch den neuen ungarischen Hofkanzler Grafen Majlath kennen. Die Frau von Bury veranlaßte mich, demselben meinen Besuch zu machen. Ich fand einen Mann von den einfachen und angenehmen Umgangsformen ungarischer Kavaliere, von welchem ich über die politischen Angelegenheiten wenig oder nichts vernahm. Er ließ mich fast allein sprechen, und mein Versuch, ihn zu einer Aeußerung über das Verhältnis Oesterreichs zu Deutschland von ungarischem Standpunkte zu veranlassen, schlug fehl. Alles, was der ungarische Hofkanzler sagte, war, daß die deutsche Frage wohl nicht so bald in Oesterreich wieder eine Rolle spielen werde. Er sah nicht, daß sie eben noch eine große zu spielen im Begriffe war.

Wie kurzsichtig waren österreichische Minister! — Der Graf Belcredi verlangte im Herbst 1865 den Dank Deutschlands dafür, daß Oesterreich niemals werde Schleswig-Holstein in preußische Hände fallen lassen, und der Graf Majlath merkte nicht, daß die deutsche Frage noch in Oesterreich eine Rolle spielte, während dieselbe etappenweise sich auf dem Wege zum Kriege von 1866 fortbewegte! —

Wie vorauszusehen war, führte das Kondominium über die Herzogtümer sehr bald zu ernsten Mißhelligkeiten zwischen den beiden Kondominialmächten. In dem eingegangenen Verhältnisse hatten beide Hintergedanken, welche sich widersprachen. Für Preußen sollte dasselbe die Brücke zur Annexion werden, während Oesterreich nur darauf eingegangen war, um den einstweiligen Mitbesitzer an der Erreichung dieser Absicht zu hindern, und wenn Preußen darauf ausging durch die Gemeinschaft Oesterreich zum Mitschuldigen an der Zerstörung des Deutschen Bundes zu machen, wollte Oesterreich

sich denselben erhalten, um ihn gegen Preußen zu benutzen. Als Preußen in der Depesche vom 21. Februar von Oesterreich das Zugeständnis gewisser Vorrechte in den gemeinsam regierten Ländern verlangte, begegnete es einer entschiedenen Weigerung. Jede der preußischen Forderungen — wurde in der österreichischen Antwort gesagt — widerspreche entweder dem Bundesrechte oder der Selbständigkeit des neuen Bundesstaates, zu welchem die Herzogtümer bestimmt seien. Den preußischen Absichten konnte in doppelter Hinsicht nicht offener und bestimmter entgegengetreten werden. In Gastein wiederholte Preußen seine Forderungen, drohte mit Krieg, wenn dieselben von Oesterreich nicht zugestanden würden, und die daselbst doch noch zwischen den beiden Mächten zu stande gekommene Konvention beseitigte, indem sie das Condominium in die Absonderung zweier Verwaltungsgebiete umwandelte, die Gefahr des Bruches nur auf kurze Zeit. Für seinen auf die Gemeinschaft der Eroberung gegründeten Mitbesitz Lauenburgs ließ Oesterreich sich von Preußen mit Geld abfinden; in der Anwendung auf Holstein und Schleswig lehnte es den preußischen Antrag auf ein ähnliches Geschäft ab und stellte dem preußischen Begehren die Parteinahme für den Herzog von Augustenburg entgegen. Fand aber diese Haltung Oesterreichs den erneuten Beifall der durch die Vormachtspolitik ihm entfremdeten großdeutschen Föderalisten, so brachte Preußen durch seinen Antrag auf eine radikalere Bundesreform mit einem aus allgemeinen direkten Wahlen hervorgehenden Nationalparlamente den politisch bei weitem aktiveren, zentralistisch gesinnten Teil der Nation auf seine Seite, und in demselben Verhältnis, in welchem das Zutrauen zu Oesterreich in der Nation gesunken war, belebte sich und stieg nun das zu Preußen. In dem politischen Schachspiele, von welchem österreichische Politiker mit so viel Eitelkeit gesprochen hatten, fanden dieselben an Preußen so sehr ihren Meister, wie nachher auf dem böhmischen Schlachtfelde.

In allen diesen Vorgängen blieb für mich kein Feld der Wirksamkeit übrig, und ich sagte mir, daß ich in Oesterreich nicht mehr am rechten Platze sei. Wenn ich dies gegen Personen der Regierung äußerte, entgegnete man mir freilich, ich möge ruhig andre Zeiten

abwarten; man werde inzwiſchen an meine Thätigkeit keine Anſprüche machen. Ich konnte dieſe andern Zeiten nicht vorausſehen. Ich war auch nicht nach Wien gekommen, um durch Deutſchland für Oeſterreich, ſondern um durch Oeſterreich für Deutſchland zu wirken. Dazu konnte ich keine Ausſicht mehr erkennen; und wie das Jahr 1865 ſich ſeinem Ende neigte, ſtand bei mir der Entſchluß feſt, mein Verhältnis zur öſterreichiſchen Regierung zu löſen, wozu mir das Recht der Kündigung meines Dienſtvertrages die Freiheit gewährte. Gleichlautend an die beiden Miniſter Grafen Mensdorff und Grafen Belcredi richtete ich demnach das folgende Schreiben:

„Wien, den 6. Dezember 1865.

„Hochgeborner Graf!

„Die Ueberzeugung, daß die vorzugsweiſe inneren Aufgaben, mit deren Löſung die kaiſerliche Regierung auf einige Zeit beſchäftigt ſein wird, für die Dienſte, zu denen ich die Ehre hatte berufen zu werden, keinen weſentlichen Wirkungskreis zulaſſen, zugleich aber der Entſchluß, in keinem Falle ohne entſprechende Dienſtleiſtungen und äußere Stellung den mir ausgeſetzten Gehalt zu beziehen, veranlaſſen mich, in Uebereinſtimmung mit Art. V und VI der Punktation vom 30. Januar laufenden Jahres, Ew. Exzellenz den Wunſch einer Löſung des unter genanntem Datum geſchloſſenen reſp. erneuerten Dienſtvertrages auszuſprechen.

„Genehmigen Ew. Exzellenz den Ausdruck meiner Ehrerbietung.“

Darauf erhielt ich die Antwort vom Grafen Mensdorff wie folgt:

„Wohlgeborner Herr! — Durch Ihre geſchätzte Zuſchrift vom 6. d. M. ſetzen mich Ew. Wohlgeboren von Ihrem Wunſche in Kenntnis, Ihren am 30. Januar l. J. erneuerten Dienſtvertrag gelöſt zu ſehen.

„So aufrichtig mein Bedauern iſt, daß ſolchergeſtalt ein Verhältnis zu Ende geht, welches Oeſterreich ebenſo ſehr zum Vorteil wie zur Zierde gereichte, ſo kann ich doch meinesteils Ihrem Entſchluſſe nicht entgegentreten und bitte nur, meiner vollſten Würdigung der ausgezeichneten Dienſte ſich verſichert zu halten, welche Ihre im Gebiete der Publiziſtik mit Recht ſo hoch angeſehene Feder jahrelang der k. k. Regierung geleiſtet hat.

„Empfangen Ew. Wohlgeboren bei diesem Anlasse zugleich den Ausdruck meiner vollkommenen Hochachtung.

„Wien, am 10. Dezember 1865.

Mensdorff, FML."

Der Hofrat von Grüner zeigte mir tags darauf an, daß er den Auftrag erhalten habe, mit mir „irgendwelche Form zu vereinbaren, unter der die kontraktliche Lösung des fraglichen Verhältnisses zur Geltung gebracht werde". Ich antwortete mit einer Klarstellung der finanziellen Seite des Abschlusses, welcher ich den Wunsch hinzufügte, der kontraktlich bis zu Anfang Juni 1866 fortlaufenden Verpflichtung sogleich entbunden zu werden, eine Begünstigung, um welche ich bitten zu dürfen glaubte, indem ich, wie ich bemerkte, daran zweifelte, daß in dem noch laufenden halben Jahre die Regierung meine Dienste in Anspruch nehmen werde, so sehr es mir zur Genugthuung gereichen würde, mich derselben noch in den letzten Monaten nützlich machen zu können. Meinem Wunsche wurde entsprochen, und ich lebte die letzten Monate meines Aufenthaltes in Wien als unabhängiger Mann, ohne daß mein persönlicher Verkehr mit höheren Staatsbeamten dadurch eine Unterbrechung erlitt. Ich hatte die Genugthuung zu sehen, daß ich mir nachhaltige Achtung erworben. Der Hofrat von Grüner gedachte in seinem letzten geschäftlichen Schreiben — ich weiß in der That nicht recht warum — meiner „Uneigennützigkeit". Herr von Biegeleben sagte mir die größten Artigkeiten über meine letzten Artikel in der „Allgemeinen Zeitung", deren „divinatorischen Geist" er rühmte, indem er die zum Teil bitteren Wahrheiten anerkannte, welche ich darin der österreichischen Politik, also den österreichischen Staatsmännern gesagt; und von ihm wie von andern Personen in höheren Stellungen mußte ich hören, wie sehr es zu beklagen sei, daß „ein solcher Mann" Oesterreich verlasse. Als ich dann in der ersten Hälfte des März 1866 nach Stuttgart ging, gab mir Biegeleben aus freiem Antriebe einen Empfehlungsbrief an den dasigen österreichischen Gesandten, Baron Handel, in welchem gesagt war, daß ich zwar aus eigenem Entschlusse mein Verhältnis zur österreichischen Regierung gelöst, aber fortdauernd noch im Vertrauen der beiden Minister

Grafen Mensdorff und Belcredi stehe, welche nur insofern meinen Abgang von Wien weniger bedauerten, als sie glaubten, daß ich an einem andern Punkte in Deutschland vielleicht der österreichisch-deutschen Sache wirksamer dienen könne, als dermalen in Wien. Zum bayerischen Gesandten Grafen Bray hatte Mensdorff gesagt, mein Weggehen thue ihm leid; und als man im März den Krieg mit Preußen immer näher rücken sah, beauftragte er den Hofrat von Gagern mit Schritten zu dem Zwecke, sich meiner Dienste von neuem zu versichern. Es war wenige Tage vor meiner Abreise nach Stuttgart, und da ich bei den darauf bezüglichen Eröffnungen erklärte, daß ich mit dem württembergischen Minister Herrn von Varnbüler, welcher mir Anträge gemacht, in Unterhandlungen stehe und im Begriffe sei zu reisen, wünschte Mensdorff mich noch zu sprechen, und äußerte dann mündlich, daß er Wert darauf lege mich auch draußen mit der österreichischen Regierung in Verbindung zu halten, indem er mich aufforderte, darüber mich näher mit Gagern zu verständigen, welcher mich dann geradezu nach meinen Bedingungen fragte. Ich entgegnete, daß ich die österreichische Politik, wenn sie meinen Ueberzeugungen entspreche, aus freien Stücken verteidigen und publizistisch unterstützen werde.

Verschiedene Freunde, besonders Wydenbrugk und Edelsheim, suchten mich von Anfang an zum Bleiben zu bereden, und als ich meinem Entschlusse treu blieb, hatte der im Dezember eben zum Abgange auf seinen Posten in Karlsruhe bereite Nachfolger Roggenbachs verschiedene Pläne, mir eine Wirksamkeit und Stellung zu verschaffen. Sollten die neu betriebenen Triasprojekte Gestalt gewinnen, so wollte er mit Pfordten und Beust sprechen, daß mir die publizistische Oberleitung der ganzen föderativen Angelegenheiten übertragen werde. Nebenbei eröffnete er mir, da ich mich damals gerade lebhaft mit dem Gedanken der Rückkehr nach Amerika beschäftigte, die Aussicht auf das badische Generalkonsulat in New York. Später in Karlsruhe hat er mir darauf bezüglich den förmlichen Antrag gemacht.

Um die Mitte Dezembers erhielt ich nach längerer Zeit auch einmal wieder einen Brief des Barons Gruben in Regensburg.

Er schien vernommen zu haben, daß ich Wien zu verlassen gedenke und daß durch Richard Wagner Verbindungsfäden zwischen mir und München angeknüpft worden seien, worüber ich im folgenden Ausführliches erzählen werde. Darüber wollte Gruben augenscheinlich mich ausholen. Ich konnte die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, der Regensburger Clique, insbesondere dem eiteln Baron und dem aufgeblasenen Grafen Dörnberg, einige verdiente Fußtritte zu geben. Ich äußerte mich in meiner Antwort nur über meinen Plan nach Amerika zurückzukehren, und sprach mit Geringschätzung von den „dünkelhaften Hohlköpfen" in Europa, deren ich bis zum Ueberdrusse satt sei. Die Eitelkeit schien es dem Baron Gruben unmöglich gemacht zu haben, seinen Anteil an den Fußtritten zu empfinden, wenn nicht die jesuitische Disziplin etwa ihn befähigt hatte, die Empfindung nicht merken zu lassen. In seiner Entgegnung suchte er mich von Amerika abzubringen und appellierte an gemeinsam betriebene patriotische Zwecke, welche nach seiner Ansicht im stillen Fortschritte gemacht und für die er meine Mitwirkung wünschte. Er stellte mir einen Wirkungskreis in Aussicht in einer Stadt, wo, wie er wisse, meine Frau gern leben würde — wir vermuteten London — und wo es von mir abhange, „daß die Garben mir nicht die Strohseite zukehren". Ich hatte in meinem hiermit beantworteten Briefe den Ausdruck gebraucht, daß ich es satt habe, „leeres Stroh zu dreschen". Das war aufgefaßt worden, wie bei dem Manne vorauszusetzen war. Man braucht in der Welt nur Eigennutz zu zeigen, um sogleich verstärktes Zutrauen zu finden. Will man den nackten Eigennutz mit edeln Redensarten bekleiden, so mag das ganz gut sein; diese Bekleidung darf aber nicht die darunter befindliche Gestalt verbergen, sonst wird das Urteil irre. Man muß den Eigennutz sehen können, welcher in dem Edelmute steckt. An diesen Eigennutz, nicht an den Edelmut, glauben die Leute. „Mit dem Manne," denken sie, „ist etwas zu machen." Ich traf den Nagel auf den Kopf, als ich mit Bezug auf den Abbruch meines Verhältnisses in Wien dem Grafen Enzenberg sagte: „Um in Oesterreich Karriere zu machen, hat mir eins gefehlt — ich habe mich nicht kompromittiert." — Auf was Gruben hindeutete,

war eine Agentur für die Langrand-Dumonceausche Jesuitenbank, mit deren zukünftigen Noten und Dividenden, wie ich erzählen werde, auch an sehr merkwürdiger Stelle in München zu wirken versucht wurde.

Ich komme damit auf Personen und Verhältnisse zu sprechen, welche damals seit mehr als einem Jahre dafür und dawider thätig waren, mich nach München in die unmittelbare Nähe des jungen Königs zu ziehen.

Siebenter Abſchnitt.

Stellungen und Wirkſamkeit in Stuttgart und München.

I.

Bayerische Anknüpfungen. Pfistermeister, der König, Richard Wagner, Von der Pfordten und die Münchener politische Intrigue.

Im Januar 1864 brachte ich bei Friedrich Uhl einen Abend in Gesellschaft Richard Wagners zu, welcher sich damals in Wien aufhielt. Anwesend waren noch der Graf Anton Auersperg (Anastasius Grün) und Rudolf Gottschall. Seit 1847 und 48 in Dresden hatte ich mich mit dem großen dramatischen Komponisten nicht wieder zusammengefunden. Er konnte mich als einen Freund seiner reformatorischen Richtung betrachten. Schon in Dresden war ich mit ihm in der Ansicht über das Verhältnis des Theaters zum öffentlichen Leben zusammengetroffen, — einer Ansicht, die mich in der Dichtung der „Republikaner" geleitet hatte. Wagner brachte jetzt in Konzerten Bruchstücke seiner letzten großen Werke zur Kenntnis des musikalischen Publikums der österreichischen Hauptstadt. Ohne Zweifel war die mögliche Popularität dieser Werke damit auf eine kühne Probe gestellt. Gemeine und gehässige Angriffe aber, deren sich die „Donauzeitung" nicht geschämt hatte, waren im „Botschafter" von mir nach Verdienst abgewiesen worden. Ich hatte für Richard Wagner eine harte Lanze gebrochen, woran ich später in einem andern Zusammenhange von Vorgängen wieder werde anknüpfen müssen.

In den letzten Tagen des Aprils genannten Jahres machte ich dann die Bekanntschaft des königlich bayerischen ersten Kabinettssekretärs, damaligen Hofrats, nachherigen Staatsrats Pfistermeister, welcher nach Wien gekommen war, um dem für die Wagnersche Musik schwärmenden jungen Könige den Komponisten zuzuführen. Wagner, welcher unterdessen Wien verlassen hatte, wurde bald nachher

von des Königs Boten in Stuttgart gefunden und glücklich nach München gebracht.

Die Bekanntſchaft mit dem einflußreichen Kabinettsſekretär blieb für mich nicht ohne Folge. Pfiſtermeiſter erzählte mir, daß der verſtorbene König von Bayern, durch meine publiziſtiſchen Schriften veranlaßt, mich gern perſönlich kennen gelernt haben würde, und daß auch Von der Pfordten ſich in einem Schreiben an Maximilian II. ſehr günſtig über mich ausgeſprochen habe. Da ſoeben der zweite Band meiner „Theorie der Politik" erſchienen war, fragte ich Pfiſtermeiſter, ob er von mir das Buch dem jungen Könige überreichen wolle, und er erwiderte mir, daß er es mit Vergnügen zu thun bereit ſei. Ich ſchickte ihm die beiden Bände nach München und ſie ſind dem Könige überreicht worden. Als ich ſpäter erfuhr, daß Uhl mit ſeinem Romane „Die Theaterprinzeſſin" dasſelbe gethan, mit dem ausgeſprochenen Wunſche, dafür einen bayeriſchen Orden zu erhalten, war es mir unangenehm, daß ich in den Schein kam, ähnliches zu ſuchen. Wie ich einige Monate ſpäter in Hohenſchwangau wieder perſönlich mit Pfiſtermeiſter zuſammengetroffen, habe ich in andrer Verbindung früher erzählt, und auf weitere Beziehungen zu ihm werde ich ſogleich zu ſprechen kommen.

Vorher kam im Mai der Münchener Korreſpondent des „Botſchafter", Herr Philipp Pfiſter, auf einer Urlaubsreiſe nach Wien. Er war damals ein angehender Beamter, ich weiß nicht mehr ob im Verwaltungs- oder Polizeifache, in welchem letzteren er nachher Karriere gemacht hat, — ein lebendiger junger Mann, welcher durch nahe Beziehungen zu dem Chef des königlichen Kabinetts ſich vielfach in ſtand geſetzt ſah, über intime Verhältniſſe der bayeriſchen Regierung zu berichten, bevor noch die ſchwerfällige Beobachtungsgabe der öſterreichiſchen Geſandtſchaft in München dieſelben zu erkennen vermochte. Pfiſter, in der That, hatte in Pfiſtermeiſter ſeinen Meiſter, von welchem er den wertvolleren Inhalt ſeiner dem „Botſchafter" geſandten Berichte erhielt; und da der königliche Kabinettsſekretär aus begreiflichen Gründen es ſoviel wie möglich vermied, ſelbſt Briefe zu ſchreiben, rief das nahe perſönliche Verhältnis zwiſchen den beiden Männern einen lebhaften Briefwechſel zwiſchen mir und

Pfister hervor, welcher durch den Umstand, daß meine Briefe durch Pfister zur Kenntnis Pfistermeisters und durch diesen in einzelnen Fällen zur Kenntnis des Königs gelangten, eine gewisse Bedeutung erhielt. Zugleich aber nahm dieser Briefwechsel auch den Charakter eines persönlichen Freundschaftsverhältnisses an. Als ich im Sommer mich damit beschäftigte, für meine gesammelten „Kleinen politischen Schriften" einen Verleger zu suchen, knüpfte Pfister für mich Verhandlungen mit dem Eigentümer der Fleischmannschen Buchhandlung in München an, welcher lebhaft auf den Antrag einging, leider aber gleich darauf fallierte. In Uebereinstimmung mit Pfister, der sich aus politischen Gründen weiter für die Sache interessierte, wandte ich mich nun an die Cottasche Buchhandlung, welche sich indessen nur dazu verstand, die zwei Bände der Sammlung ohne Gewinn für sich, aber auf meine Kosten gedruckt, in Verlag zu nehmen, indem sie dabei die Bemerkung machte, daß Werke, welche, wie dieses, auf eine politische Wirkung berechnet seien ohne eine Deckung der Kosten in Aussicht zu stellen, einer Subvention bedürften und auch wert seien. Ich teilte diese Antwort Pfister und dieser teilte sie Pfistermeister mit, welcher mir durch ersteren schreiben ließ, daß er eine Subvention zur Veröffentlichung der Sammlung meiner „Kleinen politischen Schriften" bei dem Könige beantragen werde. Das geschah. Die Cottasche Buchhandlung verlangte die Erlegung der Druckkosten, welche sie auf 1435 Gulden berechnete, und am 28. September übersandte mir im Auftrage Sr. Majestät die königliche Kabinettskasse 1500 Gulden zu dem bezeichneten Zwecke.

In dem Schreiben, welches ich darauf an den König richtete, bat ich denselben, den Ausdruck eines Dankes annehmen zu wollen, welcher weit über mein persönliches Interesse hinausreiche. „Es ist" — sagte ich — „wahrscheinlich das erste Mal, daß ein deutscher König das Erscheinen eines Buches unter seinen Schutz nimmt, dessen Inhalt in den unabhängigen Beurteilungen öffentlicher Angelegenheiten von seiten eines einfachen politischen Schriftstellers besteht. Mit dem Gefühle meines Dankes für die auf mich fallende Huld verbindet sich darum die allgemeine Genugthuung und Freude über die hochherzige königliche Wertschätzung eines Zweiges der Litteratur,

in welchem in unſern Tagen vielleicht öfters die Regierten zu den Regierenden als die Regierenden zu den Regierten ſprechen. Die Zukunft des deutſchen Vaterlandes iſt auf der Eintracht beider zu errichten und durch das Zuſammenwirken beider zu ſchaffen, und es iſt darum das Bedürfnis der Nation, daß ſie frei zu einander ſprechen. Ew. Königliche Majeſtät erkennen dies durch die mir erwieſene Huld an. Eine allgemeine Dankespflicht geſellt ſich alſo bei mir zu der perſönlichen."

In der Zwiſchenzeit war von München ein Brief meines Freundes Friedrich Pecht an mich gelangt, in welchem ich gefragt wurde, ob ich die Leitung einer großen Zeitung übernehmen wolle, welche der König von Bayern perſönlich ins Leben zu rufen beabſichtige. Richard Wagner, von welchem die Idee ausgegangen, habe mich dem Könige dazu vorgeſchlagen, welcher den Gedanken ſogleich ergriffen habe. So allgemein wie die Frage an mich gerichtet war, ſo allgemein wurde dieſelbe bejahend von mir beantwortet, indem ich hinzufügte, daß nur eine ähnliche Stellung mich abhalten könne, mit meiner Familie nach Amerika zurückzukehren. Später hat mir Wagner mit einer Anmeldung ſeines Beſuches zur genaueren Beſprechung der Sache die Abſchrift zweier Memoiren zugeſandt, welche er über dieſelbe und die daran ſich anknüpfenden Ziele verfaßt und dem Könige überreicht hatte. In dem einen war ich als der einzige zur Ausführung befähigte Mann bezeichnet. Bei dem Einfluſſe, welchen damals Richard Wagner auf den König hatte, ſchien die Verwirklichung des Gedankens kaum einem Zweifel zu unterliegen.

Die Verhältniſſe geſtalteten ſich ſchnell anders. Nur wenige Tage vor der erwähnten Zuſendung Wagners erhielt ich ſchon einen Brief Pfiſters, welcher mich vor Anknüpfungen mit jenem warnte und mir deſſen baldigen Sturz vorausſagte. „Wenn Sie Wien verlaſſen und nach München überſiedeln wollen," — ſchrieb mir Pfiſter unterm 4. Oktober von Traunſtein — „ſo würde ich das vor allen mit Freuden begrüßen. . . . Hierzu, glaube ich aber, würden Sie ſich nie der Verwendung Richard Wagners bedienen, deſſen Bleiben in München trotz alledem und alledem nur ein ephemeres ſein wird und

der mit seinem Sturze alle seine Kreaturen hinabziehen wird. Ich glaube, ein vertrauliches Wort an den Minister Von der Pfordten und an Staatsrat von Pfistermeister würde Ihnen für einen solchen Fall nicht allein förderlicher sein, sondern Ihnen für jede Zeit eine sichere und über Laune und Parteileidenschaft erhabene Basis geben." — Ich antwortete, daß mir ohne jede Veranlassung von meiner Seite, und auch nicht durch Richard Wagner, von welchem ich in der That bis dahin keine Briefe empfangen hatte, eine ganz allgemeine Anfrage zugekommen sei, welche ich ebenso allgemein beantwortet habe. Darauf folgte dann ein vom 19. Oktober datierter Brief Pfisters, welcher eine mich überraschende Wendung enthielt, — eine Wendung, die einem Salto mortale aus dem österreichisch-großdeutschen in das preußisch-kleindeutsche Lager glich. „In der deutschen Frage wächst mir instinktiv mit den Erfolgen Bismarcks die Hoffnung und das Vertrauen auf künftige deutsche Machtstellung. In dieser Beziehung ist mir jede Gabe willkommen, aus wessen Hand sie auch kommen mag." Das schrieb ein Mann, welcher bis dahin in den vertraulichsten Briefen keine Spur eines solchen Gedankenganges hatte merken lassen. Es wäre leicht möglich gewesen, daß ich geantwortet hätte, ich werde diesem Urteile, wenn die Unfähigkeit Oesterreichs und Süddeutschlands fortdauere, beistimmen müssen. Ich überging jedoch die Aeußerung mit Stillschweigen, — nicht ohne daß mir die Ungewißheit blieb, ob Pfister einer in München eingetretenen Strömung folge, oder ob mir mit der ganz unmotiviert hingeworfenen Bemerkung eine Falle gestellt werden sollte. Das letzte wurde mir wahrscheinlich, als ich erfuhr, daß man mich bei dem Könige als heimlichen Parteigänger der preußischen Politik darzustellen versucht hatte.

In der That zeigte mir nicht lange darauf Wagner an, daß der König auf meine Berufung verzichte; und er schrieb es mir unmittelbar nach seiner Rückkehr von dem Besuche in Wien, welcher meine Berufung hatte einleiten sollen.

Dieser Besuch fand in der zweiten Hälfte des Oktobers statt. Der König — sagte mir Wagner — habe ihn geschickt, um die Angelegenheit mit mir zu besprechen. Der Plan war, daß ich die

Leitung einer neuen Zeitung im unmittelbaren Verkehre mit dem Könige übernehmen ſollte. Das Blatt ſollte das Organ der königlichen Politik und Kulturbeſtrebungen werden, welche einen entſchieden nationalen Charakter haben würden. — Ein freilich nicht unbedenklicher Plan — da vorauszuſetzen war, daß der geniale aber unpolitiſche Künſtler einen entſcheidenden Einfluß auf ſeinen hohen Herrn ausüben würde, — einen Einfluß, mit welchem ich ohne Zweifel hätte bald in Konflikt kommen müſſen. Ich fand Wagner, volle Uebereinſtimmung vorausſetzend, ganz von dem Gedanken erfüllt, daß ſein vertrautes Verhältnis zu dem jungen Fürſten ihm große und hohe Verpflichtungen auferlege, und gewiß hatte er die edelſten Abſichten; er faßte aber für eine politiſche Wirkſamkeit die Sache allzu poetiſch, ich möchte ſagen theatraliſch oder opernmäßig auf. So erzählte er mir auch, indem er dabei in die höchſte Aufregung kam, eine nach ſeiner Auffaſſung ganz wunderbare Begebenheit mit einer myſteriöſen alten Frau aus dem Münchener Volke, die zu ihm gekommen, um mit ihm über den König und deſſen hohe Beſtimmung zu ſprechen. Sie habe — hatte ihm die Alte geſagt — ſchon Ludwig I. und Max II. Rat gegeben, aber beide ſeien ihr nicht gefolgt. Dieſer junge König aber ſei zu großen Dingen beſtimmt, das ſtehe in den Sternen geſchrieben. „Glauben Sie an die Sterne?“ — hatte ſie ihn gefragt. — „In den Sternen ſteht es, daß dieſer König zu großen Thaten auserleſen iſt. Ich will Ruhe haben für meinen König, und Sie, Herr Wagner, müſſen ihn ſchützen und vor dem Schlechten bewahren, mit dem ihn die Uebelwollenden zu verderben ſuchen, wie ſie ſeinen Vater und Großvater verdorben haben!“ — Und indem Wagner erzählte, kam er ſelbſt in den exaltierten Ton eines Propheten.

Als er Wien verließ, war von ſeiner Seite als ſicher vorausgeſetzt, daß der König mich werde einladen laſſen, zu einer Unterredung nach München zu kommen. Kaum aber war er ſelbſt dahin zurückgekehrt, als er mir einige Zeilen ſchrieb, welche das Folgende enthielten: „Lutz zeigt mir in Auftrag des Königs an, daß dieſer ‚nach reiflicher Erwägung aller Verhältniſſe und aller Gründe für und wider zu dem Entſchluſſe gelangt ſei, die Berufung Fröbels nach München zu unterlaſſen.‘“

Nicht für Wagner, wohl aber für mich, war damit die Sache abgethan. Indessen wollte ich, daß sie mich nicht berührt habe, nur um einen falschen Schein auf mich zu werfen. Wagner hatte bei seinem Besuche Pfisters letzte Briefe an mich gelesen, und nun sprach er den Wunsch aus, ich möge ihm den vom 4. auf kurze Zeit anvertrauen und nach München schicken. Ich antwortete auf alles das wie folgt:

„Wien, den 31. Oktober 1865. Mein verehrtester Freund! — Was Sie mir mitteilten, durfte mich nach dem Laufe der Welt nicht überraschen. Sobald meine Berufung als noch schwebende Frage in weiterem Kreise zur Sprache kam, war sie nach jeder gewöhnlichen Wahrscheinlichkeit verloren. Die Personen, deren Meinung dabei hörbar werden mußte, mögen mir nicht feind sein: sie halten mich aber jedenfalls in einer Stellung wie die beabsichtigte für gefährlich. Schon im Sommer vorigen Jahres, als ich drei Tage in Hohenschwangau war, in der aus höherer Veranlassung entsprungenen Absicht, den König in deutschen Angelegenheiten zu sprechen, schien mir Pfistermeister die Erfüllung nicht zu befördern. Später ließ er mir durch Pfister schreiben, der König habe mich sprechen wollen, nachdem ich schon abgereist gewesen sei. Damals aber erbot sich Pfistermeister — an Bemerkungen über den verstorbenen König anknüpfend, welcher von mir eine gute Meinung gehabt und darüber mit Von der Pfordten korrespondiert habe, — ohne jede Veranlassung von meiner Seite, meine Berufung nach Bayern zu bewirken, falls ich dieselbe einmal wünschen sollte. Daß ich mich trotzdem mit einem solchen Wunsche bis heute nicht an ihn gewandt, beweist am besten, wie wenig er ein Recht hat zu sagen, es sei mir um eine Stellung quand même in Bayern zu thun. Ich bedaure nun, daß Sie meinen Vertrag mit dem kaiserlichen Gouvernement, den ich Ihnen zum Lesen in die Hand legte, ungelesen gelassen. Ich habe hier einen Gehalt von sechstausend österreichischen Gulden. Meine ganze Verpflichtung dafür ist wörtlich: ‚der kaiserlichen Regierung bei Lösung ihrer politischen Aufgaben meine Thätigkeit nach bestem Wissen und Gewissen zu widmen.‘ Den Regierungsratstitel hat mir Schmerling schon vor zwei Jahren angeboten, und ich habe ihn nur, weil er

mir in meiner politischen Wirksamkeit hinderlich sein würde', abgelehnt. Die Regierung aber ist dauernd unter der kontraktlichen Verpflichtung, mir ‚eine ehrenvolle äußere Stellung' zu geben, obschon ich bisher daran nicht erinnert habe. Ich möchte zweifeln, daß mir der Staatsrat Pfistermeister in Bayern eine günstigere Position als diese verschaffen könnte. Hat er aber vorausgesetzt, daß der Ministerwechsel mein hiesiges Verhältnis ungünstiger gestaltet habe, so irrt er sich. Die neuen Minister haben mich gleich nach ihrem Antritte wissen lassen, daß sie die Fortdauer des Verhältnisses wünschen, und ich bin bei ihnen, soviel ich weiß, keine persona ingrata. Sagen Sie nun selbst, ob ich nicht ein Thor wäre, mit München tauschen zu wollen, wenn es mir nur darum zu thun wäre, irgendwo unter der Haube zu sein? — Wollten aber die jetzigen Minister meiner los sein, so hat, bei Kündigung von ihrer Seite, die Regierung mir zwei Jahresgehalte, also zwölftausend Gulden, als Entschädigung zu zahlen. Würde ein nach gemeinen Beweggründen handelnder Mensch nicht wenigstens sich dieses Vorteils versichern? — Ich aber habe Ihnen erklärt, daß ich bereit bin, unter Verlust der Hälfte jener Summe von meiner Seite zu kündigen, sobald sich mir der von Ihnen bezeichnete Wirkungskreis in der Nähe Ihres Königs aufthut. Dieses persönliche Verhältnis wäre bei mir die Grundbedingung gewesen, weil eine entschlossene und von großen Ideen ausgehende Politik — die einzige, an der ich mich neu beteiligen mag — im Geiste des Souveräns selbst begründet sein muß. Als ich vor 1863 mit verschiedenen deutschen Ministern den Gedanken einer persönlichen Zusammenkunft der deutschen Fürsten zuerst besprach, fand ich alle dagegen eingenommen. Unbewußt existiert eine allgemeine bureaukratische Verschwörung gegen die Unabhängigkeit der Fürsten so gut, wie gegen die der Völker.

„Nein! — Die Stellung in München wäre — nach meinem eigenen Gefühle wenigstens — von meiner Seite ein Opfer gewesen, welches ich den deutschen Interessen gebracht haben würde. Für diese von München aus zu wirken, war mein Gedanke, noch ehe ich hierher berufen wurde. Ich habe mich schon 1859 von London aus, wo ich auf dem beabsichtigten Rückwege nach Amerika war, dem Herrn

von Schrenck in diesem Sinne angeboten, welcher freilich vor dem bloßen Gedanken erschrocken zu sein scheint. Darauf rief mich der Graf Rechberg hierher, damit ich dem Kaiserstaate in der Lösung ‚seiner großen Aufgaben in Deutschland' — es sind dies des Ministers eigene Worte — meine Kräfte widme. Wenn mich etwas hier wegtreibt, so ist es nichts als die traurige Thatsache, daß Oesterreich ‚seinen großen Aufgaben' in Deutschland untreu geworden ist. Ueber den Verdacht, in München quand même ein Unterkommen zu suchen, bin ich also doch wohl erhaben. Könnte und wollte ich rücksichtslos meiner Neigung folgen, so wäre ich noch vor Ende dieses Jahres in Amerika, wo mir Freiheit von Sorge und Verdruß, der Umgang mit Personen ersten politischen und gesellschaftlichen Ranges und eine in Europa unbekannte persönliche Unabhängigkeit so sicher ist, wie überhaupt menschliche Dinge sein können. Aber ich bin nicht so egoistisch, nicht einem wirksamen nationalen Berufe im Vaterlande, wenn er sich darbietet, meine persönlichen Neigungen zu opfern. Nur bin ich der Meinung, daß die Entwickelung der Dinge in Deutschland kaum noch nach Jahren zu berechnen sein wird. Das „trop tard" wird bald auch an die deutschen Mittelstaaten kommen. Wenn Ihr Plan einen Fehler hat, so ist es der, daß er viel mehr Zeit in Anspruch nimmt, als nach aller Wahrscheinlichkeit gegeben sein wird. Auf die aberwitzige Reaktion, in deren schleichendem Strome jetzt die Verhältnisse schwimmen, müssen Stürme folgen, die ein ruhiges, auf die Länge berechnetes Wirken ausschließen. Jeder indessen versucht an seiner Stelle, was er Gutes wirken kann.

„Ihren Beweggründen für die Mitteilung des Pfisterschen Briefes gebe ich nach. Sie finden denselben hier beigeschlossen. Aber hören Sie die bestimmte Einschränkung, unter der ich Ihnen das Recht eines Gebrauches erteile: — nur einem Menschen, nämlich Ihrem Könige, dürfen Sie diesen Brief zu lesen geben, und Sie müssen mir denselben, ohne davon eine Kopie zu nehmen, nach diesem Gebrauche zurückschicken und über die Sache Verschwiegenheit beobachten. Der König, glaube ich, hat das Recht, ihn zu lesen, — sonst außer uns niemand! — Ich würde nicht zu meinem eigenen Vorteile davon Gebrauch machen und hätte Ihnen den Namen des

Schreibers niemals genannt, wenn Sie ihn nicht selbst erraten hätten. Nur daß es sich um ein nationales Interesse handelt, kann meine Einwendungen gegen einen Mißbrauch des Vertrauens überwinden.

„Was mir nun persönlich leid thut, ist, daß ich voraussetzen muß, man habe dem Könige eine ungünstige und falsche Meinung von mir beigebracht. In einem so edeln Gemüte wie das seine in falschem Lichte zu erscheinen, ist immer zu beklagen. Zudem hat der König mir schon thatsächlich seine Gunst bewiesen und das Verhältnis mit meinen gesammelten kleinen Schriften ist mir nun drückend. Mein Hauptzweck bei der Publikation war kein andrer, als der Triasrichtung Nachdruck zu geben. Pfistor schrieb mir, der König werde es gern sehen, wenn etwas über seine Beteiligung an dem Erscheinen dieser Sammlung publizistischer Arbeiten in die ‚Allgemeine Zeitung' komme, und ersuchte mich, ich möge angeben, wie mir das passend scheine. Ich habe mich in dieser Beziehung geäußert, aber nichts ist erschienen. Ist auch das, wie vielleicht andres, eine Unwahrheit gewesen, oder ist auch darin die Meinung geändert worden? —

„Für Sie und für unsre nationalen Interessen wünsche ich Ihnen von Herzen jeden Erfolg. Was mich betrifft, so werden meine definitiven Entschlüsse in kurzem gefaßt sein. . . . . In aufrichtiger Freundschaft ꝛc."

Noch bevor aber dieses lange Schreiben durch Friedrich Pecht in Wagners Hände kam, schrieb letzterer mir einige vom 4. November datierten Zeilen, in welchen er mir mitteilte, daß der König ihn nach Hohenschwangau eingeladen und in seinem Schreiben zugleich das Folgende gesagt habe: „Auch die Fröbelsche Angelegenheit wollen wir besprechen. Eines flößte mir Bedenken ein; man versicherte mir, Fröbel wolle nur dann nach München kommen, wenn er für die Zwecke des Nationalvereins operieren könne." „Sie sehen," — fügte Wagner hinzu — „mit wem wir es zu thun haben, und denken wohl daß ich hierauf vorläufig geantwortet habe." — Ich schickte ihm nun auch Pfistors Brief vom 19. Oktober, welcher die politische Schwenkung enthielt.

Ein längerer Brief, welchen sodann unter dem 28. November mir Wagner schrieb, brachte Erklärungen. Der Schreiber war echt

Tage bei dem Könige in Hohenschwangau gewesen. In Bezug auf mich hatte dieser geäußert, daß er für die Ruhe Bayerns besorgt sei, „wenn er in mir einen Mann beriefe, dessen wohlbekannter Name als identisch mit der Idee eines deutschen Parlamentes gelten müsse, und um so mehr, als von diesem Manne nicht anzunehmen sei, daß er über Nacht seiner Idee entsagen würde". Die bayerische Regierung, fügte Wagner hinzu, scheine im Augenblicke einer entschieden partikularistischen Politik zu folgen und sich damit unter dem Schutze Bismarcks sicher zu glauben! — Indessen ließ mir der König den Wunsch ausdrücken, daß ich für ihn schriftlich meine Ansichten über Stellung und Aufgabe Bayerns in der deutschen Frage entwickele. „So steht es, mein Freund," — schloß Wagner seinen Brief. — „Der König hat Ihre Briefe und diejenigen Pfisters gelesen. Er grüßt Sie durch mich. Wir beide hoffen von Ihrer Freundschaft und Ihrem Geiste noch erfolgreichen Nutzen zu ziehen. Für jetzt Geduld! Sie wird Ihnen glücklicherweise nicht schwer."

In mehr als einer Beziehung war indessen keine Gelegenheit, meine Geduld auf die Probe zu stellen. Für mich selbst hatte ich überhaupt keine nötig. Wagner aber hatte kaum den die obigen Stellen enthaltenden Brief geschrieben, als er sich genötigt sah München zu verlassen. Die nach ihrem äußeren Vorgange, wenn auch nicht nach den inneren Ursachen, allgemein bekannte Katastrophe war eingetreten, mit welcher sein Einfluß auf Ludwig II. vernichtet war. Ein von mir an den König gerichtetes, vom 4. Dezember 1865 datiertes Schreiben über die deutschen Angelegenheiten, welches ich mit dem Auftrage, es Sr. Majestät persönlich einzuhändigen, an Wagner schickte, konnte dieser nicht mehr abgeben. Er nahm es mit sich an den Genfer See, und nachdem er es da bis in den April 1866 bei sich behalten, forderte ich es zurück, und ich bewahre es noch heute im Originale. Es war nicht unwichtig. Ich machte darin den König auf die zweimal von Baden — das erste Mal von Edelsheim im Namen Roggenbachs, das zweite Mal von dem Nämlichen als Roggenbachs Nachfolger — an Bayern gelangten Triasvorschläge aufmerksam, welche Von der Pfordten abgelehnt hat,

ohne dem Könige davon Kenntnis zu geben. Da mein Schreiben verſiegelt in Wagners Händen geblieben war, konnte er nachher auch nicht mündlich ſeinem königlichen Freunde den Inhalt mitteilen. Auch Briefe haben ihre Schickſale. Wenige Wochen nach der Rückſendung hatte Wagner in der Schweiz eine Zuſammenkunft mit dem Könige, bei welcher mein Schreiben ohne Zweifel ſeine Beſtimmung würde erreicht haben. Aber wie ich in Hohenſchwangau nicht hatte an den König kommen können, ſo verfehlten ihn auch jetzt meine Zeilen.

Ueber die Verhältniſſe und Intriguen, welche ſeine Verdrängung aus der Nähe des Königs bewirkt haben, hat mir Wagner aus Vevey d. d. 15. Dezember 1865 einen Brief geſchrieben, der einen gewiſſen hiſtoriſchen Wert, für meine Geſchichte aber dadurch eine beſondere Bedeutung hat, daß er ergänzt, was ich über die Taxisſche Politik zu erzählen gehabt habe. In dieſem Briefe, welcher ſich nicht zur vollſtändigen Mitteilung eignet, ſchreibt mir Wagner, daß ihm die Veranlaſſungen zu der ſeit Februar gegen ihn losgelaſſenen und nun zum Ziele gelangten Agitation nicht ganz deutlich ſeien. Wie es ihm ſcheine, hätte damals Pfiſtermeiſter ſollen beſeitigt werden. Zu dieſem Zwecke habe man ihm (Wagner) den Baron Gruben von Regensburg mit dem ehemaligen Staatsrate Klindworth, „einem politiſchen Agenten Oeſterreichs“, in das Haus geſchickt. Wagner nannte dieſe berüchtigte Perſönlichkeit einen „alten Bekannten“. Auf eine wunderbare Weiſe ſei ihm von dieſen beiden Herren die Teilnahme an einem großen Finanzunternehmen des Fürſten Taxis angeboten worden. Ohne Zweifel hat es ſich dabei um die Langrand-Dumonceauſche Bank gehandelt, mit welcher Klindworth auch in Angelegenheit des projektierten Verkaufes der öſterreichiſchen Domänen zu thun gehabt hat. „Ich blieb dumm“ — ſagt Wagner in ſeinem Briefe. „Die beiden kamen wieder, mit Klindworths Tochter, welche eine ältere Freundſchaft mit Frau von Bülow zu benutzen hatte. Der alte Klindworth bot mir offen ſeine Dienſte an, wenn ich ihn ſtatt Pfiſtermeiſter beim Könige unterbringen wolle. Abermals blieb ich dumm.“ — Andrerſeits — ſchreibt Wagner in dem Briefe weiter — ſei ihm nun Pfiſtermeiſter mit Gunſt und

Schmeicheleien entgegengekommen, habe seine großen Kunstzwecke zu fördern versprochen, ihm einen unbegrenzten Kredit in Aussicht gestellt, den Ankauf seines Wohnhauses für die Zivilliste veranstaltet, dabei aber immer, angeblich im Namen des Königs, ihn nach seinen religiösen und politischen Ansichten gefragt. „Ich blieb dabei," — schreibt Wagner — „meine Kunstzwecke und nichts andres im Sinne zu haben. Ich war also nicht zu werben." — Daß man nun, wie er weiter erzählt, absichtlich gegen ihn Finanzverlegenheiten organisiert hat, um ihn, welcher entgegengesetzten Parteiabsichten im Wege war, aus seiner Stellung zu bringen, unterliegt keinem Zweifel. Er selbst freilich hatte dafür gesorgt, daß diese Operation seinen Gegnern leicht war. Der König indessen bezahlte seine Schulden, wogegen wieder, wie mir von andrer wohlunterrichteter Seite später erzählt worden ist, Pfistermeister dem bedrängten Künstler, um Aufsehen zu erregen und die öffentliche Meinung gegen ihn zu hetzen, die dazu nötigen 40000 Gulden aus der königlichen Kabinettskasse in Silber vor das Haus fahren ließ! — Als mit solchen und andern Mitteln nichts auszurichten war und der König sich dadurch so wenig wie durch die brieflichen Vorstellungen seines Großvaters, dem die Erinnerung an Lola Montez im Sinne liegen mochte, in seiner Freundschaft irre machen ließ, scheint ein letzter Versuch unternommen worden zu sein, den Freund und Günstling des Monarchen zu einem brauchbaren Werkzeuge für die damals in der bayerischen Regierung zur Geltung gelangte Politik zu machen, zu welcher man Ursache hatte, an der Zustimmung des Königs zu zweifeln. „Nun nahm mich Lutz vor" — heißt es nicht sehr diplomatisch in dem Briefe. — „Letzter Versuch, mich zu gewinnen: offenes Bekenntnis des Gehorsams gegen Bismarck, volle Reaktion, Reduktion der Verfassung u. s. w." — In Bezug auf den Plan meiner Berufung enthält der Brief die kurze Erwähnung, Lutz habe geäußert, „daß die Minister wie das Kabinett sich darüber entsetzt hätten". Auch Pfordten also schien seine vormals so günstige Meinung von meinen politischen Bestrebungen, — mit andern Worten seinen politischen Standpunkt, geändert zu haben, womit es wohl nicht außer Zusammenhang war, daß gegen Ende des Jahres im

Drucke meiner „Kleinen politischen Schriften“ ein Stillstand von mehreren Wochen eintrat. Es ist mir wahrscheinlich, daß man von München her Mittel zu finden gesucht, in Stuttgart den Druck einstellen zu lassen, aus dem nämlichen Grunde, aus welchem die öffentliche Erwähnung der vom Könige gewährten Subvention, welche dieser doch selbst gewünscht, verhindert wurde. Des Königs Beteiligung an einer Politik sollte nicht zu tage kommen, welche vom Minister verraten wurde. Das sind freilich nur geringfügige Merkmale, deren man nicht bedarf, wenn man weiß, daß Von der Pfordten zu der am 22. und 23. April 1866 im Gasthause zu den drei Mohren in Augsburg stattgehabten Ministerkonferenz weder Hannover noch Kurhessen eingeladen und auf Befragen nach den Gründen dieser Unterlassung die Antwort gegeben hat, die beiden genannten norddeutschen Staaten gehörten in den preußischen Machtbezirk, — und daß dann Bayern gegen Preußen nur in einem Scheinkriege die Waffen hat führen müssen, weil Pfordtens Politik es so verlangt hat. Der Mann hat freilich Bayern eine europäische Stellung geben wollen, und hätte zu diesem Zwecke gern Württemberg, Baden, das großherzogliche Hessen und womöglich auch Tirol annektiert, wozu ihm preußische Gunst erhältlich zu sein geschienen, — wenn er sich nur nicht gleichzeitig vor Oesterreich gefürchtet hätte. Der Verfasser der 1867 in der Schweiz erschienenen Schrift: „Freiherrn Von der Pfordtens Wirken und Wirkungen, ein Beitrag zur Geschichte des Jahres 1866“ — scheint von dem allen einige Kenntnis gehabt zu haben.

Von Richard Wagner war nicht zu verlangen, daß er über den Zusammenhang der Veranlassungen zu seinem Sturze im klaren sei. Der Künstler ist von Anfang bis zu Ende der Spielball politischer Intrigue gewesen. Politische Intrigue hat ihn nicht nur vertrieben, sie hat vorher ihn auch an die Stelle gebracht. Ursprünglich ist er von den Lenkern der in Regensburg domizilierten politischen Projekte für ein geeignetes Werkzeug zur Führung des für ihn begeisterten jungen und unerfahrenen Königs gehalten worden. Um ihn als solches anwendbar zu machen, ist Pfistermeister, in dessen Kopfe der Plan nicht entstanden war, veranlaßt worden ihn nach München zu

bringen. Des Königs Verlangen nach dem Schöpfer der von ihm bewunderten Musikwerke hat dabei nur die Rolle gespielt, welche in so manchem andern Falle das sinnliche Gelüste eines Fürsten, dem die politische Intrigue eine Maitresse zuführt. Der gewesene Diener des Herzogs Karl von Braunschweig, nachher politischer Agent beliebiger Regierungen wie auch des fürstlichen Hauses Taxis in dem von den Jesuiten ausgeheckten Plane des Königreiches Rheinland-Westfalen und der Teilung Belgiens, hat sich auf derartige Geschäfte verstanden. „Der Schuft" — hat mir eines Tages in Stuttgart Herr von Varnbüler gesagt — „hat sich bei dem verstorbenen Könige eine Stellung verschafft." Derselbe Klindworth mit seiner Tochter hatte nun durch Richard Wagner sich bei dem Könige von Bayern an die Stelle des für wichtigere Zwecke unbrauchbaren Staatsrats Pfistermeister setzen und die Aussicht auf die Vorteile eines Aktionärs der Langrand-Dumonceauschen Jesuitenbank hatte den geldbedürftigen Künstler zur gewünschten Dienstleistung bereitwillig machen sollen. Es fehlt dem Charakter Wagners nicht an Schwächen, welche ihn für manche andre Menschen schwer genießbar gemacht haben, — eine Freude aber ist es, wie er auf dem schlüpfrigen Boden seiner damaligen Münchener Stellung in den bedenklichsten Versuchungen seine Integrität auf das ehrenvollste bewährt hat. — Es war zwischen der Regensburger, der Münchener und der Berliner Politik damals ein halb stillschweigendes, halb ausgesprochenes Einverständnis im Werke. In Regensburg bildete man sich ein, das projektierte Königreich Rheinland-Westfalen mit der Hälfte von Belgien für das Haus Taxis zu stande bringen zu können, wenn es Preußen gestattet werde, als Ersatz sich im übrigen Norddeutschland zu ergänzen und zu arrondieren; in München glaubte man um den gleichen Preis großbayerischen Ehrgeiz befriedigen zu können, und von Berlin aus wurden die Don Quichotte an der Donau und Isar in ihrem Glauben gelassen, wenn nicht bestärkt. So war am bayerischen Regierungssitze eine heimliche Kompromißpolitik zu Einfluß gelangt, deren Phantasieen der ehrenhafte Freund des Königs dienstbar hat gemacht werden sollen. — Das ist die Erklärung der von zwei entgegengesetzt scheinenden Seiten auf Richard

Wagner genommenen Anläufe. Als dieſe ihren Zweck verfehlten, wurde das unbrauchbare Werkzeug auf die Seite geworfen.

Hat in dem darauf folgenden Kriege Bayern ſich auf Seite Oeſterreichs geſtellt, ſo iſt es geſchehen, weil man dieſes für die ſtärkere Partei gehalten, zugleich aber auch, um mit einer anſehnlichen Quantität von Schießpulver der öffentlichen Meinung Süddeutſchlands zu Ehren eine arabiſche „Fantaſia“ aufzuführen, bei welcher, wie bekannt, der Witz darin beſteht, daß der alſo Geehrte nicht recht weiß, ob es Ernſt oder Spaß iſt. Die Niederlage Oeſterreichs machte dem Spaße ein Ende. —

Es verdient vielleicht erwähnt zu werden, daß ein den Zuſammenhang der Umſtände in der Wagnerſchen Kataſtrophe darſtellender Wiener Korreſpondenzartikel aus der in England ſonſt geachteten und beliebten Feder Charles Boners von keinem Londoner Blatte aufgenommen wurde, weil dieſe Umſtände keinen Glauben fanden.

Wie im Dezember 1865 die Dinge ſtanden, dachte ich nach dem Abbruche der bayeriſchen Beziehungen ernſtlich an unſre Rückkehr nach den Vereinigten Staaten. Dieſe ſollte zu Anfang des kommenden Sommers ſtattfinden. Als zu Anfang Februars der erſte Band der „Kleinen politiſchen Schriften“ erſchien, ſchrieb ich, um keine unklaren Verhältniſſe zurückzulaſſen, den hier folgenden, Wien, den 4. Februar 1866 datierten Brief an den Staatsrat von Pfiſtermeiſter.

„Ew. Hochwohlgeboren werden durch die Cottaſche Buchhandlung den erſten Band meiner ‚Kleinen politiſchen Schriften‘ erhalten haben oder in dieſen Tagen erhalten. Ich erfülle mit dieſer Zuſendung eine Pflicht, welche mir durch Ihren entſcheidenden Anteil an den Umſtänden des Erſcheinens dieſer Sammlung auferlegt iſt, und von der ich durch Ihre ſpätere Gegnerſchaft gegen die auf mich bezüglichen Abſichten Sr. Majeſtät nicht entbunden zu ſein glaube. Wie dieſe Abſichten gänzlich ohne mein Zuthun entſtanden waren, ſo begreife ich auch, daß Ew. Hochwohlgeboren Gründe haben mochten, denſelben entgegen zu ſein, bei welchen meine Perſon vielleicht ſogar nur in zweiter Linie in Betracht kam. Nur darüber darf ich wohl mich beklagen, daß der Verſuch gemacht worden iſt, Sr. Majeſtät

über meine politischen Bestrebungen Ansichten beizubringen, welche der Wahrheit widersprechen. Daß dies von seiten Ew. Hochwohlgeboren geschehen sei, kann ich unmöglich glauben, da Sie über meine Ueberzeugungen und vieljährige Wirksamkeit zu genau unterrichtet sind, um in dieser Beziehung einen Irrtum begehen zu können, welcher sich auch mit der warmen Empfehlung meiner Schriften von Ihrer Seite bei Sr. Majestät nicht würde haben in Uebereinstimmung bringen lassen. Ist es aber von einer andern Seite geschehen, so hätte ich allerdings geglaubt, von dem mir bei andrer Gelegenheit bewiesenen Wohlwollen Ew. Hochwohlgeboren erwarten zu dürfen, daß Sie durch Aufklärung des wahren Sachverhaltes bei Sr. Majestät für mich eintreten würden.

„Ich erwähne dies nur, weil mir die Unklarheit des Verhältnisses mit einem Manne, den ich mir aufrichtig gewogen glaubte, auch noch in dem Augenblicke betrübend ist, wo meine bevorstehende Rückkehr nach Amerika jedes praktische Interesse ausschließt. Ich war, ehe von München eine höheren Ortes veranlaßte Anfrage an mich gelangte, schon längst entschlossen gewesen, meine hiesigen Verhältnisse abzubrechen, und ich habe diesen Schritt seitdem ohne jede Beziehung auf Aussichten diesseits des Meeres gethan. So dürfen Sie auch, wenn die Vorbereitungen zur Reise oder der Weg zur Einschiffung mich und meine Familie nach München führen sollten, versichert sein, daß mir jede auf bayerische Verhältnisse bezügliche Absicht fremd ist. Genehmigen Sie ꝛc."

Ich kann mich nicht erinnern, auf diese Zeilen eine schriftliche Antwort erhalten zu haben. Zu einer mündlichen Rückäußerung von seiten des Mannes ist es sechs oder sieben Wochen später bei meiner vorübergehenden Anwesenheit in München gekommen, wie ich an rechter Stelle erzählen werde.

Auch Herrn Von der Pfordten konnte ich mich nicht enthalten, ein wenig zu beschämen. Indem ich ihm den erwähnten Band zugehen ließ, schrieb ich ihm am 7. Februar von Wien:

„Hochwohlgeborener Freiherr! — Ew. Exzellenz werden durch die Cottasche Buchhandlung in meinem Namen den ersten Band einer Sammlung meiner kleinen politischen Schriften zugesandt erhalten

haben oder noch erhalten. Die huldvolle Förderung, welche dem Erscheinen dieser Sammlung von seiten Sr. Majestät, Ihres allergnädigsten Königs, zu teil geworden, legt mir ohne Zweifel auch Verpflichtungen gegen Ew. Exzellenz auf, deren günstiger Beurteilung meiner publizistischen Arbeiten ich mich, wenn ich nicht irre, mehrfach zu erfreuen gehabt habe. Vielleicht finden Sie nun in der Sammlung dieser Arbeiten eine planmäßige Thätigkeit dokumentiert, deren Hauptgesichtspunkt unverrückt der gewesen ist, dazu beizutragen, daß in der Methodik unsres nationalen Fortschrittes die Revolution durch die Reform dauernd überwunden wird. Indem ich mich darauf vorbereite, in einigen Monaten Deutschland zum zweitenmal zu verlassen und nach den Vereinigten Staaten als meiner zweiten Heimat zurückzukehren, glaube ich mit der erneuerten und zusammenhängenden Publikation der Erzeugnisse vierzehnjähriger publizistischer Thätigkeit keinen ungeeigneten Abschied zu nehmen, und hoffe bei Ew. Exzellenz wie bei andern deutschen Staatsmännern kein unwürdiges Andenken zu hinterlassen.

„In dieser Hoffnung habe ich die Ehre ꝛc."

Auch auf dieses Schreiben finde ich unter meinen Papieren keine schriftliche Antwort und erinnere mich auch nicht, eine erhalten zu haben. Von einer mündlichen Erklärung wie von den mündlichen Ausflüchten Pfistermeisters wird im Verlaufe des folgenden die Rede sein.

2.

Zwischenakte in Wien. In Stuttgart, Karlsruhe und München. Eintritt in ein dienstliches Verhältnis zur württembergischen Regierung. Bei Varnbüler und bei dem Könige. Der drohende österreichisch-preußische Krieg und eine Sendung nach Paris.

Der Jahreswechsel von 1865 auf 66 war für mich und meine Familie eine Zeit der Ungewißheit über unsre weiteren Lebensverhältnisse. Der Gedanke, nach Amerika zurückzukehren, war während der Aussicht auf eine Wirksamkeit in München zurückgetreten. Nach der Veränderung, welche in der bayerischen Residenzstadt eingetreten,

kam er wieder zur Geltung und wir bereiteten uns langsam vor, ihn im Frühling auszuführen. In Wien lebte ich unterdessen als unabhängiger Mann und in doppelt angenehmen geselligen Beziehungen. Ich war ein fleißiger Korrespondent der „Allgemeinen Zeitung", und in einer glänzenden Gesellschaft bei dem bayerischen Gesandten, Grafen Bray, in welcher ich mich mit mehreren hundert Personen des österreichischen Adels, des hohen Beamtentums und der Diplomatie, sogar mit einigen Erzherzögen in den gleichen Räumen befand, wurden mir über meine Artikel die schmeichelhaftesten Bemerkungen gemacht, und gab man sich Mühe mich von der Rückkehr nach Amerika abzuhalten. Und bei alle dem hatte ich der österreichischen Regierung bittere Wahrheiten gesagt. Der Freiherr von Czörnig titulierte mich sogar den ganzen Abend „Exzellenz", und bekannte nur leider, als ich die Ehre ablehnte, zur Entschuldigung, daß er nach der Ansicht der Aerzte an einer Gehirnerweichung leide, woraus durchaus nicht folgte, daß ich es in Oesterreich, wenn ich geblieben wäre, nicht noch zu etwas hätte bringen können.

Es verstrich der Monat Januar, und der Februar brachte mir Briefe deutscher Staatsmänner, welche es bedauerten, daß ich Deutschland verlassen wollte. Darunter war der folgende des württembergischen Ministers, Herrn von Varnbüler:

„Stuttgart, den 23. Februar 1866. — Verehrtester Freund! In meinem Schreiben vom 11. d. M. habe ich dem Wunsche Ausdruck gegeben, Sie möchten Ihre Kraft nicht Deutschland entziehen; je tiefer ich in Ihre Schriften eingedrungen bin, um so mehr verstärkt sich dieser Wunsch.

„Ich komme heute mit einem Vorschlage an Sie. Wir wünschen in unsern Preßverhältnissen einige Veränderungen vorzunehmen, und wären vielleicht in der Lage, Ihnen hierbei eine Stellung anzubieten, welche Ihrer litterarischen Thätigkeit und Ihrer sonstigen persönlichen Bewegung noch ziemliche Freiheit übrig ließe und Ihnen dennoch einen bestimmten Wirkungskreis sicherte.

„Steht Ihr Entschluß wegen Amerika noch nicht ganz fest und haben Sie sich von der Tagespresse nicht definitiv losgemacht, was ich nach Ihrer dermaligen Thätigkeit in der ‚Allgemeinen Zeitung'

kaum annehmen kann, so würde ich Sie bitten, mit mir zusammenzutreffen.

„Gern möchte ich Ihnen halben Weges entgegenkommen, allein abgesehen von der Beschränktheit meiner freien Zeit kann ein Chef der Verkehrsanstalten nicht unbeachtet durch München kommen. Werde ich aber bemerkt, dann habe ich dort unabweisbare Pflichten. Ich möchte Ihnen daher zunächst Nördlingen vorschlagen, wo der Münchener Kurierzug mit unsrem Morgenzuge coincidiert.

„Kämen wir zu irgend einem vorläufigen Arrangement, dann wäre der Weg nach Stuttgart zu einer Besprechung mit meinen Kollegen nicht weit.

„Ich erwarte Ihre Erwiderung, hoffend, Sie dem Vaterlande zu erhalten."

Ich antwortete, daß ich in den ersten Tagen des März nach Stuttgart kommen werde, und am 11. war ich dort.

Herr von Varnbüler, mit welchem ich noch am gleichen Abend eine mehrstündige Unterredung hatte, gab mir zunächst eine sehr klare Darstellung seiner deutschen und inneren württembergischen Politik. Er las mir einige seiner letzten Depeschen an württembergische Diplomaten vor, in denen ich, neben einigen Häkeleien mit Beust und Pfordten, sehr verständige Ansichten über die Behandlung der deutschen Angelegenheiten fand. Im allgemeinen zwar schien er mir der Vermeidung eines Bruches zwischen Oesterreich und Preußen zu große Opfer an wahren deutschen Interessen bringen zu wollen; wenn es aber doch zu diesem Bruche kommen sollte, sprach er sich für eine rasche und entschlossene Parteinahme zu Gunsten des angegriffenen Teiles — also Oesterreichs — aus; — allerdings in der korrekten Form der Bundesexekution, aber mit Ueberspringung schleppender Formen und mit augenblicklichem Eintreten in die Aktion. Die Neutralität der Mittelstaaten, mit der sich Pfordten herumtrug, welcher den Bund als schon aufgelöst betrachtete, erklärte Varnbüler für ein Unding und eine Unmöglichkeit. Mit Beust nahm er darin den nämlichen Standpunkt ein. Auch Oesterreich, freilich, suchte sich wieder in das Bundesverhältnis zu flüchten; aber die Politik des Auswärtigen Amtes auf dem Wiener Ballplatze ging darauf aus,

die Mittelstaaten unter österreichischem Kommando operieren zu lassen, wogegen Beust mit Recht geltend machte, daß der Bruch zwischen Oesterreich und Preußen zwar ein Bruch des Bundesrechtes, aber nicht des Bundes sei, welcher den bundesbrüchigen Teil zur Ordnung zu bringen habe. Nicht die Bundesstaaten unter Oesterreich, sondern Oesterreich unter dem Bundesbefehle und als Teil der Bundesmacht hatten nach richtiger Auffassung Preußen entgegenzutreten. So sah auch Varnbüler die Sache an. Indem aber Preußen am 8. April einen Allianzvertrag mit Italien abschloß, stellte es sich schon außerhalb des Bundes, und der von ihm am Tage nach dem Abschlusse dieses geheimen Vertrages bei der Bundesversammlung eingebrachte Antrag auf Bundesreform mit Berufung eines Parlamentes aus allgemeinen und direkten Wahlen war nur ein zum Schein gethaner Schritt, welcher teils zur Bemäntelung der thatsächlichen Sezession dienen, teils als captatio benevolentiae im deutschen Volke wirken sollte. Der bevorstehende Krieg wurde damit auf seiten des Bundes aus einem Exekutions- zu einem Coercionskriege, und der ganze Vorgang erhielt die auffallendste Aehnlichkeit mit dem, was sich in den Vereinigten Staaten von Amerika begeben hatte, worauf ich im voraus den württembergischen Minister aufmerksam machte. Indessen fehlte es in Deutschland viel zu sehr an Verständnis für eine wahre Föderalpolitik, und die Vorstellung von der Unentbehrlichkeit einer Hegemonie, um welche die beiden großen Bundesstaaten in Streit gerieten, war zu allgemein, als daß eine korrekte Beurteilung hätte zur Geltung kommen können und nicht die Vollzieher des Bundesrechtes hätten zu einer Partei herabsinken müssen. Infolge der herrschenden Unklarheit trat unvermeidlich an die Stelle der Frage: Bund oder Preußen? — die Frage: Oesterreich oder Preußen?

Nach dem Inhalte der Unterredung mit Herrn von Varnbüler glaubte ich indessen noch für eine politische Wirksamkeit zu Gunsten einer Entscheidung in föderalistischem Sinne Boden zu finden, und als der Minister mir die Stellung eines Publizisten im Dienste der württembergischen Regierung anbot, die mich, wie er hinzufügte, zugleich in eine nähere Verbindung mit der badischen und der großherzoglich hessischen Regierung setzen sollte, erklärte ich, daß ich, wenn

die näheren Umstände mir annehmbar erscheinen würden, für eine solche Stellung den Plan meiner Rückkehr nach den Vereinigten Staaten aufgeben würde.

Ganz freilich war die Politik des württembergischen Ministers nicht nach meinem Sinne. Ich kannte ja Herrn von Varnbüler als einen recht frivolen Politiker, und rückhaltlos gab er sich mir als einen politischen Empiristen und Fatalisten zu erkennen, der einen Grundsatz daraus macht, kein über die nächste Gestaltung der Dinge hinausliegendes Ziel zu haben. Was konnte ich aber von dem kleinstaatlichen Minister andres erwarten, als daß der Gedanke, die Thatsachen nicht wie sie kommen acceptieren zu müssen, sondern in entscheidender Weise mit schaffen zu helfen, ihm fremd sein mußte? — Immer jedoch mußte ich in Varnbüler den klaren Kopf und den entschlossenen Mann achten, dessen Wert es in meinen Augen nicht verringerte, daß er die erste Rolle in Süddeutschland zu spielen suchte, da in Bayern die Dinge nichts weniger als hoffnungsvoll standen. Daß mit Pfordten nichts Gutes zu stande zu bringen sei, unterlag keinem Zweifel, nicht weil es dem bayerischen Minister an Fähigkeiten gefehlt hätte, sondern weil er mit dem einen Fuße im österreichischen, mit dem andern im preußischen Lager stand und den Boden des Bundesrechtes verlassen hatte. Varnbüler war darum auch der Meinung, daß Pfordten womöglich gestürzt werden müsse, und gern hätte er den wenigstens lenksamen Schrenck wieder an dessen Stelle gesehen. Um so mehr war er dafür, in Karlsruhe Herrn von Edelsheim zu stützen, dessen Stellung durch preußischen Einfluß untergraben wurde.

Ich hielt es für zweckmäßig, ihm von Stuttgart aus einen Besuch zu machen und war am 13. März bei ihm in Karlsruhe. Eines komischen Vorganges auf der Fahrt dahin muß ich gedenken. In das Coupé, in welchem ich mich befand, war in Stuttgart ein schwarz und hohlaugiger, schwarzbärtiger Mann mit einer hübschen, blonden, blauäugigen Frau eingestiegen, die ein Kind an der Brust trug und einen unartigen drei- oder vierjährigen Buben an der Hand führte. Man hätte die Leute für Schauspieler von einer herumziehenden Truppe halten können. Der Mann klagte über das

viele Wechseln der Wagen zwischen Wien und Paris. Eben hatten wir wechseln müssen. „Herr Kondukteur," — rief plötzlich der Mann zum Wagenfenster hinaus — „in meinem Wagen von Stuttgart her ist ein Paket liegen geblieben!" — „Ja, der Zug ischt schon abgegange" — antwortete der Kondukteur. — „Aber das Paket muß ich haben" — rief in großer Aufregung der Reisende. — „Das Paket ist an den Kaiser von Mexiko adressiert!" — Es wurde nun bemerkt, daß nach Bruchsal telegraphiert werden könne. Der mexikanische Kabinettskurier war aber so ganz außer Fassung, daß er kein Telegramm zu stande bringen konnte, bis ich ihm riet, das Paket von Frankfurt an die mexikanische Gesandtschaft in Paris schicken zu lassen.

Das wichtigste, was ich dem Besuche bei Edelsheim verdankte, war die Kenntnis der bayerischen Zirkularnote vom 8. März 1866, worin Sachsen, Württemberg, Baden, das Großherzogtum Hessen und Nassau aufgefordert wurden, sich mit Bayern zu strengster Neutralität in einem etwaigen Kriege zwischen Oesterreich und Preußen zu verpflichten, — auch dem angegriffenen Teile nicht beizustehen, aber Gewalt zu brauchen gegen jeden der zur Neutralität verpflichteten Staaten, welcher dieser Verpflichtung untreu werden wollte. Tirol und das Innviertel sollten für Bayern, wie Edelsheim wissen wollte, der Preis für die Durchsetzung dieser Politik sein, einer Politik, welche der badische Minister als schamlosen Verrat an Deutschland bezeichnete.

Nach Stuttgart zurückgekehrt, wurde ich von Varnbüler in Gesellschaft der sämtlichen württembergischen Minister und des Kabinettschefs des Königs, Staatsrats von Egloffstein, zu Tische geladen. Es war eine Art von Augenschein, in den ich von den Herren genommen wurde.

Indem es in Bezug auf meine Person einstweilen bei allgemeinen Verabredungen blieb, verließ ich am 17. Stuttgart, um über München nach Wien zurückzukehren und dort entscheidende Mitteilungen Varnbülers zu erwarten.

Auf der Durchreise hielt ich mich in München einige Tage auf. Um etwas über den dasigen Stand der Dinge zu vernehmen, besuchte

ich zuerst den österreichischen Gesandten. Nach dem Urteil des Grafen Blome war weniger Ursache, mit Von der Pfordten unzufrieden zu sein. Er glaubte vielmehr Grund zu Mißtrauen gegen Varnbüler zu haben, welcher zum mindesten gegen Pfordten unnötig schroff sei. Die Zirkularnote vom 8. des Monats schien er nicht zu kennen. Mit großer Zuversicht sprach er von einer Appellation an das deutsche Volk, welche nötigenfalls von Oesterreich ausgehen werde. Davon hatten mir schon in Wien Biegeleben und Meyßenbug gesprochen. Vor dem Volksgeiste hatte man sich bisher in Wien gefürchtet; nun wollte man zu demselben seine Zuflucht nehmen, -- natürlich auch wieder nur als „Schachzug"! — Ich berührte im Gespräche die Richard Wagner betreffenden Vorgänge und erwähnte der diesem durch Klindworth gemachten Zumutungen und Anträge. Graf Blome machte ein erstauntes Gesicht, woraus ich nicht den Schluß zog, daß er von der Sache nichts gewußt habe. Der Hofrat von Gagern in Wien, welchem ich die Briefe Pfisters und Richard Wagners zu lesen gegeben, schien ebenso überrascht zu sein, vielleicht auch mehr darüber, daß ich so genau unterrichtet war, als über die Sache selbst. Aber er wie Blome räumten ein, daß die Ultramontanen Wagners thätige Feinde gewesen seien, weil sie ihn als einen revolutionären Agitator betrachtet hatten, und daß sie durch seinen Sturz nur für Preußen gearbeitet. Ueber den Staatsrat von Pfistermeister urteilte Blome, daß derselbe zu dumm sei, um eigene Intriguen zu betreiben oder auch nur fremde mit Bewußtsein betreiben zu helfen. Der ehrgeizige, gefährliche, preußischen Einflüssen zugängliche Mann sei Lutz.

Dem Könige wünschte ich bei dieser Anwesenheit in München den ersten Band meiner „Kleinen politischen Schriften" zu überreichen. Der Adjutant Hauptmann von Sauer zweifelte keinen Augenblick, daß Se. Majestät mich gern empfangen werde, da ihm die günstige Meinung bekannt sei, welche der König von mir hege. Er riet mir, mich am nächsten Morgen bereit zu halten, indem er als sicher voraussetzte, daß er selbst kommen werde, mich zur Audienz abzuholen. Statt seiner kam, nachdem ich den ganzen Vormittag gewartet, voll süßer heuchlerischer Freundschaft der Staatsrat von Pfistermeister, um sein Verfahren in der Angelegenheit meiner Be-

rufung zu erklären und zu rechtfertigen. Er habe, sagte er, bei aller Verehrung und Hochachtung für mich, dem Könige doch nicht raten können „einen Mann in seine Nähe zu bringen, der für das deutsche Parlament lebt und stirbt, — der immer für den fortgeschrittensten Parlamentarismus wirken wird, welcher doch über Bayern und die andern Bundesstaaten hinweggeht." — Ob der Mann log, ob er die ehrliche Dummheit selbst ausgedacht, ob jemand ihm dieselbe in den Kopf gesetzt oder die Worte in den Mund gelegt, weiß ich nicht. — Ich ließ mich nicht näher auf die Sache ein. — Später kam eine schriftliche Mitteilung von der Adjutantur, welche mir anzeigte, daß der König, durch politische Geschäfte zu sehr in Anspruch genommen, mir die gewünschte Audienz nicht gewähren könne. Pfistermeister hatte sich gestellt, als ob er davon nichts wisse. Für mich hatte die Verweigerung keine Wichtigkeit mehr, aber in der Umgebung des Königs glaubte man meine persönliche Bekanntschaft mit diesem um jeden Preis verhindern zu sollen, während der König, wie ich glauben muß, dieselbe eigentlich wünschte.

Auf der Rückreise nach Wien wollte ich nicht durch München gekommen sein, ohne auch mit Pfordten mich klar gestellt zu haben. Ich besuchte ihn, und er sprach sich, wenigstens scheinbar, mit großer Offenheit aus. Er wisse von nichts, sagte er, als daß davon die Rede gewesen sei, mich für die Redaktion der offiziellen bayerischen Zeitung zu berufen. Das sei keine Stellung für mich und ich darin nicht der rechte Mann für ihn. Er brauche darin einen Mann, dessen Feder ihm dienstbar sei, und ein solches Verhältnis würde er mir nie zugemutet haben. Er wünsche mich in Deutschland zu erhalten. Aber seine Idee sei, daß mehrere der Mittelstaaten zu einer Pension beitragen sollten, die mich in den Stand setze unabhängig zu schreiben. Er fragte mich nach meiner pekuniären Stellung in Wien und erklärte, als ich ihm die von mir dort zuletzt bezogene Summe nannte, daß Bayern bereit sei, zur Aufbringung der gleichen Summe den dritten Teil beizutragen, und daß er sich zur Ergänzung mit andern mittelstaatlichen Regierungen in Einvernehmen setzen wolle. Württemberg und Baden würden beistimmen. Ich dankte ablehnend für die wohlwollende Absicht, welche in Wahrheit keine andre war

als die, eine unbequeme Perſon zur Ruhe zu bringen. Ernſt ſcheint es dem Herrn Von der Pfordten damit geweſen zu ſein, denn von Varnbüler erfuhr ich ſpäter, daß jener mit ihm von der Sache geſprochen.

Nach Wien folgte mir unmittelbar ein Brief des württembergiſchen Miniſters, welcher einen beſtimmter formulierten Antrag enthielt und in der richtigen Vorausſetzung, daß ich annehmen würde, den Wunſch ausdrückte, daß ich bald kommen möge. „Der König“ — ſchrieb mir Herr von Varnbüler — „iſt ungeduldig, Ihre Bekanntſchaft zu machen.“

Den Reſt des Monats März und die erſte Woche des April benutzte ich nun, unſre Verhältniſſe in Wien abzubrechen. Meine Familie einſtweilen noch da zurücklaſſend, eilte ich dann nochmals nach Stuttgart, um das Verhältnis feſt zu machen, und gleich an einem der erſten Tage, nachdem ich vorher noch vom Könige in Audienz empfangen worden war, wurde zwiſchen der württembergiſchen Regierung und mir ein Dienſtvertrag abgeſchloſſen.

Der Empfang von ſeiten des Königs Karl war in mehr als einer Beziehung bezeichnend. In abgeriſſenen Aeußerungen, auf die ich einzeln zu antworten hatte, ſprach er ſich mit großer Offenheit aus über das, was er von mir wünſche, über den Stand der öffentlichen Angelegenheiten, über die Parteien und über ſich ſelbſt. „Ich habe Sie“ — fügte er hinzu — „auf dieſen Abend zur Soirée eingeladen. Sie ſollen ſehen, mit welchen Menſchen ich mich umgebe.“ — Und — auf den mir zugedachten publiziſtiſchen Beruf zurückkommend — „ich liebe es nicht,“ — äußerte er — „daß ich unnötig in den Zeitungen genannt werde. Zu der Zeit, wo ſich im Menſchen die Eitelkeit entwickelt, hat man durch meine Erziehung dafür geſorgt, in mir die Keime derſelben auszurotten.“ — Er ſagte das nicht ohne Bitterkeit, ſo daß ich mich eines Gefühles der Teilnahme nicht enthalten konnte. — In der Soirée am Abend desſelben Tages unterhielt ſich der König wiederholt mit mir. Er erkundigte ſich nach meiner Familie, intereſſierte ſich für meinen in Amerika lebenden Sohn Karl, welcher während des Krieges gegen die Südſtaaten der Union als Freiwilliger in die Kavallerie des Staates Jowa ein-

getreten war und in diesem Korps damals einen Feldzug gegen die Indianer der oberen Mississippigegenden mitmachte, und sprach von der Königin und ihrem damaligen Besuche in St. Petersburg, wo man, wie er beiläufig bemerkte, wegen des von Preußen beantragten deutschen Parlamentes auf Bismarck erzürnt sei. Kurz, der mir in Stuttgart an hoher und höchster Stelle zu teil gewordene Empfang war in jeder Beziehung der günstigste.

Nachdem schon am folgenden Tage mein Vertrag mit der Regierung zum Abschlusse gekommen war, gedachte ich ohne Zeitverlust nach Wien zurückzukehren, um die Uebersiedelung meiner Familie zu bewirken, als Herr von Varnbüler mir eröffnete, daß er, in Uebereinstimmung mit dem Könige, für mich eine Mission nach Paris habe, wohin meine unverzügliche Abreise gewünscht werde.

Man hatte für mich einen Auftrag von zweifelhaftestem Erfolge. Ich sollte als simpler deutscher Patriot und Vertrauensmann der württembergischen Regierung an den Kaiser zu gelangen suchen, um diesen für eine Politik zur Erhaltung des Friedens zwischen Oesterreich und Preußen zu gewinnen. Nach einigem Bedenken versprach ich, mein Glück versuchen zu wollen, und machte mich, mit zwei Briefen Varnbülers in der Tasche, von denen der eine an den württembergischen, der zweite an den englischen Gesandten am kaiserlichen Hofe gerichtet war, am 18. April auf den Weg. Beide Diplomaten, der Baron Wächter und der Lord Cowley, wurden darin gebeten, mir in meiner Absicht privatim behilflich zu sein. Bei Lord Cowley, welcher früher in Stuttgart akkreditiert gewesen, stützte sich mit dieser Zumutung Varnbüler auf ein Verhältnis persönlicher Freundschaft. Auf den Wunsch des Ministers hatte ich den einzigen vor der plötzlichen Abreise mir zur Verfügung stehenden Tag benutzt, für den englischen Diplomaten ein kurzes Memoire über die deutschen Angelegenheiten zu schreiben, wozu ich die englische Sprache wählte, um demselben einen ganz vertraulichen Charakter zu geben.

In Paris, wo ich am Morgen des 19. April ankam, machte ich unverzüglich dem Baron Wächter meinen Besuch, welcher mich, nach kurzer Besprechung, zum Lord Cowley begleitete und bei diesem allein ließ. Ich überreichte demselben Varnbülers Brief, sowie

mein Memoire, indem ich bemerkte, daß letzteres von mir zwar im Auftrage des württembergischen Ministers geschrieben worden sei und die Anschauungen der württembergischen Regierung enthalte, daß man aber in Stuttgart gewünscht habe, ihn mit diesen Anschauungen in der Form einer außeramtlichen Darstellung bekannt zu machen, deren Mitteilung den Zweck habe, ihn für meine Absicht zu interessieren. Der Baron Varnbüler habe geglaubt, es könne der englischen Politik nicht widersprechen, wenn der englische Gesandte auf privatem Wege es befördere, daß der Kaiser mir eine Audienz gewähre. Der englische Diplomat war anfangs etwas kratzbürstig. Vom deutschen Bunde wollte er nichts wissen. „The German Confederation is a mere idea" — sagte er. „In Deutschland" — sagte ich darauf — „gibt es in dieser Beziehung zweierlei Leute: solche, welche der Meinung sind, daß der Bund aufhören solle, und solche, welche dafür wirken wollen, daß er mehr werde als eine Idee, und ich gehöre zu diesen letzteren." — England, bemerkte der Gesandte weiter, werde in einem deutschen Kriege neutral bleiben, und Napoleon werde wahrscheinlich das nämliche im Sinne haben. „Ohne Zweifel" — entgegnete ich — „ist die Einmischung in fremde Angelegenheiten zu verwerfen, und Deutschland ist weit davon entfernt, eine Einmischung von seiten fremder Mächte zu wünschen. Es gibt aber eine Neutralität, welche in Wahrheit eine Intervention ist, wie z. B. die, durch welche England und Frankreich sich haben verleiten lassen, die südlichen Sezessionisten der Vereinigten Staaten als belligerents anzuerkennen. England und Frankreich haben sich in ihrer amerikanischen Politik geirrt und konnten sich möglicherweise auch in der deutschen irren. Beide haben die Kraft des Föderativsystemes unterschätzt und haben es zu bereuen. Das nämliche könne im Verhältnis zu Deutschland eintreten. Der Krieg in Deutschland, wenn er ausbreche, könne, wie der amerikanische, ein Sezessions- und Exekutionskrieg werden — a war of secession on the side of Prussia and a war of coercion on the side of the federation." — Lord Cowley wurde nachdenklich und räumte mir ein, daß England seine amerikanische Politik bereue. Ich besuchte ihn nachher noch einmal, wobei das politische Gespräch fortgesetzt wurde. Zur Er-

reichung meiner Absicht schien indessen der englische Diplomat nichts beitragen zu können, oder — was begreiflicher war — nichts beitragen zu wollen. Er beschränkte sich darauf, mir einigen Rat zu geben, welchen ich auch anderwärts erhielt.

Um mir die Audienz bei dem Kaiser zu verschaffen, wandte sich Wächter an den Grafen Bacciochi, erhielt aber von diesem die Antwort: „Sa Majesté regrette que Ses nombreuses occupations ne lui permettent pas de recevoir M. Froebel en ce moment." Wächter meinte, ich dürfe mich dadurch nicht abschrecken lassen, weitere Schritte zu thun. Seinem Rate folgend, meldete ich mich bei dem Kabinettschef des Kaisers, Herrn Conti, und wurde von diesem empfangen. Er wiederholte mir, daß der Kaiser mich kaum werde sprechen können. Ich bezog mich auf das „en ce moment" in der Antwort Bacciochis. — „Monsieur, ne vous trompez pas," — sagte er mir darauf — „c'est une forme de politesse." Indessen ließ sich der kaiserliche Kabinettschef doch in ein Gespräch mit mir ein. Der Inhalt seiner Aeußerungen ließ sich dahin zusammenfassen, daß der Kaiser sich nicht in die deutschen Angelegenheiten mischen wolle und also in einem Gespräche über dieselben keinen Zweck sehen könne. Auf verschiedene Entgegnungen von meiner Seite sagte er plötzlich: „Eh bien — que voulez vous? — pouvez vous le dire en peu de mots?" — Ich faßte nun meine Absicht in folgenden Worten zusammen: „Le parti fédéraliste en Allemagne, auquel j'appartiens, veut faire des états secondaires une Suisse monarchique, et désire que l'Empereur ne favorise pas un mouvement contraire." — Jetzt wurde Conti aufmerksam. „Schreiben Sie das als ein kleines Memoire, nicht über zwei Seiten lang, in Form eines Briefes an den Kaiser, mit Angabe Ihrer Wohnung, und stecken Sie den Brief in eine Briefbüchse." — Das Eis wäre damit gebrochen gewesen. Ich überlegte mir aber die Sache und kam zu dem Entschlusse, diesen Brief nicht zu schreiben.

Den Zweck meiner Mission betrachtete ich danach als verfehlt. Indessen fand ich am darauffolgenden Abend, vom Baron Wächter zum Diner geladen, mich mit dem späteren Senator, damaligen Deputierten des Moseldepartements, Herrn A. von Geiger zusammen

und hatte Gelegenheit, diesem, einem geborenen Pfälzer, welcher vom Augsburger Gymnasium her mit Louis Napoleon nahe befreundet war und in der Intimität des Kaisers geblieben ist, alles zu sagen, was ich dem Kaiser gesagt haben würde oder hätte schreiben können, und ich konnte sicher sein, daß er es dem Kaiser berichten werde. Ich hatte mir für mich selbst den folgenden Gedankengang auf ein Blatt Papier geschrieben, welches ich in meiner Brieftasche trug. „Das" — sagte ich, indem ich Herrn von Geiger das Blatt reichte — „habe ich dem Kaiser sagen wollen." Er steckte es ein und versicherte mich, daß er es am nächsten Morgen dem Kaiser überreichen werde. Es stand darauf geschrieben: 1. Der kommende deutsche Krieg wird von der einen Seite ein Sezessions-, von der andern ein Exekutionskrieg werden. Frankreich sollte nicht den in Amerika begangenen Fehler wiederholen, sein Interesse an die Sezessionspartei zu knüpfen. 2. Die Entstehung einer engeren Konföderation der südwestlichen Staatengruppe Deutschlands innerhalb des deutschen Systemes liegt im französischen Interesse so gut wie im deutschen, aber es muß dabei auf jeden direkten französischen Einfluß verzichtet werden. Das leiseste Einlenken in eine Rheinbundspolitik macht von deutscher Seite jedes Wirken in dieser Richtung unmöglich. 3. Ein solches politisches Ziel schließt auch die französische Rheingrenzenpolitik aus. Die engere Föderation der südwestdeutschen Staatengruppe bedarf im Verhältnis zu Oesterreich wie zu Preußen der Stärkung und kann keine Schwächung vertragen. Für Frankreich ist dabei nichts übrig. Frankreich würde sich nur zukünftige Gefahren bereiten, wenn es sich deutsches Territorium zueignen wollte. 4. Wenn eine Einheit auf parlamentarischem Wege versucht werden sollte, so würde, wie 1849 zu Stuttgart, davon nur ein Parlament der südwestlichen Staatengruppe übrig bleiben, und Frankreich würde sich nur der empfohlenen Bildung gegenüber sehen. 5. Von französischer Seite also sollten die deutschen Föderalisten der Triaspartei keine Verhinderung oder Erschwerung ihrer Absicht zu erwarten haben. — Ich glaube, daß das Blatt mit diesen Notizen dem Kaiser übergeben worden ist. Durch Geiger hat derselbe nachher in München und Stuttgart die Neutralität der süddeutschen Staaten im österreichisch-

preußischen Kriege empfohlen, was die Politik war, von welcher Von der Pfordten nur zum Scheine abgewichen ist. Auf das Programm zu einer neuen Gestaltung Deutschlands, welches vier Wochen nach meiner Anwesenheit in Paris Geiger von seiten des Kaisers nach Stuttgart und München brachte, komme ich weiter unten.

Hätte ich von einer Unterredung mit dem Kaiser eine größere Wirkung erwarten können, als ich verständigerweise erwarten durfte, es hätte für mich vielleicht immer noch Mittel und Wege gegeben, an ihn zu gelangen. Ich hätte dem Zwecke aber einige Zeit widmen müssen. Der österreichische Botschafter, welchem ich meinen Besuch machte, interessierte sich lebhaft für meine Absicht. Fürst Metternich meinte, ich solle nach Stuttgart zurückkehren und mit einem Briefe des Königs Karl an den Kaiser wiederkommen; das hätte indessen meiner Sendung einen Charakter gegeben, an welchen man in Stuttgart schwerlich gedacht hatte, und wäre ein Schritt gewesen, den man eben vermeiden wollte. Während ich mich aber mit dem Fürsten unterhielt, ging die Fürstin, aus dem Garten durch das niedrige Fenster hereinsteigend, durch das Zimmer. Ich wurde ihr nicht vorgestellt; aber tags darauf fand ich in meinem Hotel eine Karte mit „L'Ambassadrice d'Autriche". Ich meldete mich bei der Fürstin, die ich nicht zu Hause fand, und gleich darauf reiste ich ab. Wäre ich länger geblieben, die Fürstin Metternich würde mir vielleicht bei dem Kaiser Zutritt verschafft haben.

Zweier Personen, die ich damals in Paris kennen lernte, muß ich noch gedenken. Herr von Geiger lud mich mit Wächter zu einem Frühstück im Café Riche ein, bei welchem ich Emil Ollivier fand. Ich werde an diese Bekanntschaft später wieder anzuknüpfen haben. Interessanter als diese war mir damals die Bekanntschaft Neffzers von der Redaktion des „Temps". Ich fand einen ganzen Elsässer, mit viel von einem Schweizer, und es war mir merkwürdig, daß seine Politik feindlicher gegen Frankreich war als die meine. Er gestand mir offen, daß er großpreußisch-deutscher Centralist sei. Die Einheit Deutschlands müsse Europa retten, sagte er mir, wobei er ohne Zweifel den französischen Imperialismus im Sinne hatte. Er hoffte auf den Sturz des Kaiserreiches durch einen Krieg mit dem

preußisch gewordenen Deutschland. Ich dachte damals nicht, daß sich die Hoffnung des Mannes erfüllen würde.

Nach einem siebentägigen Aufenthalte in Paris war ich am 27. April wieder in Stuttgart, stattete Herrn von Varnbüler und tags darauf dem Könige Bericht über das Ergebnis meiner Sendung ab, mietete dann für mich und meine Familie eine Wohnung und kehrte nach Wien zurück, um die Meinigen abzuholen.

3.

Zum Abschied nach Wien mit Auftrag an den Grafen Mensdorff. Unterredung mit diesem. Baron Geiger in Stuttgart und München und ein deutsches Programm Napoleons III. Briefwechsel mit dem Vertrauten des Kaisers. Unterredung mit dem Könige von Württemberg. Von der Pfordten. Das Gefecht bei Kissingen. Prinz Karl von Bayern. Programm der württembergischen Demokraten.

Mein Abschied von Wien, mit welchem mehrjährige politische Bestrebungen ihren äußeren Abschluß erreichten, war mit einem durch seine innere Nichtigkeit mir unlieben Auftrage des württembergischen Ministers an den Grafen Mensdorff verbunden, dessen ich gar nicht gedenken würde, wenn er mir nicht Veranlassung zu einem erwähnenswerten Gespräche mit dem Grafen gegeben hätte. Es sollte nach Varnbülers Vorschlage noch ein Vermittelungsversuch zwischen Preußen und Oesterreich gemacht werden. Preußen sollte die von ihm früher geforderten Rechte in Schleswig-Holstein erhalten. Der Sohn des Prinzen Friedrich sollte unter Vormundschaft des deutschen Bundes Herzog von Schleswig-Holstein werden. Bayern sollte die Vermittelung übernehmen, Oesterreich die Grafschaft Glatz, Württemberg wegen Eisenbahnzügen das Fürstentum Hohenzollern bekommen. Ich wußte, daß so etwas undenkbar war, und übernahm den Auftrag nur, weil ich zugleich wußte, daß derselbe kein Uebel stiften könne. Schwerlich ist es auch dem württembergischen Minister Ernst damit gewesen; er hat ohne Zweifel nur Rußland einen Gefallen zu thun gehabt. Sein Schwiegersohn, der Baron von Spitzemberg, hatte, von

Petersburg kommend, schon früher ein ähnliches Projekt nach Wien bringen müssen. Varnbüler betrieb die Sache, wie die Politik überhaupt, ganz kavaliermäßig, als eine kleine Diversion und politische Unterhaltung.

Natürlich beschränkte ich mich in meiner Unterredung mit Mensdorff nicht auf den Vorschlag, dessen Unzulänglichkeit ich unmittelbar selbst anerkannte. Ich sprach mich über die ganze Lage der Dinge in meiner eigenen Weise aus. Ich trug vor, daß der Friede nur durch eine Verständigung mit Preußen erhalten werden könne, in deren Folge dieses den Nordosten Deutschlands unter seine unbestrittene Hegemonie bekomme, wobei für Oesterreich und die übrigen deutschen Staaten nichts zu wünschen übrig bleibe, als daß diese Hegemonie eine gemäßigte föderative Form annehme. Der Graf Mensdorff hörte meine Beurteilung mit lebhafter Zustimmung an. Er freue sich, sagte er, einen unabhängigen Mann Ansichten aussprechen zu hören, mit denen er leider im österreichischen Kabinett allein stehe. Aber es sei zu alledem zu spät. Oesterreich sei von Preußen zu tief gekränkt worden, und mit Füßen könne man sich nicht treten lassen.

Der österreichische Minister fragte mich, wie man in Süddeutschland denke und spreche. „Die Regierungen" — erwiderte ich — „sind entschlossen, mit Oesterreich zu gehen, sofern dieses sich auf dem Boden des Bundes bewegen will. Sie wünschen sodann sicher zu sein, daß Oesterreich nicht von diesem Boden wieder auf den der Großmachtspolitik zurückspringt. Sie möchten sicher sein, daß nicht auf eine neue Bregenzer Verabredung ein neues Olmütz folgt, wo sie nichts mitzureden haben." — „Das kann niemand den Mittelstaaten verdenken" — entgegnete der Minister. — „Sie haben ein Recht, das zu verlangen." — „Was die im Volke herrschenden Ansichten betrifft," — fuhr ich fort — „so sind diese im großen und ganzen wohl noch entschiedener und rückhaltloser für Oesterreich, als die Auffassungen der Regierungen. Aber man hat im Volke wenig Zutrauen zu den undeutschen Namen des Wiener Kabinetts. ‚Da heißt einer Belcredi,' — hörte ich sagen — ‚ein andrer Larisch, ein dritter Esterhazy, — was verstehen diese Männer von unsern An-

schauungen, Gefühlen und Wünschen!'" — „Die Menschen haben recht" — erwiderte Mensdorff. — „Ich heiße zwar selbst Mensdorff-Pouilly, aber ich bin doch ein wirklicher Deutscher."

Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß das Gespräch keine praktischen Wirkungen haben konnte.

Am 16. Mai war ich mit meiner Familie in Stuttgart, wo ich gleich an einem der ersten Tage einen Brief des Barons Geiger in Paris erhielt, welcher im Auftrage des Kaisers nach Stuttgart zu kommen im Begriffe war, mit der Absicht sich von da nach München zu begeben. Varnbüler beauftragte mich, ihn auf dem Bahnhofe zu empfangen und zu hören, was er wolle. Er hatte von seiten Napoleons III. ein die deutschen Angelegenheiten betreffendes Programm zu bringen, zu dessen Verwirklichung eine Konferenz in Paris vorgeschlagen wurde. Nach der Idee des Kaisers der Franzosen aber sollte der Deutsche Bund in folgender Art umgestaltet werden. Neben Oesterreich und Preußen sollten nur die Königreiche erhalten bleiben, denen ein neues — das Königreich Burgund — hinzugefügt wird. Hannover dagegen sollte verschwinden. Die andern Bundesstaaten sollten verteilt werden. Preußen sollte Hannover, einen Teil von Kurhessen, Schleswig-Holstein, Braunschweig, die beiden Mecklenburg und einige der kleineren erhalten; Bayern einen Teil von Baden; Württemberg den andern Teil dieses Landes und außerdem Hohenzollern; Sachsen die sächsischen Herzogtümer und thüringischen Fürstentümer mit Reuß. Die badische Dynastie sollte, wie die hannöverische, leer ausgehen; die großherzoglich hessische aber das Königreich Burgund bekommen, zu dessen Bildung Rheinpreußen und Westfalen verwendet werden sollten. Das Haus Thurn und Taxis, für dessen burgundische Projekte die Regensburger Staatsmänner in partibus so gut gewirkt zu haben wähnten, war gänzlich vergessen. — Oesterreich, Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg und Burgund, sowie ein aus Hamburg, Lübeck, Bremen und Oldenburg bestehender Hanseatischer Bund, sollten den neuen Deutschen Bund ausmachen, der eine parlamentarische Einheit erhalten sollte. Unter der Bedingung der Erhaltung des Friedens auf Grundlage dieser Gestaltung wollte der Kaiser der

Franzosen auf jeden Gedanken einer Gebietserwerbung am Rheine verzichten. — —

Ich berichtete Varnbüler über diesen naiven Plan, welcher mir sehr danach aussah, in Geigers Kopfe entstanden zu sein und nur Napoleons Zustimmung zu einer Probe erhalten zu haben, wie derselbe da und dort aufgenommen werden würde. Der Minister wollte zuerst meine Meinung darüber hören. Ich sagte, ein Zustand, wie der projektierte, wenn er bestände, würde mir besser als der jetzige zu sein scheinen. Der Plan sei aber ein echt französisches Fabrikat, — oberflächlich gedacht, willkürlich, radikal, ohne Berücksichtigung deutscher Bedürfnisse. Zudem könne der Kaiser unmöglich glauben, daß derselbe auf friedlichem Wege ausgeführt werden könne, was er doch zur Bedingung mache. Der Ausgang eines Krieges aber sei unbekannt, und wenn ein solcher für die deutschen Einheitsbestrebungen günstig verlaufe, lasse sich etwas Besseres machen. Indessen könne der Gedanke vielleicht einstweilen in Paris von Schlimmerem zurückhalten.

Geiger und Varnbüler haben darauf am Abend eine lange Unterredung gehabt, und der französische Emissär ist mit dem württembergischen Minister sehr zufrieden gewesen. Varnbüler ist auf den napoleonischen Gedanken eingegangen; ich glaube aber schwerlich im Ernste. Ich sagte ihm, daß es im praktischen Sinne darauf ankomme, was der Kaiser der Franzosen beabsichtige, wenn der Friede nicht zu erhalten sein sollte.

Von Stuttgart ist damals Geiger nach München gegangen. Ob er dort das nämliche wie in Stuttgart vorgebracht und wie es aufgenommen worden, habe ich nicht erfahren. Er ist auf dem Rückwege wieder durch Stuttgart gekommen, hat mit Varnbüler auf dem Bahnhofe und mit mir zwei Stationen weit auf der Eisenbahn sich unterhalten, mir aber nur ganz allgemein seine Zufriedenheit mit Pfordten ausgesprochen, und wenn der württembergische Minister von ihm etwas Näheres über die Aufnahme erfahren hätte, welche das französische Projekt bei dem bayerischen gefunden, würde er es mir nicht vorenthalten haben. Angenehm müssen in München wohl die Eröffnungen des vertrauten Emissärs gewesen sein; denn in dem

vom 30. Oktober datierten Schreiben, mit welchem Pfordten die Zusendung des Sternes zum Komthurkreuze des Michaelsordens an den Baron Geiger begleitet, und welches dieser, ich weiß nicht recht weshalb, zu meiner Kenntnis mir im Originale von Paris nach Stuttgart beigeschlossen hat, ist auf den Besuch in München Bezug genommen, und ich müßte mich sehr irren, wenn nicht von französischer Seite großbayerischen Gelüsten geschmeichelt worden wäre. Gegen den Verdacht des Einverständnisses mit Preußen konnte Geiger freilich, wie er es in Briefen an mich gethan, mit allem Rechte den Herrn Von der Pfordten verteidigen, sofern er sich darunter ein Einverständnis zum Nachteile Bayerns vorstellte. Ein Einverständnis dagegen, in welchem der Vorteil Bayerns sich mit dem Vorteile Preußens auf Kosten andrer Bundesstaaten begegnete, entsprach ganz und gar der damaligen Politik Napoleons III., über welche das an die Bedingung der Erhaltung des Friedens geknüpfte Programm, welches Geiger nach Stuttgart gebracht, keine unmittelbare und offene Belehrung enthält. Das für Frieden und Krieg sich gleichbleibende Ziel dieser Politik war kein andres, als Oesterreich durch Preußen und Preußen durch Südwestdeutschland an zu großer Machterwerbung zu hindern, und durch ein großes Bayern hätte der Zweck so gut oder vielleicht besser als durch einen süddeutschen Bund erreicht werden können. Aber die Gründung eines neuen Königreiches Burgund blieb dabei wesentlich, und Napoleon III. ist darauf etwas später, zur Zeit der aus der Luxemburger Angelegenheit drohenden Kriegsgefahr, auch zurückgekommen, wie ich durch einen Brief Geigers zeigen werde. Ohne allen Zweifel hatte aber der Frankfurter Fürstentag den Kaiser der Franzosen veranlaßt, die Gefahr eines zu großen Machterwerbes mehr bei Oesterreich als bei Preußen zu sehen, welches letztere auch bei Beginn des Krieges von ihm als die schwächere Partei angesehen worden ist, so daß er für nötig gehalten hat, ihm unter der Hand zu Hilfe zu kommen. Ohne Zweifel im Auftrage des Kaisers schrieb mir damals Geiger, ich möge in München warnen, nicht aktiv auf die österreichische Seite zu treten; die Wittelsbacher Dynastie spiele dabei um ihre Krone. Die letzten Worte sollten offenbar nur durch die Unklarheit der Gefahr erschrecken und ließen

eine zweiseitige Erklärung zu; immer aber waren sie zum Nachteile Oesterreichs und zum Vorteile Preußens gesprochen. Wenn aber der bayerische Minister an dem Kaiser der Franzosen keinen Gegner seiner Großmachtspolitik gehabt hat, so ist Ludwig II. ganz gewiß an derselben unschuldig gewesen, und hat so anständig gedacht wie der König Karl, welcher, wie Varnbüler mir berichtete, nur ungern von einem Projekte gehört, welches ihm Vorteile auf Kosten von Bundesgenossen versprach. Der württembergische Minister aber fand dieses Projekt, so gern er theoretisch darauf eingegangen, zu gefährlich, als daß er sich weiter damit hätte befassen mögen.

Meine Bekanntschaft mit Geiger hatte im weiteren Verlaufe der Dinge einen politischen Briefwechsel zur Folge, welcher durch den Umstand, daß mein Pariser Korrespondent der Vertraute des Kaisers war, einen gewissen Grad von historischer Bedeutung erhalten hat. Ich muß es bedauern, daß aus meiner reichen Briefsammlung die interessantesten Briefe Geigers zugleich mit einem die Zeit bald nach dem Kriege betreffenden Bändchen meiner Tagebücher verschwunden sind, — eine Thatsache, welche keinem Zufalle zugeschrieben werden kann, und welche um so auffallender ist, als mir auch die darauf bezüglichen Konzepte meiner an Geiger gerichteten Briefe fehlen. Da ich meine zahlreichen Papiere mit in Amerika gehabt, wo sie während meiner Reisen in Nicaragua, Mexiko und dem fernen Westen der Vereinigten Staaten von in New York wohnenden Freunden aufbewahrt wurden, nachher auch einige Jahre lang in Deutschland, allerdings wohlverpackt, einen Platz im Magazin eines Spediteurs gehabt haben, so ist an dem Fehlen nichts merkwürdig, als daß es gerade zusammengehörige Stücke von besonders interessantem, auf bestimmte Zeitverhältnisse bezüglichem Inhalte betrifft.

Von einem der verschwundenen Briefe Geigers besitze ich die Abschrift des Einganges, den ich hier mitteile, weil er die Bedeutung dieses Briefwechsels kennzeichnet. Der Brief ist vom 22. Juni 1866 und die Stelle lautet: „Votre lettre du 19 qui m'est parvenue hier m'a paru tellement importante que je suis allé de suite la communiquer à S. M. Je lui ai lu et relu les passages saillants

et il m'a souvent interrompu par les mots ‚c'est très curieux, très intéressant, très juste'. Lui même a lu votre article excellent du 16 que je lui avais apporté, et en a temoigné une grande satisfaction . . . Tout ce que vous dites est profond et élévé. S. M. l'a bien compris ainsi, et votre nom a dû se graver dans sa mémoire. . . .“ Ich bedaure, daß mit dem Originale des Geigerſchen Briefes, dem dieſe Stelle entnommen iſt, auch das Konzept meines eigenen vom 19. Juni mir abhanden gekommen. Es würde nicht ohne hiſtoriſchen Wert geweſen ſein, wenn ich hätte zeigen können, welche Anſichten über die deutſchen Verhältniſſe in ihrem Zuſammenhange mit der großen Politik von ſeiten des Kaiſers der Franzoſen damals eine ſo lebhafte Zuſtimmung hervorgerufen haben. Der Artikel vom 16. Juni, deſſen Geiger erwähnt und deſſen Inhalt die gleiche Zuſtimmung gefunden hat, iſt wahrſcheinlich in der „Allgemeinen Zeitung“ erſchienen. Ich habe faſt alle meine Beiträge zu dieſem Blatte (hinter dem Zeichen 4) aufgehoben, finde aber gerade dieſen auch nicht in der Sammlung. Wie ich nach dem Kriege die deutſchen und franzöſiſchen Intereſſen im Verhältnis zu einander aufgefaßt habe, bin ich jedoch in der Lage, belegen zu können. In einem vom 28. November 1866 datierten Briefe an mich hatte Geiger von einem état intermédiaire et neutre zwiſchen Frankreich und Preußen geſprochen, auf den die franzöſiſche Politik in einiger Zeit — er bezeichnete 1868, woraus dann 1870 geworden iſt — zurückkommen werde. Es war eine Wiederholung des Königreiches Burgund in dem nach Stuttgart gebrachten franzöſiſchen Programm und eine Wiederholung der Suisse rhénane oder fluviatile, von der mir viele Jahre früher der alte Arago geſprochen, — eine damalige fixe Idee der Franzoſen. Darauf antwortete ich in einem von Stuttgart, den 12. Dezember 1866 datierten Briefe an Geiger wie folgt: „La politique française à l'égard des affaires de l'Allemagne, telle que vous me l'avez exposé dans votre lettre du 28 nov., est loin de me satisfaire. La création d'un état neutre, intermédiaire entre la France et la Prusse, est impossible en temps de paix, et comme l'idée n'offre aucun avantage à nos états du Sud, elle ne peut pas exercer une influence favorable à la politique que

ceux-ci tacheront de suivre en cas de guerre. Si la politique française ne sait pas favoriser une autre formation et n'a que celle-là à proposer en 1868, je suis convaincu que la France servira mieux ses propres intérêts en s'abstenant de toute intervention et en laissant la Prusse procéder librement dans son œuvre de l'unification de toute l'Allemagne extra-autrichienne. Si la France avouerait franchement et publiquement une telle politique, elle assurerait l'amitié de la Prusse, tandis qu'en même temps elle pourrait favoriser, de tous ses moyens, la consolidation de l'Autriche et l'expansion de cette puissance vers l'est. Ce serait un tout autre système que celui qui nous a été en commun jusqu'à présent; mais il me parait être le seul qui reste à adopter. Il sera le chemin vers une triple alliance de la France, l'Autriche et l'Allemagne, — alliance qui sera l'assurance contre une coalition anti-française sans cela toujours possible, et contre une solution de la question orientale dans un sens contraire aux intérêts français. Dans cette combinaison la sécurité de la France, vainement cherchée dans la création d'un petit état intermédiaire et neutre, consisterait — et serait bien fondée — dans la puissance autrichienne, antagoniste de nature tant à la Prusse qu'à la Russie, mais conciliée alors avec la première contre la seconde par la médiation de la France même."

Geigers Erwiderung auf dieſe Aeußerungen iſt bezeichnend für die Politik Napoleons III. Unterm 18. Dezember ſchrieb mir der Vertraute des Kaiſers einen Brief, welcher die folgenden Stellen enthält: „... l'alliance avec la Prusse et l'Autriche est une autre affaire importante; ce serait certes ce qu'il y a de plus rationnel dans l'intérêt de la civilisation et de l'Europe centrale; le comprendra-t-on? peut-être en haut, mais le peuple? — ... Vous avez raison de dire que la création d'un état entre nous et le Rhin ne constituait pas une sécurité, mais c'etait un magnifique trompe-l'œil à offrir à la nation; c'est pour cela, nous qui voulons la paix, l'avions proposé; et au lieu de cette modeste satisfaction les Prussiens sont à Luxembourg qui de droit ne leur appartient pas, ni même à l'Allemagne ..."

Im übrigen enthalten die mir noch übrigen Briefe Geigers manche interessante Einzelheiten. So schreibt er über Von der Pfordten (Brief vom 28. Nov. 1866): „Le doute sur la conduite de V. d. Pf. m'est des plus pénibles . . . où peut-il vouloir aboutir? car ce n'est pas un homme à la . . . . que l'on a pû gagner par l'argent." Und ein früherer Brief (vom 1. Nov.) enthält über die Kaiserin Eugenie die wahrhaft prophetische Stelle: „Votre dernière . . . m'est parvenue à Nancy . . . J'ai passé les 4 jours avec notre gracieuse dame, et deux fois nous nous sommes entretenus des événements accomplis, hélas! elle a souffert du résultat, car au fond elle sympathise avec la politique la plus dangereuse, je crois, pour sa dynastie; ses raisons sont fausses et ses illusions seront cruellement détruites." —

Von Stuttgart aus hätte ich unter andern Umständen auf die Politik der süddeutschen Staaten einigen Einfluß ausüben können. Am 3. Juli, zufällig dem Tage der Entscheidungsschlacht von Königgrätz, an welchem Varnbüler in seiner Familie am Morgen sich österreichischer Erfolge freuen zu können glaubte und am Abend eben so demonstrativ sich preußischer Erfolge freute, ließ der König mich rufen. Er sprach von den Nachrichten, welche vom Kriegsschauplatze eingegangen waren, und sagte, er wünsche über die Lage „das Urteil eines unabhängigen Mannes" zu hören. Ich mußte mein Urteil aussprechen und that das frei nach meiner Ueberzeugung. „Ich würde" — sagte ich — „einen unbedingten Sieg Oesterreichs nicht für ein Glück halten . . . Nach meinen Anschauungen soll so wenig Oesterreich wie Preußen über Deutschland herrschen. Unsre nationale Einheit soll in der Form eines zweckmäßig ausgebildeten Föderativsystemes hergestellt werden. Aber es ist nicht unrichtig, daß, wie mir einer der verständigsten württembergischen Demokraten bemerkt hat, das nur mit Hilfe einer nationalen Volksvertretung geschehen kann, und ich bin der Meinung, daß damit in den sich enger vereinigenden Staaten des deutschen Südwestens der Anfang gemacht werden kann. Auf Hannover und die andern Staaten des Nordens, welche thatsächlich Preußen verfallen sind, darf dabei nicht gerechnet werden. Daß Preußen sich territoriell konsolidieren und arrondieren

will, muß bei objektiver Beurteilung als natürlich betrachtet werden, und man soll ihm dazu verhelfen, damit es nicht im ganzen deutschen Staatensysteme ewige Unruhe stiften muß. Wenn es aber zu einer positiven Gestaltung kommen soll, müssen nach meiner Ueberzeugung die Fürsten selbst sich unmittelbar und persönlich an ihre Völker wenden." – Der König schien den allgemeinen Gedanken nicht ungern zu vernehmen; aber dem persönlichen Auftreten der Fürsten stimmte er nicht bei. — Nachdem ich mich noch über die auf Deutschland bezügliche Politik Napoleons III. und über andre Rücksichten der auswärtigen Politik geäußert, entließ mich der König mit dem Wunsche, ich möge ihm meine Ansichten schriftlich mitteilen. Ich hätte unverzüglich entsprochen, wenn die Entscheidung von Königgrätz nicht meine Feder zurückgehalten hätte. Zwar brachte ich vierzehn Tage später ein Schreiben an den König zu Papier, konnte mich aber nicht entschließen dasselbe seiner Bestimmung zuzuführen. Ueber den Inhalt desselben sind die Ereignisse hinweggegangen; indessen kann ich mich nicht enthalten, eine Stelle desselben hier anzuführen, weil diese einen Rat enthält, welcher nachher, wie ich an rechter Stelle erwähnen werde, obschon in einer ganz veränderten Sachlage, und wohl auch in ganz andrer Form, von bayerischer Seite befolgt und damit für die Gestaltung der Dinge in Deutschland entscheidend geworden ist. Mein nicht übergebenes Schreiben an den König von Württemberg also hat die folgende Stelle enthalten:

„Wie es mir scheint, würden Ew. Majestät durch ein an den König von Preußen gerichtetes Schreiben manchen Gefahren der Lage begegnen und manchen Anforderungen derselben gerecht werden können. Dieses Schreiben sollte sagen, Ew. Königliche Majestät seien bereit, dem großen Werke einer den nationalen Bedürfnissen entsprechenden Gesamtverfassung Deutschlands diejenigen Souveränitätsrechte zu opfern, deren Behauptung mit diesem Werke unverträglich sei. Ew. Majestät seien bereit, unter Mitwirkung der Volksvertretung Ihres Landes sich darüber mit dem König von Preußen zu einigen und diesen als Oberhaupt eines deutschen Bundesstaates mit nationaler Volksvertretung anzuerkennen."

Das Konzept dieſes Schreibens iſt vom 16. Juli datiert. Ich weiß nicht mehr, was mich beſtimmt hat, auf die Ueberreichung zu verzichten. Ohne Zweifel würde aber der König auch meinen Rat nicht befolgt haben, und die raſche Entwickelung der Dinge ging darüber hinweg.

Das mir vom König bewieſene Vertrauen fing übrigens bald an, eine kleine Eiferſucht zu erregen. In einer im Juni ſtattgehabten Hofſoirée hatte der König zu mir geſagt: „Ich wünſche, daß die Königin Sie kennen lernt.“ Natürlich ſäumte ich nicht, mich bei derſelben melden zu laſſen, erhielt aber darauf nie einen Beſcheid, ohne Zweifel, weil die Meldung gar nicht an die hohe Frau gelangte. Herr von Varnbüler, dem ich ungeſchickt genug war, die Aeußerung des Königs mitzuteilen, und welcher mit der Königin ein wenig in ruſſiſcher Politik machte, ſcheint nicht gewünſcht zu haben, daß ich derſelben nahe komme. Für Varnbüler war das Verhältnis zur Königin eine Lebensfrage. Der König hatte perſönlich eine Abneigung gegen ſeinen Miniſter, und dieſer verdankte, wie ihm ſehr wohl bekannt war, ſeine Stellung dem Einfluſſe der Königin. Als ich den Inhalt der erwähnten Unterredung mit Sr. Majeſtät nach hohem Auftrage Herrn von Varnbüler mitteilte, ſprach dieſer mit mir ausführlich über den politiſchen Einfluß der hohen Gemahlin, welchem der König zwar bis auf einen gewiſſen Grad widerſtrebe, auf welchen aber er — der Miniſter — doch ſeine Politik gründe; und er leugnete nicht, daß in dieſem Einfluſſe ruſſiſche Politik wirkſam ſei. Er ſtand nicht an einzugeſtehen, daß er durch dieſen Einfluß in ſeiner Stellung ſei und ſich in derſelben erhalte, und bekannte offen, daß er in dem Verhältnis zu Rußland die einzige Sicherheit gegen eine weitere Ausdehnung der preußiſchen Herrſchaft ſehe. Der König folgte andern politiſchen Anſchauungen. Ich war durch Geiger der Vermittler franzöſiſcher Verbindungen und Einwirkungen. Ruſſiſcher und franzöſiſcher Einfluß, von denen nur praktiſch der eine ſo wenig wie der andre zu bedeuten hatte, waren alſo in Stuttgart durch Varnbüler und meine beſcheidene Perſon vertreten, und ich war durch das mir vom Könige gewährte Vertrauen eine Art von Nebenbuhler Varnbülers geworden.

Als am 10. Juli der Telegraph die Nachricht von dem Gefechte bei Kissingen brachte, sagte mir Varnbüler: „Pfordten hat Befehl gegeben, unter allen Umständen eine Schlacht zu liefern, weil er sich sonst nicht halten könne. So sind die Menschen! — Erst hat Pfordten nichts gethan, nun opfert er Menschen, um Minister zu bleiben!“ — Ich zweifle indessen nicht, daß der württembergische Minister dem bayerischen tiefer in die Karten gesehen, als aus dieser sehr oberflächlichen Aeußerung zu erhellen scheint. Auch über andre sehr zweideutige Vorgänge jener Tage äußerte sich Varnbüler bei dieser Gelegenheit. Der Prinz Alexander von Hessen — sagte er mir — habe vom Prinzen Karl von Bayern die Zumutung erhalten, sich zum Zwecke einer Anstandsschlacht bei Kissingen mit den Bayern zu vereinigen, also sich schlagen zu lassen, wobei Frankfurt hatte preisgegeben werden sollen. Der Prinz Alexander habe aber nicht entsprochen. In Bezug auf den Prinzen Wilhelm von Baden äußerte Varnbüler, daß er von einer Intrigue der beiden badischen Prinzen Karl und Wilhelm zu Gunsten Preußens überzeugt sei. Sie sei hinter dem Rücken Edelsheims und wahrscheinlich auch des Großherzogs gespielt worden. Dalwigk habe dem Herrn von Edelsheim einen Bericht vorgelesen, bei welchem dieser vor innerer Bewegung und Empörung rot geworden sei.

Die Geschichte geht zuweilen schmutzige Wege. Erreicht sie ein erfreuliches Ziel, so wäscht sie sich die Stiefeln und thut, als wäre sie auf dem reinlichsten Pfade dahin gelangt. So hat sie es in Italien gemacht und so in Deutschland. Wir freuen uns heute dessen, was der Sommer von 1866 auf nicht ganz reinlichem Wege dem Ziele näher geführt hat. Aber wenn das alte „Erkenne dich selbst“ ein Weisheitsspruch ist für den einzelnen Menschen, so ist es auch ein Spruch der Weisheit für die Nationen, und auch wir sollen uns nicht selbst belügen mit dem wohlgefälligen Glauben, daß es nur patriotische Tugenden gewesen, denen wir 1866 die Annäherung an das Ziel eines besseren nationalen Zustandes verdankt haben. Daß im genannten Jahre nicht nur von Bayern, sondern auch von Baden und — nur etwas anständiger — von Württemberg, unter

geheimem Einverständnis mit Preußen ein bloßer Scheinkrieg geführt worden ist, mit welchem haltlose Politiker ihr gebrechliches Schiff zwischen der Scylla verräterischer Verpflichtungen und der Charybdis der öffentlichen Meinung ihrer Länder hindurch gebracht haben, ist eine historische Thatsache, die, sie mag zu noch so nützlichen Ergebnissen geführt haben, uns nicht zur nationalen Ehre gereicht. Eine macchiavellistische Politik mag Verräter benutzen; aber sie verachtet auch den Verräter, welcher ihr dient. Ohne Zweifel hat unter den damaligen süddeutschen Ministern Von der Pfordten die am wenigsten ehrenhafte Rolle gespielt, und wenn er, wie mir Varnbüler erzählt hat, bei den Nikolsburger Verhandlungen von Bismarck mit demonstrativer Geringschätzung behandelt worden ist, so ist ihm das nicht unverdient geschehen. Nach Varnbülers Erzählung hat der gebietende preußische Staatsmann den bayerischen auf nachts halb zwei Uhr zur Audienz bestellt, und bei der Verhandlung hat Bismarck über alles mögliche — über Jagd, Pferde und andre nicht zur Sache gehörige Dinge, und nur dazwischen beiläufig vom Frieden gesprochen, was dem Herrn Professor-Minister nicht als eine passende Behandlung wichtiger Staatsgeschäfte erschienen ist und ihn tief gekränkt hat. Varnbüler, welcher gleichzeitig mit Pfordten zugegen gewesen, hat sich in diesen seiner Natur verwandten Ton zu finden gewußt, hat zwischen allen den fremdartigen Unterhaltungsgegenständen seinen Zweck im Auge behalten, die Punkte der Uebereinkunft am Ende des Gespräches rekapituliert und schriftlich aufgesetzt und ist fertig gewesen, bevor Pfordten angefangen.

Wenn in Bezug auf die damalige Kriegführung der Prinz Karl von Bayern als Oberkommandant des 7. und 8. Armeekorps der Bundestruppen mit Recht harten Tadel hat über sich ergehen lassen müssen, so glaube ich, daß es ihm nicht an Ehrenhaftigkeit, wohl aber an Urteil gefehlt hat, was um so nachteiliger wirken mußte, als bei ihm die Beschränktheit doktrinär war. In München wurden mir dafür von zuverlässiger Seite bald nach dem Gefechte von Kissingen bezeichnende Beispiele erzählt. Eine im Hauptquartier des Prinzen anwesende Zivilperson habe im Gespräche den Ausdruck

„Krieg" gebraucht. „Krieg?" — habe der Prinz entgegnet. — „Wir führen keinen Krieg! — Wenn wir Krieg führten, würden wir nur das Geschäft Frankreichs und der Demokraten verrichten." Und als Von der Pfordten „aus politischen Gründen" durchaus eine Schlacht verlangte, weil er bei dem wachsenden öffentlichen Mißtrauen überzeugt war, sich sonst keine vierundzwanzig Stunden länger im Amte erhalten zu können, habe Prinz Karl geantwortet: die militärischen Gründe seien dagegen; wenn politische Gründe eine Schlacht geböten, so sei das etwas andres, und eine Schlacht werde geliefert werden. Man weiß, wie das dann geschehen ist, obschon ich nicht mehr weiß, wie viele Bayern für die politischen Gründe des Herrn Von der Pfordten, welche keinen Sieg vertrugen, haben sterben müssen. Für die Feldherrntalente des Prinzen aber ist die folgende, mir gleichfalls in München als wahr verbürgte Anekdote bezeichnend: Auf dem Marsche des 7. Armeekorps war das Hauptquartier endlich an einen Punkt gelangt, wo kein Telegraph war. „Gottlob!" — sagte der Prinz zum Feldpostmeister — „daß ich endlich einmal den verfluchten Telegraphen hinter mir habe. Jetzt, Postmeister, schicken Sie mir alle vierundzwanzig Stunden immer zur nämlichen Zeit meine Depeschen. Und im übrigen will ich meine Ruhe haben." — Genau wie jener echte Ur-Bajuvare, den ein Reisender wiederholt umsonst nach dem rechten Wege fragte, und der endlich, statt den bescheidenen Wunsch des Fremden zu erfüllen, ergrimmt die Antwort gab: „I bin a Altbair, und a Ruh will i hob'n" — oder wie der Schiffsmann, welcher, indem er mich und meine Familie über den Starnberger See fuhr, über die Verderbnis der Menschen philosophierte und damit schloß, er wolle gern arbeiten und seine Steuern bezahlen, aber „a Ruh" wolle er haben. — Als mir einige Tage nach der Schlacht von Kissingen der Baron Spitzemberg, Kammerherr des Königs, in einer Straße Stuttgarts begegnete und mit trübseligem Gesichte sagte: „Der Prinz Karl scheint auch den Kopf verloren zu haben," — konnte ich eine respektswidrige Frage nicht unterdrücken.

Ich hatte bei dieser Gelegenheit eine weitere Straßenunterhaltung mit Herrn von Spitzemberg. „In der gestrigen Volksver-

ſammlung“ — äußerte er — „haben ſich ja die Roten ſehr anſtändig benommen.“ — „Weshalb“ — fragte ich — „nennen Sie dieſe Männer die Roten?“ — „Das iſt ſo ein Ausdruck, — ich glaube ſelbſt nicht, daß er paßt“ — erhielt ich zur Antwort. „Dieſe Männer“ — ſagte ich darauf — „ſind ſehr wohlmeinende, verſtändige Männer, gegen die man nicht unnötiges Mißtrauen unterhalten ſollte. Es kommt ihnen nicht in den Sinn, den Thron umſtürzen oder Blut vergießen zu wollen.“ — Ich hatte gerade damals viel mit mir befreundeten Perſonen der demokratiſchen Partei geſprochen und kannte ihre Anſichten. In der nationalen Frage waren ſie weit davon entfernt, großpreußiſch-zentraliſtiſche Sympathien oder republikaniſche, ultraparlamentariſche Abſichten zu hegen; aber ſie waren, wie ich ſelbſt, der Meinung, daß nach der Beſiegung Oeſterreichs und dem übrigen Verlaufe der Dinge die Gründung eines das ganze außeröſterreichiſche Deutſchland in ſich faſſenden Bundesſtaates unter preußiſcher Hegemonie erſtrebt werden müſſe. Sie wünſchten daneben die Erhaltung Oeſterreichs, verlangten aber für den Fall ſeiner damals nicht als unmöglich erſcheinenden Auflöſung den Anſchluß der deutſch-öſterreichiſchen Provinzen an den beabſichtigten deutſchen Bundesſtaat. Für den Fall, daß dieſer in ſeiner Vollſtändigkeit nicht zu ſtande käme, ſprachen ſie ſich für die föderative Einigung ſo vieler der neben der preußiſchen Einigung noch übrigen deutſchen Staaten aus, wie dafür zu gewinnen ſein würden. „Sollte Bismarck“ — bemerkten ſie aber dabei — „die Reichsverfaſſung von 1849 mit den Volksrechten proklamieren, ſo würde die Ausführung des allgemeinen Planes nicht zweifelhaft ſein, denn die ganze Volkspartei in Bayern, Baden, Württemberg und Heſſen würde ſich dafür erklären.“

Ich wiederholte dieſe Aeußerungen dem Herrn von Varnbüler, und es fiel mir auf, daß der ſonſt ſo ruhige Mann mit dem unbeweglichen Geſichte bei dem letzten Ausſpruche zuckte. Erſchreckt kann ihn derſelbe nicht haben, denn er ſelbſt hat mir damals geſtanden, daß nun ſeine Politik die ſei, „von der württembergiſchen Volksſtimmung ſich ins preußiſche Lager treiben zu laſſen“, und am

Tage nach meiner Mitteilung sagte er, mir zufällig begegnend: „Am Ende müssen wir noch mit Preußen gegen Frankreich gehen.“ — Das Zucken scheint vielmehr ein unwillkürlicher Ausdruck der Befriedigung gewesen zu sein.

4.

Die süddeutschen Staaten unter den durch den Krieg geschaffenen Verhältnissen. Kleine Niederträchtigkeiten der persönlichen Polemik und entgegengesetzte Anklagen. Publizistischer Uebergang auf den Standpunkt der neuen Thatsachen. Wunderlicher Beitrag zur Litteratur der Tagesgeschichte.

Wie sich die deutschen Verhältnisse gestalteten, hatte der württembergische Minister mit seiner Politik recht, und ich konnte ihm nur beistimmen, so wenig ich den Scheinkrieg billigen konnte, welcher zur Bemäntelung des Einverständnisses über das Ziel ohne Zweifel auch von württembergischer Seite geführt worden war. Wer möchte zweifeln, daß die Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit der Preußen in den von ihnen während des Waffenstillstandes besetzten württembergischen Ortschaften, wo sie den Einwohnern in freundlichster Weise bei der Ernte halfen, dem geheimen Einverständnisse zu verdanken war? — In Frankfurt haben sich die Sieger nicht so liebenswürdig benommen. — Was aber hätten die süddeutschen Staaten nach den eingetretenen Entscheidungen anders wollen können als den Eintritt in einen das ganze außerösterreichische Deutschland umfassenden Bundesstaat — ein Deutsches Reich — unter preußischer Hegemonie? — Wenn man nur damals in Berlin auch die süddeutschen Staaten gewollt hätte! — Aber schon während des Waffenstillstandes hatte Preußen sich für die Einverleibung Hannovers, Kurhessens, Nassaus und Frankfurts und für die Gründung eines Norddeutschen Bundes mit den übrigen norddeutschen Staaten erklärt und damit gegen den Süden sich abgeschlossen. Der Prager Friede wies die süddeutschen Staaten auf einen Bund unter sich zurück und ließ ihnen im übrigen eine vereinzelte Existenz im europäischen Systeme. Allerdings eröffnete sich ihnen in dem bis zum März 1867 geheim gehaltenen Schutz-

und Trutzbündnis mit Preußen eine Ausſicht auf politiſchen Anſchluß an den Norden und auf eine dadurch bewirkte Umbildung des Norddeutſchen Bundes in einen deutſchen Bundesſtaat, wie ihn, neben den eigentlichen Anhängern, welche Preußen auch in Süddeutſchland hatte, auch die ſüddeutſchen Demokraten und mit ihnen Varnbüler erſtrebten. Wie ſehr ſich aber Preußen eine zu große Zuvorkommenheit vom Leibe zu halten bemüht war, mußte die großherzogliche Familie von Baden erfahren, welche damals in ihrem Eifer für die Einheit Deutſchlands ſo weit ging, daß ſie bereit war — ſie wußte warum — zu Gunſten Preußens zu abdizieren. Wie mir im Dezember zu Karlsruhe Edelsheim, alſo der eigene Miniſter des Großherzogs, erzählte, hatte Roggenbach, von Berlin zurückkehrend, über den großherzoglichen Abdikationseifer einige Eimer kalten Waſſers gießen müſſen. Und man wußte in Berlin auch ſehr gut warum. „Ich ſtehe Ihnen nun viel näher," hatte Roggenbach zu Edelsheim geſagt. Die Triasidee war nun die Parole eines anachroniſtiſchen Schwindels geworden, und Preußen konnte ohne Gefahr für die Zukunft ſich der Entſtehung eines ſüddeutſchen Bundes günſtig zeigen, welcher nicht mehr möglich war oder, wenn er möglich geweſen wäre, keinen Beſtand hätte haben können und keinen Zweck gehabt hätte.

Auf der andern Seite konnte auch von einem Anſchluſſe der ſüddeutſchen Staaten an Oeſterreich, mit welchem ſich einige in ihre Anſchauungen verrannten Ueberreſte der großdeutſchen Partei in Oeſterreich und Süddeutſchland noch beſchäftigten, nicht ernſthaft die Rede ſein. In Wien freilich wollte man, nachdem man ſich von der erſten Zerknirſchung nach dem unglücklichen Kriege etwas erholt, auf eine deutſche Stellung Oeſterreichs noch nicht verzichten. Als ich in den erſten Tagen des März 1867 dort war, ſagte mir Max von Gagern, daß Herr von Beuſt, welcher unterdeſſen Mensdorffs Stelle eingenommen, nicht daran denke, Deutſchland aufzugeben. Vorderhand allerdings ſei es noch nicht an der Zeit, wieder in nähere Beziehungen zu den ſüddeutſchen Staaten zu treten; das ſei jedoch nur eine Vertagung. Auch hatte mir ſchon im November 66 Gagern wieder einen Antrag gemacht, in neue Verbindung mit der öſterreichiſchen

Regierung zu treten, und im Frühling 67 wurde dieser Antrag mit größerer Bestimmtheit erneuert. Herr von Beust mußte also glauben, etwas für mich zu thun zu haben, was sich doch wesentlich nur auf Deutschland beziehen konnte. Herr von Biegeleben sprach, als ich ihn im März 67 besuchte, als ob er, wenn er könnte, den Krieg am nächsten Tage wieder anfangen und an Bayern, Württemberg und Baden Rache nehmen würde. Gegen diese Staaten, sagte er, habe Oesterreich keine Gewissenspflichten mehr, als ob Oesterreich jemals in andrem als eigenem Interesse der Freund dieser Staaten gewesen wäre. Auf die Erbärmlichkeit, welche Oesterreich im Kriege und nach dem Kriege bewiesen, folgten in Wien schon wieder die großen Intentionen. Varnbüler, welcher zur Zeit der Nikolsburger Unterhandlungen in Wien gewesen war, hatte mir den schlechten Eindruck, welchen Oesterreich auf ihn gemacht, mit grellen Farben gemalt. „Die Menschen" — sagte er — „schleichen als kraftlose Jammergestalten herum, daß es einen kräftigen Charakter anwidert. Biegeleben und andre von der Augurenkaste machten Gesichter, als ob sie den Strick um den Hals hätten und eben gehängt werden sollten." — „Auguren" wurden in politischen Kreisen Wiens die Herren vom Auswärtigen Amte genannt, und wie hoch diese Herren die süddeutschen Staaten achteten, möge aus dem Umstande erhellen, daß, wie mir eines Tages der österreichische Gesandte am württemberger Hofe selbst sagte, dieser Diplomat während des ganzen Krieges und der auf denselben nächstfolgenden Zeit keine Mitteilung seiner Regierung erhalten hatte. Schlachten, Waffenstillstand, Friedensverhandlungen — alles wußte er nur durch die Zeitungen! — In Bezug auf gewisse Artikel, welche ich in der „Allgemeinen Zeitung" publiziert hatte, schrieb mir unterm 23. Oktober 66 der Hofrat von Gagern, den man doch selbst mit zu den „Auguren" zählte: „Sie sind ein paarmal als braver Raubvogel auf unsre altmodischen Gänse herabgefahren, um heilsamen Schrecken unter diesem Federvieh zu verbreiten. Ich habe nichts dawider, um so weniger, als einige dieser Gänseriche höheren Ranges sich für Adler halten. Aber um auf die gemeine Wirklichkeit zurückzukommen, so mögen Sie glücklich sein, die deutsche Gegenwart nicht von Wien aus mitzumachen. Vorderhand ist

in dieſen öſterreichiſchen Leichnam noch keine Seele zurückgekehrt.“ — Das war vor dem Eintritte Beuſts in den hohen öſterreichiſchen Staatsdienſt. — Eine Art von Seele hat er wieder hineingebracht. Hat er aber auch nachher leiſe Verſuche gemacht, wieder auf die ſüddeutſchen Staaten einzuwirken, ſo hat der einmal hiſtoriſch vorgezeichneten Entwickelung damit kein Einhalt gethan werden können. Auf 1866 iſt 1870 und 71 gefolgt.

Mein Dienſtvertrag mit der württembergiſchen Regierung war faſt eine wörtliche Nachbildung des Vertrages, welchen ich mit der öſterreichiſchen Regierung gehabt hatte. Ich verpflichtete mich dadurch, „der württembergiſchen Regierung bei Löſung der ihr ſowohl in ihren Beziehungen nach außen wie nach innen zufallenden Aufgaben“ meine „Thätigkeit nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen zu widmen“, und „über die Ziele und Art“ meiner Wirkſamkeit ſollte ich mich „in den einzelnen Fällen mit den betreffenden Departementschefs oder ihren bevollmächtigten Organen ins Einvernehmen ſetzen“. Zunächſt erwartete man von mir eine publiziſtiſche Beteiligung am Inhalte des Staatsanzeigers für Württemberg. Der Redakteur dieſer offiziellen Zeitung, ein zur Journaliſtik übergegangener Theologe und nachmaliger Pfarrer Namens Faber, hatte durch ſeine Taktloſigkeiten während der Zeit unmittelbar vor dem Kriege der Regierung Unannehmlichkeiten bereitet und ſich dadurch deren Unzufriedenheit zugezogen. Nach einem nicht ganz gewöhnlichen Verfahren wurde ich gleich bei dem Eintritte in mein Dienſtverhältnis mit demſelben in eine Miniſterratsſitzung geladen, in welcher ihm ein ſcharfer Tadel ausgeſprochen, ich aber aufgefordert wurde, über eine der Lage entſprechende Haltung des Blattes mein Urteil abzugeben. Es ſchien die Abſicht zu ſein, den Dr. Faber zu einem freiwilligen Rücktritte von der Redaktion zu veranlaſſen und mich an ſeine Stelle zu ſetzen, wozu ich nicht verpflichtet war und ſo wenig wie Faber Luſt hatte; und als er etwas ſpäter, nachdem er der Regierung weiteren Verdruß gemacht, doch zurücktreten mußte, wurde er durch einen nicht ungeeigneten jüngeren Mann, den Dr. Wieland, erſetzt, und meine Beteiligung an dem Blatte blieb auf einzelne Artikel beſchränkt, in denen ich die der Stellung des offiziellen Organes und der kritiſchen

Lage der Dinge entsprechende Zurückhaltung und Vorsicht beobachtete. Ein einziger, mehr komischer als tragischer Fall hat davon eine wenig bedeutende Ausnahme gemacht. Bei dem Jahreswechsel 1866—67 schrieb ich, wie üblich, einen Rückblick auf das alte und Vorblick auf das neue Jahr, in welchem ich über Spanien ein hartes Urteil aussprach. Herr von Varnbüler, welcher den Artikel im Manuskripte zu lesen gewünscht hatte, fand darin einen Satz zu stark, schloß denselben mit Rotstift in Klammern, machte am Rande ein Zeichen, welches mich aufmerksam machen sollte, und war der Meinung, daß das Manuskript mit dieser sehr rücksichtsvollen Andeutung an mich zurückgehen werde. Dasselbe ging jedoch unmittelbar in die Druckerei, und die anstößige Stelle erschien mit den Klammern des Herrn Ministers, durch welche dieselbe noch besonders auffallend wurde. Der ganze Passus kam demnach in folgender Gestalt vor die Augen des Publikums: „Vom Verständnis der Zeit sind zurückgebliebene Menschen wohl nirgends weiter entfernt, als die Vertreter der legitimistisch-pfäffischen Reaktion in Madrid. (Es ist unwahrscheinlich, daß die letzten Sprößlinge vom Stamme der alten Bourbonen, welche einen Thron einnehmen, ihn durch das eben beginnende Jahr behaupten werden.)“ — Herr von Varnbüler, welcher mich am Morgen des Neujahrstages rufen ließ, hatte Mühe, wie mir schien, auf meinen ihm gegebenen Aufschluß über den Weg, welchen das Manuskript genommen, ein ernsthaftes Gesicht zu machen, und am Hofe tröstete man sich mit der Thatsache, daß der spanische Gesandte in Urlaub abwesend war und daß man in Madrid wahrscheinlich den „Staatsanzeiger für Württemberg“ nicht lese. Die Königin Isabella wurde allerdings erst am Ende des Jahres 1868 entthront; aber schon gegen Ende von 1866 ließ mich mein Freund, der Major De Havilland, unterdessen Member of the Heraldic College of the United Kingdom und Kammerherr der Königin von England geworden und, ich weiß nicht recht in welcher Absicht, plötzlich in Stuttgart erschienen, einen Madrider Brief lesen, in welchem er in Angelegenheiten des Planes, den Kaiser Maximilian, welcher auf dem aztekischen Throne nicht fest zu sitzen schien, auf den spanischen Thron zu berufen, um Meinung und Rat gebeten wurde. Er kannte nicht

nur Maximilian und Mexiko, ſondern auch Madrid, und war mit entſcheidenden ſpaniſchen Perſönlichkeiten befreundet, ſo daß ich durch ihn über die cosas de España gut unterrichtet war und es leicht hatte, in Stuttgart den Propheten zu ſpielen.

Während des Waffenſtillſtandes war der „Staatsanzeiger“ zum Schweigen über die ſchwebenden Fragen verurteilt. Die Furcht war während dieſer Zeit in Stuttgart groß, und am liebſten hatte man es, wenn von Preußen gar nicht, und weder ſo noch ſo, geſprochen wurde. Ich zitierte damals die auf die Zeit vor 1848 bezüglichen Prutzſchen Verſe:

Im ganzen Haus iſt's totenſtill,
Wie wenn ein Kranker ſterben will, —
Nur ſtille, ſtille! —

Indeſſen wollte Württemberg doch nicht ſterben. Man hatte aber vor dem Kriege — vielleicht gehörte es zur Maskierung der Varnbüler'ſchen Politik — dem „Staatsanzeiger“ geſtattet, dem Preußenhaſſe des Dr. Faber Ausdruck zu geben, was Varnbüler im preußiſchen Lager zu Nikolsburg, wo nicht jedermann der Sache auf den Grund ſah, hatte entgelten müſſen. Die preußenfeindliche Haltung des „Staatsanzeigers“ vor der Zeit meiner erſten Beiträge, insbeſondere ein im genannten Blatte vom 9. Mai abgedruckter Artikel, in welchem das Urteil ausgeſprochen iſt, daß preußiſch zu werden „ein entſetzliches Nationalunglück ſein würde, viel ſchlimmer, als wenn wir jemals franzöſiſch werden ſollten“, — ein Ausſpruch, welchen der Parteiſtreit in die Formel: „Lieber franzöſiſch als preußiſch“ zuſammengedrängt hat, — ſollte mir zugeſchoben werden, wogegen ich in der „Kölniſchen Zeitung“ in einem ausführlichen, vom 25. Dezember 1866 datierten Schreiben proteſtiert habe.

Wie ich die deutſchen Angelegenheiten vor und während dem Kriege beurteilt und wie ich auf dieſelben einzuwirken geſucht habe, iſt unzweideutig in meiner bisherigen Erzählung zu erſehen. Ich hielt die deutſche Trias für die einzige Geſtaltung des deutſchen Nationaldaſeins, welche auf friedlichem Wege möglich ſei, und da die weitere Entwickelung der Dinge nicht auf friedlichem Wege vor ſich ging, wurde wenigſtens negativ meine Anſicht beſtätigt. Wie ich

aber nach dem Friedensschlusse mich bemühte, den Uebergang auf einen den neuen Verhältnissen entsprechenden Standpunkt zu erleichtern, habe ich in zahlreichen, von mir damals in der „Allgemeinen Zeitung" veröffentlichten Artikeln an den Tag gelegt, und ich mag nicht unterlassen zu erwähnen, daß die Redaktion derselben mir das Zeugnis gegeben, ihr wesentlich zum Uebergange auf einen dem neuen Zustande der deutschen Angelegenheiten entsprechenden Standpunkt geholfen zu haben.

In der That wurde ich auch — in Württemberg nun absichtlich als unpatriotischer Preußenhasser verschrieen — von anderwärts beschuldigt, ein Ueberläufer zu den preußischen Fahnen zu sein. Gegen den Frankfurter Senator Bernus, welcher aus Abneigung gegen die Preußen seine Vaterstadt verlassen hatte und nach Heidelberg übergesiedelt war, sprach ich es auch bei Gelegenheit eines Besuches, den er mir in Stuttgart machte, und auf Erwähnung der gegen mich umlaufenden Beschuldigung der Apostasie ohne Rückhalt aus, daß nach den Ergebnissen des Krieges die Einigung des ganzen außerösterreichischen Deutschland unter preußischer Hegemonie zu erstreben sei.

Ich glaube es mir selbst schuldig zu sein, in Bezug auf diesen Wechsel des politischen Standpunktes hier zwei damals von mir geschriebene und von der „Allgemeinen Zeitung" veröffentlichte Artikel in meine Erzählung aufzunehmen, von welchen der erste eine Beurteilung Oesterreichs im Verhältnis zur deutschen Frage, der zweite die Ueberschätzung und Unterschätzung des Erfolges zum Gegenstande hat. Dieser zweite kann als eine Darstellung der Grundzüge der politischen Moral, wie ich sie verstanden habe und noch verstehe, betrachtet werden.

Also der erste:

„A Aus Bayern, 2. Sept. Es ist neulich in diesen Blättern nicht ohne Grund dem deutschösterreichischen Liberalismus der Vorwurf gemacht worden, daß er die Interessen des inneren Parteikampfes über die großen und allgemeinen Machtbedingungen gestellt, und was das Großdeutschtum diesen letzteren versprach, nicht zu würdigen gewußt habe. Es ist dies im allgemeinen der nämliche Fehler gewesen, welcher in den inneren Parteikämpfen Oesterreichs

ſelbſt begangen worden iſt, und welcher zu dem ſchnellen Ende der parlamentariſchen Periode während des Miniſteriums Schmerling geführt hat. Für das Verhalten des deutſchöſterreichiſchen Liberalismus gegen das Großdeutſchtum gibt es indeſſen eine Rechtfertigung. Die großdeutſche Partei entſtand unter dem Einfluß dreier zuſammenhängenden Gedanken: 1. des Gedankens der gegenſeitigen Unentbehrlichkeit Oeſterreichs und Deutſchlands; 2. des Gedankens einer dem Föderativſyſtem entnommenen Verfaſſung für den dadurch gebildeten politiſchen Körper; und 3. des Gedankens der gewaltloſen Reform für die Gründung einer ſolchen Verfaſſung. Das Großdeutſchtum alſo war ſeinem Urſprungscharakter nach öſterreichfreundlich, föderaliſtiſch, reformatoriſch. Dieſe Charakterzüge hatten nun allerdings nichts mit dem Syſtem der Stabilität und der legitimiſtiſchen Reaktion zu thun, welches bis heute der öſterreichiſchen Politik nicht hat ausgetrieben werden können. Aber indem das Großdeutſchtum ehrlich und aufrichtig ſeine föderaliſtiſchen Ziele nur auf dem Wege der Reform erreichen wollte, mußte es ſich nicht nur eng an die öſterreichiſche Regierung und ihre Bundesgenoſſen unter den deutſchen Kabinetten anſchließen, ſondern es mußte auch die Erhaltung des Bundes vertreten, der, wie geſagt, nur reformiert, keineswegs aber vernichtet werden ſollte. Den Einheitsſtaat wollte die großdeutſche Partei unter keinerlei Umſtänden, unter Oeſterreich ſo wenig wie unter Preußen. Sie war alſo eine Partei, die ſich dem vorausgeſetzten guten Willen der Regierungen des ganzen außerpreußiſchen Deutſchlands für eine Reform auf Grund des Föderativſyſtems zur Verfügung ſtellte, und die, wenn dieſer gute Wille nicht da war, nicht nur ihren Zweck verfehlte, ſondern ſogar Gefahr lief, zum Werkzeug des Stabilismus und der Reaktion gemacht zu werden. Das Programm der großdeutſchen Partei ſetzte dabei, wenn nicht den reinen, ſo doch den intereſſierten guten Willen der Regierungen voraus, für welche in dieſem Programm die einzige Vermeidung des nun über ſie gekommenen Schickſals lag. Allein ſelbſt der intereſſierte gute Wille war nicht vorhanden. Die Perverſität des Geiſtes, den die Welt wie zum Hohn den konſervativen nennt, der aber nichts iſt als an einem Ort der Stumpfſinn, am andern die Störrigkeit, welche

zuweilen das Greisenalter auszeichnet — die Perversität dieses Geistes zeigte sich so groß, daß die von ihm Besessenen den Untergang einer ihrem Geschmack nicht zusagenden Rettungsmethode vorzogen. Es ist der nämliche Geist, welchem die Erhaltung irgend eines Fetisches oder Popanzes wichtiger ist als die einer Provinz, und der sich lieber mit einem feindlichen Souverän, als mit einem opferbereiten Volke verständigt. Für die projektierte Bundesreform von 1863 war geraten worden, gleichzeitig mit dem Kongreß der Fürsten ein Parlament von Delegierten der deutschen Kammern zu versammeln. Man hat aus der Form dieser Delegation einen Grund des Mißlingens herleiten wollen; aber selbst die radikale süddeutsche Demokratie nahm keinen ernsten Anstoß daran, weil sie den föderalistischen Gedanken zu würdigen wußte. Wer aber zweifelt daran, daß die Durchführung der Reform gelungen wäre, wenn jeder Fürst mit einer Delegation seiner Volksvertretung auf dem Kongreß erschien? Das war Politik aus dem ursprünglichen Geiste der großdeutschen Partei. Aber jener perverse Sinn, dem nun sein Recht widerfahren ist, wollte lieber den ganzen Plan mit seinen unabsehbaren Folgen aufs Spiel setzen, als der legitimistischen Marotte etwas vergeben, welche durch die Gleichzeitigkeit der Fürstenversammlung und Delegiertenversammlung gefährdet schien.

„Unter solchen Umständen mußte unvermeidlich die großdeutsche Partei entweder wirkungslos werden, oder dem Dienste der Reaktion verfallen. Die eigentliche Reaktion ist immer die Rückkehr zum Legitimismus. Von höchster Autorität in Oesterreich war es ausgesprochen worden, daß die großdeutsche Partei gefährliche Elemente in sich schließe; es waren aber damit nicht die gemeint, welche nun dem Reich die Niederlagen zugezogen und die Teilung Deutschlands verschuldet haben, sondern die, deren Rat, wenn man ihn befolgt hätte, dieses Unheil erspart haben würde. Man darf es also denen, die das ganze Verhältnis der Partei zu den Regierungen, besonders zur Regierung Oesterreichs, richtig beurteilen — Schreiber dieser Zeilen hat selbst nicht zu diesen scharfsichtigen Männern gehört — nicht verargen, wenn sie sich fernhielten. Sie wußten, daß beim besten Willen die Partei nichts sein konnte ohne

die Regierungen, und daß dieſe die Partei immer nur als den Mohr des Stabilismus und der Reaktion betrachten würden. Und mit dem Fürſtentag hatte er auch ſeine Schuldigkeit gethan. Denn gelang das Reformprojekt, ſo brauchte man ihn nicht mehr, und gelang es nicht, ſo brauchte man ihn auch nicht mehr. Die deutſch-öſterreichiſchen Liberalen haben, wenn ſie dies durchſchauten, in der That nicht unrecht gehabt, daß dieſe Rolle nicht nach ihrem Geſchmack war.

„Der allgemeine Gedanke, daß die nationalen Machtfragen unter allen Umſtänden allen übrigen Intereſſen vorgehen, iſt ein falſcher. Die Macht hat ſich erſt als den Kulturforderungen entſprechend, als wohlthätig und zweckmäßig zu legitimieren, bevor ſie auf Sympathieen Anſpruch machen darf. Die Mächte, welchen die großdeutſche Partei zu dienen bereit war, ſind dieſe Legitimation ſchuldig geblieben. Ja, ſie haben in ihrer Perverſität beharrt bis zum letzten Augenblick. Wird daher durch ihre eigene Unverbeſſerlichkeit die Alternative geſtellt: ‚Sint ut sunt, aut non sint‘ — ſo antwortet nur als Echo die Geſchichte: ‚non sint.‘ Die Macht quand même iſt nur ein Gegenſtand des politiſchen Aberglaubens. Edle Menſchen haben ſich für die Erhaltung der nordamerikaniſchen Union begeiſtert; dennoch hätten ſie — und mit Recht — deren Zertrümmerung der Erhaltung der Sklaverei vorgezogen. Die Macht erhält ihr Recht nur durch eine Idee, deren Träger ſie iſt. Ihr Wert beſteht in der Kulturform, deren Dienſt ſie übernimmt. Dem Legitimismus eine neue Macht zu ſchaffen, war nicht die Abſicht der großdeutſchen Partei in ihren reinen Elementen. Wenn ihre Erfolge Gefahr liefen, dahin zu führen, ſo hatten von Anfang an die recht, welche ſich davon entfernt hielten. Sie waren ſcharfſinniger, als die Gründer derſelben. Könnte das Großdeutſchtum dieſe Gefahr überwinden, dann — aber auch nur dann — hätte es Ausſicht, unter neuen Bedingungen und mit veränderten Zielen wieder aufzuerſtehen. Gibt es für den deutſchen Föderalismus — den Gegner des Cäſarismus — eine Hoffnung außerhalb des Legitimismus und Feudalismus, dann wird dieſe Hoffnung die Auferſtehung des Großdeutſchtums bewirken. Das iſt heute noch ungewiß.“

Und nun der zweite:

„A Stuttgart, 21. Okt. Wer in den letzten Monaten aus einem Gegner der preußischen Politik zu ihrem Parteigänger geworden, darf sich nicht wundern, wenn ihm der Vorwurf gemacht wird, dem Erfolg nachzulaufen. Der Parteiwechsel überhaupt wird von seiten der verlassenen Partei, wie sich wohl von selbst versteht, immer ungünstig beurteilt; indessen wenn jemand von einer siegreichen zu einer unterlegenen Partei überginge, würde die Beschuldigung unreiner Beweggründe mindestens schwieriger auf ihn zu bringen sein als im entgegengesetzten Fall. In diesem letzteren, der jetzt in Deutschland tausendfältig vorliegt, scheint der Verdacht, daß niederem Vorteil zulieb, oder durch den Glanz des Erfolges bethört, die Scharen von Ueberläufern dem Sieger zufallen, sich bis zur Gewißheit zu steigern, und das Urteil über den Parteiwechsel scheint unter solchen Umständen die ungünstigste Form annehmen zu müssen. Gilt der bloße Wechsel an sich schon als zweideutig, so kann der Uebergang zum Sieger wohl nur eindeutig — und eindeutig im schlimmsten Sinne sein. Drei Gründe der Verurteilung scheinen hier zusammenzutreffen: der Wechsel, welcher an sich den Charakter einer Untreue hat; der Beweggrund, welcher ein eigennütziger sein zu müssen scheint; und die siegreiche Sache, welche vom Standpunkte der überwundenen Partei verdammt wird, der aber noch außerdem eine gewisse Makel anhaftet, welche in den Augen des Besiegten dem Erfolg als solchem wie ein Schmutz der Gemeinheit anzukleben scheint. Es ist ein hoher Standpunkt, der sich mit dem Urteil über jeden Erfolg erhebt. Jener alte Römer, der die siegreiche Sache zwar als gut genug für die Götter, die besiegte aber in seinen Augen als die bessere erklärte, hat ihn im stolzesten Sinne eingenommen. Und in der That ist es in einer Welt, in der so oft die Schlechtigkeit und selbst die Dummheit triumphiert, während Tugend und Vernunft unterliegen, immerhin noch keine Empfehlung, auf der siegenden Seite zu stehen. Nur folgt daraus nicht, daß der Sieg ein Beweis der Schlechtigkeit oder Dummheit, die Niederlage eine Gewähr für vorhandene Weisheit und Tugend sei. Auch die Götter können gelegentlich recht haben, und Herr Cato kann ein eingebildeter und halsstarriger Philister sein.

„Im ganzen ſind es zurückgebliebene Völker, in denen vorzugsweiſe der Erfolg das Vorurteil gegen ſich hat. Es ſind die Völker, deren Leben im großen des Erfolges ermangelt, während erfolgreiche Völker in den umgekehrten Fehler zu fallen pflegen, daß der Erfolg ihnen zum einzigen Maßſtab des Wertes wird. Es gab eine Zeit in Deutſchland — und ſie iſt noch nicht lange vorbei — wo faſt von einem jeden Mann, der in auffallender Weiſe zu Ehre und Reichtum gelangt war, geſagt oder gedacht wurde: „Das kann auch nicht mit rechten Dingen zugegangen ſein“ — und nur zu oft war dieſes Urteil ein richtiges. Umgekehrt ſagt der Engländer und der Amerikaner ohne Zögern: „Herr X. iſt ein ausgezeichneter, talentvoller und trefflicher Mann — wie hätte er ſonſt den außerordentlichen Erfolg haben können.“ Die Franzoſen haben einen Ausſpruch: daß in England nichts Erfolg habe, außer der Erfolg. Unerhörten Erfolg zu haben wird in den Vereinigten Staaten ganz naiv und ohne Bedenken als höchſte Empfehlung, als unumſtößlicher Beweis der Vortrefflichkeit angeführt. Die Engländer ſelbſt haben „die Anbetung des Erfolges — the worship of success“ — ſich als nationalen Charakterzug zugeſchrieben.

„Unzweifelhaft hat die Gedankenloſigkeit oder Unfähigkeit zu eigenem Urteil ſehr viel mit dieſem ſtark ausgeprägten Charakterzuge der engliſchen und amerikaniſchen Maſſen zu thun. Die beiden Völker beſchäftigen ſich mit dem Denken wenig um des bloßen Denkens willen, und es hat ſich in ihnen eine ſolche Teilung der Arbeit durchgebildet, daß mehr oder minder ein jeder das Urteil über alles, was nicht ſeines Geſchäftes iſt, andern überläßt, und daher gewiſſermaßen immer auf eine Abſtimmung wartet. Engländer und Amerikaner tragen damit die Methode des politiſchen Lebens in das Gebiet des moraliſchen und äſthetiſchen Urteils über, und begehen damit unzweifelhaft einen Fehler. Aber wir Deutſchen begehen nur allzu oft den umgekehrten. Wir beurteilen die Politik nach der Methode, welche jenen Sphären angehört, hier aber durchaus am falſchen Platz iſt. Nicht wer recht hat, ſondern wer recht behält, iſt die große Frage in der Politik. Das iſt aber ſo ziemlich die Frage des Erfolges: allerdings nicht jedes Erfolges, aber des Erfolges eben in dem, was recht iſt. Der Troſt, recht zu haben, iſt ein moraliſcher,

aber kein politischer Trost. Sich auf jenen zurückziehen, heißt aus dem politischen Leben zurücktreten. Die Politik will Rechte praktisch geltend machen. Ihre Gesichtspunkte sind nicht Ansichten, sondern Absichten — nicht Ueberzeugungen, sondern Zwecke und Ziele. Ihre Konsequenz liegt nicht in der Unveränderlichkeit der Bekenntnisse, sondern in der Erreichung dieser Zwecke und Ziele.

„Bei dem Tadel, welcher den Parteiwechsel überhaupt und ganz besonders den Uebergang zu einer erfolgreichen Partei trifft, wirkt die irrige Vorstellung mit, daß es sich, wie in der Religion, so auch in der Politik um das Bekenntnis von Ueberzeugungen handle. In der Politik aber behält man in der That seine Ueberzeugung am besten für sich. Wenn man sich einer Partei anschließt, so sucht man nicht Meinungsgenossen, sondern Zweckgenossen. Nicht das Zusammentreffen der Ansichten, sondern das der Absichten führt die Partei zusammen. Die Ansichten mögen dabei insofern von Wichtigkeit sein, als durch sie die Absichten bestimmt werden; außerdem sind sie gleichgültig. Nach den letzteren ist das Verhalten zum Erfolge zu beurteilen. Nicht ob die erfolgreiche Sache an sich gebilligt wird, sondern was mit ihr anzufangen ist, um mögliche Ziele zu erreichen — ist eine politische Frage. Billigen oder mißbilligen mag die Geschichte oder die Moral. Der Politiker hat die Thatsachen zu nehmen wie der Schiffer den Wind oder der Bauer das Wetter, es sei denn, daß er sie zu ändern oder nach Bedürfnis zu machen verstehe. Versucht er ihre Entstehung zu erklären, so gibt er sich diese Mühe wegen zukünftiger Anwendung der gewonnenen Erkenntnis. Seine ganze Beschäftigung mit ihnen läßt sich in dem Ausdruck zusammenfassen, daß er sie zu behandeln hat. Das findet nun auch seine Anwendung auf das, was in Deutschland kürzlich vorgegangen ist. Die, welchen es als äußere Thatsache entgegentritt, haben es zu behandeln. Was sie dabei für Absichten haben, ist ihre Sache, und wie sie es anstellen, ist wieder ihre Sache. Es liegt darin weder eine Billigung noch eine Mißbilligung, die so wenig sagen würde wie eine Billigung oder Mißbilligung des Wetters.

„Wenn jedoch, um bei unsern nationalen Angelegenheiten stehen zu bleiben, Tausende, welche dieselben vom Standpunkt der Moral, des Rechts und selbst der politischen Ziele mißbilligen, nichtsdesto-

weniger ſich mit ihnen verſöhnt haben, ſo führt dies eben wieder auf die Bedeutung des Erfolges zurück. In der Politik kann nämlich unter Umſtänden allerdings der Erfolg an und für ſich, gleichviel in welcher Richtung, hohen Wert haben. Erfolg iſt das Ziel der Politik, und ein Volk, welches den Erfolg aus den Augen und Händen verliert, iſt ein unpolitiſches Volk. Will es wieder zu einem politiſchen werden, ſo iſt ein Erfolg, gleichviel welcher, der erſte Schritt dazu. Ein natürlicher Inſtinkt des Volkes wird einen ſolchen Schritt begrüßen, gleichviel ob damit ein Unheil angerichtet wird. Wenn Idealiſten, Theoretiker, Rechthaber und Pedanten zuſammenſitzen, um durch ihre Diskuſſionen über das, was ſein und werden ſollte, die Welt zu ermüden, und aus einer großen Nation eine Verſammlung von Schulmeiſtern, Schulbuben, Advokaten, Klienten, Kannegießern und bewundernden Zuhörern zu machen, dann iſt irgend ein Streich, zu welchem ſich einer unter allen ermannt, je verwegener deſto beſſer, eine ruhmwürdige That, und die großen Zopfabſchneider der Menſchheit haben zu allen Zeiten, auch wenn an den Zöpfen gelegentlich einige Köpfe hängen geblieben ſind, zu ihren Wohlthätern gehört. Daß dem Erfolg in dieſem Geſchäft zugeſtimmt wird, iſt naturgemäß; und wenn es auch von ſeiten derer geſchieht, welche ſo lange vorher mit ihren beſten Beſtrebungen in den Zöpfen ſich blähender Thoren hängen geblieben ſind, iſt es doppelt natürlich.

„Wer wagt es zu beſtreiten, daß die deutſche Nation ſich in die Sackgaſſe unfruchtbarer Gegenſätze und hoffnungsloſer Rechthaberei verrannt hatte? Von Erfolg konnte in dieſer Richtung keine Rede mehr ſein. Er war überhaupt urſprünglich gar nicht als eigentlicher Zweck ins Auge gefaßt worden. Der Gedanke hatte von Anfang an die Stelle der Wirklichkeit vertreten müſſen, und die Erfolge des Gedankens ſind natürlich auch nur gedachte, keine wirklichen Erfolge. Findet man es unnatürlich, daß eine nach Erfolgen hungrige Nation, die ſich ſo lange von bloß gedachter Speiſe hat nähren müſſen, mit Gier die erſte wirkliche Nahrung verſchlingt, die ihr geboten wird, gleichviel aus welchem Gericht ſie beſteht?

„Es iſt nicht zufällig, daß ein Charakter wie der des Grafen Bismarck, der dem Begriff, welchen die Welt ſich vom preußiſchen

Wesen gemacht, so gerade zuwiderläuft, nicht nur in Preußen selbst entstehen, sondern auch in Preußen selbst zur höchsten Popularität gelangen mußte. Graf Bismarck ist der Gegensatz und die Ergänzung zu der dürren, abstrakten, kritischen und unfruchtbaren Richtung, die im preußischen Geist eine Zeitlang fast ausschließlich vorgeherrscht hat. Aus dieser Richtung, die sich von Berlin aus über ganz Deutschland ausgebreitet, und wunderlicherweise von dort, verspätet wie alles, auch nach Wien verirrt, hat Deutschland, und namentlich Preußen, seit Jahrzehnten vergebens herauszukommen gesucht. Durch die Politik des Grafen Bismarck ist der Bann gebrochen worden. Wie wenig freiheitsfreundliche Tendenzen dieser Politik auch zugeschrieben werden mögen — vom Kribskrabs der Imagination, der Abstraktion, der Kritik und der Rechthaberei hat sie uns alle befreit. Wenn die Blut- und Eisenpolitik noch so viel Unheil gestiftet, für eine Leistung müssen wir ihr dankbar sein: sie hat die deutsche Denkkrankheit kuriert.

„Die Freude über diese Heilung hat einen großen Anteil an dem Zulauf, welchen die Bismarckschen Erfolge gefunden haben. Heute könnte Hoffmann von Fallersleben nicht mehr den Spottvers singen:

Denken muß der Deutsche immer,
Wo er sitzt und wo er steht,
Und er läßt das Denken nimmer,
Wenn's auch noch so schlecht ihm geht,
Und sein Trost, sein Glück und Heil
Ist: ‚Ich denke mir mein Teil!'

„Dieses letzte thut nun freilich Süddeutschland heute noch immer; es denkt sich sein Teil. Auf der Rückseite der Münze jedoch, auf der die Gedankensouveräne Kant, Fichte und Schelling zu sehen sind, steht nun einmal Bismarck. Das wird dadurch, daß sich Süddeutschland sein Teil denkt, nicht abgeändert. Die gedachten Erfolge sind keine wirklichen, und die Politik, die nun einmal wirkliche Erfolge verlangt, nimmt diese, wo sie dieselben findet."

Außerdem enthielt die „Allgemeine Zeitung" damals von mir, neben andern, die Artikel: „Oesterreichischer Geist und österreichische Schicksale" (26. Oktober 1866) und „Oesterreich, Deutschland und

Europa" (durch sechs Nummern des Blattes laufend, vom 26. März bis 3. Juli 1867), in welchen Urteile enthalten sind, die vielleicht noch heute in Betracht kommen.

Endlich, da ich alle Ursache habe, den nachsichtsvollen Leser, welchem ich mit meinen politischen Erörterungen so viele Geduld zugemutet, durch eine kleine Erheiterung zu versöhnen, will ich noch einer damals erschienenen Flugschrift gedenken, deren Verfasser jener fruchtbare Schriftsteller ist oder war, welcher ursprünglich Benkert geheißen, seinen Namen aber, denselben magyarisierend, sehr glücklich in Kertbeny umgestaltet hat, ähnlich dem Herrn Vambery, ursprünglich Bamberger, und Herrn Ludaschi, welcher, noch glücklicher, seinen deutschen Namen Gans in Ungarn nach der Bedeutung des Wortes naturalisiert, — ein Vorgang, den ein stammverwandter Dichter in Wien also besungen hat:

In Ungarn heißt me Ludaschi,
In Daitschland heißt me Gans. —
So wachst ungarisches Feder
Auf daitsches Vogelschwanz.

Was aber die Flugschrift des Herrn Kertbeny betrifft, deren Verfasser mir durch eine ihm unbekannte Indiskretion bekannt geworden, so führt dieselbe den Titel: „Preußen und Frankreich", und ihr dem entsprechender Inhalt, mit welchem der mit seiner Person geheimnisvoll thuende Mann ohne allen Zweifel einem an höherer Stelle — wahrscheinlich in Paris — damals gehegten Zwecke dienstbar gewesen ist, dürfte immerhin für den Historiker nicht ohne Interesse sein. Ich habe die Schrift damals in der „Allgemeinen Zeitung" humoristisch besprochen, wozu mich teils auf den Inhalt, teils auf die Person des Verfassers bezügliche Umstände veranlaßten. (Allg. Ztg. vom 19. Nov. 1866.) Von sich selbst sagt der Verfasser, daß er kein Deutscher, kein Indogermane, auch kein Semite (sic!) sei. Erst als Knabe habe er von der deutschen Sprache Kenntnis erhalten. Seitdem aber hat er sich mit dieser Sprache hinlänglich vertraut gemacht, um gelegentlich preußische Redensarten, bayerische Wortformen und steierische „Schnadahüpfln" zitieren zu können, z. B. „A bisserl a Lieb, a bisserl a Treu, und a bisserl a Falschheit is

au no dabei." Außerdem sagt derselbe von sich, daß er seit Decennien in drei Weltteilen auf Reisen lebe und überall „von den höchsten Kreisen bis hinab (sic) zu den intelligentesten" mit zahllosen Engländern, Franzosen, Spaniern, Italienern, Skandinaven, Russen, Polen, Tschechen, Serben, Ungarn, Rumänen, Griechen, Türken und Amerikanern eingehend über die deutschen Angelegenheiten gesprochen. Und es ist wohl nur Bescheidenheit gewesen, daß er nicht besonders seiner persönlichen Bekanntschaft mit dem Kaiser der Franzosen gedacht, welche, wie ich zufällig erfuhr, aus der Zeit stammte, wo dieser noch als Verbannter außer Frankreich lebte. Der Geschichtschreiber ist aber Herrn Kertbeny oder Benkert für die Kenntnis der politischen Weltansicht Napoleons III. zu Dank verpflichtet. Vor einem Meeting in London hat dieser 1847 als Verbannter sein Programm ausgesprochen, und dieses ist nach der in Rede stehenden Schrift nichts Geringeres gewesen, als „Vernichtung der Verträge von 1815, Annexion Savoyens und des wallonischen Teiles von Belgien, Aufgebung der Rheingrenzidee, Einheit Italiens, Einheit der pyrenäischen Halbinsel, Gründung europäischer Dynastieen im romanischen Amerika, Durchstechung des Isthmus von Panama, ein England, das seine kostspieligen Kolonieen aufgibt, ein vereintes Skandinavien, das alle nichtskandinavischen Teile ausscheidet, ein starkes Preußen, das zu einem Norddeutschen Bunde erweitert wird, ein vereinigtes Süddeutschland, das bis an den Main reicht, ein völliges Hinauswerfen Oesterreichs aus Deutschland und Italien, um es zu zwingen, endlich ein wirkliches Ostreich mit dem Schwerpunkt in Ungarn zu werden, eine Restauration Polens aus den russischen und galizischen Teilen, ein solider Staat in den Donaufürstentümern, Kräftigung Griechenlands auf englische und türkische Kosten mit Schonung der Türkei, freiere Stellung Finnlands, Regeneration Aegyptens, besonders durch den Kanal von Suez und Lenkung des indischen Handels auf diese Straße".

Zur Ausführung so großer Pläne bedurfte Napoleon III. Männer, die ihn verstanden. „Der erste war Cavour, der zweite Graf Otto Bismarck." Unser Verfasser erzählt nun, wie aus dem reaktionären Saulus von Bismarck ein Paulus geworden. Sein Damaskus war

Frankfurt a. M. „Dann hatte der v. Bismarck im Bade Kiſſingen einige Promenadebeſprechungen mit ungariſchen Intelligenzen", hierauf ſprach er zu Ouchy am Genfer See mit einigen Italianiſſimi, „und das ſchlug dem Faß den Boden aus".

Ich hatte die in Rede ſtehende Schrift in der „Allgemeinen Zeitung", wenn auch ihren Inhalt ſehr ernſthaft beachtend, doch in humoriſtiſchem Tone beſprochen. Mein publiziſtiſcher Spaß erhielt einen Epilog durch ein Schreiben des anonym ſein wollenden Verfaſſers, welcher ſich der Vermittelung der Redaktion der genannten Zeitung bediente, um anonym mir, dem anonymen Rezenſenten, ſeinen Dank für die von ihm als ungemiſchter Ernſt genoſſene Ehre auszuſprechen, welche ich ihm, wie es ſcheint, weniger durch meine Beurteilung als durch meine bis zum mongoliſchen Prinzen hinaufreichende Vermutung über ſeine geheimnisvolle Perſon erwieſen; und die Komik des litterariſchen Scherzes wurde für mich durch den Umſtand erhöht, daß dieſe Perſon, hinter der ich ſogleich einen Ungarn gewittert hatte, mir kein Geheimnis war. Der ſeine ſemitiſche Abſtammung undankbar verleugnende Herr Kertbeny ſchrieb mir von Brüſſel unterm 20. November 1866: „Mein Herr! — Seit Wilhelm von Humboldt in der Einleitung zur Kaviſprache das Programm der modernen Philologie gab, nimmt man an, daß Europa von vier großen Stammraſſen bevölkert iſt, nämlich Indogermanen, Kelten, Uralaltaiern und Semiten. Da ich weder Indogermane, noch Kelte, noch Semite bin, ſo bleibt keine andre Schlußfolgerung, als daß ich Uralaltaier ſein müſſe, nämlich mongol-mandſchu-tatar-turkoman-finniſch-magyariſchen Geſamtſtammes. Aber welchem Zweige ich angehörig, darauf darf ich leider nichts antworten, als daß es ein europäiſcher Zweig des aſiatiſchen Hauptſtammes iſt. — Ich gehe ſchon durch dieſe nebenſächliche Orientierung viel zu weit über meine Pflicht hinaus, deren Sklave ich im Intereſſe meiner Nation bin, aber nicht etwa durch Pariſer oder Berliner Bezügniſſe. Sollte man wirklich bei mir politiſche Kenntniſſe in ſeltenem Grade bemerken, ſo ergeben ſich dieſe aus nichts weiter, als weil ich, ſeit Decennien auf Reiſen, mir angewöhnt habe, die Welt iſometriſch zu betrachten. . . . Doch es ſind ja eben weitere Broſchüren von mir unter

der Presse — ‚Bismarcks Verbrechen‘, — ‚Der Krieg von 1868‘, — ‚Moderne Imperatoren‘ u. s. w. Ich habe mich daher heute strikt an den Zweck dieser Zeilen gehalten. . . . Ich publizierte bisher etwa 60 Bände, deutsch wie französisch, davon etwa 40 meinen wirklichen Namen tragen. Aber gerade diese desavouiere ich schon seit Jahren und versende nur noch meine neueren Publikationen . . .“

Von den Schriften, mit deren Publikation der so fruchtbare Schriftsteller damals beschäftigt war, ist mir nur „Moderne Imperatoren“ zu Gesicht gekommen; aber durch diese hat „Preußen und Frankreich“ für mich an ernstem Interesse gewonnen. Der wiederum in das Geheimnis der Anonymität gehüllte Verfasser bezeichnet seine in der That sehr pikanten und ein großes Genremalertalent beweisenden Mitteilungen über Napoleon III. und den mexikanischen Maximilian I. als „persönliche Erinnerungen eines politischen Agenten“, und man empfängt in der That den Eindruck, daß, was der Mann zu erzählen hat, mehr ist als politische Kannegießerei, und daß der Leser wohlthut, sich durch die Eitelkeit des Vortrages nicht zu einem allzu geringschätzigen Urteile verleiten zu lassen. Seine Verbindung mit dem Prinzen Napoleon und nachmaligen Kaiser steht ohne allen Zweifel in Zusammenhang mit den ungarischen Anknüpfungen des großen Abenteurers, für deren Natur die Beteiligung des Grafen Telecki an dem Orsinischen Attentate, von welcher ich später noch zu sprechen haben werde, bezeichnend ist.

5.

Politischer Gedankenstillstand in Stuttgart. Señorita Carlota, eine Erinnerung an Chihuahua. Erörterung über eine Stellung als überflüssige Person. Lösung des Verhältnisses zur württembergischen Regierung. Erwähnung einer nicht zum Drucke gelangten Schrift.

Wie die deutschen Verhältnisse sich gestaltet hatten, konnte ich der württembergischen Regierung keine wesentlichen Dienste leisten und war in Stuttgart eine überflüssige Person. Die wenigen Ansprüche, welche gelegentlich von den Ministern an meine Thätigkeit

gemacht wurden, waren nicht wichtig genug, um mich zu mehr als einem Luxusartikel auf dem württembergiſchen Budget zu machen. Ich ſah mich in ähnlicher Stellung wie vor dem Kriege in Oeſterreich, mit dem Unterſchiede, daß ich in Stuttgart nach dem Frieden mich nicht in Widerſpruch mit der Varnbülerſchen, auf den Anſchluß an den Norddeutſchen Bund abzielenden Politik ſah, während in Wien ich den ſeit dem Frankfurter Fürſtenkongreſſe von der öſterreichiſchen Regierung eingeſchlagenen Weg mißbilligen mußte, an deſſen Ende ich das Unheil vorausſah.

In der Zeit des politiſchen Gedankenſtillſtandes, welcher den Niederlagen Oeſterreichs und ſeiner ſüddeutſchen Bundesgenoſſen folgte und den Waffenſtillſtand begleitete, konnte ich Stuttgart wiederholt verlaſſen, um meine Familie für den Sommer irgendwo im bayeriſchen Gebirge unterzubringen, und dann, nachdem ſie Feldaffing am Starnberger See zum Aufenthalte gewählt, ſie da zu beſuchen und einige Wochen bei ihr zu verweilen. Die wiederholten Gelegenheiten, welche ich dabei hatte, Freunde und politiſche Perſönlichkeiten in München zu ſprechen, haben mir damals Belehrungen über politiſche Vorgänge und Verhältniſſe verſchafft, von denen ich in meiner Geſchichte teils ſchon Gebrauch gemacht habe, teils noch Gebrauch machen werde. Auch verſchiedenes, was mich in den Zwiſchenzeiten nebenbei in Stuttgart berührte oder mir einen überflüſſigen politiſchen Auftrag zuführte, werde ich in andrer Verbindung zu erwähnen haben, von den dazwiſchen fallenden neuen bayeriſchen Anknüpfungen aber im Zuſammenhange mit den daraus ſich ergebenden weiteren Lebensverhältniſſen ſprechen. Nur einer Begegnung, die außer allem Zuſammenhange mit meinem damaligen Leben ſtand und mich in Gedanken in die Romantik meiner Fahrten und Erlebniſſe im nördlichen Mexiko zurückverſetzte, will ich zur Unterbrechung des politiſchen Tones meiner Erzählung hier beiläufig gedenken. Ich begegnete eines Tages in Stuttgart zufällig Herrn M., mit welchem ich die Reiſe nach Chihuahua gemacht hatte. Er war mit ſeiner Familie zum Beſuche in Deutſchland. Ich war in Cincinnati bei ſeiner Hochzeit geweſen, und die junge Frau, einer Familie aus Riga angehörig, damals kaum einem kindlichen Alter entwachſen, hatte die

für sie bedenkliche Karawanenreise durch die weiten westlichen Wildnisse mitgemacht. In Chihuahua hatte ich in ihrem Hause gewohnt. Herr M. aber hatte von der Zeit eines früheren Aufenthaltes in dieser Stadt ein Kind daselbst, dessen Mutter, wie die ganze große Masse der Bevölkerung, halbindianischen Blutes war. Er war gegen seine junge Frau aufrichtig gewesen und sie hatte die Thatsache in der schönsten und edelsten Weise aufgenommen. Sie hatte gewünscht daß man ihr das kleine Mädchen von vier bis fünf Jahren zuführe. Das war geschehen, aber nicht ohne Aeußerung einer wilden Eifersucht der Mutter, eines braunen jungen Weibes mit flammenden schwarzen Augen; und als Frau M. den weiteren Wunsch geäußert, das Kind zu adoptieren und mit nach den Vereinigten Staaten zu nehmen, war bei der Mexikanerin ein wahrer Haß gegen die fremde Frau ausgebrochen, welche ihr nicht nur den Mann entwendet hatte, sondern auch nun noch das Kind nehmen wollte. Daß man ihr Geld bot, hatte ihren Zorn nur verstärkt. „Glaubt ihr," — hatte sie ausgerufen — „daß wir unsre Kinder verkaufen?" — Die Sache hatte auf ihrer Seite hoffnungslos geschienen, während auf der andern Frau M. erklärt hatte, sie wolle ein Kind ihres Mannes nicht in der Bevölkerung von Chihuahua aufwachsen lassen. In dieser Lage der Sache hatte ich die Rolle eines Vermittlers übernommen. Ich hatte der Mexikanerin gesagt, daß man nicht daran denke, ihr Kind ihr zu nehmen oder abzukaufen, daß aber Herr M., welcher sich in seinem Lande nach seiner Religion verheiratet habe, ihr gern eine Geldsumme zum Geschenk machen wolle. Frau M. habe ein gutes Herz, sonst würde sie das Kind ihres Mannes von einer andern Frau hassen, statt es liebevoll wie ihr eigenes aufziehen zu wollen. Sie möchte es mit sich in die Vereinigten Staaten nehmen, um eine wohlerzogene Señorita daraus zu machen. Herr M. komme von Zeit zu Zeit immer wieder in seinen Handelsgeschäften nach Chihuahua. Er werde nun mit seiner Frau kommen und das Mädchen mitbringen. Sie solle dem Glück ihres Kindes nicht im Wege sein." — Ich hatte mit Ueberzeugung gesprochen. Die Mexikanerin war nachdenklich und ruhig geworden. Plötzlich hatte sie das Kind mir an die Hand gegeben und mir gesagt, ich möge es der Frau M. zu-

führen, welche es mit Liebe aufgenommen und der Nebenbuhlerin freundliche Worte geſagt hatte. Das hatte ſich vor dreizehn Jahren im Norden von Mexiko zugetragen. Jetzt, im Auguſt 1866, ſaß ich mit Herrn und Frau M. bei einer Taſſe Kaffee in einem Garten zu Cannſtatt und eine bräunliche junge Dame mit großen ſchwarzen Augen ſaß als Fräulein M. zwiſchen uns, und war gegen mich ſo freundlich, als ob ſie wüßte, daß ich einmal, als ſie ein kleines Kind war, ihr Lebensſchickſal entſchieden hatte. Aus der kleinen „niña Carlota“ war eine große, ſpaniſch, engliſch und deutſch ſprechende „Señorita Carlota“ geworden, welche die Geſchichte ihrer früheſten Kindheit vergeſſen hatte und die Frau M. für ihre Mutter hielt. —

Da ich ſo wenig in Stuttgart wie vorher in Wien eine überflüſſige Perſon ſein wollte, richtete ich am 30. Auguſt 1866 an den Miniſter von Varnbüler das folgende, wohl jede Ungewißheit über meine damalige politiſche Haltung beſeitigende Schreiben:

„Ew. Exzellenz erinnern ſich, daß ich vor Ihrer Abreiſe nach Berlin eine Erörterung meiner Wirkſamkeit im Dienſte der württembergiſchen Regierung unter den veränderten Zeitverhältniſſen anzuregen verſuchte, daß Sie jedoch die Vertagung der Angelegenheit bis nach Ihrer Rückkehr von Berlin wünſchten. Erlauben Sie mir, daß ich nun auf den Gegenſtand zurückkomme und daß ich es ſchriftlich thue.

„Als ich die mir von Ew. Exzellenz angebotene Stellung annahm, geſchah es von meiner Seite unter zwei Vorausſetzungen. Die erſte war, daß die Mittelſtaaten entſchloſſen ſeien zur Erhaltung des Föderativſyſtemes als der dem deutſchen Charakter am meiſten entſprechenden nationalen Staatsform, eine ſüd- und mitteldeutſche Union unter einer mit den nötigen Kompetenzen und Machtmitteln ausgerüſteten gemeinſamen Bundesregierung zu gründen. Edelsheim hatte nach Wien geſchrieben, daß er damit gerade bei Ihnen Anklang gefunden. Die zweite Vorausſetzung war, daß meine Mitwirkung zur Erreichung des Zweckes mehr als eine bloß litterariſche oder publiziſtiſche ſein werde.

„Wie die Dinge gekommen ſind, iſt der Zweck verſchwunden. An ſeine Stelle iſt als Ziel die Vereinigung des außeröſterreichiſchen

Deutschlands unter preußischer Oberhoheit getreten. Jede Hegemonie ist, wenn sie Bestand hat, ein Uebergang zur wirklichen Herrschaft. Ich verhalte mich aber dennoch dazu genau wie 1849 zur damals aufgestellten Reichsverfassung. Ich habe gegen das preußisch-deutsche Erbkaisertum gestimmt; aber ich habe nachher, als die Frage dafür günstig entschieden war, meinen Namen mit unter jene Reichsverfassung gesetzt. Ich anerkenne eine entschiedene Thatsache ohne Rückhalt, und frage mich was auf der neuen Grundlage zu thun ist. Sie kennen darüber meine Ansichten und wissen daß ich mit Ihren Zielen übereinstimme. Aber die Frage, wozu dabei meine Mitwirkung gut ist, bleibt unbeantwortet.

„Ein offizielles Blatt, namentlich hier und unter den dermaligen Verhältnissen, ist, wie sich bereits hinreichend gezeigt hat, kein Organ für eine eingreifende publizistische Thätigkeit, auch wenn ich mich mit dem Gedanken versöhnen könnte, für den längeren oder kürzeren Rest meines Lebens ein Mann der Feder zu bleiben. Ein andres Organ steht mir nicht zu Gebote. Auf die ‚Allgemeine Zeitung' kann ich nicht rechnen: sie hat mir soeben einen Artikel zurückgeschickt, — das erste Mal, solange ich in das Blatt schreibe. Nur als souveräner Direktor eines unabhängigen Blattes könnte ich Namhaftes wirken. Dazu fehlt jede Möglichkeit.

„In der praktischen Politik hat sich das Bedürfnis der Kräfte verringert. Edelsheim hatte mir das badische Generalkonsulat in den Vereinigten Staaten angeboten. Wäre es nicht geradezu der Sachlage widersprechend, ich hätte Ew. Exzellenz gefragt, ob ich nicht in Paris Ihnen alles das leisten könne, was ich hier leisten kann, und dazu noch viel mehr und viel Wichtigeres. Damit aber ist es ungefähr wie mit dem Konsulate. Ihr regelmäßiger Gesandter in Paris ist Ihnen jetzt schon zu viel und Sie brauchen keinen hinzukommenden Agenten.

„Welcher nennenswerte Wirkungskreis im Dienste der württembergischen Regierung mir noch übrig bleibt, vermag ich nicht zu erkennen. Ich kann mich, wie ich glaube, auf nützliche Weise mit größeren wissenschaftlichen Arbeiten über Volkswirtschaft und Politik beschäftigen; es ist nur kein objektiver Grund vorhanden, weshalb das auf württembergische Kosten geschehen soll.

„Würden Sie bei meinem nächsten Besuche die Gewogenheit haben, mir darüber Ihre Ansicht auszusprechen? Ihr Wohlwollen und Vertrauen sind mir bei Begründung des Verhältnisses, in welchem ich stehe, entgegengekommen. Ich glaube, es ist meine Pflicht in diesem Augenblicke, Sie zu fragen welchen Nutzen Sie sich für die Regierung weiter davon versprechen.

„Mit dankbarer und herzlicher Ergebenheit u. s. w."

In der auf dieses Schreiben folgenden Unterredung erhielt ich keine entscheidende Antwort und der Minister bestimmte mich, eine weitere Entwickelung der Dinge abwartend, einstweilen in meiner Stellung zu verbleiben. Ich vermochte das aber nur bis zu Anfang des Jahres 1867. Am 19. Januar kündete ich mit den folgenden an Varnbüler gerichteten Zeilen den Vertrag mit der württembergischen Regierung:

„Ew. Exzellenz drücke ich durch gegenwärtige Zeilen den Wunsch aus, das Vertragsverhältnis, in welchem ich seit dem 1. April vergangenen Jahres zur königlichen Regierung zu stehen die Ehre habe, in Uebereinstimmung mit Art. IV und V des Vertrages vom 30. April bezeichneten Jahres zu lösen. Es bestimmt mich dazu die Ueberzeugung, welche ich schon wiederholt Ew. Exzellenz ausgesprochen, daß, hauptsächlich infolge der gänzlich veränderten politischen Lage und demgemäß veränderten Aufgaben der württembergischen Regierung, die Leistung wesentlicher Dienste in der mir angewiesenen Stellung unmöglich ist. Ew. Exzellenz wollen dabei überzeugt sein, daß ich das hohe Vertrauen und die Gunst, deren ich mich in dieser Stellung zu erfreuen gehabt, vollständig würdige, um so weniger aber es mit meinen Ansichten und Gefühlen vereinigen kann, diese Gewährungen dauernd zu empfangen, ohne im stande zu sein, dafür von meiner Seite ein Aequivalent zu bieten.

„Mit dem Ausdrucke dankbarster Ehrerbietung u. s. w."

Schon tags darauf erhielt ich die folgende Antwort:

„Stuttgart, den 20. Januar 1867. — Mein verehrter Herr Doktor Fröbel! — Ich habe Ihre Zuschrift vom 19. d. M. meinen Kollegen vorgelegt; nachdem wir uns überzeugt haben, daß Ihr Entschluß, Ihr Verhältnis zur württembergischen Regierung zu lösen,

die Frucht reiflicher Erwägung ist, kann es unsre Aufgabe nicht sein, demselben länger entgegenzutreten. Erlauben Sie mir aber, in meinem und meiner Kollegen Namen Ihnen die verdiente Anerkennung für die loyale Art auszudrücken, wie Sie das von Ihnen übernommene Verhältnis aufgefaßt und die Ihnen gewordene Aufgabe gelöst haben.

„Seien Sie überzeugt, daß Ihnen auf Ihren künftigen Lebenswegen meine aufrichtige Freundschaft folgen wird. Mit bekannter Gesinnung der Ihrige. Varnbüler."

Die Aufkündung des Verhältnisses war demnach erfolgt und angenommen. Nach dem Vertrage hätte dasselbe noch ein halbes Jahr fortdauern sollen; auf meinen Wunsch wurde ich einige Monate früher entbunden und schon zu Ende des Monats Mai 1867 zog ich dann mit meiner Familie von Stuttgart ab.

Noch während des Winters hatte ich mich mit einer Schrift beschäftigt, in welcher ich mein Urteil über den durch den Krieg geschaffenen Zustand Deutschlands nach seinen Ursachen und Folgen und den sich daraus ergebenden weiteren nationalen Aufgaben abschließen wollte. Ich hatte ihr den Titel: „Die Zerrüttung des deutschen Staatensystems und die Aussichten auf Neubildung" gegeben und im Februar war das Manuskript druckfertig gewesen. Es ist bezeichnend für die damals herrschende Aengstlichkeit, daß zwei mir sonst befreundete Buchhandlungen — die Litterarisch-artistische Anstalt der Cottaschen Buchhandlung in München und Otto Wigand in Leipzig — den Verlag ablehnten. Die Schrift ist ungedruckt geblieben und von dem Manuskripte habe ich auch nur Fragmente aufbewahrt, die sich auf die Ursachen des Verlaufes der Dinge in Deutschland und Oesterreich beziehen und vielleicht das bleibende Interesse einer historischen Beurteilung in Anspruch nehmen könnten, die jedoch hier nachträglich einzuschalten ich nicht für zweckmäßig halte. Die den Verlauf bedingenden Umstände und Verhältnisse waren mir in manchen entscheidenden Beziehungen durchsichtig geworden. Ohne daß mir Staats- und Gesandtschaftskanzleien offen standen, hatte ich beobachtet, gehört, kombiniert. Es war mir nicht unbekannt geblieben, daß man im geheimen österreichischen Kabinett bei dem Entschlusse zum Kriege

ſich mit ebenſo großen wie albernen Reaktions- und Reſtaurationsplänen beſchäftigte, welche nichts Geringeres als die Wiederherſtellung des päpſtlichen Territoriums, die Wiedereinſetzung der italieniſchen Herzöge, die Wiedereroberung der Lombardei, die Vernichtung der preußiſchen Macht und die Herrſchaft über Deutſchland in Ausſicht nahmen. Ich wußte, daß die Heißſporne der mit den Ultramontanen verbundenen öſterreichiſchen Kriegspartei ſchon einen Plan der Teilung Preußens fertig gehabt. Dr. Orges, welcher mit der Kamarilla in naher Fühlung ſtand, hatte mir denſelben in einem Briefe mitgeteilt, welchen ich nach ſeinem Wunſche dem württembergiſchen Kriegsminiſter zu leſen geben ſollte, — was ich, beiläufig geſagt, in einer Hofſoiree that, wo denn auch der König den Brief las, über die großen öſterreichiſchen Phantaſiethaten lächelte, und damit übereinſtimmte, daß ich antworte, man möge das Fell des noch ſehr lebendigen Bären nicht feilbieten. Ich wußte weiter, daß die minder ſanguiniſchen Elemente der Wiener Kamarilla ſich in dem Plane gefallen hatten, nach den für unzweifelhaft gehaltenen Siegen im Süden und Norden ſich mit der alten Kreuzzeitungspartei zu verſöhnen, eine reaktionäre öſterreichiſch-preußiſche Allianz zu ſchließen, Rußland in den Bund zu ziehen, und zuletzt, im Falle Napoleon III. die italieniſchen Reſtaurationen nicht ſollte leiden wollen, in Gemeinſchaft gegen Frankreich Front zu machen. Es war mir verſichert worden, daß der Kaiſer der Franzoſen, welchen ſchon der Frankfurter Fürſtentag belehrt hatte daß es im franzöſiſchen Intereſſe nötig ſein werde Oeſterreich die Flügel zu beſchneiden, durch dieſe verwegenen, wenn auch noch ſo thörichten neuen Vorſätze einer die öſterreichiſche Politik beſtimmenden Kamarilla zur Begünſtigung der preußiſchen Zwecke beſtimmt worden ſei und daß er nachher über der Größe der preußiſchen Erfolge die Faſſung verloren habe, woraus hervorgegangen, daß er die ſüddeutſchen Staaten erſt von der Parteinahme für Oeſterreich abzuhalten geſucht, nachher ihrem Anſchluß an den Norddeutſchen Bund im Wege geſtanden, und dabei doch ſich in der Unmöglichkeit befunden die Entſtehung eines ſüd- und mitteldeutſchen Bundes zu befördern, in Bezug auf welchen er ſich nicht ohne Grund vor dem Scheine einer Rheinbundspolitik fürchtete, ſo wenig ſüddeutſche

Politiker von der Färbung Gustavs von Lerchenfeld, der sich darüber nicht lange vor seinem Tode gegen mich offen ausgesprochen, Skrupel empfanden, zur Gründung einer „süddeutschen Eidgenossenschaft" französische Hilfe anzunehmen. Die Rückwirkung von 1866 auf die französische Politik ist dann erst 1870 zum Durchbruche gekommen, vor welchem der Kaiser sich die ganze Zeit über gefürchtet hat und welchen er nur am Ende nicht hat aufhalten können.

6.

Neue bayerische Anknüpfungen. Richard Wagner und Herr von Edelsheim. Fürst Hohenlohe an Pfordtens Stelle. Einladung nach München zu Sendungen nach Wien. Vertrauliche Fahrt dahin mit dem Grafen Rechberg. Zur Geschichte des mexikanischen Trauerspiels. Oesterreichischer Pessimismus als Epidemie. Audienz bei Beust. Rückkehr nach München. Antrag der Uebernahme einer offiziellen Zeitung. Abreise von Stuttgart und interessante Zwischenbegegnungen. Programm der „Süddeutschen Presse" und Eintritt in ein Dienstverhältnis zur bayerischen Regierung.

Noch während der Dauer meines Verhältnisses in Stuttgart erhielt ich einen Brief meines ehemaligen Kollegen an der Züricher Universität, nun bayerischen Obermedizinalrates von Pfeuffer zu München, in welchem ich gefragt wurde, ob ich eine Stellung in Bayern annehmen würde. Ich antwortete, daß ich keinen Grund habe, meine dermalige Stellung zu vertauschen, es sei denn, daß sich mir eine bedeutsamere Wirksamkeit eröffne, daß aber, was Bayern betreffe, der König im vorigen Jahre Gründe gefunden habe, von seinem damals gehegten Gedanken meiner Berufung abzugehen, und ich nun zunächst sicher sein müsse, an höchster Stelle nicht mehr die damaligen Erwägungen gegen mich zu haben. Darauf schrieb mir Pfeuffer, daß man den angeregten Plan habe fallen lassen.

Ungefähr um die nämliche Zeit sprach mir eines Tages Varnbüler von einem Projekte der — wie er sich ausdrückte — „Richard Wagnerschen Clique", Herrn von Edelsheim von Karlsruhe weg an Pfordtens Stelle nach München zu bringen. Durch Wagner wäre der badische Minister dem Könige von Bayern für das Ministerium

des Auswärtigen und die Leitung der bayerischen Politik empfohlen worden und August Röckel sollte in der Sache als Mittelsperson thätig sein. Er würde sich freuen, sagte Varnbüler, wenn Edelsheim in die einflußreichere Stellung käme, aber nicht wenn es auf diesem Wege geschehe, und er wünschte, ich möchte dieses Urteil seinem badischen Kollegen brieflich mitteilen, auch in diesem Sinne an die „Allgemeine Zeitung" schreiben. Ich lehnte beides ab, schlug aber vor, einen Besuch in Karlsruhe zu machen. Als ich eben mich deshalb bei Edelsheim anmelden wollte, erhielt ich von diesem einen Brief, in welchem er mich unterrichtete, daß er mich zu sprechen wünsche und deshalb nach Stuttgart zu kommen beabsichtige. Ich kam ihm zuvor und war am 17. Dezember bei ihm in Karlsruhe.

Edelsheims Zweck war kein andrer, als meine Ansicht über die politische Lage zu vernehmen; indessen mußte er dazu doch eine besondere Veranlassung haben und ich mußte natürlich dabei an das bayerische Ministerportefeuille denken. Die Zeitungen hatten bereits von dem Projekte gesprochen, so daß ich es leicht hatte, im Gespräche darauf zu kommen und Varnbülers Aeußerungen anzubringen. Ich fand es begreiflich, daß der badische Minister einer direkten Antwort auf meine Frage auswich. Indem er sich aber stellte, als ob er von nichts wisse, sprach er doch von Indiskretionen, und enthielt sich auch nicht, mir beiläufig zu erzählen, daß der König von Bayern seinem Freunde Wagner schriftlich das Versprechen gegeben habe, mit Ende des Jahres 1866 Pfordten zu entlassen. Woher konnte Edelsheim das wissen, wenn nicht von Wagner selbst, der sich im übrigen in der letzten Zeit in ein mysteriöses Schweigen gehüllt hatte, — und in welcher Ideenverbindung konnte er es, direkt oder indirekt, von diesem erfahren haben, wenn nicht in der, daß er, Edelsheim, Pfordtens Stelle einnehmen sollte? — Ich selbst hatte vielleicht den Plan hervorgerufen. Ich hatte in einem meiner Briefe an Wagner mich vorteilhaft über Edelsheim geäußert, und der König war unter Wagners Einflusse geblieben.

Als darauf am 29. Dezember, drei Tage vor dem Ablaufe des Jahres 1866, Herr Von der Pfordten wirklich seine Entlassung erhielt, konnte ich nicht umhin, die genaue Einhaltung des vorausbestimmten Zeitpunktes in Gedanken mit allerlei andern Wunderlich-

keiten in Verbindung zu bringen. Gerade ein Jahr vor der durch Pfeuffer an mich gelangenden Anfrage hatte Wagner mit Bezug auf den damaligen Verzicht des Königs auf meine Berufung mich aufgefordert, ein Jahr zu warten, und während der König mich zuletzt durch Wagner hatte grüßen lassen und inzwischen gegen verschiedene Personen ein lebhaftes Interesse für mich geäußert, hatte er mich in Audienz zu empfangen entschieden verweigert. Unter Wagners Verleitung hatte der junge Herr sich von einer alten Frau wahrsagen lassen. Waren die Wunderlichkeiten eine Folge der romantischen Thorheit? — Vielleicht! —

Von Richard Wagner bin ich ernsthaft überzeugt, daß die politische Romantik seines Einflusses auf den König so ehrlich gewesen ist, wie die finanzielle Romantik seines Geldbeutels. In jeder Beziehung habe ich den genialen Tondichter als echten Epigonen unsrer romantischen Genieperiode kennen gelernt, und es kommt mir nicht in den Sinn, ihn mit Menschen einer ganz andern Art zusammenzustellen, welche ihn zwar anfeindeten, wo sie ihn nicht benutzen konnten, aber da, wo sie in der Ausübung eines schädlichen Einflusses mit ihm zusammentrafen, von nichts weiter entfernt waren als von romantischen Phantastereien, vielmehr ihren Einwirkungen das Siegel nüchternster Schurkerei aufgedrückt haben, indem sie die poetischen Kindereien des jungen Königs, welche von ihnen befördert wurden, in lächerlichen Uebertreibungen unter das Volk brachten. Bei meinen damaligen wiederholten Besuchen in München und im bayerischen Gebirge wurden mir Geschichten erzählt, die für mich doppelt betrübend waren, wenn ich annehmen zu dürfen glaubte, daß sie zur Hälfte boshafte Erfindungen, auf einen bestimmten Zweck berechnet, seien. In München erzählte man sich, Von der Pfordten, welcher nach Schloß Berg gefahren, um den König in dringenden Staatsangelegenheiten zu sprechen, sei nicht vorgelassen worden und die Dienerschaft habe sogar die Meldung verweigert; eigenmächtig aber eingedrungen, habe der Minister den König und den Prinzen Taxis, als Barbarossa und Lohengrin kostümiert, in einem dunkeln Saale bei künstlichem Mondschein getroffen, und das war die unbedenklichste der umlaufenden Geschichten. Rund um den Starnberger

See ſprach das Volk von den myſteriöſen Beſchäftigungen des Königs auf der kleinen Roſeninſel, auf welcher er ſich mit einem einzigen Gefährten und einem Diener Tage und Nächte aufhielt, und auf welche er, man begriff nicht zu welchem Zweck, hatte Pferde bringen laſſen. Ein proſaiſcher Schiffer des Sees, welchen ich befragte, während er mich und meine Familie an der Inſel vorbeiruderte, gab mir die Auskunft: „Er exerziert.“ — Nach aller Wahrſcheinlichkeit waren es koſtümierte Darſtellungen aus Wagners Lohengrin, womit er ſich beſchäftigte, — eine an ſich unſchuldige Phantaſterei, die nur in der öffentlichen Meinung, dem Ernſte der Zeit gegenüber, die unglücklichſte Wirkung hervorbrachte. Nebenbei wurde dem jungen Herrn von ſeinem Leibarzte verordnet, auf hohen Bergen zu wohnen. Sein Vater, welcher ſich gern der Jagd erfreute, hatte auf verſchiedenen Höhen des Gebirges zu gelegentlicher Unterkunft Jagdhäuschen bauen laſſen. Der Sohn ließ ſie vermehren, nicht um ſie auf gleiche Weiſe zu benutzen, ſondern um ſie zu bewohnen, und auf dem Herzogenſtande, der ſich vom Ufer des Walchenſees 7000 Fuß hoch erhebt, ließ er ſich ein Haus bauen, welches er, in alleiniger Geſellſchaft Wagners, wochenlang bewohnte. Alles, was er that und was von ſeiner Umgebung begünſtigt und befördert wurde, war darauf berechnet ihn von der Welt und den Geſchäften entfernt zu halten, mißtrauiſch zu machen und in den Ruf der Geiſtesſtörung zu bringen, um einen Regierungswechſel als notwendig erſcheinen zu laſſen. Daß Richard Wagner der Abſicht der Intrigue fremd geweſen iſt, verſteht ſich von ſelbſt; deutlich zu erſehen aber iſt, daß er unwiſſend derſelben gedient hat.

Als am 29. Dezember Von der Pfordten ſein Portefeuille zurückgeben mußte, wurde indeſſen dasſelbe nicht in die Hände Edelsheims, ſondern in die des Fürſten Hohenlohe gelegt, welcher in der Kammerſitzung vom 19. Januar 1867 die engſte Anlehnung an den Norddeutſchen Bund mit Erhaltung der Selbſtändigkeit der bayeriſchen Krone als ſein Programm bezeichnete. Das Programm Edelsheims würde in dem machtloſen Feſthalten an dem rein theoretiſchen Gedanken eines unmöglich gewordenen ſüdweſtdeutſchen Bundes und, für den Notfall, in der Anlehnung an Frankreich, an Oeſterreich,

oder an beide gemeinsam, bestanden haben. Mit Hohenlohe war zu der weiteren Gestaltung der deutschen Nationalangelegenheiten ein wichtiger Schritt gethan.

In den ersten Tagen des Februar war der Fürst in Stuttgart, und da er gewünscht, daß ich bei seiner Anwesenheit mich ihm vorstelle, machte ich seine Bekanntschaft. Die Vermittelung war durch den bayerischen Abgeordneten Umbscheiden gegangen, mit welchem ich seit lange befreundet war. Das Zusammentreffen führte zunächst nur zu allgemeinen politischen Aeußerungen von beiden Seiten, in welchen sich jedoch Anschauungen und Ansichten begegneten. Der Abend des nämlichen Tages — des 4. Februars — brachte mich dann nochmals, auf dem Ballfeste, welches Varnbüler ihm zu Ehren gab und bei welchem der König und die Königin anwesend waren, mit ihm in Berührung. Einige Wochen waren dann vergangen, als ich am 26. genannten Monats einen Brief des Ministerialrates Grafen von Taufkirchen erhielt, welcher den Fürsten nach Stuttgart begleitet hatte und bei meiner Unterredung mit ihm zugegen gewesen war. Ich wurde in diesem Briefe gefragt, ob ich nach München kommen wolle, um von da, nach allfälliger Verständigung, einen Auftrag nach Wien zu übernehmen. Ich war bereit dem Wunsche zu entsprechen und schon tags darauf in München.

Es handelte sich darum, zu ermitteln, wie man sich in Wien zu dem Gedanken verhalte, den Artikel 4 der Nikolsburger Präliminarien, resp. den entsprechenden Passus des Prager Friedensvertrages, welcher der süddeutschen Staatengruppe eine internationale Sonderstellung anwies, also auch nur ein internationales Verhältnis derselben zu dem Norddeutschen Bunde zuließ, zu annullieren, und damit den Staaten dieser Gruppe die Freiheit des Anschlusses an Norddeutschland zu geben. Bayern — natürlich Baden, Württemberg und Hessen-Darmstadt mit sich ziehend — wünschte mit Norddeutschland in ein Bundesverhältnis zu treten und für die Zustimmung Oesterreichs sollte diesem die Allianz des so entstehenden Deutschen Bundes geboten werden. Ich sollte sondieren, wie in Wien dieser Gedanke aufgenommen werde. Ich hatte mit dem Fürsten Hohenlohe eine lange Unterredung über den Gegenstand, in

welcher ich darauf hinwies, daß der von dieſer Kombination ſchwer trennbare Schein einer gegen Frankreich gerichteten Politik zunächſt für Oeſterreich, wo der Ausgleich mit Ungarn kaum zu ſtande gekommen und durch franzöſiſchen Einfluß leicht wieder zerſtört werden könnte, mit Gefahren verbunden ſei, denen in Paris vorgebaut werden ſollte. Indeſſen übernahm ich die Miſſion und war am 28. Februar auf dem Wege nach Wien.

Im Münchener Bahnhofe im Begriffe einzuſteigen, äußerte ich gegen den Kondukteur, welcher mir einen Platz anzuweiſen bereit war, daß ich, wenn möglich, gern in einem der kleinen Coupés allein wäre, und ich gab die Ausſicht auf ein Trinkgeld zu erkennen. Sei es, daß es mit der Dienſtpflicht des Mannes beſſer ſtand als mit meiner Reiſemoral und er mir für den Beſtechungsverſuch die verdiente Strafe erteilen wollte, ſei es daß er von Natur ein Humoriſt war — „das trifft ſich gerade gut," — entgegnete er — „da drinnen ſitzt ſchon ein Herr, der auch gern allein ſein will" — und damit öffnete er die Thüre des Wagens, ſchob mich — er wußte nicht was er that — hinein, und ich befand mich an der Seite des Grafen Rechberg. — Bis Salzburg waren wir in der That — miteinander — allein. Von da bis Wien füllte ein unbedeutender junger Mann mit uns das dreiſitzige Coupé. Er ſchlief den ganzen Weg feſt und ſtörte uns nicht in unſrer Unterhaltung, die für mich intereſſant genug war. Er ſei, ſagte der trotz unangenehmer Erinnerungen gegen mich ſehr liebenswürdige und mitteilſame ehemalige öſterreichiſche Miniſter, gegen den Krieg mit Preußen geweſen, weil er gewußt daß Oeſterreich dazu nicht hinreichend vorbereitet geweſen ſei, — noch mehr aber, nachdem es einmal zum Kriege gekommen, gegen den Frieden. An die Verbindung mit Deutſchland hätte, nach ſeinen Anſichten, Oeſterreich ſeine Exiſtenz ſetzen und den Krieg bis auf den letzten Mann fortführen ſollen. Ueber die vielen politiſchen Wandelungen Oeſterreichs äußerte Graf Rechberg, ſie ſeien ſämtlich aus perſönlichen Beweggründen entſprungen. Jeder neue Miniſteriumsaſpirant habe, um ſeinen Vorgänger zu ſtürzen, den das Reich zerſetzenden Zumutungen der Nationalitäten Konzeſſionen gemacht. Man habe von ihm die Beteiligung an einer ſolchen Intrigue gegen

Schmerling verlangt, und er sei gefallen, weil er sich nicht dazu herbeigelassen. Schmerling aber sei auf diese Weise durch Belcredi, Belcredi durch Beust gestürzt worden. Das war allerdings nicht unrichtig. Belcredi war Föderalist und Beust hat bekanntlich den dualistischen Ausgleich mit Ungarn ins Werk gesetzt. Indessen war es eine gewagte Behauptung, daß diese Männer, nur um auf die Ministersessel zu kommen und ohne Zusammenhang mit ihren politischen Ueberzeugungen, sich für ein politisches System entschieden haben. Jeder Staatsmann, welcher einen andern verdrängt oder ersetzt, thut es dadurch, daß er sich einer politischen Absicht dienstbar macht, der sein Vorgänger nicht dienen wollte oder konnte.

Unser Gespräch führte auf die mexikanische Angelegenheit. Es sei wenig bekannt, sagte Rechberg, daß schon im Jahre 1846 von mexikanischer Seite ein österreichischer Prinz für den projektierten Kaiserthron gewünscht worden sei. Es sei deshalb damals eine formelle Anfrage nach Wien gelangt, bei welcher an einen der Söhne des Erzherzogs Karl gedacht worden sei. Metternich habe geantwortet, daß zur Gewährung des Wunsches drei Bedingungen fehlen: 1. der Wille einer unzweifelhaften Mehrheit des mexikanischen Volkes; 2. die Unterstützung Frankreichs und Englands; 3. die nötigen Finanzmittel. Die auf diese Verhandlungen bezüglichen Dokumente befinden sich, fügte der Graf hinzu, im österreichischen Staatsarchive. Der den Kaiser der Franzosen bestimmende Gedanke, der wachsenden Macht der Vereinigten Staaten Grenzen zu setzen, bemerkte er weiter, sei in Europa von Spanien ausgegangen. Einer den Charakter der Erzherzogin, nachmals so unglücklichen Kaiserin Charlotte bezeichnenden Scene gedachte der gewesene Minister in dieser Gedankenverbindung. Bei der Einwilligung des Kaisers von Oesterreich zur Annahme der mexikanischen Krone handelte es sich für Maximilian um den Verzicht auf seine österreichischen Erbansprüche, und der Graf Rechberg war zur Erledigung der Angelegenheit in Miramar. Der Erzherzog war zu dem Verzichte bereit, die Erzherzogin leistete hartnäckigen Widerstand und verlangte von dem Minister, daß er den Kaiser bestimme, diese Bedingung fallen zu lassen. Rechberg erklärte, daß er diesem Wunsche nicht entsprechen könne. Er verhandelte mit der Dame

allein in ihrem Kabinette und immer heftiger wurde in dem Geſpräche Charlotte. Plötzlich verſchloß ſie die Thür des Kabinettes und nahm den Schlüſſel an ſich. „Nun, Graf Rechberg," — ſagte ſie in drohendem Tone — „ſind Sie mein Gefangener, und ich laſſe Sie nicht frei, bis Sie mir zuſagen, zu thun was ich von Ihnen verlange. Ich bleibe, wie Sie ſehen, bei Ihnen, und wir wollen ſehen, wer von uns beiden es am längſten aushalten kann." — Ich kann mich nicht erinnern, daß mir Rechberg erzählt habe, wie er, ohne den Willen der Erzherzogin zu thun, dieſer wunderlichen Gefangenſchaft entronnen iſt. Ein ſpäterer Beſuch in Wien führte mich mit einem Manne zuſammen, welcher in ärztlicher Eigenſchaft ſowohl der Erzherzogin wie dem Erzherzoge nahe gekommen war. Er nannte Maximilian einen Phantaſten und Spaßmacher ohne Würde und Charakter, Charlotte eine eitle, dünkelhafte, hochmütige und maßlos ehrgeizige Perſon, gänzlich herzlos und immer berechnend. Als der griechiſche Thron beſetzt wurde, habe ſie tagelang am Fenſter des Schloſſes Miramar nach einer griechiſchen Deputation ausgeſchaut — eine reine Phantaſie —, welche die griechiſche Krone anbieten werde, die dann ihr Gemahl ausſchlagen ſollte! —

In Wien traf ich auf Schritt und Tritt mit alten Bekannten zuſammen. Gleich bei dem Ausſteigen ſtieß ich auf den aus dem nächſten Coupé kommenden Baron Gruben, welcher ſogleich erklärte, daß er mich ſprechen müſſe und deshalb auch mit mir das gleiche Gaſthaus wählen wolle. Zum Glück beſann er ſich anders, und abends ſchrieb er mir, daß er es nicht gethan weil unſre Anweſenheit im gleichen Hotel Aufmerkſamkeit erregen könne. Er beſuchte mich dann, und es zeigte ſich, daß er mit Langrand-Dumonceau in Italien, Oeſterreich, Deutſchland und der übrigen Welt Kirchen- und Finanzpolitik betrieb und große Pläne im Kopfe hatte, zu deren Ausführung er mir auch gleich Anerbietungen machte. Nach dieſen Projekten ſollte der Grundbeſitz gegen das bewegliche Eigentum mit finanziellen Mitteln ausgerüſtet, ſollten die Bauern durch ausgedehnte Kreditgewährungen abhängig gemacht, und durch Kreditagenten in jedem Dorfe ſollte das politiſche Votum der Maſſen beherrſcht werden. In den verſchiedenen Teilen Deutſchlands ſollten zu dem Ende Banken

errichtet werden, und die Bank für Württemberg sollte ich dirigieren! — Ich hatte einmal gesagt, die katholische Kirche müsse auf den realistisch-utilitarischen Geist der Zeit eingehen und diesen zu veredeln bemüht sein, wenn sie nicht alle Bedeutung und allen Einfluß verlieren wolle. Das naive Projekt des Herrn von Gruben schien die Art zu sein, wie jesuitische Spekulanten und Phantasten die Sache verstanden.

Bei meinem ersten Ausgange, gleich vor dem Thore meines Gasthauses, begegnete ich einem mir wohlbekannten Journalisten, der ein Mitarbeiter des „Botschafter" gewesen war und jetzt zur Redaktion des „Fremdenblattes" gehörte. Wir unterhielten uns, in den Straßen der Stadt umhergehend, über die politische Lage. „Unser Programm" — sagte mir der Mann — „ist die Zerstörung Oesterreichs und der Anschluß unsrer deutschen Provinzen an Deutschland; — wir sind, kurz gesagt, großdeutsch auf den Trümmern des österreichischen Kaiserstaates." — Ich begegnete einem zweiten alten Bekannten, welcher mir dasselbe Bekenntnis ablegte. Ich trat in eine Buchhandlung, deren mir befreundete Geschäftsführer selbst zwar gut österreichisch-konstitutionell gesinnt waren, mir aber um so mehr von der an dem Bestande des Reiches verzweifelnden Partei der deutschen Sezessionisten zu sagen wußten, welche mit Bewußtsein am Werke der Zerstörung arbeite. Die ganze jüngere Generation der wissenschaftlichen und litterarischen Welt Wiens — sagten sie — gehöre dazu. Wydenbrugk, welchen ich besuchte, und bei welchem ich eine nur noch verstärkte Abneigung gegen die preußische Hegemonie in Deutschland fand, bestätigte mir, was ich vernommen. Er selbst wollte lieber, daß die süddeutschen Staaten österreichisch als daß sie preußisch würden, konnte aber nicht leugnen, daß in Wien die gebildeten und wissenschaftlichen Kreise insbesondere kein Interesse an der Erhaltung des Kaiserstaates hätten und an dessen Zerfalle arbeiteten.

Ich besuchte Schmerling. Daß er mit Beust und der von diesem geleiteten Regierung unzufrieden war, obschon er sich über denselben noch nicht so wegwerfend äußerte wie ein Jahr später, wo er mir von einem „hergelaufenen Menschen" sprach, der sich anmaße die österreichischen Verhältnisse zu regulieren, — durfte mich nicht über-

raſchen. Mit ihm ſchien der Erzherzog Rainer übereinzuſtimmen. „Wir könnten die Thorheit objektiv betrachten, lieber Freund, wenn wir nicht ſelbſt Oeſterreicher wären," hatte der Erzherzog kürzlich zu Schmerling geſagt.

Nicht ſo peſſimiſtiſch geſtimmt traf ich unter den mir bekannten politiſchen Perſönlichkeiten Kuranda und Granitſch. Erſterer verſtieg ſich ſogar zu der Aeußerung, daß, nachdem durch den Ausgleich mit Ungarn das Reich im Innern beruhigt ſein werde, ein letzter Verſuch gemacht werden müſſe, die preußiſche Macht zu brechen und Oeſterreich wieder in ſeine deutſche Stellung einzuſetzen. Da er zur Partei Beuſts im Reichsrate gehörte und ſich dem neuen Miniſter enger angeſchloſſen hatte, war die Aeußerung für mich von einem über die politiſche Bedeutung Kurandas hinausreichenden Intereſſe. Freilich fügte der Mann hinzu, daß auch er, wenn das nicht erreicht werden könne, für die Vernichtung Oeſterreichs ſein würde, denn ein von Deutſchland abgeſondertes Oeſterreich verdiene nach ſeiner Anſicht und ſeinen Gefühlen nicht zu beſtehen. Ruhiger urteilte Dr. Granitſch. Er wünſchte die Erhaltung Oeſterreichs in Freundſchaft mit dem unter Preußen geeinten außeröſterreichiſchen Deutſchland; nur fand ich ihn ein Jahr ſpäter mit ganz veränderten Anſichten, denn auch er war der Meinung Kurandas geworden, daß Oeſterreich ohne Deutſchland, jedenfalls ohne Süddeutſchland, nicht beſtehen könne, und verlangte, daß der Anſchluß der ſüddeutſchen Staaten an den Norddeutſchen Bund in Güte oder mit Gewalt verhindert werden müſſe. Die von mir im Frühling 1867 in Wien gefundene Reſignation, welche der Abſicht des Fürſten Hohenlohe — und auch Varnbülers — günſtig zu ſein ſchien, war alſo nicht viel mehr als ein Schmerzensſchrei der deutſchen Nationalität in Oeſterreich, in welchem ſich die vorübergehende kleinmütige Stimmung einer von Gemütseindrücken leicht beherrſchten Bevölkerung ausdrückte, und hatte mit den geheimen Gedanken der Regierung nichts zu thun, auf die ſie weder einen Schluß zuließ, noch einen Einfluß ausübte. Durch ihr Zuſammentreffen mit den Abſonderungsgelüſten einer ungariſchen Partei und den Beſtrebungen der Polen und Tſchechen hätte ſie allerdings, wenn ſie von außen benutzt worden wäre, dem Beſtande

des Kaiserstaates gefährlich werden können; sich selbst überlassen, war sie ohne Einfluß auf den praktischen Verlauf der Dinge, und so wie sich im Laufe eines Jahres Oesterreich von seiner Niederlage erholte, regte sich auch mehr und mehr das Gelüste, noch einmal mit Preußen das Glück der Waffen zu versuchen und allermindestens den preußischen Einfluß über den Main zurückzudrängen.

Diesen schnellen Uebergang von der bis zu politischen Selbstmordsgelüsten gehenden Kleinmütigkeit zu großen und fast übermütigen Vorsätzen konnte ich damals nicht voraussehen, obschon sich im Verkehre mit Männern wie Herr von Biegeleben und Max von Gagern bereits die Spuren davon zeigten.

Ich übergehe zahlreiche Berührungen mit verschiedenen mir bekannten Personen, welche mir Gelegenheit gaben, meine Kenntnis der öffentlichen Meinung und der Parteiurteile über das Verhältnis Oesterreichs zu Deutschland zu vervollständigen. Ich hatte mich darüber so ziemlich unterrichtet, als ich zum Schlusse bei Herrn von Beust Audienz hatte. Ich kann nicht anders sagen, als daß der Mann mir einen günstigeren Eindruck machte, als bei früheren Berührungen. An die Stelle der früheren nervösen Eitelkeit war ein ruhiges Selbstgefühl und eine vorteilhaft wirkende Sicherheit getreten. Mit der höheren Stellung und dem größeren Wirkungskreise war er unverkennbar geistig gewachsen. Er sei, sagte er mir — und das war der Kern seiner Aeußerungen, — keineswegs dagegen, daß Oesterreich sich mit Preußen über die deutschen Verhältnisse verständige und Deutschland der preußischen Führung überlasse. Er klagte aber über preußische Feindseligkeiten und Wühlereien, namentlich in Böhmen und Ungarn, und über Mangel an gutem Willen in den Handelsvertragsunterhandlungen und andern Dingen.

Ich hatte alles erfahren, was ich erfahren konnte, brachte nur noch einen Abend im Theater an der Wien zu, wo in Offenbachs Blaubart der Kaiser Ferdinand in unverkennbarer Weise und zum allgemeinen Ergötzen des Publikums in der Darstellung des Königs bis auf bekannte Redensarten und spezifische Stupiditäten kopiert und karrikiert wurde, und kehrte nach München zurück, wo ich am 9. dem Grafen Taufkirchen und tags darauf dem Fürsten Hohenlohe

ſelbſt Bericht erſtattete. Man glaubte meinen Bericht in den Satz zuſammendrängen zu können: Beuſt möchte mit Preußen gut ſtehen, wenn nur Preußen wollte, und man fand, daß es wichtig ſei, darüber in Berlin einen Wink zu geben. Ich brachte einen langen Abend bei Taufſkirchen in alleiniger Geſellſchaft mit dieſem und dem Fürſten Hohenlohe zu.

Bevor ich nach Wien abreiſte, hatte dieſer geäußert, er wünſche, daß ich in bayeriſchen Dienſt trete, und Taufſkirchen ſei von ihm beauftragt ſich darüber mit mir zu verſtändigen. Jetzt fand man, ich könne mich am beſten in Wien für Bayern nützlich machen; doch ſeien die bayeriſchen Verhältniſſe ſelbſt noch nicht geſichert. Bei dieſer Anregung iſt indeſſen der Gedanke ſtehen geblieben. Im Geſpräche mit den beiden Herren wurde die Erweiterung des Norddeutſchen Bundes in einen Neudeutſchen Bund und die Allianz zwiſchen dieſem und Oeſterreich als Ziel feſtgeſtellt.

Ich war am 10. März nach Stuttgart zurückgekehrt. Am 3. April erhielt ich ein pſeudonymes Telegramm des Grafen Taufſkirchen, des Inhaltes: „Beſuchen Sie uns, wenn möglich, auf einige Tage. Ich erwarte Sie heute abend 8 Uhr hier im Bahnhofe.“ — Ich reiſte. Im Bahnhofe erwartete mich Taufſkirchen, welcher mir ſagte, der Fürſt Hohenlohe wünſche, daß ich gerade mit dem haltenden Zuge nach Wien weiter reiſe. Der Krieg zwiſchen Preußen und Frankreich ſtehe vor der Thür, und es handle ſich darum, eine augenblickliche Verſtändigung mit Oeſterreich zu erzielen. Ich ſolle Beuſt vorſchlagen: „Mindeſtens eine freundliche Neutralität, alſo Enthaltung von einem Bündniſſe mit Frankreich, — womöglich Bündnis Oeſterreichs mit einem Deutſchen Bunde, welcher durch eine ſolche Stellung Oeſterreichs werde verwirklicht werden.“

Ich mußte mich augenblicklich entſchließen, ob ich weiter reiſen wollte oder nicht, und übernahm alſo die Miſſion. Ich war dabei im ſtillen der Hoffnung, daß es möglich ſein werde den Frieden zu erhalten und eine Freundſchaft nicht nur zwiſchen Oeſterreich und Preußen, ſondern auch zwiſchen beiden und Frankreich herzuſtellen. Eventuell wollte ich Beuſt vorſchlagen, mich nach Paris zu ſchicken. Ich wollte mich nicht als Agenten einer antinapoleoniſchen Politik

gebrauchen lassen. Ich betrachtete mich, der ich im Dienste keiner Regierung stand, als Vertreter der deutschen und europäischen Interessen, wie ich sie verstand. Ich nahm mir vor, das sowohl Beust wie nach meiner Rückkehr Hohenlohe zu sagen.

Ich war am 4. in Wien und wurde am Abend des nämlichen Tages von Beust empfangen. „Was Sie mir sagen," — entgegnete er auf meine Eröffnung — „ist mir genau so gestern vom bayerischen Gesandten gesagt worden. Ich kann Ihnen ganz offen antworten. Wir haben durchaus nichts gegen ein freundschaftliches Verhältnis zu Preußen; wir wünschen es, sowie ein gleiches zu Süddeutschland. Im Falle eines nahen Krieges würde sich eine Deutschland wohlwollende Stellung aus der Natur der Verhältnisse und unsrer eigenen Lage ergeben. Indessen ist der Krieg keineswegs eine so nahe Eventualität. Wenn von einer förmlichen Allianz die Rede ist, so fragen wir aber: wozu? — Für Luxemburg Krieg zu führen, nachdem wir genötigt worden sind, aus dem deutschen Vaterlande zu scheiden, wäre doch ohne Sinn und Verstand. Und was ist uns bisher von preußischer Seite geboten worden? — Wertvolle Anerbietungen könnten sich für uns doch nur auf die orientalische Frage beziehen. Davon aber hat bisher nichts verlautet. Was würde Preußen thun, wenn einmal die Russen Bulgarien nehmen wollten? — Und wenn Preußen guten Willen hat, wozu braucht es der bayerischen Vermittelung?"

Ich hielt mich nur einen Tag in Wien auf. Von zwei politischen Freunden, mit denen ich zufällig zusammentraf, war der eine mehr als je gegen, der andre mehr als bisher und mehr als später für eine Allianz mit Preußen. Bevor ich abreiste, brachte mir der Hofrat von Gagern im Auftrage Beusts noch ein vorläufiges Anerbieten zu einem neuen Verhältnis im österreichischen Dienste, welches nachher schriftlich wiederholt wurde, ohne weitere Folgen zu haben. Am 7. stattete ich zuerst dem Grafen Taufkirchen, dann dem Fürsten Hohenlohe Bericht ab, brachte wieder mit beiden Herren den Abend zu und war am 8. wieder in Stuttgart, wo ich, unter Verzicht auf einen Teil der mir zukommenden Abfindungssumme, die Abkürzung der kontraktlich mich noch verpflichtenden Dienstzeit erlangte,

und verbrachte den Reſt des Monats April und den größeren Teil des Monats Mai mit Vorbereitungen zu unſrem Abzuge, ohne zu wiſſen, was unſer nächſter Aufenthaltsort ſein werde.

Gegen Ende des Mai aber war ich auf Veranlaſſung Tauffkirchens wieder in München. Er hatte brieflich mir die Beteiligung an einer Zeitung angetragen, die in München gegründet werden ſollte, und dazu von mir Plan und Vorſchläge gewünſcht. Ich ging ſoweit darauf ein, daß ich eine mündliche Beſprechung für wünſchenswert hielt und war dazu am 24. und 25. dort. Es wurde mir neben der oberſten Leitung des projektierten neuen Blattes eine Profeſſur der Politik an der Univerſität in Ausſicht geſtellt, — ein mir ſehr zuſagender Gedanke, auf den man jedoch nicht zurückgekommen iſt. Ueberhaupt kam es noch nicht zu feſten Abmachungen. Gleichzeitig mit mir war Richard Wagner in München angekommen und wohnte im gleichen Gaſthauſe. Er führte mich abends bei Hans von Bülow ein, wo ich auch Auguſt Röckel traf. Wagner kam auf ſeinen Plan zurück, mich zum Kabinettsſekretär des Königs zu machen. Ich teilte ihm das Zeitungs- und Profeſſurprojekt mit, und er meinte, das wäre der beſte Weg zu dem von ihm erſtrebten Ziele, wenn dasſelbe ſich nicht unmittelbar erreichen laſſen ſollte. So fehlte es mir nicht an Ausſichten auf eine neue Stellung, obſchon dieſelben vorderhand in nichts andrem als Abſichten beſtanden.

Am 27. Mai hatte ich indeſſen meine Abſchiedsaudienz bei dem Könige von Württemberg. Seine mich betreffenden Aeußerungen waren ſehr freundlich; was er mir über die politiſche Lage, insbeſondere mit Bezug auf Bayern und das damalige bayeriſche Miniſterium, bemerkte, ſchien zu verraten, daß er durch Varnbüler in einer ſchiefen Auffaſſung gehalten wurde. Varnbüler, welcher der ſüddeutſche Bismarck werden wollte, glaubte mit Hohenlohe rivaliſieren zu müſſen. Am 28. verließen wir Stuttgart und begaben uns zunächſt nach Heidelberg, von wo ich auf einen Tag nach Stuttgart zurückkehrte, um den Miniſtern meinen Abſchiedsbeſuch zu machen. Ich traf keinen zu Hauſe. Varnbüler war in Berlin.

In Heidelberg lernte ich diesmal Gervinus kennen. Ich hatte einen ſehr uneigennützigen Zweck, indem ich ihn beſuchte. Es war

mir zweifelhaft, ob ich jemals meine politischen Erfahrungen, ganz besonders auf dem Felde der österreichischen Politik, selbst werde litterarisch benutzen können. Ich dachte, dieselben seien zum Teil nicht ohne historisches Interesse und stellte ihm meine ganze Kenntnis der österreichischen Politik während der Schmerlingschen Periode zur Verfügung, wenn er in seiner Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts an dieses Kapitel komme. Es ist bekannt, daß er in entschiedener Unzufriedenheit mit dem Gange der deutschen Nationalangelegenheiten gestorben ist. Er war der schärfste Gegner der preußischen Politik geworden und sah, was sich begeben hatte, in den düstersten Farben. Von meinen früheren Heidelberger Freunden und Bekannten fand ich Zöpfl vernünftig und mit dem Gang der Dinge versöhnt, den Dr. Bissing (Vater) geistig zu schwach, als daß ich die Lage hätte ernsthaft mit ihm besprechen können; Kapp und Familie verkommen in Isolierung und Eigenheiten; den Direktor Christ, wie immer, als vorsichtigen Jesuiten. In Gesellschaft von allerlei Nachteulen brachte ich einen Abend bei dem Advokaten Dr. Schulz, einem Manne von Geist und Energie, zu, von welchem ich überzeugt gewesen bin, daß er dem Jesuitenorden affiliiert sei. Es war mir merkwürdig zu sehen, wie sich verschiedene Menschen zur Weltgeschichte stellen, wenn diese über sie weg geht.

Einen großen Teil des Juni und Juli verbrachte ich teils mit meiner Familie in Brückenau, teils allein in Kissingen. Zu unserm Umgange an ersterem Orte gehörte Miß Cockburn Campbell, eine Nichte der Gräfin Usedom. Sie hatte den letzten Winter und vorhergehenden Sommer bei ihrem Onkel in Florenz zugebracht und konnte mir manches Interessante aus der politischen Welt erzählen. Dazu gehörte die Thatsache, daß unmittelbar nach der Schlacht von Königgrätz Napoleon an den König von Italien telegraphiert habe, Preußen habe mit Oesterreich Frieden geschlossen und Italien müsse dasselbe thun, daß dann auf des Königs Einwendungen ein zweites Telegramm mit den lakonischen Worten „je le veux“ gefolgt, und daß auf des Königs Bitte um Angabe näherer Daten der Kaiser verstummt sei. — Von den beiden deutschen Gegnern sollte nach Napoleons Absicht keiner zu sehr geschwächt, keiner zu mächtig werden. —

In der zweiten Hälfte des Juli waren wir einige Tage in München, worauf meine Familie ſich für den Reſt des Sommers nach Miesbach begab. Der Fürſt Hohenlohe wiederholte mir den Antrag der Redaktion einer projektierten neuen Zeitung und wünſchte von mir, im Fall meiner Annahme, ein Programm. Am 28. übergab ich dasſelbe dem Fürſten, welcher vollſtändig damit übereinſtimmte. Der Miniſter des Innern, Herr von Pechmann, ſchien anfänglich darin eine Hinneigung nach Oeſterreich zu entdecken, wurde jedoch durch Hohenlohe darüber beruhigt, und ſeine Beſorgnis, daß ich innere Fragen zu demokratiſch oder idealiſtiſch behandeln würde, beſeitigte ich durch meine Erklärung, daß ich für die Behandlung innerer Angelegenheiten meinen Zutritt zu Sr. Exzellenz zur ausdrücklichen Bedingung machen müſſe. Ich wurde demnach von Herrn von Pechmann in liebenswürdigſter Weiſe empfangen. Mein Programm für die Wirkſamkeit der Zeitung, für welche der Titel „Süddeutſche Preſſe“ gewählt wurde, fand ohne irgend eine Einwendung die einſtimmige Billigung des Miniſterrates und die Genehmigung des Königs. Es iſt vom 29. Juli 1867 datiert. In einer Ankündigung, welcher eine weite Verbreitung gegeben wurde, habe ich ſeinen weſentlichen Inhalt faſt wörtlich wiederholt.

Am 29. Auguſt wurde zwiſchen der bayeriſchen Regierung und mir ein auf die Herausgabe des Blattes bezüglicher Vertrag abgeſchloſſen und am 1. Oktober erſchien die erſte Nummer. Meine Familie folgte mir nach München, wo wir unſern Wohnſitz nahmen.

7.

Eindruck des Programms in und außer Deutschland. Oekonomische Grundlagen der Zeitung. Verhältnis zur Wagnerschen Koterie und Bruch mit derselben. „Selbstmörderische" Aufsätze Richard Wagners und königliche Zwischenkunft. Theaterintriguen. Ein philosophischer Schlossergeselle als Theaterkritiker. Ultramontane Anfeindungen. Aus einem Briefe Döllingers. Fromme Gesetzübertretungen und Hausknechtssprache eines bayerischen Bischofs.

Mein Programm erregte selbst über die Grenzen Deutschlands hinaus eine nicht gewöhnliche Aufmerksamkeit, welche bewies, wie sehr ich recht hatte, der süddeutschen Frage eine europäische Bedeutung zuzuschreiben, und wie klar das Licht war, in das ich sie gestellt. Von den Ultramontanen, und von österreichischen Parteien so scharf wie von preußischen, wurde es angegriffen, — schärfer sogar von jenen als von diesen. Und aus begreiflichen Gründen. Denn wenn ein selbständiges Süddeutschland in dieser oder jener Gestalt sich nicht auf die Dauer halten konnte, war vorauszusehen, daß es nicht der österreichischen, sondern der preußischen Macht zufallen werde. Die beiderseitigen Parteigänger in den süd- und mitteldeutschen Staaten ließen sich nicht minder mißbilligend vernehmen, als die Parteien in den beiden deutschen Großstaaten selbst. „Die Fröbel-Hohenlohesche Schwenkung" — meinte ein Leipziger Blatt — sei eine preußische Intrigue, darauf ausgehend, Süddeutschland zuerst unter Bayern zu vereinigen und dann den Fürsten Hohenlohe zum preußischen Statthalter desselben zu machen, — ein etwas plump ausgesprochenes Urteil, in welchem, von der vermeintlichen Intrigue abgesehen, ein Körnchen Verstand enthalten war. Der preußischen Regierung war gewiß mein Programm nicht unangenehm. Aber ebensowenig auch der österreichischen, welche dasselbe in ihrer Weise verwerten zu können glaubte. Ein Wiener Korrespondent schrieb mir freilich: „Die hiesigen Politiker sind mit Ihrem Programm unzufrieden. Sie verlangen entweder einen Süddeutschen Bund unter Oesterreichs Führung oder die einfache Annexion Süddeutschlands an Oesterreich", — worauf ich antwortete: „Wenn die österreichischen Politiker etwas von Politik verständen, hätten sie den Staatskarren

nicht ſo tief in den Kot gefahren." Ganz anders aber lauteten die brieflichen Urteile des Hofrats von Gagern. „Ich glaube" — ſchrieb mir dieſer — „Ihnen verbürgen zu können, daß unſer Reichskanzler Ihnen perſönlich nicht ſo begegnet zu ſehen wünſcht, wie von der alten ‚Preſſe', und dem bayeriſchen Standpunkte Ihres Programmes nicht ſo, wie von der ‚Neuen Freien Preſſe' geſchehen iſt. Ich vertraue im Gegenteil, Baron Beuſt wird wünſchen Ihr Streben zu fördern. . . . Von Baron Meyſenbug ſoll ich Ihnen auch einſtweilen mitteilen, daß ihm das Programm ſehr gut gefallen habe, und daß er bewundere, wie Sie ſo gute Geſtalt und ſo ſchönen Faltenwurf aus dem augenblicklichen Stoffe gemeißelt! Mein Bruder Heinrich . . . will mit dem europäiſchen Staatenſyſtem an der Stelle des deutſchen ſich nicht begnügen, — aber der Stoff und die verteufelte Nutzanwendung werden Ihnen nicht fehlen, und das ideelle Weitausholen iſt doch eine Ihrer Forcen, womit Sie im Handumdrehen zuweilen ſtaunend konkret zu werden verſtehen." — In Wien interpretierte man anders als mutmaßlich in Berlin.

Die Wiener alte „Preſſe", welche ſich perſönlich boshaft und politiſch beſchränkt geäußert, witterte zum Ueberfluſſe eine franzöſiſche Intrigue. Sie ſah ein ſchlimmes Zeichen darin, daß die Pariſer gouvernementalen Journale dem Programm ein überſchwengliches Lob ſpendeten. Aus der Unabhängigkeit Süddeutſchlands und der europäiſchen Bedeutung der ſüddeutſchen Kleinſtaaten möglichſt viel Weſens zu machen, äußerte ſie, liege natürlich im Intereſſe Frankreichs. Das Blatt aber glaubte der öſterreichiſchen Regierung keinen beſſeren Rat geben zu können als den, der Entente mit Frankreich nicht allzu ſehr die Zügel ſchießen zu laſſen. Der letzte Zielpunkt der öſterreichiſchen Politik müſſe der ſein, die franzöſiſch-öſterreichiſche Allianz zu einer franzöſiſch-öſterreichiſch-preußiſchen zu erweitern — ein an ſich ſehr vernünftiger, aber damals ganz unpraktiſcher Gedanke, deſſen in der Ferne liegender Verwirklichung das Programm nicht in den Weg trat. Ein Pariſer Korreſpondent eben dieſes mit mir ſo unzufriedenen Blattes war dagegen voll Bewunderung des Programmes, mit welchem ſich die ganze Pariſer Preſſe beſchäftigte, und bot ſich mir als Mitarbeiter an. „Herr Fröbel" — berichtete

ein Pariser Korrespondent der „Allgemeinen Zeitung“ — „hatte vielleicht niemals in seinem bewegten Leben einen so großen Erfolg als in Paris seit wenigen Tagen, und zwar ausdrücklich bei den Franzosen, welche gegen ein freies großes Deutschland nicht die geringste Eifersucht hegen.“ — Merkwürdig, aber für mich von erheiternder Wirkung, war das Urteil des „Courrier français“. „Diese Anschauungen“ — sagte das genannte Journal in Bezug auf den Inhalt des Programmes — „sind nicht ohne Größe, nicht ohne Selbstgefühl. Man erkennt in ihnen den Einfluß des Premier, Fürsten Hohenlohe, eines der hervorragendsten Staatsmänner unsrer Zeit. In der Schule des Unglücks erzogen, hat Fürst Hohenlohe lange Jahre in der Einsamkeit verlebt. Langsamen Geistes, aber von unbezwinglicher Energie, von einer Ausdauer ohnegleichen, durch viele Lektüre gestärkt, erschien er eines Tages, nachdem er seines Mißgeschickes Herr geworden, gewappnet gegen Menschen und Dinge. Es steckt in diesem Minister etwas von Bismarck und von Beust.“ Indessen hatte ich mir in Paris nicht nur in den imperialistischen Kreisen Anerkennung verschafft. Im September besuchte mich in München Jules Ferry, welcher damals zur Redaktion des „Temps“ gehörte und heute in der Republik Unterrichtsminister ist.

Auch in England erregte das Programm Aufmerksamkeit und in Italien wurde es besprochen. In München waren die kleinen Leute betroffen über die große Bedeutung, welche ich ihnen plötzlich verschafft. Ihr Ehrgeiz reichte nicht so weit.

Zum Verständnis bald folgender Vorgänge gehört es endlich, daß auch Richard Wagner und die ihm nächststehenden Personen dem Programm lebhaft zustimmten. „Haben Sie Dank für Ihr treffliches Programm“ — schrieb er mir von Luzern. — „Ich stehe mit Leib und Seele dazu.“ — Ich hatte vor dem Beginne der Zeitung noch eine Probenummer versendet. Darüber schrieb mir die nachherige Frau Richard Wagner, damalige Frau von Bülow: „Ich hoffe, Sie entschuldigen es, wenn ich Ihnen in meinem schlechten Deutsch sage, daß ich und die Meinigen von der Sprache, die Sie in der ‚Süddeutschen Presse‘ geführt haben, geradeswegs entzückt sind. Sowohl die Fassung als der Inhalt Ihres Aufsatzes sind so un-

gewöhnlich hervorragender Art, daß ich mich frage wie der gewöhnliche Zeitungsleser sich zu dem Meisterstücke verhalten kann." Ich werde im folgenden zu erzählen haben, wie wenig lange in dieser wie in andern Beziehungen die Herrlichkeit gedauert, und es führt mich dies auf das Verhältnis der „Süddeutschen Presse" zu Bestrebungen Richard Wagners und seiner Anhänger. Von dem Einflusse abgesehen, welchen dieses Verhältnis auf den Fortgang der Zeitung, auf ihre Beziehungen zum Könige und zur Regierung und damit auf mein persönliches Leben ausgeübt hat, bedarf der nach anfänglicher, zum Teil allerdings nur scheinbarer Uebereinstimmung bald eingetretene Bruch um so mehr einer Erklärung, als es sich dabei, neben journalistisch-litterarischen Interessen, ganz wesentlich um Fragen von allgemeiner Bedeutung für die Kultur gehandelt hat.

Zur ökonomischen Sicherstellung des neuen Blattes, welches an die Stelle der eingehenden offiziellen „Bayerischen Zeitung" trat, verpflichtete sich die Staatsregierung für den Zeitraum von fünf Vierteljahren vom 1. Oktober 1867 bis zum 1. Januar 1869 zur Deckung eines allfälligen Defizits auf eine Gesamtsumme von 20 000 Gulden. Für die weitere Zeit blieb die Fortdauer von Staatszuschüssen, wenn solche nötig erscheinen sollten, einer neuen Vereinbarung vorbehalten. Schon am 27. August 1868 indessen kündete die Regierung den mit mir abgeschlossenen Vertrag auf Ende des Jahres, wo sich dann bei Rechnungsabschluß der genannte Staatszuschuß um 4000 Gulden unzulänglich fand. Die Ursache dieses ungünstigen Ergebnisses lag hauptsächlich in dem Verhältnisse zu den Bestrebungen Wagners und seiner Anhänger. Zu Honoraren und Raum für Kunstkritik und Kunsttheorie im Wagnerschen Geiste, besonders mit Bezug auf Theater und Musik, hatte der König außer der Staatssubvention auf die nämlichen fünf Vierteljahre die weitere Summe von 10 000 Gulden aus seiner Kabinettskasse zugesagt, über welche mir die Verfügung zustand. Ich stimmte mit Wagner, und schon von früher her, in der Ansicht überein, daß das Theater mit dem politischen Leben des Volkes in eine wesentliche Verbindung gesetzt werden sollte, und bei der Verständigung über die allerdings durch ihn vermittelte königliche Unterstützung der Zeitung kam er

brieflich wiederholt darauf zurück, daß diese Unterstützung vor allem zur Stärkung der politischen Stellung und Wirksamkeit des Blattes verwendet werden solle, woraus alles Gute, auch für seine Kunsttendenzen, folgen werde. Daß er sich unter dieser Wirksamkeit die Befreiung des bayerischen Volkes von dem verwahrlosenden Einflusse der Geistlichkeit und der Bureaukratie dachte, wie er es ebenfalls brieflich gegen mich aussprach, war zwar sanguinischer gedacht, als ich zu denken vermochte, konnte jedoch als leitender Gedanke für die Beeinflussung der inneren Politik nur meine Beistimmung finden. Bedenklicher jedoch war es, daß er mir schrieb, der Zuschuß des Königs solle „zu Stipulationen für Errichtung einer artistischen Separatredaktion führen", — eine Aeußerung, welcher er selbst aber die Worte hinzufügte: „und hier beginnt nun die Verwirrung", — welche auch in der That infolge seiner eigenen Beiträge und des litterarischen Verhaltens seiner journalistischen Gehilfen nicht auf sich warten ließ. Aus dem königlichen Zuschusse leitete überhaupt Wagner einen Einfluß auf den der Kunstkritik gewidmeten Teil des Inhaltes und auf die Wahl der ihn liefernden Schriftsteller ab, welchen ich sehr bald sowohl mit meinen Ansichten wie mit meiner kontraktlichen Stellung als Herausgeber und verantwortlicher Redakteur der Zeitung unvereinbar fand, in dem Grade, daß ich, um mich von Koterieinteressen und daher kommenden Zumutungen frei zu machen, freiwillig auf die königliche Unterstützung verzichtete. Dies ging gleich in der ersten Zeit vor sich; die kurze Dauer dieses Einflusses hatte jedoch hingereicht, einen Maßstab von Ausgaben zu schaffen, welcher bei Wegfall der dazu bestimmten Mittel nicht sogleich verkleinert werden konnte. Namentlich war, um für die eigenen, sehr ausgiebigen Arbeiten Wagners — die lange Abhandlung „Deutsche Kunst und deutsche Politik" wurde, wie ich in anderm Zusammenhange sogleich erzählen werde, auf ausdrücklichen Befehl des Königs mit Nr. XIV unterbrochen — sowie für die Beiträge seiner journalistischen Gehilfen Raum zu schaffen, ein täglich zweimaliges Erscheinen der Zeitung nötig befunden worden, welches sich nicht augenblicklich einstellen ließ. Die an und für sich schon übertriebenen Kosten der Herstellung also liefen fort, nachdem die Subvention aus

der königlichen Kabinettskaſſe nicht mehr bezogen wurde. Das ſind materielle Thatſachen, die ich nicht erwähnen würde, wenn ſie nicht mit den ideellen Bedingungen des Verhältniſſes in genauem Zuſammenhange ſtänden.

Was dieſe letzteren betrifft, ſo muß ich zunächſt einigen Wert darauf legen, daß in zwei ganz entſcheidenden Punkten mein Urteil über die Wagnerſchen Opern und die künſtleriſche Abſicht des ohne Zweifel genialen Dichterkomponiſten mit dem zweier demſelben beſonders nahe ſtehenden Perſonen übereinſtimmte, — in dem einen mit dem der damaligen Frau von Bülow, nachherigen Frau Wagner, — in dem andern mit dem ihres Vaters, des Virtuoſen und Abbé Liszt. Am 1. Auguſt 1867 wohnte ich zu München in der Loge der Frau von Bülow mit andern von ihr geladenen Perſonen der Aufführung des Tannhäuſer bei und begleitete danach die Dame nach Hauſe. „Das kann nun ein Anfang oder ein Ende ſein“ — ſagte ich auf dem Wege. „Ein Ende“ — antwortete ſie kurz und beſtimmt. Sie war wie ich der Ueberzeugung, daß die Wagnerſchen Schöpfungen den Abſchluß einer Kunſtperiode bezeichnen, welche man die muſikaliſche nennen könne. Sie ſtehe, fügte ſie hinzu, mit dieſer Anſicht allein unter ihren Freunden. — Mehrere Wochen ſpäter brachte ich in Geſellſchaft Liszts, der Frau Goßmann-Prokeſch und der Frau von Muchanow einen Abend im Bülowſchen Hauſe zu. „Mit Recht will Wagner“ — äußerte ich im Verlaufe eines ſich um deſſen Werke und Kunſtabſicht drehenden Geſpräches — „für das Theater wieder die mit dem öffentlichen Leben in notwendiger und weſentlicher Verbindung ſtehende Bedeutung in Anſpruch nehmen, welche es bei den Griechen hatte. Die Erreichung der Abſicht hat nur Vorausſetzungen, welche nicht exiſtieren. Er wählt für ſeine Werke zugleich Stoffe, die dem heutigen Volksgeiſte fremd ſind. Um mit ſeiner Abſicht durchzudringen, müßte er auch der Gründer einer neuen Religion ſein, aus welcher neue geſellſchaftliche Zuſtände hervorgehen müßten.“ — „Sehr wahr!“ — ſagte Liszt. —

Mit dieſen Urteilen wird der kulturhiſtoriſchen Bedeutung der Wagnerſchen Beſtrebungen und Leiſtungen nicht zu nahe getreten; es wird nur behauptet, und wurde anerkannt, daß die Wagnerſche

Partei, Schule oder Kunstsekte — wie man die Anhängerschaft bezeichnen mag — über die Natur dieser Bedeutung sich nicht klar sei. Im übrigen — wenn Richard Wagner es nicht bis zum Stifter einer neuen Religion gebracht, in welcher das Theater sich an die Stelle der Kirche hätte setzen müssen, so hat er in seinen Anhängern wenigstens einen Sektengeist zu erzeugen gewußt, welcher, wie jede derartige Erscheinung, mir widerwärtig und abstoßend gewesen ist. Emil Ollivier, welcher mit der Schwester der damaligen Frau von Bülow verheiratet gewesen und also als Schwager der nachherigen Frau Wagner Wagners Schwager geworden ist, hat, als ich im Frühling 1869 in Paris war, im Gespräche mit mir und andern Personen, bei aller Hochachtung vor Wagners Kunstwerken, ihn einen „musikalischen Cagliostro" genannt. Ich selbst, während ich die Größe seiner Konzeptionen anerkannt und in einzelnen Partieen die gewaltige Wirkung seiner Ausführungen empfunden, mußte über ihn nur urteilen, daß er neben allen Vorzügen auch alle Fehler eines Erzromantikers in sich trage, was mich nicht hindern konnte, ihn als einen genialen Menschen und großen Künstler gelten zu lassen. Immer bestimmter habe ich mir aber sagen müssen, daß die Verwechselung des epischen Stiles mit dem dramatischen, die damit zusammenhängende, ins einzelne und kleine gehende Anpassung der Musik an den Gedanken, die sogenannte unendliche Melodie und das gleichfalls der epischen Empfindungsweise angehörige Bedürfnis der Anwendung ungeheurer Mittel zur Hervorbringung einer Kunstwirkung, vier Verirrungen sind, von denen jede allein hinreicht, auf eine dramatisch-musikalische Schöpfung einen unglücklichen Einfluß auszuüben, die aber vereint die Werke nur eines mit großen Fähigkeiten begabten Künstlers nicht ganz verderben können.

Um zu zeigen, wie ich mehrere Jahre später, nach dem Abbruche aller unmittelbaren und mittelbaren Beziehungen zu Wagner und seinen Anhängern, also ohne jede mein Urteil beschränkende Rücksicht, in der „Süddeutschen Presse" mich über die Wagnerschen Werke ausgesprochen habe, reproduziere ich einen am 23. Januar 1872 erschienenen Artikel über eine italienische Beurteilung dieser Werke.

„Erſt in den letzten Tagen“ — habe ich damals geſchrieben — „iſt uns eine verſpätete Nummer des in Palermo erſcheinenden ‚Giornale di Sicilia‘ (18. Dezember) mit einem intereſſanten Artikel über die Aufführungen des Lohengrin in Bologna und Florenz und über die Wagnerſche Muſik überhaupt zugeſandt worden. Der Verfaſſer, P. C. B. Caſtiglia in Florenz (Präſident des Kaſſationshofes und Mitglied des italieniſchen Parlamentes), — ein Mann von vielſeitiger und insbeſondere auch muſikaliſcher Bildung — bemüht ſich in dem palermitaniſchen Blatte, den Sizilianern einen Begriff von dem zu geben, was der Lohengrin und überhaupt eine Wagnerſche Oper iſt.

„Fremde Meinungen über das, was zu unſrem Weſen gehört, ſollten uns, wenn ſie nicht ganz oberflächlich ſind, nicht gleichgültig ſein. Schon dies hätte uns beſtimmen können, die in der Zuſendung des Zeitungsblattes liegende Aufforderung nicht unberückſichtigt zu laſſen, auch wenn wir nicht in den Ausſprüchen des Florentiner Kritikers Beziehungen auf Streitfragen der Kunſttheorie gefunden hätten, die unter uns ſelbſt ſchwebend ſind und in Anknüpfung an die allgemeinen Kunſtbeſtrebungen Richard Wagners und ſeiner Schule unſre theoretiſierenden Geiſter bewegen.

„Solche Fragen ſind aber, ſo wenig ſich das künſtleriſche Genie von der Theorie beſtimmen läßt, von Bedeutung für die Richtungen, welche in den Leiſtungen und Beſtrebungen der Geiſter zweiten und dritten Ranges zur Herrſchaft gelangen und von da aus in gutem oder ſchlechtem Sinne den Geſchmack und die Gefühlsweiſe ganzer Generationen beſtimmen. Geht eine ſolche Kunſtrichtung von einer Verirrung aus und führt ſie den Volks- oder Zeitgeiſt abwärts, ſo kann ſie ein ebenſo großes Unheil ſtiften, wie ein zu Einfluß gelangtes philoſophiſches Syſtem, welches, indem es durch Ausfüllung einer Lücke in unſrer Gedankenwelt eine relative Berechtigung erhält, auf der ſo in Beſitz genommenen Stellung zum Ueberfluſſe noch ein ganzes Gebäude von ſchiefen Urteilen errichtet, wie, um ein ſich aufdrängendes Beiſpiel zu geben, das Syſtem Arthur Schopenhauers, den man den philoſophiſchen Vorgänger und irrleuchtenden Wegweiſer Richard Wagners nennen kann.

„Wie es schädliche Gedankenläufe gibt, so gibt es auch schädliche Gefühlsarten, Gemütsstimmungen und Geschmacksrichtungen, die dadurch, daß sie dem Charakter einer Kulturperiode entsprechen, um nichts besser werden. Wir haben selbst einmal an andrer Stelle — es war in Wien bei Gelegenheit der Aufführung von dort damals noch neuer Wagnerscher Musik — den Gegnern eingeworfen, daß die Gefühlsweise verschiedener Kulturperioden eine verschiedene ist, und daß neue Gefühlsweisen und Geistesstimmungen im Anfange nur der kleineren Zahl von Menschen verständlich sein können, in denen sich eine kommende Kulturperiode zu gestalten beginnt. So richtig aber dies ist, so wenig beweist es etwas für den Wert des neuen Geschmackes und des danach sich bildenden Lebens, womit zugleich gesagt ist, daß auch die wachsende Popularität der diesem neuen Geschmack und Leben entsprechenden Kunstwerke für deren Wert nichts beweist. In Zeiten des Verfalles einer Kunst oder Litteratur muß im allgemeinen das Neuere das Schlechtere sein, und dennoch wird dieses Neuere für das Bessere, der Verfall für den Fortschritt gehalten, und die Zahl derer, welche den Irrtum einsehen, kann auch hier nur klein sein, sonst wäre der Irrtum nicht möglich und das Schlechtere könnte nicht das Bessere verdrängen. Insofern nun an der Richtung, welche ein herrschender Geschmack und eine herrschende Geistesstimmung nimmt, auch die Theorieen ihren wesentlichen Anteil haben, erhalten diese, so wenig sie unmittelbar schöpferisch wirken, eine kulturhistorische Bedeutung, und für die Bekämpfung eine um so größere, je mehr sie dafür den zugänglicheren Angriffspunkt bilden. Dies wird sich sogleich zeigen. Kehren wir aber zunächst zu unsrem italienischen Kritiker zurück.

„Der Bericht, welchen derselbe von Florenz nach Palermo gesandt, beginnt damit, zu erzählen, daß mit so außerordentlichen Mitteln der Inscenierung und Ausführung wie in Bologna auf den Lohengrin verwandt wurden, in Italien noch niemals eine Oper ausgestattet und aufgeführt worden sei. Der Kritiker läßt dabei merken, daß die Wirkung, welche durch diese Mittel auf das Publikum ausgeübt worden ist, weder dem inneren Werte des Kunstwerkes noch dem Verdienste des Dichters und Komponisten zugeschrieben

werden könne. Damit hat er unzweifelhaft recht. Der Luxus der Ausſtattung und Vorführung, ohne den man ſich Wagnerſche Opern kaum denken kann, iſt in der That der ſtärkſte Beweis einer inneren Schwäche, und der Geſchmack, welcher dieſes Luxus bedarf, iſt ſchon an ſich ein verdorbener. Nehmen wir einmal an, zwei Novelliſten ſtellen, jeder auf ſeine Art, einen edelmütigen, freigebigen, ſich ſelbſt vergeſſenden Charakter dar. Der erſte rüſtet ſeinen Helden mit den dreizehn Milliarden aus, welche die Amerikaner jetzt von den Engländern als Schadenerſatz verlangen. Davon gibt der edle Mann gleich zwei oder drei Milliarden für das Theater in Bayreuth her; mit ein paar andern Milliarden dotiert er den Dichterkomponiſten des Lohengrin und ſeine Freunde; mit noch einigen andern gibt er den Proletariern der Welt ſo viel Champagner oder ſonſtigen Nektar zu trinken, als ſie zu vertilgen im ſtande ſind, und noch etwas mehr; — und ſo überſchüttet er die Menſchheit mit Wohlthaten, indem er für ſich ſelbſt eine einzige lumpige Milliarde behält, die er gelegentlich auch noch in freigebigſter Weiſe durchbringen wird. — Der zweite führt uns ſeinen Helden vor, wie er gerade mit hungrigem Magen und dreizehn Kreuzern in der Taſche ſich ein frugales Frühſtück vergönnen will, als ihm das Mitleid mit einem halbverhungerten alten Weibe zwölf von ſeinen dreizehn Kreuzern entlockt, worauf er ſich für den letzten Kreuzer ein Brötchen kauft und dieſes zu einem Glaſe Waſſer genießt. — Beweiſen die dreizehn Milliarden des erſten Dichters einen größeren Reichtum oder eine größere Armut der poetiſchen Erfindung, als die dreizehn Kreuzer des zweiten? Der Leſer gebe ſich die Antwort. —

„Etwas weiter als recht iſt geht freilich der Florentiner Berichterſtatter, indem er nicht nur den Luxus der Ausſtattung und der muſikaliſchen Darſtellungsmittel, ſondern auch die Auffaſſung und Ausführung der Muſik unter der Direktion des berühmten Mariani von dem Verdienſte des Kunſtwerkes und ſeines Autors in Abzug bringt. Der Vorzug andrer Direktoren, ſagt Herr Caſtiglia, iſt der, daß ſie ausführen, was der Komponiſt gewollt und vorgezeichnet hat.

„Mit Mariani iſt es etwas andres. Seinetwegen kann der Komponiſt vorzeichnen was er will. Mariani bemächtigt ſich der Partitur,

behält sie, studiert sie und findet darin Wirkungen, an die der Komponist nie gedacht, die er nie geahnt und die er also auch nicht vorgezeichnet hat. Solche Wirkungen sind Marianis als ihres Entdeckers Eigentum. Und so wäre es eigentlich Mariani und nicht Richard Wagner, dessen Musik die Bologneser und Florentiner bewundert haben! — Das ist etwas stark, und müßte uns verdrießen, wenn es nicht zu harmlos wäre. — Ein Schauspieler kann durch seine Auffassung und Darstellung einem Drama von sehr zweifelhaftem Werte das Interesse des Publikums sichern, wodurch das Drama selbst nicht besser wird, als es ist; wenn aber ein Kapellmeister einer Partitur große musikalische Wirkungen entnehmen kann, dann sind diese Wirkungen in der Partitur enthalten, und auf der andern Seite kann auch Castiglia nicht wissen, ob nicht Wagner Wirkungen im Sinne gehabt hat, die Mariani nicht ahnt. Dies ist sogar gewiß, denn unfehlbar muß sich unter solchen Umständen der Unterschied des nationalen Charakters geltend machen.

„Der italienische Kritiker geht indessen der Wagnerschen Musik, oder vielmehr der Idee des Wagnerschen Musikdramas, selbst zu Leibe, und eine von ihm gemachte Bemerkung, an sich nichts weniger als etwas Neues sagend, gewinnt für uns ein großes Interesse, insofern sie mit einem Ausspruche Schopenhauers übereinstimmt, dessen Beurteilung des Wesens der Musik von Wagner so hoch gestellt wird, und der doch mit diesem Ausspruche, ganz wie Castiglia, sich mit dem Musikdrama nach der Idee unsres Dichterkomponisten in den schärfsten Gegensatz stellt. Der Gedankengang des Italieners ist, in unsrer Weise wiedergegeben, ungefähr folgender. Indem zur Herstellung einer Oper im bisherigen Sinne Wort und Handlung auf der einen und Musik auf der andern Seite sich verbinden, tritt ein Mißverhältnis der für beide erforderlichen Zeit ein. Die Musik schreitet ihrer Natur nach mit ihren Motiven viel zu langsam fort, um mit dem natürlichen dramatischen Verlaufe in Wort und Handlung gleichen Schritt halten zu können. Damit die in der Musik ausgedrückten, ihrer Natur nach mehr beharrlichen Empfindungen und Gemütsstimmungen sich ihren eigenen inneren Bedingungen gemäß entwickeln können, muß daher die dramatische Bewegung in Wort

und Handlung abſichtlich verlangſamt werden. In gegebener Zeit kann ſich alſo in Gedanken und Thaten in der Oper nach bisheriger Art nicht viel ereignen, oder, was das nämliche bedeutet: innerhalb des für die Darſtellung zuläſſigen Zeitraumes läßt ſich in derſelben nur ein armer und unbedeutender dramatiſcher Stoff verwerten. — Davon iſt man nicht befriedigt geweſen. Meyerbeer hat der Oper einen bedeutenderen dramatiſchen Gehalt zu geben verſucht, indem er ihre Zeitdauer vergrößert. Er hat lange Opern geſchrieben. Der Zweck jedoch iſt damit nicht erreicht worden. Um ihn zu erreichen, war es nötig, Muſik und dramatiſchen Vorgang in ein umgekehrtes Verhältnis zu ſetzen. Statt daß in der bisherigen Oper die Muſik, als Sprache der Gefühle und Gemütsſtimmungen, dem ſelbſtändigen inneren Zuſammenhange dieſer Seelenzuſtände folgt, ihre eigene Logik geltend macht, und damit die Gedanken und Handlung beeinflußt, haben im neuen Muſikdrama Gedanke und Handlung die Herrſchaft ergriffen, der Gang der Muſik muß ſich dem dramatiſchen Verlaufe unterordnen und deſſen raſches Fortſchreiten mitmachen, ein Fortſchreiten, welches ihr keine Zeit läßt, irgend ein ihr eigenes Motiv ſelbſtändig zu entwickeln.

„Das Drama in der Oper hat nun trotz der Muſik ſeine Wahrheit erhalten. Ihre Wahrheit aber hat die Muſik verloren. — Sie allein iſt nicht wahr — unwahr — unnatürlich — weil es ihr Weſen iſt, die Sprache des Gefühles, der Leidenſchaft, der Gemütsſtimmungen zu reden, die ihren eigenen Verlauf haben und in der Wechſelwirkung mit dem Gedanken und dem Willen mehr beſtimmen als beſtimmt werden. Die Oper aber iſt ihrer Natur nach eben dazu da, daß ſie das pragmatiſche Element des Gedankens und Willens im dramatiſchen Vorgange in ſeiner Abhängigkeit von Pathos der Stimmung, des Gefühles und der Leidenſchaft darſtellt, welches ſich darum in der Muſik ſelbſtändig muß entwickeln können. Mit Recht ſagt daher Caſtiglia, die Wahrheit der Muſik beſtehe darin, daß ſie auch ohne Worte ihren Inhalt ausdrücken, das Herz bewegen, zu uns ſprechen könne. ‚Nehmt der Muſik Roſſinis die Worte, und ſie bleibt immer Muſik, die zu uns ſpricht, uns etwas ſagt, uns bewegt, uns entzückt!‘ — Die Zukunftsmuſiker (gli avveniristi) dagegen ‚bringen die

Musik wieder in die Stellung zurück, in der sie nicht ohne das Wort bestehen konnte, eine Stellung, in der sich die Malerei befand, als sie den Personen eines Gemäldes einen Zettel mit Worten in den Mund legte (all' epoca in cui come nella pittura alle figure si ponevano in una lista le parole in bocca).'

„Da wir im Geiste schon vernehmen, wie dieses Urteil von den Vertretern der neuen Theorie als italienische Banalität mit Geringschätzung behandelt wird, müssen wir ihnen doch zu Gemüte führen, was eben der deutsche Philosoph, dessen Urteile über das Wesen der Musik von Richard Wagner selbst als tiefsinnigste Gedanken geschätzt werden, über dieses nämliche Verhältnis ausspricht. Welche hohe Meinung Wagner von Schopenhauer hat, kann man in des ersteren Schrift über Beethoven nachlesen.

„Was aber lesen wir in dem großen Werke: ‚Die Welt als Wille' über die Oper? — ‚Dies ist der Ursprung des Gesanges mit Worten und endlich der Oper, welche ebendeshalb diese untergeordnete Stellung nie verlassen sollte, um sich zur Hauptsache und die Musik zum bloßen Mittel ihres Ausdruckes zu machen, als welches ein großer Mißgriff und eine arge Verkehrtheit ist. Denn überall drückt die Musik nur die Quintessenz des Lebens und seiner Vorgänge aus, nie diese selbst, deren Unterschiede daher auf jene nicht allemal einfließen. Gerade diese ihr ausschließlich eigene Allgemeinheit, bei genauester Bestimmtheit, gibt ihr den hohen Wert, welchen sie als Panakeion aller unsrer Leiden hat. Wenn also die Musik zu sehr sich den Worten anzuschließen und nach den Begebenheiten zu modeln sucht, so ist sie bemüht, eine Sprache zu reden, welche nicht die ihrige ist. Von diesem Fehler hat keiner sich so rein gehalten, wie Rossini: daher spricht seine Musik so deutlich und rein ihre eigene Sprache, daß sie der Worte gar nicht bedarf, und daher auch mit bloßen Instrumenten ausgeführt ihre volle Wirkung thut.' (Schopenhauer, Die Welt als Wille I. 309 der 3. Auflage.) Und an einer andern Stelle (II. 512): ‚Die Musik einer Oper, wie die Partitur sie darstellt, hat eine völlig unabhängige, gesonderte, gleichsam abstrakte Existenz für sich, welcher die Hergänge und Personen des Stückes fremd sind, und die ihre eigenen, unwandelbaren Regeln

befolgt; daher ſie auch ohne den Text vollkommen wirkſam iſt.' — Freilich fährt der Philoſoph fort: ‚Dieſe Muſik aber, da ſie mit Rückſicht auf das Drama komponiert wurde, iſt gleichſam die Seele desſelben, indem ſie in ihrer Verbindung mit den Vorgängen, Perſonen und Worten zum Ausdruck der inneren Bedeutung und der auf dieſer beruhenden letzten geheimen Notwendigkeit aller jener Vorgänge wird . . . dabei zeigt jedoch in der Oper die Muſik ihre heterogene Natur und höhere Weſenheit durch ihre gänzliche Indifferenz gegen alles Materielle der Vorgänge.' — Was kann aber hieraus anders gefolgert werden, als daß in der Oper das dramatiſche Element ſich nach dem Bedürfniſſe der Muſik richten muß und nicht die Muſik im einzelnen dem Gange des Dramas folgen kann? — Caſtiglia alſo und Schopenhauer ſtehen in ihrer Anſicht über das Verhältnis der Muſik zum Drama in der Oper ganz auf dem nämlichen Standpunkte — einem Standpunkte, den überhaupt jeder einnehmen wird, deſſen Urteil nicht durch die unverdauten Aperçus einer dilettantenhaften Theorie beirrt iſt.

„In dieſer Beziehung hat freilich auch Schopenhauer — und mit Bezug auf unſern Gegenſtand gerade bei Richard Wagner — viel zu verantworten. Es ergeht den vernünftigen und unvernünftigen Syſtemen origineller Denker, wie es der Bibel ergeht: ſie werden als Stützen der verſchiedenſten Anſichten und oftmals entgegengeſetzten Beſtrebungen benützt. Richard Wagner hat aus Schopenhauers ‚Welt als Wille' ganz andre Folgerungen gezogen als die, welche wir daraus ziehen, ſoweit das Syſtem für uns überhaupt Sinn und Bedeutung hat. — ‚Die Welt als Wille' fragen wir vorwitzig — was kann ſie wollen? was anders als daſein! — Da ſie aber ſchon da iſt, ſo will ſie etwas ganz Ueberflüſſiges. — Oder will ſie vielleicht etwas andres werden, als was ſie iſt? Das geht auch ſchon ganz von ſelbſt und ohne alle Hinderniſſe vor ſich. Jeden neuen Tag wird die Welt etwas andres, als was ſie tags vorher war. — Möchte ſie etwa, daß die Veränderung — der ſogenannte Fortſchritt — ſchneller ginge, als er geht? — Das wäre ein Wunſch, ein Verlangen, eine Sehnſucht, eine Empfindung, eine Stimmung, und die Muſik, indem ſie dieſe Stimmung ausdrückt, wäre in der That

eine Sprache, welche die Weltseele redet. Wir hätten dagegen nichts einzuwenden, insofern die Weltseele ja auch in der Menschenseele lebt. Aber Wunsch, Verlangen, Sehnsucht, Empfindung, Stimmung sind nicht Wille. Sie sind dem Willen entgegengesetzt. Schopenhauer freilich, der die Musik als die Sprache des Willens, als dessen unmittelbaren Ausdruck und als die Enthüllung seiner geheimen Geschichte erklärt, setzt in den beiden von der Musik handelnden Abschnitten seines Werkes (‚Die Welt als Wille' I, 301—316, und II, 509—521 der 3. Aufl.) durchweg ‚Empfindung', ‚Affekt', ‚Wunsch', ‚Verlangen', ‚Leben oder Bewegung des Herzens' — als dem Willen gleichbedeutend; aber dieser folgenschwere Irrtum vernichtet fast den ganzen Wert seines Gedankensystemes. Das Verdienst des genialen Denkers, der die Priorität des Willens, also auch der That, und also auch der Thatsache, vor der Vorstellung, und also auch vor dem Urteil und der Theorie geltend gemacht hat, und dessen Bedeutung für unsre Zeit und sein Eingreifen in die Bewegung derselben eben darin besteht — das Verdienst desselben wäre ein größeres gewesen, wenn er nicht den Willen in seiner pragmatischen Entwickelung zur sittlichen Kraft mit dem Pathos leidender Gemütszustände verwechselt oder zusammengeworfen und dadurch im gleichen Grade das ethische wie das ästhetische Urteil verfälscht hätte. Der Wunsch wartet auf den Genuß, der Wille strebt zur That. Die Verwechselung oder Vermischung aber übt zugleich den verwirrendsten Einfluß auf die Beurteilung der Musik und ihres Verhältnisses zum dramatischen Vorgange in der Oper aus. Der Wille ist sozusagen die Seele des Dramas. Die Musik aber kann weder einen Willen ausdrücken noch einen solchen erregen. Sie kann ihn nur beeinflussen oder ihn erklären helfen. Leidenschaften vermag sie allerdings nicht nur auszudrücken, sondern auch zu erregen, aber Leidenschaft und Wille ist zweierlei, der Wille setzt einen bestimmten Zweck voraus, weil man nicht wollen kann, ohne etwas Bestimmtes zu wollen. Einen bestimmten Zweck aber kann die Musik weder ausdrücken noch kann sie für einen bestimmten Zweck gewinnen. Im Drama jedoch hat es der Wille eben mit bestimmten Zwecken zu thun, die er erreicht oder an denen er scheitert. Daß er dabei durch Gemütsstimmungen Einfluß

erleidet, daß ſeine Konflikte Gemütsſtimmungen erzeugen und von Gemütsſtimmungen begleitet werden, verſteht ſich von ſelbſt, und wenn dieſe veranſchaulicht werden ſollen, müſſen Wort und That von der Muſik unterſtützt werden, wie es in der Oper geſchieht. Eine Spannung des reinen Willens aber iſt von muſikaliſcher Aeußerung oder muſikaliſcher Empfänglichkeit weiter entfernt, als jeder andre Seelenzuſtand; und niemand wird wohl jemals einen Menſchen im Zuſtande einer ſolchen Spannung — einem Zuſtande, der ſich nicht durch offenen, ſondern durch geſchloſſenen Mund zu kennzeichnen pflegt — haben ſingen hören.

„Das Drama bewegt ſich in Handlungen, die Muſik in Stimmungen. Die Verbindung beider in einem und demſelben Kunſtwerke läßt demnach zwei Hauptverhältniſſe zu: das Kunſtwerk kann uns die Handlung in ihrer Abhängigkeit von der Stimmung oder die Stimmung in ihrer Abhängigkeit von der Handlung darſtellen. Im erſten Falle wird das Kunſtwerk lyriſch-dramatiſch, im zweiten epiſch oder epiſch-dramatiſch ſein; das zweite deshalb, weil eine Handlung nur dann die Stimmung künſtleriſch einheitlich beherrſchen kann, wenn ſie als ſchon zu Ende geführt und abgeſchloſſen bekannt iſt, alſo dem Gedanken als fertige Thatſache vorſchwebt, deren Entſtehung entweder rein erzählt oder erzählend dargeſtellt wird. Das erſte Verhältnis iſt das, auf welchem unſre gewöhnliche Oper beruht. Die Handlung erſcheint darin in ihrer Abhängigkeit von der Stimmung, aus welchem Grunde eben der dramatiſche Gehalt derſelben nur verhältnismäßig unbedeutend ſein kann. Die Oper geht darum auch von der Stimmung aus, in die wir durch die Ouverture von Anfang an verſetzt werden ſollen. Dem zweiten Verhältnis entſprechen die unreinen und unvollſtändig entwickelten Kunſtformen des Oratoriums, der kirchlich-muſikaliſchen Prozeſſionen und Celebrationen, in welchen die Vorgänge der heiligen Geſchichte halb erzählend, halb ſymboliſch handelnd dargeſtellt werden. Aehnliche Kunſtleiſtungen laſſen ſich auch auf den Boden des politiſchen Lebens übertragen, wozu unſre Zeit, bei ihrem Streben, ſich aus dem religiöſen auf das politiſche Gebiet herüberzuziehen, in politiſchen Volksfeſten vielfache Anläufe genommen hat. In dieſen Feſten können nur hiſtoriſche Thatſachen

gefeiert werden; ihr Charakter kann also, wie der der kirchlichen Feste, nur ein episch-dramatischer sein.

„In dieses episch-dramatische Kunstgebiet gehört, der Absicht nach, und wie sich uns dasselbe in seiner letzten Ausbildung darstellt, das Wagnersche Musikdrama, dessen überall hervortretendes episches Element also keine Zufälligkeit ist, und, wie nicht besonders gesagt zu werden braucht, auf seinem eigenen Boden die mächtigsten musikalischen Wirkungen zuläßt, die alles, nur nicht dramatisch sein können, so wenig wie die effektvollste Deklamation im Vortrage eines Heldengedichtes jemals sich bis zur dramatischen Deklamation erheben kann oder darf. Je wichtiger aber die Rolle ist, welche in diesem Musikdrama der Musik zugewiesen wird, je mehr also darin die Stimmung nicht bloß durch die Handlung beeinflußt erscheint, sondern die Handlung selbst als Stimmung auftritt, um so mehr muß das der Musik in ihrem innersten Wesen eigene religiöse Prinzip zur Entwickelung kommen und ein herber hieratischer Stil sich geltend machen, wie wir ihn in den großen Wagnerschen Werken wahrnehmen.

„Für die dramatische Kunst als solche ist aber — was auch der Wert dieser Werke im übrigen sein möge — damit statt des Fortschrittes ein Rückschritt gegeben, weil es für diese Kunst ein Rückschritt ist, auf eine Kulturstufe zurückzutreten, auf welcher der pragmatisch-politische Geist des echten Dramas noch in den Fesseln eines episch-asketischen Pathos liegt.

„Das innerste Wesen des Dramas ist — im weitesten Sinne verstanden — politisch. Das in ihm wirkende geistige Element ist, wie in der Politik, der durch den Charakter bestimmte Wille. Liegt dieser Wille im Kampfe mit dem Schicksale, so hat Napoleon I. nicht ohne Grund gesagt, das Schicksal in der heutigen Welt sei die Politik. Das soziale Leben schließen wir bei dieser Beurteilung, wie sich von selbst versteht, in das politische ein. Der Musik wird niemand diesen politischen Grundzug des Dramas zuschreiben. Ihre Stimmungen, welche im innersten Wesen vielmehr religiöser Natur sind, stehen mit der politischen Pragmatik eher in einem Gegensatze. Es ist daher nicht zufällig, daß vorherrschend politische Völker keine musikalischen Völker und vorherrschend musikalische Völker keine politischen Völker

zu ſein pflegen. Die Italiener und Deutſchen ſind eine Zeitlang die beiden muſikaliſchſten, aber auch unpolitiſchſten unter den heutigen Kulturvölkern geweſen. Die Engländer und Nordamerikaner dürfen wir umgekehrt wohl die beiden politiſchſten aber auch unmuſikaliſchſten Völker der Gegenwart nennen. Sind Deutſche und Italiener politiſch geworden, ſo fürchten wir, daß es auf Koſten der Muſik geſchehen ſein wird. Vielleicht hat dieſer kulturhiſtoriſche Gegenſatz zwiſchen Politik und Muſik dem Dichter eines bei neulicher Gelegenheit geſprochenen Prologes vorgeſchwebt, welcher ſich zu dem Gedanken emporgeſchwungen, daß der von ihm gefeierte Komponiſt durch ſeine Muſik die deutſche Einheit zuwege gebracht. Bei dem Zuſammenhange jedoch, den wir zwiſchen Richard Wagners Muſik und den politiſchen Fortſchritten Deutſchlands anerkennen müſſen, hätte jener Dichter ſich der Fabel von der Cikade erinnern ſollen, die vom feſtſteckenden Wagen herabſprang, gerade als die Pferde ihn aus dem Sumpfe zogen. — Laſſen wir die Cikade ſingen und die Pferde ziehen — auf dem Theater der Welt wie in der Welt des Theaters! — Ein Austauſch der Rollen wäre kein Gewinn."

Eine Beurteilung wie dieſe, bei der es mir doch um ſehr ernſte Angelegenheiten der Kultur, zunächſt der nationalen, zu thun war, würde Wagner, ſolange er auf das Blatt einen Einfluß auszuüben in der Lage war, niemals geduldet haben. Auf der andern Seite konnte ich die Ueberſchwenglichkeit des Tones nicht dulden, in welchem die Kunſtwunder des artiſtiſchen Heilands und Meiſters der ſtaunenden Welt von ſchreibenden Jüngern verkündet werden ſollten. Einem dieſer Jünger ſchickte ich ſein Manuſkript mit folgendem Schreiben zurück:

„München, den 2. Juli 1868. — Hochgeehrter Herr! Beigeſchloſſen ſende ich Ihnen das Manuſkript Ihrer Beſprechung der Meiſterſinger zurück. Das Werk kenne ich ſelbſt noch nicht. Ich werde es wahrſcheinlich heute abend kennen lernen, und ſetze voraus daß ich es bewundern werde. Indeſſen auch der größten Bewunderung eines Kunſtwerkes wie einer menſchlichen Handlung oder hiſtoriſchen Begebenheit würde ich einen gemäßigten Ausdruck geben und gegeben zu ſehen wünſchen. Von einem Organe der öffentlichen Meinung aber verlange ich ganz vorzüglich, daß es ſich in allen

Dingen einer maßvollen Sprache bedient, am meisten aber da, wo sich's um eine Persönlichkeit handelt. Ich stelle den Helden über den Künstler, die Politik über die Kunst, — es sei denn, daß man die Politik selbst als die Kunst aller Künste — die Realisierung des Ideales in der Wirklichkeit — betrachten will, wie ich es thue. Woher sollte ich also die Sprache nehmen, um eine große politische Leistung zu würdigen, wenn schon für die Würdigung einer künstlerischen dieselbe bis an die Grenzen ihrer Mittel geht? — Wenn ich eingeladen gewesen wäre, dabei zu sein als Gott die Welt schuf, mein journalistischer Bericht über das doch immerhin beachtenswerte Ereignis würde kühler abgefaßt gewesen sein, als der Ihrige schon über die bloße Generalprobe der Oper. Sie haben gesehen, daß ich demselben trotzdem die Aufnahme nicht versagt habe. Aber damit bin ich an den Grenzen des Möglichen angelangt. Wollen Sie, mein hochgeehrter Herr, in meiner Ablehnung also weder eine Abneigung gegen das Erzeugnis Ihrer Feder sehen, noch eine Unbereitwilligkeit, das Schöne und Bedeutende anzuerkennen wo immer es sich zeigt, sondern einzig und allein den Ausdruck einer Weltansicht und Lebensauffassung, die ich, soviel mir möglich, geltend zu machen suche.

„Beweggründe persönlicher Art sind mir, wo es sich um allgemeine Interessen handelt, fremd. Solche hätten aber auch denen fremd sein sollen, welche zu den Proben und Vorstellungen die Einladungskarten verteilt haben.

„Ich bedaure sehr, daß mich Ihr freundlicher Besuch nicht traf. Vielleicht nehmen sich geschrieben meine Aeußerungen schroffer aus, als sie gesprochen sich ausgenommen haben würden und als sie gemeint sind. Mit aufrichtiger Hochachtung u. s. w."

Man sieht, daß das nicht zusammen gegangen sein würde, auch wenn mein Bruch mit der Koterie nicht vorher schon eingetreten gewesen wäre. Dieser Bruch selbst stand teilweise mit ganz gewöhnlichen und sogar gemeinen Vorgängen in Verbindung, welche mit schärfer hervortretenden Gegensätzen höherer Natur zusammentrafen. Der Vorgang spielte sich größtenteils in einer zwischen der Frau von Bülow und mir geführten Korrespondenz ab, aus der ich nicht unterlassen kann, einige Stellen auszuziehen. Es handelte sich auf

der einen Seite um meine Mißbilligung einiger Aeußerungen in Wagners fortlaufenden Aufsätzen über „Deutsche Kunst und deutsche Politik", auf der andern um die Unzufriedenheit Wagners mit der nach seiner Meinung zu wenig strengen Beurteilung, welche die Leistungen gewisser Schauspieler in der „Süddeutschen Presse" gefunden hatten. Ein Brief der Frau von Bülow, welcher sich auf beide Seiten der Sache bezog, erhielt von mir eine vom 10. Dezember 1867 datierte Antwort, aus welcher ich das Folgende mitteilen kann, ohne zu weiteren Erläuterungen genötigt zu sein.

„In den beiden letzten Artikeln Wagners (XI und XII) bin ich auf nichts gestoßen, was mich hätte wünschen lassen, daß sie ungedruckt blieben. Im Gegenteil — sie *mußten* gedruckt werden, weil darin unverfälscht Wagners ästhetischer Grundgedanke hervortritt. Wagner sagt: Das Schöne ist das Zwecklose. Ich aber sage: Das Zwecklose ist das Unnütze, das Nichtsnutzige, das, was nicht sein soll. Für zwecklose Dinge hat meine Welt keinen Platz, keine Zeit, keine Duldung. Der Lazarone, welcher sich unter dem neapolitanischen Himmel sonnt, führt ein zweckloses Leben. Die Menschenklasse verdient eben darum ausgerottet zu werden, z. B. gelegentlich als Kanonenfutter. Das zu bewirken steht nun nicht in meiner Macht, und so bleibt mein Urteil vorderhand ein theoretisches. In der Praxis aber verhalte ich mich zu Wagner wie ein Arzt, welcher zusieht wie sein Kollege in der Heilkunst einen Kranken — der immerhin beiden gleich teuer sein mag — vollends zu Tode kuriert. Vielleicht hilft eine gemeinsame Konsultation am Krankenbette des deutschen Volkes. Ich habe lange darauf gewartet, daß Wagner hierher komme.

„Soviel über Prinzipien und ihren Einfluß auf die Theorie. Nun — wenn Sie erlauben — etwas Praktisches. — Niemand kann weniger als ich geneigt sein, in der Kunst das Verfehlte, das Mittelmäßige, das Klägliche in Schutz zu nehmen. Mit Erstaunen habe ich darum auch die Nachsicht wahrgenommen, mit welcher Leistungen, die einer ganz untergeordneten Geschmackssphäre angehören, durchaus gegen meinen Wunsch in der ‚Süddeutschen Presse' gelobt worden sind. Wagners Ermahnung zur strengen Kritik ist daher nicht an *meine* Adresse zu richten gewesen. Ich habe die Anmaßung, zu

denken daß Wagners ästhetischer Maßstab an wahrer Höhe des Geschmackes dem meinigen nicht ganz Genüge zu leisten vermag, wie hoch ich auch seine Werke stelle. Als Komponisten will ich ihn gern einen großen Meister nennen; aber ‚Meister' überhaupt, — ‚Meister' im Urteil, gibt es mir gegenüber nicht. Wenn ich zu einer Sekte gehören wollte, müßte ich selbst deren Gründer und ‚Meister' sein. — (Frau von Bülow erwähnte Wagners nie anders als mit dem Ausdrucke ‚der Meister'.)

„. . . Ganz umgekehrt ist mir aber kürzlich folgendes begegnet: In Bezug auf eine fremde Schauspielerin hatte Herr P. die Dreistigkeit oder Naivetät, mir folgende Worte zu sagen: ‚Diese Schauspielerin soll nicht gelobt werden. Sie sucht hier ein Engagement, welches sie nicht erhalten darf.' Und das sagte Herr P., bevor er die Leistungen der Künstlerin kennen gelernt hatte.

„Aus Achtung vor Ihnen, meine gnädige Frau, will ich hier nicht aussprechen, wie man unter Männern von Ehre eine solche Aeußerung nennt. Herr P. selbst mag davon keinen Begriff haben. Ich muß aber hinzufügen, daß er es einzig meiner Rücksicht für Sie zu danken hat, daß ich ihn nicht augenblicklich entlassen habe. Ich weiß nicht, ob vielleicht Sie als Frau ihn mehr zu entschuldigen wissen. Ich als Mann bin gewöhnt, eine gegen Ihr Geschlecht verübte Gemeinheit doppelt verächtlich zu finden."

Die Künstlerin, auf welche sich diese Erörterung bezog, war mit einem Empfehlungsbriefe des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin an den König gekommen, und der von der Frau von Bülow ausgegangene Befehl, dieselbe nicht zu loben, war auf letzteren berechnet, und war gegeben, noch bevor die Fremde in München aufgetreten war. Bei ihrem Auftreten wurde sie dann von dem Gesindel, welches auf den Plätzen des Publikums der einen entscheidenden Einfluß auf den König suchenden Freundin Wagners zu Diensten stand, gemißhandelt. Zwischen den Coulissen wurde ihr ein anonymer Zettel mit den Worten: „Sprechen Sie lauter, man versteht Sie nicht," eingehändigt, und als sie, dem Rate folgend, lauter sprach, lachte und zischte man. — Wagner selbst, welchem Frau von Bülow meinen Brief zugeschickt, sprach sich über die Sache aus. „Der Fall"

— schrieb er mir von Luzern — „ist derart, daß ich zu meinem Leidwesen ersehe, wie Sie, von einer Ihrer Erfahrung gänzlich fernliegenden gemeinen Theaterintrigue düpiert, ganz ohne Urteil in solchen Dingen sind," — und ich entgegnete: „Wenn, wie Sie sagen, eine gemeine Theaterintrigue (ein Feld, auf welchem ich allerdings nicht zu Hause bin) mich düpieren sollte, so ist, abgesehen davon, daß ich mir das eben nicht gefallen ließ, der Versuch von der Seite ausgegangen, welche Sie in Schutz zu nehmen scheinen."

Ein langer Brief, welchen ich einige Tage später von Frau von Bülow erhielt, schloß mit einer sehr bezeichnenden und über das gegenseitige Verhältnis belehrenden Bemerkung: „Hoffentlich" — so lautet die Stelle — „sind Sie Wagner gegenüber bloß klug — er wäre aber von Herzen gern mit Ihnen klug gewesen, und alles Kränkende hätte vermieden werden können." — Von meiner Seite folgte eine eben so lange Epistel, welche auf die verschiedensten Beziehungen des sich immer mehr schärfenden Gegensatzes einging. Ich will davon nur Anfang und Ende anführen, welche wiederum keine weiteren Erklärungen nötig machen. „Wenn ich Sr. Majestät dem Könige" — so begann ich — „etwas Unangenehmes ersparen kann, bin ich bereit, recht viel Unangenehmes auf mich zu nehmen. Ich lasse es daher auf den Versuch ankommen, ob sich die Verbindung zwischen der Wagnerschen Kunstkritik und der ‚Süddeutschen Presse' erhalten läßt. Sie irren sich aber gänzlich, wenn Sie voraussetzen, daß es Opportunitätsrücksichten sind, welche mich bestimmen, eine Lösung dieser Verbindung zu wünschen." — Und ich schloß: „Im übrigen werde ich Wagners Beiträgen, wenn er fortfahren will, solche einzusenden, die nämliche Achtung erweisen, welche ich einem Aufsatze Liebigs über Chemie, Gervinus' über Geschichte oder Sempers über Architektur widmen würde. Eine Behandlung, wie ich sie den Schriftstellern ersten Ranges in den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft, der Litteratur und Kunst schuldig zu sein glaube, ist ihm sicher. In diesem Sinne steht ihm die ‚Süddeutsche Presse' offen, — gleichviel ob die königliche Subvention fortfließt oder stillsteht." —

Das war am 13. Dezember geschrieben. Am Morgen des 19. erschien auf dem Redaktionsbureau ein Ministerialrat, welcher mir

einen Erlaß des Ministeriums des Innern vorlas, des Inhalts, daß Se. Majestät der König die augenblickliche Einstellung der Fortsetzung der Artikel Wagners über „Deutsche Kunst und deutsche Politik" befehle, und worin die merkwürdigen Worte vorkamen: „Se. Majestät bezeichnen diese Artikel als selbstmörderisch," — was doch nur den Sinn haben konnte, daß Wagner sich durch die Fortsetzung dieser Aufsätze in seinem Verhältnis zum Könige unmöglich machen würde. — Ein Fremder von hoher Stellung im Dienste eines großen Reiches, welcher mich um jene Zeit in München besuchte und welchem ich den Vorfall erzählte, äußerte lebhaft: „Weshalb hat man Ihnen den Erlaß bloß vorgelesen und nicht die Schrift übergeben? — Wie können Sie wissen, daß der König das wirklich befohlen und sich wirklich so geäußert hat?" — Mein Mißtrauen war nicht so weit gegangen. — Wie dem aber auch sei, die Kritik war schärfer und stärker als alles was ich noch ausgesprochen hatte. Ich ließ den schon gesetzten Artikel XIV der Serie aus der Form nehmen, und mit Wagners Beiträgen zur „Süddeutschen Presse" hatte es ohne mein Zuthun ein plötzliches Ende. Die Theaterkritik wurde noch eine Zeitlang von dienstbaren Federn unter verborgener Leitung fortgeführt, bis ich, um allen daraus entspringenden Widerwärtigkeiten zu entgehen, mich entschloß, mit dem Blatte einstweilen ganz auf Bühnenberichte zu verzichten, — natürlich mit Ausnahme der etwaigen Aufführung neuer, insbesondere Wagnerscher Werke, die ich unter allen Umständen für zu wichtige Erscheinungen der Kunstgeschichte hielt, als daß ich sie hätte mit Stillschweigen können übergehen lassen. Den Koterieinteressen, welche, während sie sich für Kunstinteressen ausgaben, nur das Lob der Anhängerschaft dulden wollten, schloß ich die Thür. Wie sie außerhalb fortfuhren zu arbeiten und zu wirken, hörte ich von einem fremden Künstler, dem verdienten alten Schauspieler Marr, welcher im Sommer 1868 in München Gastrollen gab. „Die hiesige Theaterwirtschaft" — sagte er mir — „ist greulich. Man sollte *** über die Bank legen und mit Ruten peitschen." Wagner aber erreichte um jene Zeit mit seinem schlechtesten Werke, den geist- und witzlosen „Meistersingern", mit welchem Werke der Dichterkomponist sich auf das für ihn gänzlich unfruchtbare Feld

des Humors und der Satire begeben, den Gipfelpunkt ſeiner dramaturgiſchen Ehrenſtellung. Er wohnte der Aufführung in der königlichen Loge bei, aus der er, zum Entſetzen aller Hofdignitäten, dem Publikum, welches ihn rief, mit einer Verbeugung dankte. Noch tags darauf — erzählte mir ein fremder Diplomat — ſei bei Erwähnung des „unerhörten Vorganges“ einer der Herren „blaß wie ein Leichnam“ geworden, — für mich der einzige Humor an der Sache.

Zu den dienſtbaren Geiſtern jener kritiſchen Verrichtungen, welchen ich, wie geſagt, die Thüre meiner Zeitung verſchloß, gehörte ein in ſeiner Art merkwürdiger Menſch, aus welchem, wie es ſcheint, kein merkwürdiger Mann geworden iſt, weil ich es ſonſt wohl wüßte. Auf ſeinen Namen kommt aus dieſem Grunde auch nichts an. Als „denkender“ Schloſſergeſelle hatte er in Leipzig die Aufmerkſamkeit einiger Philoſophen auf ſich gelenkt, welche vermittelſt eines in ihrer Mitte zuſammengebrachten Stipendiums ihn bis zum philosophiae studiosus an der daſigen Univerſität herangefördert, jedoch, wie er behauptete, mit pedantiſchen und ſeiner geiſtigen Richtung widerſprechenden Zumutungen ihn dermaßen beengt hatten, daß er, Wohlthäter ſamt Stipendium im Stiche laſſend, Leipzig geflohen hatte. Sonderbarerweiſe hatte ſich ſein philoſophiſcher Genius der Aeſthetik, und das vornehmlich auf dem Felde der Theaterkritik, zugewandt, was mutmaßlich nicht im Sinne ſeiner Leipziger Gönner war. Dieſer Genius aber hatte ihn nach München geführt, wo Frau von Bülow mit, wie ſie ſagte, wenig befriedigendem Erfolge ſich ſeiner litterariſchen Erziehung angenommen. Hätte er, wie andre, es ſich zur Ehre angerechnet, die kritiſchen Aufſätze der vielgeſchäftigen Dame über die Leiſtungen des Münchener Hoftheaters abzuſchreiben und für ſeine eigenen Arbeiten auszugeben, wobei er viel hätte lernen und ſich den Ruf eines großen Theaterkenners erwerben können, ſo wäre alles gut gegangen, bis auf den Hunger, welchem ſolche Ehre nur ungenügende Stillung darbot. Als ich eines Tages mit meinem Philoſophen und Theaterkritiker ſpazieren ging, wurde er mitten in einem Geſpräche über dramatiſche Kunſt ohnmächtig. Er hatte ſeit vierundzwanzig Stunden nichts gegeſſen, und kein Geld um ſich Nahrung zu verſchaffen. Trotz allem Hunger indeſſen hatte der Menſch den

Eigensinn, ein Selbstdenker sein zu wollen, und hielt es unter seiner Würde, fremde Gedanken als die seinigen auf den Markt zu bringen. Der doch schon in reiferem Alter befindliche journalistische Lehrjunge empörte sich eines Tages gegen seine Frau Meisterin. Mit Entrüstung kam er zu mir, um mir zu sagen, daß er die kritischen Beiträge zur „Süddeutschen Presse" nicht fortsetzen könne, wobei er mir die Natur der litterarischen Knechtschaft enthüllte, aus welcher er sich mit hingenommenen bitteren Kränkungen soeben emanzipiert hatte, zugleich auch seinen Entschluß kundthat, sich nach Paris zu begeben. Der Einfall des Mannes, welcher nicht ein Wort Französisch verstand, noch ein solches zu reden im stande war, erschien, selbst bei dem wackeren Vorsatze, im Notfall wieder in eine Schlosserwerkstätte einzutreten, als phantastisch und verwegen, und ich suchte ihm denselben auszureden; aber der zum Journalisten gewordene Schlossergeselle war der Sprößling eines französischen Marquis aus der Kriegszeit, welchen dieser, ein Oberst in der französischen Armee, einst nach deren Abzug als Andenken in Deutschland zurückgelassen; er war im geheimen stolz auf diese Abkunft, welche nicht ohne Einfluß auf sein höheres Streben war, und gedachte seine französischen Verwandten kennen zu lernen, zu deren berühmtem Namen er, ich weiß nicht wie, gekommen war, allerdings nicht ohne ihn der adligen Zierde entkleidet zu haben. Ich zahlte ihm rückständiges Honorar aus, gab ihm einen Empfehlungsbrief nach Paris und wünschte ihm Glück auf die Reise, mußte jedoch zu meinem Bedauern erfahren, daß Brief und Wunsch ihm wenig genutzt. Nach vier Wochen erhielt ich von ihm einen Brief aus Leipzig. Weder als Litterat noch als Schlosser hatte er in der französischen Hauptstadt Beschäftigung gefunden; seine mitgebrachten Mittel waren bald zu Ende gegangen, und mit zwanzig Thalern Reisegeld, welches ihm ein Leipziger Gönner geschickt, hatte er von der Seine sich wieder an die Pleiße zurückgezogen. Harte Erfahrungen vermochten indessen nicht, seinen Selbständigkeitstrieb zu unterdrücken. Die alten Wohlthäter in Leipzig waren edeldenkend genug, zu weiterer Ausbildung ihres Günstlings, wohlverstanden in ihrem Sinne, ihm auf ein Jahr von neuem die Existenzmittel anzubieten. Ihr Sinn war jedoch nicht der seine, und

nicht ohne Rückwirkung auf ſeinen Charakter hatte der Mann jahrelang Eiſen gehämmert. Der erneuerten geiſtigen Abhängigkeit zog er es vor, mit ſpärlichem Zehrpfennige zu Fuße von Leipzig nach Wien zu wandern, woher mir ſein nächſter Brief kam. Es kennzeichnet die Sinnesart des ehrlichen Menſchen, daß die boshaften Aeußerungen eines der Leipziger Herren über mich und die „Süddeutſche Preſſe“ mit auf ſeine Entſcheidung eingewirkt. In Wien hat er, wenn ich nicht irre, einige Zeit wieder als Schloſſer gearbeitet. Es war wenigſtens ſeine Abſicht. Wahrſcheinlich haben dann Perſonen von Einfluß, an die ich ihn dort empfohlen, ihm auf die eine oder andre Art weiter geholfen. Als ich neun oder zehn Monate ſpäter in Berlin war, ſah ich im Vorbeifahren ihn anſtändig gekleidet und mit einer Dame am Arm in der Straße gehen, und einige Jahre ſpäter bin ich ihm doch wieder in Leipzig begegnet. Es war zufällig an einem öffentlichen Vergnügungsorte bei Muſik. Es iſt das letzte, was ich von ihm weiß. Entweder lebt er nicht mehr, oder es iſt aus ihm doch nur ein erfolglos ſtrebender und ringender Menſch geworden. Und doch hat es ihm, neben den Anlagen zum „Denker“ — wie er von ſeiner journaliſtiſchen Frau Meiſterin ſpöttiſcherweiſe genannt wurde — auch nicht an politiſchen Fähigkeiten gemangelt. Sein letzter Brief enthielt Andeutungen über weitere Zuſammenhänge der von ultramontaner Seite gegen die „Süddeutſche Preſſe“ und mich perſönlich losgelaſſenen Anfeindungen, welche ein nicht gewöhnliches politiſches Urteil verrieten.

Die Zeitung hatte kaum angefangen zu erſcheinen, als ein mir von Wien her bekannter und im Dienſte der Wiener Regierung in München ſtationierter Journaliſt bei einem mir abgeſtatteten Beſuche mich fragte, ob es mir nicht vielleicht für meine politiſche Stellung vorteilhaft erſcheine, von ultramontaner Seite angegriffen zu werden. — Eine echt jeſuitiſche Einleitung der bald darauf beginnenden Feindſeligkeiten, deren giftige und gemeine Art von mir nicht veranlaßt war! Zur Kennzeichnung des Verhältniſſes, wie es ſich nach den erſten zwei Monaten anließ, erlaube ich mir, aus einem Briefe Döllingers vom 20. November 1867 das Folgende auszuziehen.

„. . . Lassen Sie mich bei dieser Gelegenheit auch schriftlich aussprechen, was ich mündlich bereits gesagt habe. Im ganzen und großen bin ich mit der Haltung und Richtung Ihres Blattes ganz einverstanden und freue mich, daß in München endlich einmal ein politisches Organ von solcher Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit, von so staatsmännischer Haltung und Einsicht zu stande gekommen ist. An Anfeindungen, an Bestrebungen, das Blatt wieder zu Grunde zu richten, wird es nicht fehlen, — und zwar, wie sich jetzt schon zeigt, von ganz entgegengesetzten Seiten. Verlieren Sie nur ja den Mut nicht. Mit der kurzen Andeutung in der gestrigen oder vorgestrigen Nummer, worin es der katholischen Kirche fehle (päpstlich-bischöfliche Autokratie, — Ausschließung und Herabdrückung des Klerus wie der Laien), haben Sie den Nagel auf den Kopf getroffen."

Die Feindschaft, welche mir der berühmte katholische Theologe in diesen Zeilen voraussagte, war in der That von ultramontaner Seite eine tödliche und verschmähte nicht die gemeinsten und niederträchtigsten Mittel. Als eine Meute wahrer Hunde fielen die ultramontanen Blätter über die „Süddeutsche Presse" her, während die „Donau-Zeitung" ihre Angriffe, nach einer der Partei geläufigen Taktik, mit Beleidigungen und Drohungen gegen mich persönlich richtete, in der unverkennbaren Absicht, mich durch die Wirkung des in mir erzeugten Ekels zu vertreiben. „Fort mit Julius Fröbel!" war ein Leitartikel der „Donau-Zeitung" überschrieben, — „Fort mit Julius Fröbel" ein zweiter, — „Und fort muß er" ein dritter. Als der Minister des Innern, Herr von Pechmann, im Februar 1868 starb, berichtete der „Volksbote", daß ein Artikel der „Süddeutschen Presse" seinen Tod verursacht habe, und die „Donau-Zeitung" sprach infolgedessen von einem an ihm von mir verübten „Morde". Gegen diesen Ausdruck glaubte ich eine Klage anhängig machen zu können, wurde aber damit von dem am Bezirksgerichte Passau fungierenden Staatsanwalt Widemann abgewiesen, wofür derselbe in dem mir zugekommenen Bescheide vom 17. März 1868 als Grund angibt, daß in dem betreffenden Zeitungsartikel von dem Zusammenhange des Todes des Ministers Freiherrn von Pechmann

mit meiner litterariſchen Thätigkeit „unverkennbar nur in ironiſcher Weiſe“ die Rede ſei und die ernſtlich gemeinte Bezichtigung eines Verbrechens oder Vergehens „oder auch einer Thatſache, welche geeignet wäre, mich dem Haſſe oder der Verachtung meiner Mitbürger auszuſetzen“, nicht gefunden werden könne. Es kam in Betracht, daß die „Süddeutſche Preſſe“ ein anerkanntes Regierungsblatt war. Ich gedachte zu appellieren und ſprach darüber mit dem Juſtizminiſter. „Ihre Klage wird in der Appellinſtanz gleichfalls abgewieſen oder die ‚Donau-Zeitung‘ wird freigeſprochen werden“ — ſagte mir mit glattem lächelndem Geſichte Herr von Lutz. Ich wiederholte die Aeußerung dem Fürſten Hohenlohe. „Das“ — entgegnete dieſer mit Nachdruck — „hat Ihnen der Juſtizminiſter geſagt?“ — — Mehrfach war während der Pechmannſchen Periode verſucht worden, den Inhalt der „Süddeutſchen Preſſe“ bei dem Könige gegen Hohenlohe zu benutzen, wovon ich, ſoweit es zu meiner Kenntnis kam, den Fürſten unterrichtete. In einem dieſer Fälle hatte ich eine Unterredung mit dem Kabinettsſekretär von Lipowski, welcher ſich die Miene gab zu glauben, daß einer meiner Artikel ausdrücklich von Hohenlohe veranlaßt ſei. „Ich ſage Ihnen,“ — bemerkte ich — „daß der Fürſt dieſen Artikel erſt nach der Veröffentlichung kennen gelernt hat und daß ich allein dafür verantwortlich bin.“ — Herr von Lipowski nahm keine Rückſicht auf meine Erklärung. „Ich, wenn ich Miniſter des Innern wäre,“ — rief er in drohendem Tone — „wollte einmal ſehen, ob ein andrer Miniſter einen ſolchen Artikel dürfte ſchreiben laſſen!“ — Der Fürſt Hohenlohe hatte meinen Aufſatz wirklich erſt in dem Blatte kennen gelernt, hatte keinerlei Anteil an demſelben, allerdings nachher auch nichts dagegen einzuwenden gehabt. Wie aber die hohe Geiſtlichkeit gegen das Organ der Regierung ſich ausließ, muß ich durch einen Ausdruck des Biſchofs von Augsburg belegen, den ich Anſtand nehmen würde zu wiederholen, wenn ich nicht der Meinung wäre, daß der Schmutz desſelben im Munde des geiſtlichen hohen Herrn zurückgeblieben ſei, ſo daß er reinlich auf mein Papier kommt. Ich verdankte die Kenntnis der brieflichen Mitteilung eines geiſtlichen Ohrenzeugen. „Die ‚Süddeutſche Preſſe‘, das Schindluder“ — hatte der hoch-

würdigste Bischof Pankratius auf seiner Firmungsreise im Frühling 1868 in öffentlicher Rede gesagt. — Unterdessen hatte „der hochwürdigste Episkopat von Bayern" eine geheime Organisation der katholischen Presse des Landes ins Werk gesetzt, und ließ Zirkulare, deren ich eines vom Bischof † Pankratius, datiert Augsburg, 5. Dezember 1867, und ein vom Domkapitular, Dompfarrer, Stadtdekan und Archidiakon Jos. G. Dreer in Augsburg unterzeichnetes zweites von gleichem Ort und Datum noch unter meinen Papieren bewahre, in Uebertretung des Preßgesetzes ohne Angabe des Druckers drucken, — welche Uebertretung in Anbetracht ihres frommen Zweckes die Herren natürlich nicht hinderte, die von ihnen unterstützten und geleiteten Zeitungen als „die gute" Presse, im Gegensatze zu der übrigen „schlechten" zu bezeichnen.

Meine Stellung und Wirksamkeit als Herausgeber und verantwortlicher Redakteur der offiziellen „Süddeutschen Presse" war, ganz abgesehen von den Schwierigkeiten einer zweckmäßigen Behandlung der nationalen Frage, wie man sieht, nicht auf Annehmlichkeiten berechnet, und als, wohl infolge der verschiedenen Konflikte, die ich nicht hatte vermeiden können, die Regierung mir den Vertrag kündete und ich die Möglichkeit fand, das Blatt als mein Eigentum unabhängig fortzusetzen, war ich in der That nicht unglücklich.

8.

Uebernahme der „Süddeutſchen Preſſe“ in Privateigentum. Verſuche ausländiſcher Einwirkung. Ruſſiſche Anknüpfungen. Die Großfürſtin Helene. Orleaniſtiſche Verſuche. Das Reuterſche Telegraphiegeſchäft und ſeine Projekte. Mitteilungen auswärtiger Korreſpondenten. Zur Geſchichte des Orſiniſchen Attentates und zur Entſtehungsgeſchichte des deutſch-franzöſiſchen Krieges. Ein kurzer Aufenthalt in Paris. Krieg oder Friede. Madame Alexander Dumas. Die chineſiſche Geſandtſchaft. Emile Ollivier und „das Geheimnis der franzöſiſchen Politik“. Geſpräch mit dem Prinzen Napoleon. Boshafte Beſprechung in ultramontanen Blättern und Albernheiten an hohen Stellen.

Die Kürze der Dauer meines Verhältniſſes zur bayeriſchen Regierung — vom 1. Oktober 1867 bis 31. Dezember 1868 — hat verſchiedene Urſachen gehabt, die in ihrer Verbindung mit Notwendigkeit die Wirkung hervorbringen mußten. Der Regierungsrat von Feilitzſch, welcher mir ſchon im Auguſt von der bevorſtehenden Kündung Kenntnis gab, indem er in der ſchriftlichen Mitteilung mir ausdrücklich erklärte, daß die Regierung meine journaliſtiſchen Leiſtungen vollkommen würdige, fügte hinzu, daß „der hauptſächliche Grund . . . in den objektiven Beſtimmungen des Kontraktes zu ſuchen ſei“. — Dieſe Beſtimmungen hätte man vielleicht abändern können; ihre ſchädliche Wirkung war aber in verſchiedenen Richtungen ſchon zu tief gedrungen. Der Fehler lag in der Unklarheit der Stellung, in welcher die „Süddeutſche Preſſe“ ſich im Verhältnis zur Regierung befand, — das durch Richard Wagner vermittelte Verhältnis zu den journaliſtiſchen Wünſchen des Königs hinzukommend, von welchem nicht öffentlich geſprochen werden konnte. Das Blatt war mehr als offiziös und weniger als offiziell, eine Zwitterſtellung, welche, im Grunde durch den Mangel an Uebereinſtimmung unter den Miniſtern geſchaffen, den böswilligen Angriffen der politiſchen Oppoſitionsparteien und unzufriedenen Koterieen des Beamtentums die unglücklichſten Blößen darbot. Die Regierung wurde verantwortlich gemacht für das, was reines Privaturteil war, die Redaktion für das, was ſie unter höherem Einfluſſe wider Willen aufnehmen mußte, indem man dem Blatte einen offiziellen Charakter zuſchrieb oder abſprach.

wie es gerade für den Angriff am wirksamsten scheinen mochte. Da aber die Regierung am Ende in Wahrheit doch für die Redaktion verantwortlich war, so traf der Kot, mit welchem diese beworfen wurde, so oder so die Herren Minister, wenn er nicht etwa noch höher hinauf spritzte, was den hohen Herren so wenig angenehm sein konnte, wie mir die Rolle ihres den Ultramontanen ganz besonders bequemen Prügeljungen. Auf die Ultramontanen aber hat damals die Regierung, und wahrscheinlich auch der König persönlich, einige Rücksicht nehmen zu müssen geglaubt. Sie waren die besten Partikularisten. Und während das Verhältnis zu Richard Wagner und seinem Anhange, so lange es ein freundliches gewesen, mir einen großen Teil des Publikums zum Feinde gemacht, hatte es mir, nachdem es ein feindliches geworden, die Feindschaft einer zwar nicht zahlreichen, aber um so rührigeren Koterie zugezogen, für die, trotz der endlichen Unzufriedenheit des Königs mit Wagners abenteuerlichen Aufsätzen über „Deutsche Kunst und deutsche Politik", Se. Majestät immer zugänglich blieb. Wie es sich mit allem dem aber auch verhalten mochte, — jedenfalls war mein Verhältnis zur bayerischen Regierung unter dem Einflusse von Personen entstanden, welche dabei nicht ihre Rechnung gefunden und sich deshalb zu meinen und meiner Zeitung ursprünglichen Gegnern geschlagen haben, und vor dieser vereinten Gegnerschaft war das Verhältnis zur Regierung nicht haltbar.

Wie entschieden der Charakter der Zeitung während dieser ersten Periode ihres Bestehens ein amtlicher war, zeigte sich bei ihrer Umwandelung in ein Privatunternehmen in der Thatsache, daß mit dieser Veränderung ihr mehr als die Hälfte ihrer Abonnenten und der größte Teil der bis dahin ihr zugekommenen Inserate verloren ging. Der größere Teil der Abonnenten hatte in amtlich verpflichteten Lesern, der größere Teil der Inserate in amtlichen Bekanntmachungen und Zwangsinseraten bestanden, und für die veränderte Stellung mußte in beiden Beziehungen ein andres Publikum gesucht werden.

Auf den von mir eingenommenen politischen Standpunkt hatte das keinen, auf die Haltung des Blattes nur insofern einen Einfluß, als die publizistische Unabhängigkeit mir eine unumwundenere Aussprache gestattete, — einen Vorteil, von welchem ich indessen immerhin

einen vorſichtigen Gebrauch zu machen Grund hatte. Meine Ueberzeugung war immer die geweſen, daß die iſolierte Stellung der ſüddeutſchen Staaten auf die Dauer unhaltbar, ihr Anſchluß an Oeſterreich unmöglich, zur Bildung eines Süddeutſchen Bundes das Material ungenügend, zur Verwirklichung des großbayeriſchen Gedankens keine Kraft vorhanden, — nach allem dem alſo die allmähliche Vorbereitung des Anſchluſſes an den Norddeutſchen Bund und deſſen Erweiterung zu einem deutſchen Bundesreiche der einzige vernünftige Zweck der ſüddeutſchen Politik ſei. Nur war ich zugleich der Meinung geweſen, daß dem Zwecke weniger durch einen lehrhaften Vortrag als durch die richtige Beleuchtung des natürlichen Verlaufes der Dinge und eine richtige Beurteilung ſtreitender Beſtrebungen zu dienen ſei, und in Briefen glaubte ich mich bei Gelegenheit klarer ausſprechen zu können als in Zeitungsartikeln. Für die Art, wie ich das gethan, muß ich zwei durch weitere politiſche Zuſammenhänge beachtenswerte Beiſpiele geben. Man ſuchte von Wien her in der „Süddeutſchen Preſſe“ Fuß zu faſſen, und das Blatt im Intereſſe einer Politik zu benutzen der ich nicht dienen konnte. Zu dieſen Verſuchen gehörte die Korreſpondenz des Dr. Orges, deſſen Einſendungen ich vielfach die Aufnahme verweigern mußte, bis ihm deren Fortſetzung in Wien ſelbſt von höherer Seite unterſagt wurde. Ich werde bei Gelegenheit eines Beſuches in Wien und einer mündlichen Erörterung mit Herrn von Beuſt auf dieſe Einzelheit zurückkommen. In München aber war ein im Dienſte der Wiener Preßleitung ſtehender Journaliſt bemüht, ſeinen tendenziöſen Beiträgen bei mir Eingang zu verſchaffen, und darüber ſchrieb ich an Giskra, welcher unterdeſſen öſterreichiſcher Miniſter des Innern geworden, ohne daß mich dieſe Stellung von einer vertraulichen Aeußerung abhalten konnte, den folgenden Brief:

„München, den 31. Juli 1868. — Hochgeehrter Herr Miniſter! Die Pflichten eines publiziſtiſchen Berufes geben mir eine gern ergriffene Veranlaſſung, mich in Ihrem freundlichen Andenken aufzufriſchen. Wie ich hoffe, haben Ew. Exzellenz in dem von mir herausgegebenen Blatte den ſich immer gleichen Freund Oeſterreichs erkannt, und wenn ich einem Teile meiner früheren öſterreichiſchen Freunde

und Parteigenossen mit meinen Urteilen und Ratschlägen in neuester Zeit nicht immer gefallen haben mag, so glaube ich kaum daß Sie zu denen gehören, welche es mir übel nehmen daß ich, von 1866 an, mich auf einen neuen Standpunkt gestellt habe. Es ist der nämliche Standpunkt, welchen ich einmal vor einer Reihe von Jahren Ihnen nicht wenig verargt habe. Ich gehöre zu denen, welche die großdeutsche Politik der Zeit vor 1866, der ich so aufrichtig und hingebend gedient, für abgethan halten, und spreche offen die Ueberzeugung aus, daß die österreichische Politik jetzt keinen größeren Fehler begehen kann als den, sich noch in die deutschen Angelegenheiten hemmend einzudrängen und zum Stützpunkte für retrograde Parteiagitationen machen zu lassen. Vom Standpunkte dieser Ueberzeugung aber bin ich ein aufrichtiger Freund Oesterreichs geblieben und seine Erhaltung und sein Wohl sind mir noch immer eine der wichtigsten Angelegenheiten.

„Indem ich diesen Standpunkt einnehme, fühle ich den Mangel einer unverdächtigen Direktive in Sachen der österreichischen Politik. Denn gerade jene persönlichen Verbindungen, welche in die Wiener Preßleitung reichen, kann ich keineswegs als lautere Quellen für die mir wünschenswerte Kenntnis betrachten. Ich lege, um an ein Beispiel anzuknüpfen, die Abschrift eines Artikels bei, welcher mir von offiziös-österreichischer Seite kürzlich für die ‚Süddeutsche Presse' zugeschickt wurde, dessen Aufnahme mir jedoch nicht zweckmäßig erschienen ist. Dieser gehört nach Ursprung und Tendenz den fortgesetzten Bemühungen einer Partei an, welche im Frieden alles zu verlieren, im Kriege alles gewinnen zu können meint, und deren Absicht man sehr klar durchschaut, wenn man ihre Operationsart im Zusammenhange kennen zu lernen Gelegenheit hat. Eben dieser Artikel aber wurde mir hier durch Dr. H. mitgeteilt, der, während mir seine intime Verbindung mit der Wiener Preßleitung und der hiesigen k. k. Gesandtschaft genau bekannt ist, hier mit Ultramontanen und Partikularisten eines Weges geht und sich für seine publizistischen Operationen der verrufensten klerikalen Preßorgane bedient.

„Hätte ich nicht diesen Widerspruch wahrgenommen, in welchen sich die von Wien ausgehende Beeinflussung der süddeutschen Blätter

mit dem öſterreichiſchen Regierungsſyſteme ſetzt, ich würde mich ſchon längſt mit dem Wunſche zuverläſſiger Direktive an den Freiherrn von Beuſt gewandt haben, bei welchem ich auf einiges Vertrauen rechnen zu können glaube. Wie die Umſtände ſind, ziehe ich es vor, die Sachlage Ihnen darzuſtellen, und wage zu hoffen, daß die Bemerkungen dieſes Briefes bei Ihnen einige Beachtung finden. Bei dieſer Gelegenheit ſpreche ich meine wärmſten Wünſche für das Gelingen Ihrer hohen Aufgabe aus. Ew. Exzellenz ergebenſter ꝛc.“

Der hier folgende zweite Brief gehört in die Korreſpondenz mit einem Wiener Freunde, welcher mit dem von apokrypher höherer Seite veranlaßten Anſinnen an mich gelangt war, im angeblichen Intereſſe des Friedens zur Beilegung des in den für halbamtlich geltenden Berliner und Wiener Zeitungen geführten publiziſtiſchen Krieges vermittelnd einwirken zu helfen. Von den Wiener Blättern wurden Preußen, von den Berliner Zeitungen Oeſterreich feindliche Abſichten zugeſchrieben. Der Zeitungskrieg wurde nachher wirklich eingeſtellt und es iſt möglich, daß der durch mich gehende Austauſch von Erörterungen zu dieſem Ergebnis beigetragen hat. Darauf indeſſen kommt hier nichts an, indem es mir nur um meine damalige Beurteilung des Verhältniſſes zwiſchen den beiden Mächten, alſo um meinen eigenen politiſchen Standpunkt zu thun iſt. Ich ſchrieb an den Wiener Freund unterm 24. Dezember 1868 das Folgende:

„Ihren Brief mit der intereſſanten Beilage habe ich am Tage nach meiner Rückkehr von Berlin erhalten und habe von letzterer in Abſchrift den von Ihnen angedeuteten Gebrauch gemacht. Wollen Sie vorläufig meine Anſicht wiſſen, ſo iſt ſie dieſe:

„Die preußiſche Politik iſt ſo weit davon entfernt, einen Druck auf Süddeutſchland auszuüben, welcher einen Anſchluß an Norddeutſchland bewirken ſollte, daß ich ſoeben erſt aus dem Munde eines weſentlich mitwirkenden Mannes den Gedanken vernommen habe, es werde für Preußen das beſte ſein, von ſich aus die Militärverträge zu künden und Süddeutſchland ganz ſeinem Schickſale zu überlaſſen. Ich zweifle, daß ſelbſt in einem Kriege Preußen zu Süddeutſchland ſich anders als nach rein ſtrategiſchen Beweggründen verhalten würde,

solange die süddeutschen Staaten nicht selbst ein engeres politisches Verhältnis beanspruchen.

„Dagegen glaube ich nicht, daß Preußen die Annexion Süddeutschlands an Oesterreich oder die Unterordnung der süddeutschen Staaten unter Oesterreich gutwillig geschehen lassen würde; und wenn das der Gedänke wäre, den Sie als etwas andeuten wollen, ‚das mehr sein würde als ein zweites Exemplar des Prager Friedens in die Hand drücken', — dann wäre er hoffnungslos. Die norddeutschen Eroberungen sind für Preußen im Kriege von 1866 unzweifelhaft nicht Zweck, sondern nur Mittel und Nebensache gewesen; die Hauptsache war gewiß, wie es auch im Schwanken der Entschlüsse einer mehrköpfigen Politik anders erscheinen mag, die Hinausdrängung Oesterreichs aus dem deutschen Systeme, und ich glaube nicht, daß dieser Zweck Aussicht hat, rückgängig zu werden. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß für den gegenwärtigen Leiter der preußischen Politik die Erhaltung Oesterreichs wesentlicher Zweck ist; aber eine Teilung Deutschlands gehört gewiß nicht — vielleicht muß ich sagen: gehört jetzt nicht mehr — in sein System. Zu einem vollständig unifizierten und also schon durch seine bloße Existenz bedrohenden Deutschland kann es nur kommen, wenn Oesterreich sich wieder einzudrängen suchen und dadurch die süddeutschen Staaten zu Thorheiten verleiten sollte.

„Für die preußische Freundschaft gibt es nach meiner Ueberzeugung in der österreichischen Politik nur eine, aber eine entscheidende Bedingung: die vollständige und aufrichtige Resignation auf eine erneuerte Stellung in Deutschland, — eine Resignation, klar und deutlich genug, um den Restaurationsparteien jede Hoffnung zu nehmen."

Daß übrigens, hier beiläufig gesagt, die österreichische Politik nicht so unschuldig war, wie mein Freund in der apokryphen Korrespondenz es darzustellen bemüht war und vielleicht persönlich selbst es glaubte, scheint aus einigen mir gerade um jene Zeit zugekommenen Zeilen des Dr. Orges zu erhellen, auf dessen Verhältnis zu Beust ich, wie schon angedeutet, zurückkommen werde. „Im allgemeinen" — schrieb mir dieser sonderbare Schwärmer für die

öſterreichiſche Kriegspartei und perſönliche Feind Preußens — „hat Herr von Beuſt das höchſte perſönliche und ein ſehr hohes Reichsintereſſe, nicht bloß an allen europäiſchen Aktionen ſich zu beteiligen, ſondern auch ſolche hervorzurufen, welche Oeſterreich zur Mitaktion zwingen. Die äußeren Verhältniſſe müſſen ausgenutzt werden, um Oeſterreichs Beſtande die Garantie zu geben, welche ihm im Innern noch lange fehlen wird. . . . Gleichzeitig muß Baron Beuſt für ſeine Stellung ſorgen. Je verwickelter, je ſchwieriger, ja, je mühevoller die Politik, deſto ſicherer ſteht er. Wenn ein Nachfolger ſich findet, dürfte ſeine Stellung ſehr gefährdet ſein.“ — Von einem wohlunterrichteten, im Vertrauen des Miniſters ſtehenden Manne wurde alſo Herr von Beuſt geradezu als prädeſtinierter Unruhſtifter bezeichnet, und da dieſer Mann ſeine Zeilen mit der Bemerkung beginnt: „Von Italien ſehe ich ab“, — ſo findet ſein intereſſantes Bekenntnis doch nur auf Deutſchland ſeine Anwendung.

Infolge der etwas übertriebenen Anſicht, welche man in weiten und zum Teil hohen Kreiſen von dem Einfluſſe der „Süddeutſchen Preſſe“ hegte, wurden verſchiedene andre Verſuche gemacht, in fremdem politiſchen Intereſſe auf mein Blatt einzuwirken. Ich will zunächſt polniſcher und ruſſiſcher Verſuche gedenken. Gegen Ende des Jahres 1869 übergab mir der bekannte Galizier Lapinski, damals in München anweſend, welcher 1849 in Ungarn, dann als türkiſcher Oberſt unter dem Namen Tefik Bey im Kaukaſus, weiter in dem letzten polniſchen Aufſtande und abermals im Kaukaſus, ſich an Kämpfen gegen die Ruſſen beteiligt hatte, ein ſehr leſenswertes und in mehreren Beziehungen durch intime Sachkenntnis lehrreiches kleines Schriftſtück über das Verhältnis der franzöſiſchen Politik unter dem erſten und dritten Napoleon zu Rußland und die Zuſammenhänge der letzten polniſchen Erhebung mit der großen Politik, welches ich zu veröffentlichen nicht an der Zeit hielt, aber des Aufbewahrens wert gehalten habe. Später, im Juli 1871, erhielt ich den Beſuch eines Menſchen, welcher auch ein öſterreichiſcher Pole ſein wollte, nur zufällig ein preußiſch-polniſches Deutſch ſprach und Schulze hieß. Er bot ſich zum Mitarbeiter der „Süddeutſchen Preſſe“ an, indem er mir darzuſtellen ſuchte, daß ein von Oeſterreich be-

gonnener Krieg gegen Rußland nahe bevorstehe, über dessen Ausgang — die Vernichtung Oesterreichs, die Wiederherstellung Polens und die Vereinigung der deutsch-österreichischen Provinzen mit dem Deutschen Reiche — er außer Zweifel zu sein erklärte. Vom Standpunkte dieser Ueberzeugung und im deutschen Interesse wollte der Mann von Wien an meine Zeitung berichten. In Bezug auf österreichische Parteiverhältnisse und politische Persönlichkeiten zeigte er sich nicht unwissend, wodurch nur der Unverstand seiner Kombinationen nicht gebessert wurde. Wie die Vernichtung Oesterreichs durch Rußland zur Unabhängigkeit Polens führen sollte, wußte er mir nicht klar zu machen, und ich hätte die aufdringliche und verdächtige Kannegießerei vergessen, wenn nicht wenige Tage später ein bärtiger Russe mit ähnlichem Antrage der Mitarbeiterschaft an der „Süddeutschen Presse" bei mir erschienen wäre, so daß ich mich veranlaßt sah, einen Zusammenhang zwischen den beiden Besuchen und Anträgen zu vermuten. Herr von Peters — wie der Pole hatte auch der Russe einen deutschen Namen — trat als Verfolgter bei mir auf. Nach seiner Erzählung war er russischer Major außer Diensten, gewesener Telegraphendirektor in Ostsibirien, Errichter der Telegraphenlinie am Amur, aber auch gewesener Advokat in St. Petersburg, als welcher er sich den Haß mächtiger Personen zugezogen. An dem Großfürsten Nikolas Nikolajewitsch dem Aelteren habe er einen Gönner gefunden, welcher ihn in der Enthüllung von vielerlei Ungesetzlichkeiten aufgemuntert und unterstützt habe. Die geheime Polizei aber habe ihn gegen den Großfürsten gebrauchen wollen und sei, da er darauf nicht eingegangen, seine systematische Feindin geworden. Um ihren Verfolgungen zu entgehen, habe er Rußland verlassen, sei aber gemütskrank dahin zurückgekehrt. Darauf sei er verbannt worden, habe sich nach dem Weißen Meere durchgeschlagen und sei zur See ins Ausland gelangt. Jetzt habe er versucht, dem in Friedrichshafen am Bodensee sich aufhaltenden Kaiser eine Bittschrift zu überreichen, sei aber durch dessen Umgebung verhindert worden, seinen Zweck auszuführen. — Herr von Peters nun glaubte ebenfalls an einen österreichisch-russischen Krieg, in welchem Oesterreich unterliegen werde; aber statt daß der Pole Schulze von diesem

Vorgange die Wiederherſtellung Polens erwartete, ſah der Ruſſe Peters im Geiſte die Einverleibung Galiziens in das ruſſiſche Reich voraus. Beide kleine Heimſuchungen aber kommen ohne Zweifel in das rechte Licht durch ernſtere ruſſiſche Anknüpfungen, welche um jene Zeit an mich gelangt waren.

Der Staatsrat von Köhne in Petersburg, welcher, wie er früher ein fleißiger Korreſpondent des „Botſchafters“ geweſen, nun in dem gleichen Verhältniſſe zur „Süddeutſchen Preſſe“ ſtand, hatte mir im März geſchrieben, er ſei beauftragt, mich wiſſen zu laſſen, daß der Kaiſer Alexander die Zuſendung meiner „Wirtſchaft des Menſchengeſchlechtes“, von welcher kürzlich der erſte Band erſchienen war, gut aufnehmen werde, wobei er hinzugefügt, ich möge dem Buche eine handſchriftliche Dedikation vorſetzen. Ich hatte ein Exemplar anſtändig binden laſſen, auf ein vorgebundenes Blatt, ſo genau ich mich erinnere, die Worte „Dem Befreier von Millionen ſeiner Unterthanen, dem Reformator der ruſſiſchen Volkswirtſchaft, Alexander II.“ geſchrieben und das Buch zur Beförderung an ſeine Beſtimmung dem ruſſiſchen Geſandten übergeben. Einige Monate ſpäter war ich durch eine mir befreundete Mittelsperſon gefragt worden, welche Art von Aufmerkſamkeit mir von ſeiten des Kaiſers von Rußland angenehm ſein werde, wobei mir die Wahl zwiſchen einem Ringe und einem Orden angedeutet wurde. Ich hatte einen Orden vorgezogen und einige Zeit darauf hatte mir Herr von Ozerow den Santa-Anna-Orden dritter Klaſſe überbracht. Die befreundete Mittelsperſon aber hatte bei der Anfrage zugleich den Gedanken vorgebracht, daß ich mich entſchließen möchte, in ruſſiſchen Dienſt zu treten. Mit lebhaften Farben hatte mir der beiderſeitige Freund die Vorzüge einer ſolchen Stellung ausgemalt. Bei meinem, dem Geſandten gemachten formellen Beſuche hatte auch dieſer das Geſpräch auf den Gegenſtand gelenkt. Ich hatte erwidert, daß der Gedanke mir zu neu ſei, als daß ich mich im Augenblicke darüber ausſprechen könne. — Ich möge mir die Sache überlegen, hatte dann Herr von Ozerow geäußert, — einſtweilen würde es ihn freuen, wenn die „Süddeutſche Preſſe“ ſich konſolidiere. „Das wünſche ich auch,“ — hatte ich entgegnet — „doch iſt es noch ungewiß, ob das Blatt ſich halten läßt.“

— Ob ich dazu Geld brauche und es annehmen würde, hatte der russische Diplomat weiter gefragt, und ich hatte geantwortet, daß Geld von einer fremden Regierung anzunehmen, eine Unmöglichkeit sei. Mit seiner Aeußerung: „Ich habe das mir gedacht" — war die Unterhaltung über den Gegenstand geschlossen worden. — Der Kaiser von Rußland befand sich währenddem in Friedrichshafen und Schuwalow war bei ihm. Es wurde mir gesagt, ich würde wahrscheinlich eine telegraphische Einladung dahin erhalten. Eine solche ist nicht gekommen und der Gedanke ist nicht weiter angeregt worden, es sei denn, daß ich einige Worte der Großfürstin Helene als eine darauf bezügliche Andeutung betrachten wollte. „Wenn Sie nach Petersburg kommen sollten," — äußerte die hohe Frau am Schlusse einer politisch interessanten Unterhaltung, welche ich im Herbst in München mit ihr hatte — „erwarte ich, daß Sie sich bei mir melden."

Aus dem Kreise der deutschen Gesandtschaft in St. Petersburg wurde mir nämlich im September geschrieben, daß ich mich der nach München kommenden Großfürstin vorstellen lassen möge. Die Umstände brachten es mit sich, daß ich das nicht in München, sondern in Salzburg zu thun Gelegenheit fand. Die Hofdame, Fräulein von Rhaden, der ich meinen Besuch machte, lud mich für den Abend zum Thee, schrieb mir aber, daß die Großfürstin mich vorher erwarte. Diese unterhielt sich mit mir über eine Stunde lang allein über die wichtigsten Angelegenheiten der Zeit: über die Zustände der katholischen Kirche, die Bestrebungen der Altkatholiken, für welche sie sich besonders lebhaft interessierte, über die deutsche Politik, den Sozialismus, das Schulwesen, die Persönlichkeit Bismarcks, die Zustände Oesterreichs, die Emanzipation der russischen Leibeigenen und deren wahrscheinliche Kulturwirkung, die nordamerikanischen Verhältnisse und andres. In allem zeigte sich die Dame sehr genau unterrichtet, in ihren Urteilen voll Geist und edler Gesinnung. Das ganze Wesen machte auf mich einen merkwürdig klaren und reinen Eindruck, und wie den Ruf des Geistes, fand ich auch den seltener Liebenswürdigkeit bestätigt. Ihr Lächeln fand ich reizend und vom feinsten Geiste durchdrungen. Natürlich war es wohl, daß dieser Geist sich auch in ihrer Umgebung abspiegelte. In Gesellschaft

einiger ruſſiſcher Herren und Damen, darunter einer jungen Gräfin Kayſerlingk, brachte ich bei Fräulein von Rhaden einen ebenſo intereſſanten wie angenehmen Abend zu. Ich fand im Vorſaale keinen Diener und die Großfürſtin ſelbſt zeigte mir die Thür ihrer Hofdame.

Mehrere Wochen ſpäter hielt ſich Helene Paulowna einige Tage in München auf, und von einem Beſuche, den ich Fräulein von Rhaden abſtattete, wurde ich zur Großfürſtin gerufen, welche insbeſondere über die katholiſchen Angelegenheiten die Salzburger Geſpräche wieder aufnahm. Ich erwähnte in dieſer Verbindung gewiſſe für die „Süddeutſche Preſſe“ beſtimmt geweſene, von mir aber nicht veröffentlichte Einſendungen des Staatsrats von Köhne, in welchen dieſer, zuerſt von Rom aus, dann von Petersburg eine entſchiedene Feindſeligkeit gegen die altkatholiſche Bewegung und Parteinahme für die katholiſche Reaktion an den Tag gelegt, wobei ich bemerkte, daß ich der Feder des Barons Köhne wohl mit Recht einen offiziellen Charakter zuſchreibe. Der Fürſt Gortſchakoff, erwiderte die Großfürſtin, glaube nicht an die nachhaltige Kraft der altkatholiſchen Bewegung, ſei demnach der Meinung, daß er nicht mit ihr rechnen könne und neige ſich aus dieſem Grunde einer Verſtändigung mit der päpſtlichen Kurie zu, für die er die Zeit und die Umſtände als beſonders geeignet anſehe. „Ich halte dieſe Anſicht für irrig“ — bemerkte dazu die Großfürſtin — „und werde, wenn ich zurückkomme, den Fürſten Gortſchakoff über ſeinen Irrtum aufklären.“ — Ueber Köhne äußerte ſich die hohe Frau geringſchätzig und ihre Hofdame ſprach über denſelben ein faſt wegwerfendes Urteil aus.

Ohne Zweifel ſollten die damals von ruſſiſcher Seite dem Ultramontanismus erwieſenen Freundſchaftsdienſte mehreren politiſchen Abſichten zugleich dienen. Sie ſollten den Polen die römiſche Unterſtützung entziehen, und indem ſie einer franzöſiſchen Allianz den Weg bahnen ſollten, waren ſie auf ein orleaniſtiſch-klerikales Frankreich berechnet, deſſen Entſtehung man damals für wahrſcheinlich halten mochte.

Und wirklich wurde auch von orleaniſtiſch-franzöſiſcher Seite eine Anknüpfung mit der „Süddeutſchen Preſſe“ geſucht. Ohne Beſtellung

oder Aufforderung und von unbekanntem Absender brachte mir regelmäßig die Post in zwei Exemplaren den „Courrier de la Lozère", Organ des damals publizistisch sehr geschäftigen Grafen Chambrun, welcher in seinen mir gleichfalls in mehreren Exemplaren zugesandten „Fragments politiques" mit einem vollständigen Programme innerer Politik sich ganz wie ein designierter Minister des orleanistischen Königtumes gebärdete. Die „Süddeutsche Presse" wurde dann aufgefordert, ihre Besprechung der genannten Schrift an deren Verleger in Paris einzusenden, damit der Artikel einer Sammlung von Beurteilungen einverleibt werden könne, welche unter dem Titel „Fragments Politiques: Comptes rendus de la Presse" veröffentlicht wurde und mir gleichfalls von unbekanntem Absender in mehreren Exemplaren zugeschickt wurde. Die ganz außerordentliche Reklame, welche für diese Schriften gemacht wurde, war auch im Kreise des Wiener Buchhandels aufgefallen.

Nicht außer Zusammenhang mit der französischen Politik der Zeit unmittelbar vor dem deutsch-französischen Kriege hat der zu Anfang des Jahres 1869 an mich gelangte Antrag Reuters in London gestanden, für ihn die Oberleitung des ganzen deutschen, vielleicht sogar auch österreichischen telegraphischen Korrespondenzgeschäfts zu übernehmen. In Gemeinschaft mit Havas ging Reuter damit um, Wolff in Berlin auszukaufen, — ein Plan, mit dessen Gelingen das ganze europäische und teilweise sogar amerikanische Telegraphengeschäft monopolisiert und zugleich ohne allen Zweifel unter französische Oberdirektion gebracht worden sein würde. In Berlin ist dafür gesorgt worden, daß die in vielfacher Beziehung gefährliche Absicht nicht erreicht werden konnte, und was mich betrifft, so hat der Gedanke nur zu einigen brieflichen Präliminarien und einigen in Wien und Berlin für Reuter besorgten kleinen Geschäften geführt. Offenbar hatte man sich zwischen 1868 und 1869 in London und Paris noch über meinen politischen Standpunkt getäuscht und zog bei genauerer Kenntnis meiner Ansichten und Zielpunkte sich vorsichtig zurück. Ein in London lebender Oesterreicher, welcher als Vertrauter, Ratgeber und Gehilfe Reuters eine Hauptperson in dessen Telegraphiegeschäft war, blieb indessen mein natürlich bei dieser Stellung an der reichsten

Neuigkeitenquelle vortrefflich unterrichteter Korreſpondent. Ueberhaupt war auch außerdem die „Süddeutſche Preſſe“ von London wie von andern europäiſchen Hauptſtädten mit Korreſpondenz beſſer bedient, als ihr Publikum zu würdigen gewußt hat. Manche beſonders intereſſante Mitteilungen ſind derart geweſen, daß ich ſie nur zu meiner eigenen Belehrung über Menſchen und Verhältniſſe benutzen konnte, wie z. B. die mir von London zugekommene über die Beteiligung des ungariſchen Grafen Alexander Teleki an dem Orſiniſchen Attentate — eine hiſtoriſche Thatſache, durch welche es ſich beſtätigt, daß der Prinz Louis Napoleon nicht nur den Italienern, ſondern auch den Ungarn Verſprechungen gemacht, die er als Napoleon III. nicht hat halten wollen oder können; andre, die ich veröffentlichte, ſcheinen zu ihrer Zeit nicht die Aufmerkſamkeit erregt zu haben, welche ſie als Beiträge zur Beurteilung hiſtoriſcher Vorgänge verdienten. Dahin gehört die Erzählung eines meiner Madrider Korreſpondenten zur Geſchichte der Entſtehung des deutſch-franzöſiſchen Krieges, welche ich der Mühe wert halte, in Erinnerung zu bringen. Sie iſt aus der Feder eines damals im Verkehre mit den Perſonen erſten Ranges in der ſpaniſchen Hauptſtadt lebenden Engländers, und da ich das engliſche Original ſeines Briefes noch vor mir habe, teile ich daraus die den bezeichneten Gegenſtand betreffenden Stellen in engliſcher Sprache mit.

„Madrid July 24th 1870. — At the commencement of a war which is apparently undertaken by the Emperor of the French for the purpose of ‚chastising the King of Prussia for having abetted a secret intrigue‘ against France, it may not be uninteresting to your readers that I should give you some authentic information as to what has really occurred. It will then be clear to them that the Hohenzollern candidature is simply a pretext for a war undertaken for the purpose of conquering the Rhine frontiers and of humbling Prussia.

„The revolutionary Government of Spain is really at a loss to find a worthy candidate for the Throne. . . .

„Well, on the 11th of June General Prim gave his account of the many steps which have been taken by the Government

in order to find a King . . . ‚After the third failure', said General Prim, ‚I was once more authorised by the Government to seek for a King, and I found a fourth candidate. Messrs the Deputies will permit me not to name him, for it would not be discreet to do so; it might occasion complications, and moreover I have given my word not to name him . . . He unites the requisite conditions: is of Royal blood, a Catholic and of full age, and was disposed to accept the crown of Spain if offered to him by the Cortes. Unfortunately on two occasions when commissioners from this Prince have visited Spain, untoward occurrences have alarmed them and consequently his acceptance has been for the moment withdrawn . . . But', added the President of the Council of Ministers, ‚I shall continue my negotiations and trust to be able to present a candidate to the Cortes some day who shall unite in his person the several conditions aforesaid.'

„Thus General Prim observed, it is true, a nominal secrecy in the negotiations with the Prussian Prince but . . . I can add on the best authority another circumstance which is a clear proof that the French Government was by no means unaware of the negotiations which were at that time going on. Whilst General Prim was making his speech in the Cortes on the 11th of June (a month before the Duke of Grammont's outburst against the King of Prussia on the score of having abetted a secret intrigue) the gallery which is devoted to the Diplomatic Corps was brimful of anxious listeners, and on the fourth candidate being alluded to, one of the occupants of that gallery turned to his neighbour with the enquiring of ‚whom does he mean?' — and the instant answer was: ‚the Prince of Hohenzollern, of course.' — Who do you think were the speakers on that occasion? Why, they were none less than the British Minister, the questioner, and Baron Mercier, the Ambassador of France, who was so ready with that reply!

„Is it in the slightest degree probable that a French ambassador would fail to send General Prim's important speech on the following day to his Government, or that, when dowing so,

he would fail to mention who the fourth candidate was with whom negotiations were at that time pending?

„I can add on the best possible authority that General Prim, far from wishing to keep the negotiations a secret from the French Emperor, was desirous on the contrary that they should be sufficiently known to give the Emperor an opportunity of expressing his opinion to the Spanish Ambassador in Paris, in case he objected to Prince Leopold's candidature, and General Prim has used the following language within the last few days when speaking confidentially on the subject: ‚The least hint given in a friendly way by the Emperor, to the effect that he should be annoyed by the Prussian Prince being elevated to the throne of Spain, would have sufficed to induce me to withdraw him. It is not as if the Emperor had never expressed an opinion on the subject before, on the contrary he has repeatedly told Señor Olozaga that the only solutions he should wish not to be adopted were the Republic and the Duke of Montpensier as king . . .' ‚Must we not come to the conclusion, then, that Napoleon, knowing of the pending negotiation from Baron Mercier, purposely allowed it to proceed in order to draw Prussia on, in hopes of it's offering him an opportunity of picking a quarrel which should not appear to the rest of Germany to be one of national importance, and so facilitate his design of fighting Prussia singlehanded and obtaining an easier conquest of the Rhine frontiers?'"

Die Frage des engliſchen und die Antwort des franzöſiſchen Geſandten auf der diplomatiſchen Galerie des Sitzungsſaales der Cortes bei Gelegenheit der Rede des Generals Prim hatte der Korreſpondent der „Süddeutſchen Preſſe" aus dem Munde des Herrn Layard ſelbſt, und die vertraulichen Aeußerungen Prims hatte mein Berichterſtatter ſelbſt mit angehört.

Nicht nur um zu zeigen, welcher Art die zahlreichen Verbindungen waren über die meine Zeitung verfügte, ſondern auch der Sache wegen habe ich dieſe Mitteilung eines mit den handelnden Perſonen ſelbſt verkehrenden Berichterſtatters neu in Erinnerung

bringen wollen, wofür mir vielleicht ein Historiker dankbar ist. Das Original des Briefes, welcher sich noch weiter über die Sache und zugleich über die damaligen spanischen Parteiverhältnisse verbreitet, habe ich damals einem der deutschen Reichsregierung nahestehenden Freunde geschickt. Ob mein Berichterstatter in dem von ihm gezogenen Schlusse dem Kaiser nicht ein zu planmäßiges Verfahren und eine zu bestimmte Absicht zuschreibt, muß ich dahingestellt sein lassen. Es ist behauptet worden, daß Napoleon III. vor dem Ausbruche des Krieges sich bemüht habe, denselben zu vermeiden. Der rumänische Diplomat Strat, welcher kürzlich gestorben, soll in Uebereinstimmung mit Olozaga von ihm nach Sigmaringen geschickt worden sein, um die Verzichtung des Prinzen Leopold zu erwirken, was dem geheimen Agenten auch gelungen sei. Mit diesem Ergebnisse sei dieser aber zu spät nach Paris zurückgekommen, da die Kriegspartei, von seiner Mission unterrichtet, unterdessen thätig gewesen und gegen die Friedenspartei in der Umgebung des Kaisers den Sieg davongetragen. Die Richtigkeit dieser Erzählung vorausgesetzt, würde die Thatsache beweisen, daß der Kaiser persönlich nur Gelegenheit zu einer Drohung gesucht habe, oder daß seine in der letzten Zeit notorische Unselbständigkeit bis zur Unzurechnungsfähigkeit gegangen sei, was vielleicht beides zugleich richtig ist. Verantwortlich für den Krieg ist wohl, soweit eine dumme Person für große Begebenheiten verantwortlich sein kann, die Kaiserin. Emile Ollivier, welcher im Herbst 1867 in Augsburg mit mir zusammentraf, hatte schon damals geäußert, der Kaiser sei in seiner Politik viel weniger planmäßig als man meine, und die Kaiserin, welche Preußen hasse und für Oesterreich schwärme, habe viel größeren Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten, als man ahne. Dieses Verhältnis hatte seitdem zugenommen.

Emile Ollivier ist es auch gewesen, welcher mir zu einem historisch erwähnenswerten Gespräche mit dem Prinzen Napoleon Anlaß und Gelegenheit gegeben, wie ich im Zusammenhange mit andern Einzelheiten einer Reise nach Paris hier erzählen will. Es war im Frühling 1869, und daß ich diese Reise, an welche sich journalistische Interessen knüpften, gerade zu der Zeit machte, war

durch die Rückkehr meines Sohnes Karl nach Amerika veranlaßt, welcher sich seit dem Sommer vorhergehenden Jahres bei uns in München aufgehalten hatte und welchen ich gern bis Paris begleitete. Seit derselbe gegen Ende unsres Aufenthaltes in London sich von uns getrennt, war er in den Vereinigten Staaten zuerst als technischer Chemiker beschäftigt gewesen, hatte sich dann nach den neu entdeckten Goldminen in den Rocky Mountains begeben, dort mit einem Gefährten mehrere Monate in damals menschenleeren Teilen des Gebirges sich geologischen und bergmännischen Untersuchungen gewidmet, war dann, in einem Augenblicke, wo der Schauplatz des großen Bürgerkrieges sich in den Nordwesten der Union auszudehnen schien, als Freiwilliger in die Armee der Nordstaaten eingetreten, hatte in der Jowa-Kavallerie einen Feldzug gegen die Indianer der oberen Mississippigegenden mitgemacht, und war nach Beendigung seiner Dienstzeit und einem harten, an Erfahrungen und Beobachtungen reichen Soldatenleben herübergekommen, um, vor weiteren Versuchen in Amerika eine feste Stellung zu gewinnen, die er nachher als Professor am pharmazeutischen Kollegium der New Yorker Universität eingenommen hat, einige Monate bei uns auszuruhen. In München hatte er Liebig kennen gelernt, der seine chemischen Kenntnisse zu schätzen und seine in manchen Beziehungen originellen wissenschaftlichen Ansichten sehr zu beachten schien. Mit ihm reiste ich am 25. März von München nach Paris ab.

Auf der Fahrt zwischen Straßburg und der französischen Hauptstadt brachte uns im Wagen der Zufall mit einem sehr gebildeten und unterrichteten Franzosen zusammen, welcher Mexiko kannte, von Vera Cruz bis Chihuahua gekommen war, auch die europäischen Verhältnisse nicht ohne Sachkenntnis beurteilte, und im Gespräche mit uns, die er für Amerikaner hielt, ohne Rückhalt sich äußernd, auf Deutschland und Oesterreich zu sprechen kam. Dieses — meinte er — müsse die Türkei bekommen, Deutschland in ein royaume d'Allemagne umgewandelt werden, aber nicht unter Preußen, welches er als eine freiheitsfeindliche, aristokratische, eroberungssüchtige und gefährliche Macht bezeichnete. Einen Krieg zwischen Frankreich und Preußen hielt er für unvermeidlich.

Auch in Paris bezog sich das große politische Interesse auf die Wahrscheinlichkeit von Krieg oder Frieden. Der preußische Geschäftsträger, Graf Solms, zufällig der erste Mensch, welchen ich bei meinen zahlreichen Besuchen zu Hause traf, äußerte, daß ein Krieg zwischen Frankreich und Preußen in näherer Zeit unwahrscheinlich sei. Der Kaiser wolle ihn so wenig wie die Nation. Indessen bekannte er, daß von drei verschiedenen Parteien daran gearbeitet werde, — von denen, welche den Kaiser und das Empire dadurch stürzen zu können hofften, von denen, welche im Gegenteil der Meinung seien das Empire dadurch befestigen zu können, endlich von den Chauvins, welche überhaupt mit Preußen einen Krieg wollten, um dieses zu demütigen. Der preußische Diplomat jedoch schien zu glauben, daß der Kaiser stark genug sei diesen Einflüssen Widerstand zu leisten. Madame Blaze de Bury, welche seit einiger Zeit sich bei ihrem Manne und ihren Töchtern in Paris befand und hier in der großen Welt lebte, teilte mir als wichtige Thatsache mit, daß der Graf Beust in den letzten Tagen in Paris habe fragen lassen, was Frankreich im Falle eines Krieges zwischen Oesterreich und Preußen zu thun gedenke, und die Antwort erhalten habe, man werde neutral bleiben. Eine andre politische Dame dagegen, welche ich wenige Tage später kennen lernte, Madame Alexander Dumas, nicht die Frau, sondern die Tochter des Schriftstellers, dessen Namen sie nach der Trennung von ihrem Manne führte, erzählte in meinem Beisein, und offenbar zu meiner Kenntnis, daß sie vor zwei Tagen vom Herzoge von Gramont besucht worden sei, welcher soeben von Wien gekommen, um über die österreichische Kriegsbereitschaft Bericht zu erstatten, aber habe melden müssen, daß vor achtzehn Monaten an eine solche nicht zu denken sei. Die beiden in Politik vielgeschäftigen Damen schienen also im Sinne ihrer politischen Wissenschaft sich zu widersprechen. Nach Madame Blaze de Bury wollte man in Oesterreich, aber nicht in Frankreich; nach Madame Alexander Dumas wollte man in Frankreich, aber konnte nicht in Oesterreich. Nach den Aeußerungen des Barons Geiger endlich, welchen ich nach den beiden Damen sah, enthielten beide Gerüchte, wahrscheinlich mit Absicht in Umlauf gesetzt, einen Teil der Wahrheit. Napoleon — sagte mir dieser Freund

des Kaiſers — will nicht und Oeſterreich kann nicht Krieg führen, aber es ſchien, als wollte jener nicht, weil dieſes nicht konnte. Daß Oeſterreich wollte, obgleich es nicht konnte, und Napoleon am Ende mußte, obgleich er nicht wollte, blieb dabei freilich nicht ausgeſchloſſen, ſo ſehr Geiger, im Gegenſatze mit Andeutungen, die er mir früher über den Einfluß der Kaiſerin gemacht, es zu betonen ſchien, daß der Kaiſer vollſtändig Herr der Situation ſei.

Die Bekanntſchaft der Madame Alexander Dumas verdankte ich dem Grafen Enzenberg, welcher unterdeſſen großherzoglich heſſiſcher Geſandter am Pariſer Hofe geworden war. In einer Soiree bei Drouyn de l'Huys hatte er von der Bury erfahren, daß ich in Paris ſei, hatte mich aufgeſucht und unter andern mir erwieſenen Aufmerkſamkeiten mich zu der Dame gebracht, welche augenſcheinlich von der Diplomatie zu Spionerieen und berechnetem Klatſche benutzt wurde. Wenn der Herzog von Gramont ihr den Zweck ſeiner Anweſenheit in Paris und den Sinn ſeines dem Kaiſer erſtatteten Berichtes — dieſen wahr oder unwahr — anvertraut hatte, ſo hatte er es gewiß nur gethan, damit ſie es ausſchwatzen ſollte, und im Sinne dieſes Zwiſchenträgergeſchäftes verſtand ich es auch, daß ſie die Wiederholung meines Beſuches ſehr zu wünſchen ſchien. Ich erfuhr, daß ihre Mutter eine Norddeutſche geweſen, daß ſie für Deutſchland ſchwärme, bis 1866 öſterreichiſch geſinnt geweſen, aber ſeitdem ganz und gar preußiſch ſei, worin ſie das Schickſal Enzenbergs teilte, welcher mich vielleicht nicht ohne eine politiſche Abſicht zu ihr geführt. Perſönlich fand ich an ihr eine Quarterone mit dem kleinen Kinn und Schnabelgeſicht, welches häufig den Zambos eigen iſt, von lebhaftem Geiſte, welcher ſich, wahrſcheinlich neben reelleren Dingen, viel mit den „grandes idées“, den „grandes questions“, den „grandes agglomérations“ und den „intérêts humanitaires“ zu beſchäftigen ſchien. Mit der Bury war ich weit entfernt ſie auf eine Höhe zu ſtellen.

Dieſer letzteren war ich für die Bekanntſchaft eines ſehr merkwürdigen Mannes, des leider in Petersburg zu früh geſtorbenen Amerikaners und chineſiſchen Geſandten Anſon Burlingame, ſehr verpflichtet. Durch meine Freundin ſchriftlich eingeführt, wurde ich mit

Auszeichnung und Aufmerksamkeit empfangen, und in einem halbstündigen Gespräche setzte mir der bei sämtlichen europäischen Regenten beglaubigte Gesandte des Himmlischen Reiches seinen Zweck, China in Europa und Europa in China zu vertreten und dieses für unsre Zivilisation zu gewinnen, auseinander. Der Ernst und gläubige Sinn, mit welchem der Mann — ein wahrer Missionar oder Apostel der Weltpolitik, verständig, bescheiden, im vollen Bewußtsein der Größe, Schwierigkeiten und selbst der Gefahren seiner Mission — die Aufgabe erfaßt hatte, welche er sich selbst gestellt, hat mich so tief ergriffen, daß ich seinen Tod ernstlich beklagt habe. Einige Tage später erhielt ich eine Einladung zu einer von ihm gegebenen Soiree, zu welcher, unter mehr als tausend Personen, die Diplomatie der ganzen Welt geladen war. Das Ausrufen der Namen ankommender Menschen dauerte gegen drei Stunden lang ununterbrochen fort. Frau von Bury wollte die Gelegenheit benutzen, mich mehreren ausgezeichneten Persönlichkeiten vorzustellen, es brauchte aber eine halbe Stunde, um in dem glänzenden Menschengedränge jemand zu finden, welches drei Etagen eines großen, prachtvoll eingerichteten Hotels füllte, wobei in drei verschiedenen Sälen getanzt wurde. Ich wurde einem der chinesischen Würdenträger vorgestellt, welche zur Gesandtschaft gehörten. Ich unterhielt mich mit demselben einige Minuten in englischer Sprache, worauf zu meinem Erstaunen der Mann mir einige deutsche Worte sagte. Frau Burlingame, welche mir die Aufmerksamkeit erwies, sich unter ihren tausend Gästen einige Zeit mit mir zu unterhalten, wußte in einfacher Sicherheit, ohne Prätension und doch mit Würde ihre Stelle einzunehmen.

Ich muß indessen von dieser Abschweifung in das Gebiet der chinesischen Politik zur europäischen zurückkehren. Oft habe ich später mich der Aeußerungen erinnern müssen, welche ich bei meinem damaligen Besuche in Paris aus dem Munde Olliviers vernommen. Er lud mich zum Frühstück, vor welchem ich mich lange mit ihm über französische und deutsche Angelegenheiten unterhielt. „Je vous dirai le secret de la politique française“ — sagte er plötzlich im Verlaufe des Gespräches. „Man setzt voraus, daß es zu einem Kriege mit Preußen kommt. Man nimmt an, daß wenige Tage

nach Eröffnung der Feindſeligkeiten eine Schlacht geliefert wird und betrachtet es als ſelbſtverſtändlich, daß wir dieſe gewinnen. Damit iſt das franzöſiſche Preſtige gerettet. Man wird Preußen den Frieden anbieten, es in Deutſchland machen laſſen, was es für gut finden mag, und für Frankreich nur Belgien und einige Grenzberichtigungen fordern." — „Und wenn die Franzoſen die erſte Schlacht nicht gewinnen ſollten?" — entgegnete ich fragend. — „Dans ce cas l'empereur ne rentrera plus à Paris" — ſagte mit objektiver Ruhe und Beſtimmtheit Ollivier. — „Deutſchland" — fügte er hinzu — „hat es dann nicht mehr mit dem Kaiſer, ſondern mit der franzöſiſchen Nation zu thun." — Es waren prophetiſche Worte, in denen ſelbſt die Epiſode der défense nationale vorhergeſagt war.

Ich komme endlich zu dem intereſſanteſten Teile dieſes kleinen Berichtes über meinen damaligen Beſuch in Paris, zu der Unterhaltung mit dem Prinzen Napoleon über die deutſch-franzöſiſchen Angelegenheiten. Im Juni des vorhergehenden Jahres hatte Ollivier durch Hans von Bülow mich wiſſen laſſen, daß der eben in München anweſende Prinz meine Bekanntſchaft zu machen wünſche; ich verfehlte damals den hohen Reiſenden, welcher, vom Könige von Bayern unbeachtet gelaſſen, ſich nur einen oder zwei Tage in der bayeriſchen Hauptſtadt aufhielt. Jetzt in Paris wurde ich von Ollivier dem Prinzen gemeldet und von dieſem empfangen. Das merkwürdige Geſpräch, welches ich mit ihm führte, nahm über eine Stunde Zeit in Anſpruch. Der Prinz genehmigte meine Appellation an ſeine aufgeklärten, vorurteilsfreien und freiſinnigen Ideen in der Anwendung auf völkerrechtliche Verhältniſſe, — Ideen, welche ich für die deutſche Nation wie für jede andre in Anſpruch nahm. Er räumte ein, daß die nationale Einheit Deutſchlands in der natürlichen Entwickelung der Dinge liege und nicht zu hindern ſei; aber — ſagte er — „la Prusse, ce n'est pas la même chose que l'Allemagne — und die deutſche Nation iſt eine gefährliche Nation — n'est ce pas: So — weit — die — deutſche — Zunge — klingt — vous chantez cela?" — „Es iſt lange her, ſeitdem ich das habe ſingen hören," — erwiderte ich — „und im ganzen wird bei uns das Nationalitätsprinzip nicht mehr im Sinne der Linguiſtik verſtanden. Quant

à moi — je dirais que le principe de nationalité n'est autre chose que la démocratie dans le droit international." — Dieser Definition stimmte der Prinz bei. Allmählich trat er im Gespräche mit Urteilen über die Eventualitäten eines französisch-deutschen Krieges hervor. Es werde sich dabei — äußerte er — vielleicht nur um untergeordnete Grenzregulierungen, — um kleine Abtretungen handeln, wenn diese nicht auf friedlichem Wege möglich sein sollten, — mehr um eine Angelegenheit der Rücksicht Deutschlands gegen Frankreich, als um eine Vergrößerung. Indem er von einem deutschen Entgegenkommen sprach, deutete er leise auf Belgien hin. Einigemal, wo er auf Preußen zu sprechen kam, sprach er mit Heftigkeit; aber er nannte Bismarck den „seul homme d'état" der jetzigen Zeit, welchem er auch den Willen und die Weisheit zutraue, den Frieden zu erhalten. Von Süddeutschland und seinen Fürsten sprach er geringschätzig, während er die Klugheit des vorigen Königs von Württemberg rühmte, der sein Onkel gewesen. Von französischer Seite aber hätte man sich, sagte er, mit Preußen verständigen sollen. „D'un pouvoir comme la Prusse on doit être ou le complice ou l'ennemi décidé. Nous n'avons pas été ni l'un ni l'autre. Mais ce n'est pas moi qui fait la politique française." — Die Verantwortlichkeit für begangene Fehler schob er mit der letzten Bemerkung dem Kaiser zu und ließ es erscheinen, als ob er in seinen Ansichten sich mit diesem in Widerstreit befände. Geiger hatte mir kurz vorher gesagt, der Prinz stelle sich nur zum Scheine in politischen Gegensatz zum Kaiser. „Wenn beide zusammen sind, lachen sie die Welt aus" — fügte er hinzu, und er konnte das wissen.

Ich hatte volle Gelegenheit, mich von meiner Seite auszusprechen. In einer Gedankenverbindung, in der ich äußerte, ich sei ein vereinzelt stehender Mann ohne besonderen Einfluß, sagte der Prinz: „Pourtant vous êtes journaliste et vous ne pouvez pas être sans influence; quel est donc votre but, que voulez-vous réaliser?" — „Man kann nicht beliebig sich den Weg wählen, auf welchem ein politisches Ziel erreicht werden soll" — antwortete ich; — „aber indem ich die Vereinigung von Nord- und Süddeutschland zu fördern suche, erscheint mir für jetzt eine Erweiterung der Kompetenzen des

deutſchen Zollparlamentes als der geeignetſte Weg zum Ziele.“ — „Du parlement douanier vous voulez faire un parlament politique“ — warf der Prinz mir ein; — „prenez garde, — ce que vous voulez, c'est la guerre.“ — Und er ging von da gleich auf eine Erörterung der relativen Stärke der Gegner in einem franzöſiſch-deutſchen Kriege über, wobei er die Beteiligung Oeſterreichs als franzöſiſchen Alliierten vorauszuſetzen ſchien und die Bemerkung machte, daß man ſich in Deutſchland nicht über die Ungarn täuſchen möge. Die ungariſchen Regimenter würden gegen Deutſchland fechten, wie andre Beſtandteile der öſterreichiſchen Armee. Zum Abſchiede gab er mir ſehr kordial die Hand und äußerte, er ſetze voraus, daß wir uns wiederſehen würden.

Das iſt nicht geſchehen. Was ich erzählt habe, iſt überhaupt mein einziger Verkehr mit dem Manne geweſen, welchem man, ich weiß nicht mit welchem Rechte, Mangel an perſönlichem Mute ſchuld gegeben hat, auf keinen Fall aber Geiſt und freies Urteil abſprechen kann, und welcher, indem ich ihm in der Unterhaltung gegenüber ſaß, durch ſeine frappante Aehnlichkeit mit dem Bilde Napoleons I. einen bleibenden Eindruck auf mich gemacht hat.

Von den Journaliſten, welche ich damals in Paris kennen lernte, will ich nur Pierre Baragnon nennen, welchen ich bei Ollivier traf. Als Herausgeber des „Bulletin International“, welches gleichzeitig in Paris, Nismes, Brüſſel, Dresden, Florenz und Bukareſt, aber an jedem Orte anders erſchien, war er eine beachtenswerte Perſönlichkeit, und ſeine entſchieden kriegeriſchen Anſchauungen waren mir bemerkenswert.

Am 11. April war ich wieder in München, wo ich mit Erſtaunen in dem ultramontanen „Vaterland“, in einem angeblichen Pariſer Briefe las, daß meine Reiſe eine im Auftrage des Grafen Bismarck unternommene politiſche Sendung geweſen ſei. Genau wurde darin erzählt, daß ich vorher in Varzin geweſen und welche Aufträge ich dort erhalten. In dem ganzen Machwerke war die einzige richtige Thatſache, daß ich in Paris den Grafen Enzenberg geſehen, mit welchem nach der Wiſſenſchaft des Berichterſtatters, ſowie auf der preußiſchen Geſandtſchaft ich in großer Intimität verkehrt

haben sollte. Offenbar hatte es jemand der Mühe wert gefunden, diese einzige ihm auf mich bezüglich bekannt gewordene Thatsache nach München zu berichten und die übrigen boshaften Albernheiten waren dazu gemacht worden. Noch viel erstaunlicher indessen war es mir, von dem Ministerialrat v. Völderndorff zu erfahren, daß ich in Paris den Kaiser gesprochen, worüber das bayerische Ministerium des Auswärtigen genau unterrichtet sein wollte. Das Erstaunlichste aber erfuhr ich erst nach mehr als zwei Jahren, wo mir ein Freund in Oesterreich erzählte, von einem Geheimerate im Wiener Ministerium des Auswärtigen gehört zu haben, daß man bei meiner letzten Anwesenheit in Paris, welche einer wichtigen Mission gegolten, täglich telegraphisch von jedem meiner Schritte unterrichtet worden sei, auch genaue Kenntnis der Geldsummen erhalten habe, die mir von Berlin in Paris zur Verfügung gestellt gewesen seien.

So werden Minister von wichtig thuenden auswärtigen Agenten unterrichtet und so kann man durch die Albernheit der Menschen im Ansehen steigen!

9.

In Zeitungsangelegenheiten und zur politischen Orientierung wiederholt nach Wien und Berlin. Die österreichischen Parteien im Verhältnis zu Deutschland am Schlusse des Jahres 1868. Bei dem Grafen Beust. Drei Jahre später abermals in Wien. Vorher und nachher in Berlin. Wiederholt bei Bismarck. Politische Personen, Projekte und Geschäfte. Arbeitskraft des Fürsten Bismarck. Bancroft über Vorgänge in der katholischen Kirche. Die Wagnersche Musik in Berlin und die olympischen Spiele der Frau von S. In Leipzig: Gustav Freytag. Otto Wigand im Absterben.

Einem politischen Gedankengange folgend, habe ich mit der Erzählung der von mir im Frühling 1869 in Paris gemachten Wahrnehmungen einigen andern kleinen Reisen in der Zeit vorgegriffen. Ich muß diese nachholen und was von einigen späteren erwähnt zu werden verdient, daran anschließen. Es sind zwei Reisen nach Wien und fünf Reisen nach Berlin. An beiden Orten hatte ich mich mit politischen und finanziellen Korrespondenten zu verständigen und

mich um die Anzeigen der großen Bankgeschäfte und Aktiengesellschaften zu bewerben, wobei es nicht an Gelegenheit fehlen konnte, mich politisch zu orientieren.

Ich war am 4. Dezember 1868 in Wien. Der erste mir bekannte Mensch, welchem ich auf der Straße begegnete, war geeignet ein politisches Gespräch zu veranlassen. Er war überzeugt, daß man auf neue Einmischung in die deutschen Angelegenheiten lossteuere. Von verschiedenen Personen aber hörte ich es rühmen, daß die wirtschaftlichen Zustände Oesterreichs durch die politischen Folgen des Krieges im höchsten Grade gewonnen haben und in der That glänzende seien. Der Hofrat Max v. Gagern, welchen ich besuchte und welcher mich steif und rückhaltend empfing, behauptete, daß der Graf Beust zwar entschieden für den Frieden, die Spannung mit Preußen indessen ein Glück für Oesterreich sei. „Das Geld" — äußerte er — „liegt jetzt bei uns auf der Gasse," und soviel ich weiß, hat er fleißig die Gelegenheiten benutzt, es aufzulesen. Ich besuchte auch Heinrich v. Gagern, welcher sich offener und freundschaftlicher benahm als sein Bruder Max. Nach seiner Ansicht — sagte er mir — könne die deutsche Frage nur durch einen zweiten Krieg gelöst werden. Eine friedliche Verständigung zwischen Oesterreich und Preußen hielt er nicht mehr für möglich. Dafür habe Oesterreich wieder zu viel Kraft und Selbstgefühl erlangt.

Gleich den ersten Abend brachte ich bei Friedrich Uhl zu, welcher mir die Stellung der Parteien im Verhältnis zur deutschen Frage erklärte. Nach seiner Darstellung hatte man in dieser Beziehung im cisleithanischen Oesterreich vier Parteien zu unterscheiden: 1. die kriegslustige Restaurationspartei, welche auf den Zustand Deutschlands vor 1866 zurückkommen wollte und damit innere Reaktionszwecke verband, zwei — nebenbei gesagt — sich widersprechende Absichten, deren Verbindung von dem geringen Verstande der kriegs- und reaktionslustigen Herren zeugte; 2. die preußische Partei, welche auf die Zersetzung Oesterreichs spekulierte, eine Partei, welche hauptsächlich aus jungen Gelehrten, Künstlern und Schriftstellern bestand, noch klein, aber geeignet, durch den Zutritt der folgenden groß und mächtig zu werden; 3. die Partei, welche Preußen in Deutschland

freie Hand lassen wollte, aber hoffte, daß Oesterreich sich daneben werde halten können, es jedoch als kein großes Unglück betrachtet haben würde, wenn das nicht der Fall wäre; 4. die Partei, welche mit Süddeutschland einen Süddeutschen Bund, wie Preußen mit Norddeutschland den norddeutschen, herzustellen beabsichtigte, im Kriegsfalle die Besetzung, wenn nicht Eroberung Süddeutschlands verlangte, also die Partei des reinen und klaren deutschen Dualismus, die Partei, welche den eigentlichen, wahren deutsch-österreichischen Standpunkt einnahm, — von dem der ehemaligen Großdeutschen wohl zu unterscheiden. Einer meiner alten Wiener Freunde, welcher sich dieser Partei angeschlossen, erklärte mir, daß er die österreichischen Wühlereien in Süddeutschland nicht tadeln könne, da man sich dort den Boden geackert erhalten müsse. Dieser Darstellung fügte Uhl hinzu, daß im Falle eines Krieges mit Preußen die Ungarn bereitwillig der österreichischen Regierung beistehen würden, — ein Urteil, welches mit dem von mir angeführten des Prinzen Napoleon übereinstimmte und wahrscheinlich in dem damaligen Verhältnis der Ungarn zu Frankreich seine Erklärung fand.

Aus dem Munde des Dr. Orges vernahm ich die Ansichten der in dieser Aufzählung zuerst genannten, oder vielmehr der reinen österreichischen Militärpartei. Eine Verständigung zwischen Oesterreich und Preußen erklärte er für unmöglich und auch im Geist und Gemüte des Kaisers undenkbar. Auch einen freiwilligen Anschluß Süddeutschlands an den Norden könne und werde Oesterreich nicht dulden und der Prager Friede lasse ihn nicht zu. Die Militärverträge, dem Friedensschlusse vorausgegangen, seien durch den Friedensvertrag aufgehoben. Die deutsche und die polnische Frage würden miteinander entschieden werden. Oesterreich werde zur Herstellung Polens Galizien beisteuern und dafür Süddeutschland nehmen. Dazu werde mit dem Ausbruche einer Krisis in den orientalischen Angelegenheiten die Zeit kommen. Bis dahin sei von österreichischer Seite die europäische Spannung zu unterhalten und zu schärfen. Auf die orientalische Frage spielte nachher auch der Graf Beust an. Daß ich die Briefe, welche Orges mir von Zeit zu Zeit für die „Süddeutsche Presse" schrieb, und welche immer in Kriegspolitik machten, in vielen

Fällen hatte ungedruckt laſſen müſſen, iſt bei ſolchen Anſichten des Schreibers begreiflich. Jetzt bekannte mir Orges, daß ihm die Korreſpondenz mit meinem Blatte, wegen der Haltung desſelben, vom Miniſter verboten worden ſei. Alſo waren ſeine Briefe doch offiziöſe geweſen.

Ich beſuchte die beiden Miniſter Giskra und Berger in vertraulicher Weiſe als ehemalige Frankfurter Kollegen und alte Freunde; die Geſpräche mit ihnen riefen keine beſonders bemerkenswerten Aeußerungen hervor. Die von Giskra ausgeſprochenen Anſichten laſſen ſich dahin zuſammenfaſſen, daß Oeſterreich zwar die Verſtärkung der preußiſchen Macht nicht wünſchen könne, aber wegen des allfälligen Beitrittes Süddeutſchlands zum Norddeutſchen Bunde keinen Krieg zu führen habe, und Berger ſagte, indem er mir zum Abſchiede die Hand reichte: „Bleiben Sie ein Freund Oeſterreichs, ſoweit es Ihre Anſichten erlauben.“ Noch weniger verdienen die Aeußerungen Schmerlings, daß ich bei ihnen verweile. Er wußte bei dem Beſuche, welchen ich ihm machte, nur in den ſtärkſten Ausdrücken ſeinem Unmute über den Gang der öſterreichiſchen Politik ſeit ſeinem Rücktritte, und ſeiner Unzufriedenheit mit deren Leitung den Lauf zu laſſen.

Sehr dagegen verdient die Unterredung, welche ich mit dem Grafen Beuſt hatte, daß ich ihres Inhaltes gedenke. Es traf ſich, daß mir im Vorſaale der Hofrat von Gagern begegnete, welcher eben zum Miniſter hineinging und lange bei ihm blieb. Unzweifelhaft war, als ich endlich eintrat, Beuſt durch ihn geſtimmt, denn der Graf empfing mich ungefähr, wie mich Gagern empfangen hatte. Ich begann damit, dem Miniſter zu ſagen, daß ich diesmal weder aus offizieller noch offiziöſer Veranlaſſung komme, ſondern daß ich Wien, Berlin und Paris zu beſuchen im Begriffe ſei, um mich für meine publiziſtiſche Thätigkeit, welche von Neujahr an eine ganz freie und unabhängige ſein werde, zu orientieren. Der Graf Beuſt nahm nun lebhaft das Wort und überhäufte mich mit Bemerkungen über die angeblich gegen Oeſterreich feindſelige Haltung der „Süddeutſchen Preſſe“. Ich ließ ihn lange ſprechen, bis ich zum Worte zu kommen ſuchte und ihn fragte, ob er auch nach eigenem Leſen des Blattes

und in solchem Falle nach treuem Gedächtnis urteile. Ich könne ihm sagen, daß ich jedem mir eingesandten gegen Oesterreich übelwollenden Artikel, wenn ich ihn nicht ungedruckt gelassen, den Stachel genommen habe. Zahllose Briefe solchen Inhaltes, auch mit Ausfällen gegen ihn persönlich, seien bei mir in den Papierkorb gegangen. In meinen eigenen Leitartikeln habe ich allerdings die Ansicht vertreten, die ich weiter vertreten werde, daß Oesterreich um sein selbst so gut wie um unser willen sich nicht mehr in die deutschen Angelegenheiten eindrängen oder hindernd einmischen solle. Das thun aber, fuhr ich fort, die Wiener und im Dienste Oesterreichs schreibenden auswärtigen Publizisten, auf deren Einsendungen ich oftmals geantwortet, ohne daß ich dieselben drucken lassen konnte, zum Teil nur geantwortet, um für meine Mitarbeiter den Weg anzuzeigen. Ich nannte zwei der österreichischen Regierung dienende, bekannte journalistische Schriftsteller. Dr. Orges — erwiderte der Minister — sei kein offizieller und kein offiziöser Korrespondent. „Und doch hat die kaiserliche Regierung ihm neuerdings wegen der Haltung meines Blattes verboten, mir weiter zu schreiben" — entgegnete ich. „Orges" — sagte der Minister — „ist ein geistreicher Mann, aber er schreibt unüberlegt, und es ist deshalb, daß ich ihm die Fortsetzung seiner Korrespondenz verboten habe. — Was Dr. Haas betrifft, so mag es zuweilen unzweckmäßig sein, daß er die ultramontanen bayerischen Blätter mit Beiträgen versieht, aber Oesterreich muß sich doch seine Freunde erhalten."

Beiläufig fiel ein Lob auf die süddeutschen Demokraten, — „von denen" — fiel ich ins Wort — „August Röckel schreibt, daß sie auf den Zerfall Oesterreichs die süddeutsche, oder ganzdeutsche, oder womöglich europaische Föderativ-Republik zu gründen hoffen. Dies ist die eine Hälfte Ihrer süddeutschen Alliierten, die andre besteht aus unsren Reaktionären, welche auf Ihren und Ihrer liberalen Kollegen baldigen Sturz rechnen." Graf Beust suchte über diese Bemerkungen hinwegzuspringen. „Nun — Röckel ist ein ganz gescheiter Mann, der sehr gut beobachtet" — sagte er etwas stotternd.

Auf die Versicherungen österreichischer Friedensliebe aus Beusts Munde konnte ich um so weniger Wert legen, als bei denselben

immer durchſchimmerte — und mehrmals ſehr naiv durchſchimmerte, daß dieſe Friedensliebe nur ſo lange dauern werde, wie der Friede für Oeſterreich unentbehrlich ſei und wie Preußen in ſeinem Verhältniſſe zu Süddeutſchland nicht fortſchreite. „Daß der Prager Friede“ — ſagte der Miniſter — „ſo widerſpruchsvoll und ſchlecht gemacht iſt, wie nur ein diplomatiſches Machwerk ſein kann, iſt nicht Oeſterreichs Schuld. Oeſterreich hat keinen Artikel des Vertrages vorgeſchlagen, ſondern alles angenommen, wie es ihm geboten worden iſt. Nun aber will es den dadurch geſchaffenen Zuſtand auch haben und gehalten wiſſen. Hat dabei Preußen Frankreich nachgeben müſſen, — deſto ſchlimmer für Preußen! — Können die ſüddeutſchen Staaten ſich nicht einen, ſo müſſen ſie iſoliert weiter leben — — es iſt das ja eine ſehr glückliche Unabhängigkeit.“

Ich entgegnete, daß die dermalige Stellung der ſüddeutſchen Staaten auf irgend eine längere Zeit unhaltbar ſei und darum doch in Erwägung gezogen werden müſſe. „Erlauben Sie mir,“ — ſagte darauf Graf Beuſt — „daß ich das — ich will damit nichts Unangenehmes ſagen“ — ſchob er lachend ein — „daß ich das eine publiziſtiſche Unruhe nenne.“ — „Sehr wohl!“ — ſagte ich — „aber Excellenz wiſſen, daß eine ſolche Unruhe exiſtiert und ſeit 1848 ſtets mehr oder minder Einfluß ausgeübt hat. Sie verlangen Geduld und wir haben keine.“ — „Das iſt aber falſch und kann zu nichts führen“ — ſagte er. „Excellenz ſind zu erfahren, um nicht zu wiſſen, daß ſolche Mahnungen zur Weisheit nie ſehr wirkſam ſind“ — entgegnete ich.

„Die Entſcheidungen werden von Oſten kommen“ — fuhr nach einer kleinen Pauſe der Miniſter fort. — „Hoffentlich haben ſich vorher die Gemüter beruhigt, ſo daß ſich verſtändige Entſchlüſſe faſſen laſſen. Wir erkennen die jetzige Lage an und denken nicht daran, etwas rückgängig zu machen; aber wir halten feſt am Prager Frieden. Mit Frankreich haben wir keine Allianz und Frankreich kann ohne Veranlaſſung keinen Krieg anfangen. Alſo ſehen wir keinen naheliegenden Kriegsfall.“

„Natürlich“ — ſagte Graf Beuſt am Schluſſe des Geſpräches — „können wir nicht wünſchen, daß, wie Berger es richtig ausgeſprochen hat, wir von Bodenbach bis Bregenz die preußiſche Grenze

haben. Ich, als Minister des Aeußern, hätte das nicht sagen können. Berger konnte es sagen, und so verhält sich's. — Das" — schloß der Minister, indem wir durch die Meldung des Grafen Taaffe unterbrochen wurden — „ist die Lage."

Ich reiste damals von Wien nach Berlin, wo ich zum erstenmal mit Bismarck in Berührung kam. Davon sogleich Näheres, nachdem ich mit meinen Wiener Beziehungen zum Abschlusse gekommen sein werde. Drei Jahre vergingen, bevor ich wieder die österreichische Hauptstadt besuchte. Es war im Februar 1872, wo ich im Interesse finanzieller Publizistik mich abermals dazu veranlaßt sah. Der deutsch-französische Krieg hatte sich unterdessen abgespielt. Das zweite Empire war verschwunden, das neudeutsche Kaiserreich unter preußischer Hegemonie war entstanden. Oesterreich hatte das alles geschehen lassen oder geschehen lassen müssen. Sein Verhältnis zu Deutschland war entschieden und festgestellt. Eine große kulturhistorische Aufgabe war ihm nun im Osten vorgezeichnet. Die Zeit mußte lehren, wie es sich in die neue Stellung finden, diese Aufgabe verstehen werde. Ich hatte keinen Beruf, mit österreichischen Staatsmännern über Geschehenes oder Zukünftiges zu sprechen. Ich wollte Schmerling als alten Freund und Gönner besuchen, verfehlte aber mehrmals ihn und er mich. Ein Gespräch mit ihm hätte auch nur unerquicklich sein können. Ich ging meinen Geschäften nach, die mich zu Bankdirektoren und finanziellen Journalisten führten. Von alten Freunden sah ich einen unverbesserlichen Pessimisten. Er nannte Oesterreich einen „Misthaufen". Bei Heinrich Laube machte ich die Bekanntschaft einer Dame aus den höheren Gesellschaftskreisen, Gemahlin eines bekannten Generals. Sie sprach sich boshaft über die politischen Zustände aus. „Minister" — sagte sie — „werden bei uns zu dem bestimmten Zwecke ernannt, unbequeme Personen zu ruinieren. Eine Ministerliste ist in Oesterreich eine Proskriptionsliste." Ein Sektionschef im Kultusministerium äußerte gegen mich in trostlosem Tone, daß die besten Bestrebungen im Unterrichts- und Volksbildungswesen durch elende Cliquen von Beamteten, Professoren und andern Gegnern vereitelt würden. Friedrich Uhl war leider abwesend. Er hätte mir diese Urteile und Stimmungen auf

ihr rechtes Maß zurückführen können. Kein Oeſterreicher, mit dem ich zu reden kam, ſprach gut von Oeſterreich. Die liebenswürdige Frau eines Mannes, welcher im Geſpräche unter anderm auch auf das Kapitel der Korruption gekommen war, ſagte mir, weniger peſſimiſtiſch als ihr Gemahl: „Kommen Sie nur wieder zu uns und laſſen Sie ſich ein wenig korrumpieren!“ — Das waren die heiterſten Worte, welche ich zu hören bekam.

Dieſem ganzen Peſſimismus gegenüber war der Ehrenretter Oeſterreichs keine andre und geringere Perſon, als der deutſche Botſchafter, General von Schweinitz, deſſen günſtigen Urteilen über Oeſterreich ich bereitwilliger Glauben ſchenkte und beiſtimmte, als ſeiner vorteilhaften Meinung von Rußland. Einige Zeilen des preußiſchen Geſandten in München, Freiherrn von Werthern, führten mich bei ihm ein. Ueber die öſterreichiſchen Zuſtände und das Verhältnis Oeſterreichs zu Deutſchland und Rußland hatte ich mit ihm ein langes und eingehendes Geſpräch. Herr von Schweinitz war durchaus nicht der viel gehegten Anſicht, daß Oeſterreich todkrank ſei. Es ſei ein Patient, aber Deutſchlands Aufgabe ſei es, nach Kräften zur Geneſung desſelben beizutragen. Die Peſſimiſten und deutſchen Sezeſſioniſten des Reiches ſeien unter dem Eindrucke der Krankheit unfähig, ein objektives Urteil zu haben, aber Deutſchland könne ihre Wünſche nicht erfüllen. Deutſchöſterreich habe eine koloniale Aufgabe zu löſen, die ihm nicht abgenommen werden könne. Nur eine unumgängliche Notwendigkeit würde einmal Deutſchland beſtimmen können, über Deutſchöſterreich zu verfügen. Es ſei aber keineswegs ſo gewiß, wie von vielen geglaubt werde, daß eine ſolche Notwendigkeit einmal eintrete. Das waren Anſichten und Bekenntniſſe des deutſchen Botſchafters, die ich mit großer Genugthuung anhörte. Von den wirtſchaftlichen Kräften und dem wirtſchaftlichen Aufſchwunge Oeſterreichs hatte Herr von Schweinitz eine große Meinung, welche auch durch nachherige Rückſchläge keineswegs widerlegt worden iſt.

Mit dieſem Beſuche endigen meine politiſchen und journaliſtiſchen Beziehungen zu Wien und zu Oeſterreich überhaupt, deſſen Hauptſtadt ich ſpäter nur noch auf der Durchreiſe in einer jede Privatpolitik ausſchließenden Eigenſchaft wieder betreten habe.

Im Dezember 1868 setzte ich von Wien meine Reise nach Berlin fort. Ich kam am Morgen des 11. daselbst an. Der Legationsrat Lothar Bucher war der erste Mensch, welchen ich aufsuchte. Er meldete mich bei Bismarck, von welchem ich am 14. empfangen wurde.

Das erste Zusammentreffen mit einer großen historischen Persönlichkeit wird auf den des Eindruckes fähigen Beobachter immer eine mehr oder minder tiefgehende Wirkung ausüben, und wenn das so entstehende Bild unvermeidlich auch die Färbung der Individualität dessen trägt, der es auffaßt, hat der einzelne Fall subjektiver Auffassung um so mehr den Werth eines Beitrages zu einer objektiven Anschauung und Beurteilung.

Ich hatte im Wiener „Botschafter" die Politik des preußischen Staatsmannes zu oft und zuweilen zu boshaft beurteilt, ihn selbst zu oft in meine Kritik gezogen, als daß ich ihm hätte unbemerkt geblieben sein können. Ich würde ihm fern geblieben sein, wenn ich nicht vorausgesetzt hätte, daß er zu groß sei, an die frühere Gegnerschaft zu denken. Darin hatte ich mich nicht getäuscht, und das Bild, welches ich davontrug und welches sich nachher für mich wie für die Welt immer vergrößert hat, war größer, als ich es mir vorgestellt hatte. Ich hatte den Mann nie vorher auch nur gesehen.

„Wir sind noch niemals zusammengetroffen" — begann der Kanzler des Norddeutschen Bundes, indem er mich von Kopf zum Fuße mit dem Blicke maß. „Ich habe noch niemals die Ehre gehabt, Ew. Excellenz zu begegnen" — antwortete ich, während Bismarck mir einen Sessel anwies und sich selbst setzte. Die Stellung der Sessel war charakteristisch. Der Graf saß vor seinem mit der schmalen Seite an die Wand stoßenden Schreibtische, als ob er arbeite; mein Sessel war hinter dem Schreibtische ihm gerade gegenüber. Der breite Tisch war zwischen uns und über denselben hinweg führten wir das Gespräch. Wir sahen uns beide gerade ins Gesicht, wovon beide Theile, glaube ich, reichlich Gebrauch gemacht haben. Nach einigen unwichtigen Bemerkungen bot er mir eine Cigarre, nahm sich selbst eine, zündete mir ein Hölzchen an und begann in ernsterer Rede. „Ich will Ihnen" — sagte er — „zuerst meine Ansicht der

Dinge darſtellen, dann mir Ihre Kritik ausbitten und einige Fragen an Sie richten.“ Er ſetzte mir nun auseinander, daß Deutſchland noch weniger als Italien eine zu raſche Unifikation vertragen könne. Italien würde heute ſtärker ſein, als es iſt, wenn es den Süden der Halbinſel nicht ſogleich mit dem Norden vereinigt hätte. Das laſſe ſich in noch höherem Grade auf Deutſchland anwenden. Auch wenn er 1866 Süddeutſchland ohne weiteres hätte annektieren können, würde er es nicht gethan haben. Ich legte das Bekenntnis ab, daß ich, bei dem Gange, welchen, im Widerſtreit mit meinen früheren großdeutſchen Beſtrebungen, die deutſchen Angelegenheiten genommen, es allerdings der preußiſchen Politik und preußiſchen Macht zum Vorwurfe gemacht habe, auf halbem Wege ſtehen geblieben zu ſein. „Wir müſſen nicht verlangen“ — entgegnete Bismarck — „daß die großen Ziele, welche wir anſtreben, gerade bei unſern Lebzeiten erreicht werden.“ Die Einigung Deutſchlands dürfe nicht von Anfang den Keim einer unheilbaren Feindſchaft zwiſchen dem Süden und dem Norden in ſich tragen. Der Süden müſſe aus freiem Entſchluſſe zum Norden kommen und wenn es dazu dreißig Jahre brauche. Ueber die Frage, ob die Entſtehung eines Süddeutſchen Bundes der nationalen Sache günſtig ſein würde, ſei er ſich nicht klar. Er habe in ſeinem Urteile darüber oft geſchwankt. Jedenfalls dürfe ein ſolcher Bund nicht ohne ein ſüddeutſches Parlament ſein, damit der im Volke lebende nationale Geiſt weiter wirke und den Bund nicht zum Mittel des Gegenſatzes gegen den Norden werden laſſe. Ich bemerkte daß ich, ſo ſehr ich unter den früheren Verhältniſſen einem Bunde der ſüd- und mitteldeutſchen Staaten als einem Gliede der Trias das Wort geredet, jetzt drei Einwendungen zu machen habe: 1. daß der Verſuch nicht ohne die Gefahr ſei, die ſüddeutſche Geſamtoppoſition gegen den Norden zu ſtärken; 2. daß damit jedenfalls ein Anſtoß zum Wiedereintreten Oeſterreichs im Sinne des alten Triasgedankens gegeben werde, über welchen die Geſchichte doch hinweggegangen; 3. endlich, daß die Sache ſelbſt nicht ausführbar ſei. Nur auf das zweite Bedenken legte Bismarck einigen Wert.

Der norddeutſche Bundeskanzler kam damit auf das Verhältnis zu Oeſterreich zu ſprechen und wies den Gedanken, deſſen Daſein be-

drohen oder untergraben zu wollen, in den bestimmtesten und stärksten Ausdrücken von sich ab. Er allein — sagte er — habe 1866 dem Drange der preußischen Militärpartei Widerstand geleistet, welche dem österreichischen Staate zu Leibe gewollt habe. Die Usedomsche Note sei nichts als ein offiziöser Zeitungsartikel, von einem Manne, mit dessen Ansichten er nichts gemein habe, und der längst nicht mehr auf seinem Posten sein würde, wenn seiner Entfernung nicht Nebenrücksichten im Wege ständen. Herr von Beust, der bei seinem großen Verstande sich durch seine ebenso große Eitelkeit verderbe, wisse sehr gut, daß die Vorwürfe, welche er Preußen mache, unbegründet seien; aber es entspreche seiner Politik, sich zu stellen, als ob er von der Wahrheit seiner Beschuldigungen überzeugt wäre.

Diese Darstellung widersprach der Behauptung, welche ich in Wien vernommen hatte, daß der österreichische Staatskanzler, als der preußische Gesandte den offiziellen Charakter der Usedomschen Note habe verleugnen wollen, eine Kopie des chiffrierten Telegrammes, in welchem der Wortlaut der Note dem Grafen Usedom amtlich aufgetragen worden, auf den Tisch gelegt habe. Ich glaubte um so eher der Bismarckschen Darstellung, als ich mich der in Wien vernommenen, sowie brieflich von daher an mich gelangten Aeußerungen erinnerte, daß die Unterhaltung der Spannung mit Preußen im Interesse Oesterreichs und sogar im persönlichen des Herrn von Beust liege, der sich nur durch drohende Konflikte und unterhaltene Unruhe auf seinem Posten behaupten könne. „Solange es möglich ist" — fügte der Bundeskanzler hinzu — „werde ich mich zu Oesterreich verhalten, wie ich mich zu meiner Frau verhalten würde, wenn ich mit ihr in Streit wäre, so nämlich, wie es die christliche Geduld vorschreibt." — „Aber" — sagte er in einer andern Gedankenverbindung — „zwischen einer Sammethand und blankem Stahl giebt es für mich nichts in der Mitte."

Im allgemeinen legte Bismarck im Verlaufe des Gespräches ein lebendiges und warmes deutsches Nationalgefühl an den Tag, und bei einer Gelegenheit bemerkte er, daß die deutsche Nation in ihrer einheitlichen und freiheitlichen Entwickelung eine höhere, aber darum auch schwierigere Aufgabe zu lösen habe als andere Nationen, —

ein Ausſpruch von tiefem und aus dieſem Munde beſonders beachtenswertem Inhalte. Das Bild, welches ſich bei dieſem erſten Zuſammentreffen mit dem hervorragendſten Manne der Zeit von demſelben in mir geſtaltete, war das eines Menſchen von klarem Verſtande, phyſiſcher Stärke, furchtbarer Willenskraft, Zuverläſſigkeit der Abſicht, Treue und großer Gutmütigkeit.

„Wir werden uns mehr treffen" — ſagte er endlich, indem er aufſtand und mir die Hand reichte. — Im März 1869 war ich wieder bei ihm. Ich war am Vormittage in Berlin angekommen und hatte ſogleich den Legationsrat Bucher geſehen, von welchem ich auch diesmal gemeldet wurde. Nachmittags kam er, mir zu ſagen, daß der Bundeskanzler mich um 8½ Uhr abends erwarte. Ich kam zu früh, und hörte wie Bismarck in einem anſtoßenden Saale in heiterer Geſellſchaft von Herren und Damen Billard ſpielte. Nach einiger Zeit wurde ich durch eine Reihe von Zimmern geführt, in deren letztem er erſchien — wie das vorige Mal in Uniform und mit Ordenskreuz am Halſe, — mir die Hand reichte und in ſein Arbeitszimmer vorausging, wo ich ihm wieder, der Schreibtiſch dazwiſchen, gegenüber zu ſitzen kam. Er begann damit, mir die Lage der Dinge, zuerſt in Süddeutſchland, dann in Europa, zu erklären, wobei er eine große Geringſchätzung der ſüddeutſchen Wirtſchaft, namentlich in Württemberg, ausdrückte. Er würde es gern geſehen haben, daß ein Süddeutſcher Bund, jedenfalls aber mit einem Parlament, entſtanden wäre. Durch einen allgemeinen ſüddeutſchen Parlamentarismus hätte er den ſüddeutſchen Partikularismus brechen mögen. Auf die Uebergangsformen der nationalen Entwickelung legte er keinen Wert. „Alles Menſchliche" — äußerte er — „iſt an ſich nur proviſoriſch." — Ich bemerkte, beſtimmter als das vorige Mal, daß die Anhänger des Südbundes die Hegemonie Oeſterreichs im Sinne trügen. Er meinte dagegen, es ſei für Preußen immer leichter, ſich mit Oeſterreich auf Koſten Bayerns, als für Bayern ſich mit Oeſterreich auf Koſten Preußens oder gegen Preußen zu verſtändigen, wenn man ſolche Politik treiben wolle. Aber das ſei gar nicht nötig, und immer würde es ſich nur um Durchgangsphaſen handeln, bei denen alles auf das Endziel ankomme. Das Haupthindernis in der

Angelegenheit des Südbundes liege in der Abneigung des badischen Hofes und in Varnbüler. Ohne Zweifel wirkte bei diesem, wie ich ihn kannte, die Rivalität mit Hohenlohe. Er hätte den Südbund gewollt, wenn er die Rolle des süddeutschen Bismarck hätte spielen können, wozu keine Aussicht vorhanden war.

Die ganze Zeit über sprach diesmal Bismarck fast ganz allein, und so gern ich auch etwas Wesentliches gesagt hätte, war mir doch alles, was ich hörte, so merkwürdig, daß ich mich gern zum Schweigen verurteilt sah. Als ich ging, begleitete mich der Bundeskanzler bis in das zweite Durchgangszimmer, wo ich, mich verabschiedend, meinen Ausgang durch eine Thür zur rechten Seite nehmen wollte. Bismarck zeigte mir den Weg geradeaus. „Ich begleite viele Menschen bis hierher" — sagte er dabei; — „immer wollen die Civilisten hier seitwärts ausgehen, — die Militärs geradeaus. — Desto besser finden Sie Ihren Weg in der Politik. — Leben Sie wohl!" — Noch heute denke ich darüber nach, wie ich diese wunderliche Bemerkung verstehen soll. Der große Staatsmann selbst ist, wenn ich nicht irre, in diesem Punkte, wie in in andern Beziehungen, Militär und Civilist zugleich.

In mein Gasthaus zurückgekehrt, schrieb ich auf ein Blatt Papier meine Ansicht über die journalistische Behandlung der süddeutschen Frage nieder, welches Blatt ich dann dem Legationsrat Bucher gab, um seine Meinung zu vernehmen. Tags darauf stellte er es mir mit Randbemerkungen von seiner Hand aus dem Munde Bismarcks wieder zu, — ein interessantes kleines Dokument für die damalige Gedankenentwickelung in der nationalen Sache.

Ich hielt mich damals nur drei Tage in Berlin auf. Bei drei darauffolgenden auch nur kurzen Aufenthalten daselbst habe ich Bismarck, welcher zum Teil abwesend war, nicht gesprochen, und erst nach meinem Eintritt in den Dienst des inzwischen entstandenen Reiches bin ich von ihm wieder empfangen worden. Das gehört in einen andern Abschnitt meiner Geschichte, welchem ich noch vielerlei vorauszuschicken habe, dabei manches nachholend, was noch in die Zeit vor dem französischen Kriege fällt.

Bei meiner Anwesenheit im Dezember 1868 machte ich die Bekanntschaft des Grafen Münster, an welchen mich ein Brief des

Freiherrn von Werthern in München empfahl. In einem längeren Geſpräche, in welches der Graf ſich mit mir einließ, war mir der von ihm geäußerte Gedanke der Gründung einer deutſchen Pairie beſonders bemerkenswert, die aus den jetzigen ſouveränen Fürſten und dem hohen Adel beſtehen ſollte und dem Fürſtenhauſe des öſterreichiſchen Bundesreformplanes von 1863 nahe verwandt war. In dem Memoire, mit welchem ich zu dieſem den Anſtoß gegeben, hatte ich das Präſidium eines ſolchen Reichsoberhauſes der Krone Bayern zugedacht. Als ich im März 1870 in Berlin Konſtantin Rößler ſprach, beſchäftigte ſich dieſer mit einem Plane für die Aktion in der deutſchen Sache — ich glaube in höherem Auftrage — und teilte mir als Mittel, den König von Bayern für die Errichtung eines preußiſch-deutſchen Kaiſertums zu gewinnen, den Gedanken mit, neben der deutſchen Kaiſerwürde auch die Würde eines deutſchen Königs, und dieſe für den Bayernkönig, zu ſchaffen, wobei man immerhin im Gebiete dageweſener Bildungen bleibe. Für den Vorſitzenden eines deutſchen Fürſtenhauſes hätte allerdings die Benennung gepaßt. Ich ſah wenige Tage danach den Legationsrat von Keudell, den ich ſchon im vorhergehenden Jahre kennen gelernt hatte. Im Geſpräche über die deutſchen Angelegenheiten äußerte ich gegen ihn, daß nur mit der Kaiſerwürde ein Schritt weiter zu kommen ſein werde, wobei ich den Gedanken eines Fürſtenhauſes unter dem Präſidium der Krone Bayern äußerte, und hinzufügte, daß verſucht werden müſſe die Anregung des Kaiſertitels von bayeriſcher Seite zu bewirken, wie es nachher geſchehen iſt. Herr von Keudell hatte keine andern Einwendungen zu machen als ſolche, welche von der Vorliebe für das Einkammerſyſtem in der parlamentariſchen Reichsvertretung hergeleitet waren. Ich bemerkte dagegen, daß mit dem Zweikammerſyſtem im Reiche man das Zweikammerſyſtem in den Einzelſtaaten beſeitigen könne, welches ohne Zweifel dem Partikularismus günſtig ſei. In dem bald nachher entſtandenen deutſchen Bundesrate hat ſich der Gedanke eines Reichsoberhauſes mit dem eines Reichsſtaatsrates verbunden, — eine politiſche Bildung, welche unbeſtreitbar an ihrer Unklarheit leidet. Von Bismarck ſagte mir damals Keudell, daß derſelbe ſich ſozuſagen Tag

und Nacht mit der Kaiseridee beschäftige. Ein Jahr vorher hatte der Legationsrat schon geäußert, daß der Bundeskanzler in seiner Beschäftigung mit der nationalen Frage dem preußischen Partikularismus ernstlich zu Leibe gehe, wobei er die Bemerkung: „Wir haben freilich einen sehr vornehmen Partikularisten gegen uns" — nicht unterdrückte. Seitdem schien an dieser hohen Stelle die Abneigung gegen den allerdings ganz unpreußischen Kaisergedanken sich gemildert zu haben. Schon 1869 aber schien die Perspektive einer russisch-französischen Allianz zu dessen Gunsten zu wirken. Man dachte, ich weiß nicht aus welchem damaligen besonderen Grunde, an den Tod Alexanders II., dem diese Allianz auf dem Fuße folgen würde, und ich werde, indem ich schreibe, neuerdings sehr lebhaft an damalige Worte des Herrn von Keudell erinnert, welcher mir sagte: „Wir müssen daran denken, früher oder später mit Frankreich und Rußland zugleich Krieg führen zu müssen." — Ohne Zweifel dachte Bismarck nicht daran, *vor* einem Kriege, sondern durch einen Krieg und *infolge* eines Krieges die im Sinne getragene Umgestaltung Deutschlands zu bewirken; wie es denn auch geschehen ist, zum Glück, ohne daß man außer mit Frankreich auch noch mit einer andern Macht hat Krieg führen müssen, wie man 1869 zu fürchten schien. Irre ich nicht, so hat man sich damals in Berlin in dieser Voraussicht lebhaft auch mit der orientalischen Frage beschäftigt. Als ich im Oktober genannten Jahres in Berlin war, machte ich die Bekanntschaft Franz Maurers, dessen „Reise durch Bosnien", welche in der That den Eindruck einer Rekognoszierung macht, damals eben erschienen war, obschon der Titel die Jahrzahl 1870 trägt. Ich hatte das mich sehr interessierende Buch bei mir, um es in freien Stunden zu lesen, und war eben beschäftigt, darüber nach München an meine Zeitung zu schreiben, als der leider früh verstorbene Verfasser, ein mir angenehmer Mann, eintrat, mir einen Besuch zu machen. Er hatte meinen Namen in der Fremdenliste gelesen.

Von Lothar Bucher, mit welchem ich bei den verschiedenen Besuchen in Berlin die alten Freundschaftsbeziehungen fortsetzte, durfte ich bei seiner nunmehrigen Stellung keine vertraulichen Mitteilungen über politische Zustände und Verhältnisse erwarten. Ich bin ihm

nachher noch für sehr wesentliche Freundschaftsdienste verpflichtet gewesen. Aber als geheimer Legationsrat in der nächsten Nähe Bismarcks war er noch verschlossener und vorsichtiger geworden, als es an sich in seiner Natur lag. Schon von London hatte er seine an mich gerichteten Briefe, so unbedenklich deren Inhalt war, fast niemals unterschrieben, und in Berlin habe ich gesehen, wie er ein Blättchen Papier, auf welchem einige Worte geschrieben standen, in kleinste Stückchen zerpflückte, die er dem Winde preisgab. Das boshafte Zeitungsgeschwätz der bayerischen Ultramontanen, ausdrücklich darauf berechnet, den Schein schwatzhafter Ruhmredigkeit auf mich zu werfen, mochte wohl auch überhaupt in Berlin gegen mich mehr zurückhaltend gemacht haben.

Im Frühling 1872 machte ich die Bekanntschaft des Legationsrates Aegidi, durch welchen — es war mein erster Besuch in Berlin seit der Entstehung des Reiches und der Erhebung des nunmehrigen Reichskanzlers in den Fürstenstand — Fürst Bismarck mir sagen ließ, er wisse nicht, ob er einen Augenblick Zeit finden werde, mich zu empfangen. Das war keine Redensart höflicher Abweisung. Mein Besuch bei ihm hätte auch keinen wesentlichen Zweck gehabt. Was ich suchte, die Zuwendung amtlicher Bekanntmachungen und die Empfehlung an die Direktoren der großen Finanzinstitute zur Erlangung ihrer Publikationen in der „Süddeutschen Presse", war eine Angelegenheit, die ich mit untergeordneten Personen zu besprechen hatte, und das große Thema der deutschen Angelegenheiten war aus dem Stadium der Erwägungen und Besprechung in das der Thatsachen übergegangen. Der Fürst aber arbeitete wirklich den ganzen Tag und die halbe Nacht. Während ich mich abends bei Aegidi befand, welcher bis zu späten Stunden sein Bureau nicht verlassen durfte, ließ um zehn Uhr der Fürst ihn rufen, und nicht selten ließ er ihn mitten in der Nacht aus seiner Wohnung holen. Mein Zweck wurde übrigens nicht erreicht. Im Justizministerium, bei der Eisenbahnbaugesellschaft, bei Finanzinstituten, bei Bleichröder, bei Magnus — überall durfte ich mit meinem Gesuche mich auf das Auswärtige Amt und persönlich auf den Legationsrat von Keudell berufen, und in der Meinung alles erreicht zu haben, kehrte ich nach München zurück, wo dann meine Erwartungen nicht in Erfüllung gingen.

Bei früheren Anwesenheiten hatte ich unter anderen Personen auch den Gesandten der Vereinigten Staaten, Herrn Bancroft, besucht, welchen ich vor Jahren in New York kennen gelernt hatte. Ein politisches Gespräch mit ihm war mir immer von besonderem Interesse, weil ich dabei Thatsachen und Urteile aus dem Munde eines in den europäischen Verhältnissen ganz unbeteiligten guten und aufmerksamen Beobachters vernahm. Im Frühling 1870 äußerte sich der amerikanische Diplomat über die damaligen Vorgänge in der katholischen Kirche. Ganz richtig urteilte Bancroft, daß die Jesuiten den vollständigen Bruch mit der Intelligenz nicht scheuen würden, weil sie sich klar genug bewußt seien, daß ihnen nichts übrig bleibe, als mit dem kirchlichen Pöbel zu regieren, wie es von ihnen in Frankreich, in Oesterreich, in Amerika, kurz überall versucht werde. Er war deshalb auch von der Erklärung des Syllabus und der Infallibilität im voraus überzeugt. Von Pius IX. erzählte er, derselbe habe ein Wunder thun wollen und dieses sei nicht gelungen. Hätte der Papst es gewollt, so wäre das Gelingen sicher arrangiert worden. Er hat also selbst an seine Wunderkraft geglaubt.

Das Zusammentreffen und der gelegentliche kurze Verkehr mit verschiedenen Personen älterer oder neuerer Bekanntschaft bei diesen verschiedenen Besuchen in Berlin gibt mir im übrigen kaum Veranlassung zu Erwähnungen. Ich sah von alten Freunden Gustav Siegmund, Friedrich Kapp, Julian Schmidt, Ludwig Bamberger, Julius Faucher und einige andre, und machte flüchtige Bekanntschaft mit einigen parlamentarischen und journalistischen Persönlichkeiten. Konstantin Rößlers habe ich schon mehrfach gedacht. Als ich ihn im Mai 1872 öfters sah und mich viel mit ihm unterhielt, äußerte er sich, nachdem wir genug politisiert, als philosophischer Aesthetiker auch über die Wagnersche Musik, gegen die er, nur viel entschiedener, die nämlichen Einwendungen zu machen hatte wie ich. Daß man damals in Berlin aus Mangel an Teilnahme es hatte unterlassen müssen, ein Wagner-Konzert zum Besten des Bayreuther Theaterbaues zu geben, konnte ich bei alledem nicht als ein vorteilhaftes Zeugnis für das musikalische Publikum Berlins gelten lassen. Aber freilich hatte der Fürst Bismarck nicht unrecht, indem er einer für Wagner

ſchwärmenden Dame, welche ihm die Notwendigkeit klar machen wollte, daß Deutſchland nun auch ſeine olympiſchen Spiele haben müſſe, eine Antwort gegeben, in welcher, wie Rößler erzählte, von Kindereien und Narrheiten die Rede geweſen ſein ſoll.

Im März 1870 habe ich auf der Durchreiſe in Leipzig Guſtav Freytag beſucht, den ich ſeit 1847 nicht wieder geſehen hatte. Wir berührten flüchtig, was ſich in den dazwiſchen liegenden dreiundzwanzig Jahren in Deutſchland zugetragen und geſtaltet hatte; aber die Urteile des alten „Gothaners“ hatten für mich wenig Sympathiſches. Er tadelte es an Bismarck, daß er keinen „bedeutenden Menſchen“ neben ſich dulde. Ich hatte dieſen Tadel ſchon mehrfach gehört, und hatte mir immer dabei geſagt, daß er nicht nur nach verletzter Eitelkeit ſchmecke, ſondern auch ſehr unverſtändig ſei. Was Guſtav Freytag betrifft, ſo bekannte er ſich ja zur Partei „der Männer, an deren Urteil alles gelegen iſt“ — wie ſie 1848 von ſich ſelbſt geſagt haben. Das wären alſo prädeſtinierte Ratgeber geweſen. Aber Bismarck hätte nicht Bismarck ſein und hätte nicht vollbringen können was er vollbracht hat, wenn er zu ſeinen Entſchlüſſen Ratgeber hätte brauchen können. Zur Ausführung ſeiner Gedanken hat er freilich talentvolle Menſchen gebraucht; aber ſolche hat er auch gefunden und zu würdigen gewußt. Ob Freytag dieſe zu den „bedeutenden“ rechnete, iſt jedoch allerdings zweifelhaft. Mit dem Begriffe eines „bedeutenden Menſchen“ wird ein alberner Mißbrauch getrieben und es ſteckt viel Eitelkeit darin. Der Menſch ſoll nichts *bedeuten*, — er ſoll etwas *ſein*, etwas *können*, etwas *leiſten*.

Ich beſuchte damals in Leipzig auch meinen alten Freund Otto Wigand — einen *alten* Freund in zweifachem Sinne. Eine Gehirnkrankheit hatte ihn vorzeitig alt gemacht. Schon im Herbſte des vorhergehenden Jahres hatte ich ihn ſehr alt gefunden; doch war noch ein Reſt des jugendlichen Enthuſiasmus übrig, durch welchen er ſich in ſeinen kräftigen Jahren ausgezeichnet hat. Ein Enthuſiaſt iſt er auch als Verlagsbuchhändler geweſen. Wenn er dabei, wie ſich's gehört, ſeine geſchäftlichen Intereſſen nicht außer acht gelaſſen, ſo hat er immer in dem Bewußtſein gelebt, als Verleger progreſſiſtiſcher Schriften für die Welt zu arbeiten und zum Fortſchritte derſelben

wesentlich beizutragen, diesem Bewußtsein auch manches Opfer gebracht. Er hatte darum allen Grund, sich gegen mich zu beklagen, daß Arnold Ruge in seinen „Erinnerungen" bei der Geschichte der Gründung der „Jahrbücher" seiner nicht gedacht und nur einmal beiläufig vom Verleger derselben gesprochen, — ein unschöner Zug litterarischen Hochmutes um so mehr, da Ruge mit Wigand doch immer auf dem Fuße persönlicher Freundschaft gestanden hatte. Der alte Mann war nun unglücklich, daß er für die Welt nichts mehr thun könne. „Ich bin nichts mehr" — sagte er mir — „kein Buchhändler — nichts! — Die Welt ist anders geworden, als ich gedacht habe. Meine Söhne sind nicht nach meinem Sinne. Der Freunde werden immer weniger. Wenn man sechzig Jahre alt ist, sollte man sich totschlagen lassen. Das hat der Doktor Bock immer gesagt — Sie kennen ihn ja. — Nun aber prolongiert er von Jahr zu Jahr den Termin. Der ist auch nichts mehr. Du mußt noch auf den Beinen bleiben, habe ich ihm gesagt, — du mußt mich noch tranchieren. Aber es macht ihm keinen Spaß mehr. Der trinkt nur noch Bier". Indessen wurde dieses Klagelied immer noch mit einem Reste des alten Feuers und Humors vorgetragen und über politische Zustände und Persönlichkeiten konnte ich noch ernsthaft mit ihm sprechen. Ueber Beust urteilte er sehr treffend, daß derselbe zu eitel sei, um ein großer Staatsmann sein zu können.

Fünf Monate später fand ich den armen Mann ganz altersschwach und unbehilflich geworden. Die Krankheit hatte schreckliche Fortschritte gemacht. Er klammerte sich an mich an, als wolle er mit mir noch einmal zu früheren Tagen zurückkehren. Nicht lange nachher ist er gestorben.

10.

Verſchiedenes von nebenſächlicher Natur während der Herausgabe der „Süddeutſchen Preſſe“. Arbeit, Verdruß und Krankheit. Erholungen am Starnberger See und in der Stadt. Die ſatyriſchen Singſpiele Offenbachs. Theaterkritik und Freibillet. Oeffentliche Vorgänge und fremde Beſucher in München. Der deutſche Kronprinz bei Einzug der bayeriſchen Truppen. Frau von Rauchenegger. Geſuch um Unterſtützung einer ſpaniſchen Thronkandidatur. Zur Leidensgeſchichte eines Erfinders. Der Aſſyriolog Gangengigl in Bewerbung um eine ruſſiſche Anſtellung und John de Havilland als Johanniterprior in Erwartung eines bayeriſchen Ordens. Indiſche Muſik für Ludwig II. Verkauf der „Süddeutſchen Preſſe“ und Eintritt in den Dienſt des Deutſchen Reiches.

Aus der Zeit meiner Herausgabe der „Süddeutſchen Preſſe“ bleibt mir Verſchiedenes nachzutragen, womit ich den Zuſammenhang weſentlicherer Thatſachen nicht habe unterbrechen wollen. Während meiner Reiſen und bei meinen ſonſtigen Abhaltungen vertrat mich in der Leitung des Blattes Heinrich Bode, mit welchem ich ſchon 1848 in Mannheim gemeinſam journaliſtiſch thätig geweſen war, und welcher mir, neuerdings von Amerika zurückgekehrt, ſeine litterariſchen Dienſte anbot. Ich hatte an dem emanzipierten Zöglinge der Jeſuiten einen in den Redaktionsgeſchäften zuverläſſigen Mann von mancherlei Lebenserfahrungen und viel journaliſtiſcher Routine, wenn auch nicht frei von den bleibenden Wirkungen einer ſcholaſtiſchen Erziehung und von gewiſſen Rückſichten auf ſeine vormaligen Lehrmeiſter. Weniger glücklich war ich mit einigen andern zu verſchiedener Zeit in der Redaktion meines Blattes beſchäftigten Journaliſten, von welchen der eine die von Verfaſſern und Verlegern zur Beſprechung eingeſandten, zum Teil koſtbaren Bücher vor der Benutzung an den Antiquar verkaufte, zu gleichem Zwecke auch meine Bibliothek plünderte, und mir, nachdem ich ihn entlaſſen, einen kläglichen Armenſünderbrief ſchrieb, der andre ohne mein Wiſſen für die Redaktion großprahlende Verpflichtungen einging und mir dadurch den Verdruß einer widerwärtigen Korreſpondenz und die Ungezogenheiten eines Berliner Kunſtkritikers zuzog. Auch mit meinen Expeditoren hatte ich verſchiedentlich meine Not. Einer der-

selben, welcher schon in der Schweiz zu mir in einem dienstlichen Verhältnisse gestanden, — ein Enkel des den Historikern wohlbekannten Ritters von Lang — hatte sich unterdessen zum verdorbenen Genie ausgebildet, war zur Zeit der täglichen Expedition des Blattes in der Regel betrunken, und kam seiner Entlassung zuvor, indem er eines Morgens tot in seinem Bette gefunden wurde.

Zwischen diesen und andern Widerwärtigkeiten, zwischen den häufigen Reisen, von denen ich erzählt habe und auf welchen ich immer mein Blatt mit Leitartikeln und politischen Berichten versah, neben den regelmäßigen litterarischen Arbeiten für die Zeitung, wenn ich zu Hause war, und unter den Sorgen für den immer zweifelhaften Bestand derselben, schrieb ich den im Sommer 1870 erschienenen ersten Band meiner „Wirtschaft des Menschengeschlechtes" und arbeitete am zweiten, beteiligte mich an öffentlichen Vorlesungen, deren ich eine über die Irrtümer des Sozialismus hielt, an den wissenschaftlichen Verhandlungen der Anthropologischen Gesellschaft und an den Vorgängen des öffentlichen Lebens, und ich darf sagen, daß mir kein beachtenswertes Interesse der mich in der Nähe umgebenden Welt fremd blieb. Kein Wunder, daß eine mehr als fünfjährige rastlose Thätigkeit und fortwährende Beunruhigung des Geistes meine Kräfte aufrieb. Fast den ganzen Sommer 1870 und Frühling 1871 war ich krank; aber selbst wenn ich mir einige Tage am Starnberger See oder tiefer im nahen Gebirge vergönnte, lieferte meine Feder für das Feuilleton der „Süddeutschen Presse" leichtere Lesewaare, deren Ton freilich nicht ganz mit Unrecht von einem Münchener Freunde bei Gelegenheit als Galgenhumor bezeichnet wurde. Eine Art Galgenhumor war wirklich zuweilen die Stimmung, der ich unwillkürlichen Ausdruck gab.

Da meine Frau sich während der Sommermonate wiederholt zu Feldafing am Starnberger See aufhielt, war dieser kleine Ort, welcher mit seiner Umgebung naturbedürftigen Städtern vielfach zu angenehmer Villeggiatur dient, in schöner Jahreszeit das gewöhnliche Ziel meiner arbeitsfreien Tage, und es fehlte hier, neben der landschaftlichen Schönheit dieser subalpinischen Gegend, nicht an erwähnenswerten Begegnungen. In einer wie von Claude Lorrain komponierten

Landſchaft mit lebendiger Staffage von hochfürſtlichen Damen ſpazieren zu gehen — einer einſam wandelnden Königin allein im Walde zu begegnen — eine Kaiſerin in eigener Perſon ihr Pferd in den Stall des Dorfwirtshauſes führen zu ſehen, in welchem man ſelbſt wohnt, und ihren Geſprächen mit hohem Gemahl, mit Brüdern und Schweſtern aus nächſter Nähe unbemerkt zuzuhören, war, bei der hiſtoriſchen Bedeutung der Perſönlichkeiten, des Erlebens, Sehens und Hörens wert. In der That auch des Hörens! — Meine Frau bewohnte im Wirtshauſe des Dorfes ein Giebelzimmer mit kleinem Balkon, gerade über dem Speiſeſaale, welcher auf einen die ganze Breite des Hauſes einnehmenden großen Balkon öffnet. Auf dem obern Balkon genoſſen wir den Blick auf den See und die Kette der bayeriſchen Alpen, in welcher dort die Zugſpitz über andre Gipfel emporragt, — auf dem untern tranken, nachdem ſie im Sale geſpeiſt, die kaiſerlichen, königlichen, herzoglichen und fürſtlichen Herrſchaften ihren Kaffee. Nur ein dünner Bretterboden trennte uns von ihnen, und ihre Art ſich zu unterhalten, von jeder Etikette befreit, machte uns mit der rührenden Idylle eines Familienlebens auf der oberſten Höhe der menſchlichen Geſellſchaft vertraut. Die hohen Damen unterhielten ſich mit freiem Humor über das unten im Garten anweſende Publikum, wobei die Kaiſerin es liebte, ſich in einem ſo echten Bajuwariſch auszudrücken, wie Franz von Kobell es in Verſe gebracht hat.

Das war im Sommer 1869. Und auch im folgenden Jahre, während des Krieges, gingen meine ſonntägigen Fahrten oftmals nach Feldafing. Auf der Fahrt hin und zurück wurde damals im Eiſenbahnwagen viel politiſiert. Die große Mehrheit des bayeriſchen Volkes, insbeſondere die Bevölkerung der Hauptſtadt München, jubelte über die deutſchen Siege; aber es fehlte auch nicht an bayeriſchen Partikulariſten mit franzöſiſchen Sympathieen. Eine Siegesnachricht, welche ich meiner Frau telegraphiſch von München nach Feldafing mitteilte, wurde von dem Beamteten der Station aus Verdruß über die Thatſache nicht abgeliefert. Abſichtlich las der Mann den ihm ſonſt wohl bekannten Namen falſch und ließ vergebens eine Frau Fröhlich ſuchen, wofür er auf meine Beſchwerde verſetzt worden iſt. Einmal, wo ich mich zufällig auf der Fahrt

zwischen Starnberg und München mit dem königlichen Kabinettssekretär, Hofrat Düfflipp, im gleichen Coupé zusammenfand und von den Folgen der deutschen Siege gesprochen wurde, sagte ich zu dem täglich mit dem Könige verkehrenden Manne: „Es wird dazu kommen, daß der König von Preußen deutscher Kaiser wird; es würde aber ebenso sehr für Bayern, wie für die nationale Sache von glücklicher Wirkung sein, wenn Se. Majestät unser König dazu den ersten Anstoß geben wollte.“ — Daß ich schon vor dem Kriege in Berlin mich gegen Herrn von Keudell in gleichem Sinne ausgesprochen, ist im vorhergehenden enthalten.

In der Stadt nahmen vor dem Kriege die Aufführungen Wagnerscher Musikdramen ein lebhaftes Interesse in Anspruch und zogen zahlreiche fremde Musikfreunde herbei. Sowenig ich für die in diesen Werken sich bethätigende Kunstrichtung schwärmte, verhehlte ich nicht die mächtige Wirkung, welche die Größe der künstlerischen Konzeption und einzelne Partieen der Ausführung auf mich ausübten, und wenn ich in meinem Blatte zurückhaltend war, hörte ich um so lieber die mündlichen Urteile unbefangener Personen, mit denen ich zusammentraf. Eine sehr gemischte Gesellschaft von Einheimischen und Fremden saß am Tage nach der ersten Aufführung, ich weiß nicht mehr welches von den damals neuen Stücken, an der Wirtstafel des Bayerischen Hofes, und es wurde natürlich von dem großen Kunstereignisse des vorhergehenden Abends gesprochen. „Mich bringt kein Mensch wieder in eine Wagnersche Oper“ — sagte ein mir gegenüber sitzender Mann übellaunig zu seinem Tischnachbar, — zufällig einem Manne vom Handwerke, einem norddeutschen Theaterdirektor, welcher eigens zu dieser Aufführung nach München gekommen war. — „Weshalb?“ — fragte dieser. — „Haben Sie sich gelangweilt?“ — „Gelangweilt?“ — rief der Unzufriedene. — „Ich habe einen Blutsturz bekommen und eine ganze Nacht nicht schlafen können nach der Musik: nennen Sie das gelangweilt?“ — Man scheute sich, zu lachen, so unglücklich schien der Mann in der Erinnerung an seinen Kunstgenuß zu sein. — Das war aber doch auch eine Kritik und gewiß eine unparteiischere, als die, welche ich im Frühling 1869 bei meiner Anwesenheit in Paris in der „Patrie“ las. Es kam da-

mals gerade Rienzi auf die Pariſer Bühne. „Montjauze“ — erzählte der Berichterſtatter des genannten Blattes — „tritt zu Pferde auf. Man hat mir geſagt, er habe gefürchtet ſein Roß werde Sprünge machen. ‚Seien Sie ganz ruhig‘ — habe ihm der Regiſſeur geantwortet. ‚Wir geben Ihnen ein blindes Pferd.‘ — ‚Verlangen Sie ein taubes!‘ habe dem Sänger ein Freund geraten; aber wie es ſcheint, konnte man ihm darin nicht willfahren. ‚Beruhigen Sie ſich,‘ habe der Regiſſeur bemerkt. ‚Wenn das Tier nicht taub iſt, ſo wird es taub ſein, ehe die Generalprobe zu Ende iſt.‘ Und der Regiſſeur ſcheint recht gehabt zu haben. Das arme Tier hat ganz ausgeſehen, als ob es von dem Orcheſterlärm nichts verſtehe und hat nur mit dem Kopfe genickt, als ob es dem Publikum oder dem Kapellmeiſter ſein Kompliment machen wollte.“

Der Aufführung des Rienzi habe ich damals in Paris nicht beigewohnt und — was konnte ich Schlechteres thun — dafür das Theater der Variétés beſucht, um zu ſehen und zu hören, wie man im Vergleich mit München und Wien in Paris Offenbachs „Schöne Helene“ gebe. Als ich 1867 das bei pedantiſchen Kunſtrichtern verrufene oder vielmehr von ihnen verachtete Stück im Münchener Aktientheater kennen lernte, ging ich hinein mit dem Vorurteile, daß es ein frivoles, vielleicht ſogar ſchamloſes Machwerk ſei. Ich fand durchaus etwas andres — eine der ſchärfſten, beißendſten, boshafteſten Satyren, die ſich nur mit dem Beſten, aber auch ſatyriſch Boshafteſten von Heine vergleichen läßt. Königtum, Pfaffentum, Volksdummheit, Scheinheiligkeit werden darin verhöhnt, daß einem die Augen übergehen, und, wie gänzlich unbedeutend die Muſik auch ſein mag, das Ganze bleibt, als das Umgekehrte der Wagnerſchen Opern, ein ſatyriſches Kunſtwerk von allgemeinerer Bedeutung. In Paris, wo man das Stück in mancher Beziehung anſtändiger gab, machte man indeſſen eine gemeine Poſſe daraus, womit die ſatyriſche Wirkung faſt vernichtet wurde.

Als im Herbſt 1869 in München das Rheingold nach langen Vorbereitungen und Proben zur erſten Aufführung kam, ſollte das große Ereignis zu einer politiſchen Intrigue benutzt werden, welche den Sturz des Fürſten Hohenlohe beabſichtigte. Der bezaubernde

Eindruck des Werkes auf den König sollte benutzt werden, ihn für die Ratschläge gewisser Personen zugänglich zu machen, welche auf diesen Zweck berechnet waren. Der Abbé Liszt, Frau von Bülow, Frau von Muchanow, Madame Mendez von Paris und andre sollen darin thätig gewesen sein. Personen, welche einen Einblick in das Spiel der Intrigue hatten, sagten, der Gedanke sei Pariser Ursprungs und der Kaiserin Eugenie nicht fremd gewesen, und es scheint, daß die Absicht auf den damals schon projektierten Krieg berechnet war. Aber der Zweck wurde verfehlt, und Wagner, welcher den König sprechen wollte, wurde abgewiesen.

Bei meinen ketzerischen Ansichten, mit denen ich besonders gesprächsweise die Offenbachschen Satyren in Schutz nahm, war es nicht überraschend, daß ich mich der herrschenden Theaterclique verhaßt machte; bezeichnend für die damaligen Münchener Theaterzustände bleibt es immerhin, daß der „Süddeutschen Presse" von seiten der Hoftheaterintendantur das Freibillet entzogen wurde. Als nachher diese, ich möchte sagen disziplinarische, Maßregel zurückgenommen wurde, verzichtete ich in einem Schreiben an Herrn von Perfall für die Redaktion meines Blattes ausdrücklich auf die Gunst. „In dem Theaterfreibillet für die Redaktion einer Zeitung" — schrieb ich an den Intendanten — „kann ich so wenig eine ökonomische Begünstigung, wie den Grund zu irgend einer journalistischen Verpflichtung, sondern einzig und allein eine an allen Orten und ohne eine mir bekannte Ausnahme den Organen der öffentlichen Meinung bewiesene Rücksicht erkennen, die sonst auch bei allen übrigen öffentlichen Vorgängen durch eine Einladung beobachtet zu werden pflegt." Herr von Perfall nämlich hatte brieflich die erneuerte Gewährung eines Freibillets für das königliche Hoftheater an gewisse Erwartungen der Intendanz geknüpft.

Eine allgemeinere Anziehungskraft als die der Wagnerschen Opern wurde von der großen internationalen Kunstausstellung ausgeübt, mit welcher München im Sommer 1869 sich hervorthat. Es kann mir nicht in den Sinn kommen, an die Erwähnung dieses in seiner Art glänzenden Vorganges kunsthistorische oder kritische Bemerkungen anzuknüpfen; unter den berichterstattenden Blättern aber

hat, wie ich glaube, die „Süddeutſche Preſſe“ damals eine achtbare Stellung eingenommen, obſchon ich es zu beklagen hatte, daß die Feder meines Freundes Friedrich Pecht anderwärts in Anſpruch genommen war. Gedenken will ich aber aus der großen Zahl fremder Beſucher einiger mir bekannten oder mich intereſſierenden Perſonen. Mein Petersburger Korreſpondent, der Staatsrat von Köhne, erſchien bei der Eröffnung der Ausſtellung neben dem ruſſiſchen Geſandten in Uniform, mit Orden bedeckt. In Geſellſchaft von Georg Herwegh, mit welchem ich ſeit 1849 nicht wieder zuſammengetroffen war, ſah ich Turgenjeff, deſſen vielbedeutendes ausdrucksvolles Geſicht mir im Gedächtnis geblieben iſt. Die Begegnung mit Herwegh nach einer Zwiſchenzeit von zwanzig Jahren war eine ganz oberflächliche. Mein Lebensweg hatte mich unterdeſſen von der Grundlage unſres früheren Verhältniſſes weit abgeführt, während der Dichter der Periode vor 1848 ſich in eine anſpruchsvolle Geiſtesariſtokratie zurückgezogen hatte, welche ihm anſtand wie ein geborgter Rock. Er war dafür kaum zurechnungsfähig. Schon zur Zeit als in Zürich die „Gedichte eines Lebendigen“ gedruckt wurden, litt Herwegh an einer bedenklichen Erkrankung des Gehirns, gegen welche ihm fortgeſetzte Eisumſchläge verordnet wurden. In frühem Alter fing ſein Kopf an kahl zu werden, und je mehr nachher ſeine geiſtige Unproduktivität auffällig geworden iſt, um ſo reichlicher hat ihn ſeine Frau mit dem Lorbeer ſeiner kurzen Ruhmeszeit bekränzt. Er hat ſich's gefallen laſſen, und hat wohl am Ende ſelbſt geglaubt, daß die Welt zu ſchlecht ſei, um ſie mit weitern Kindern ſeiner Muſe zu beſchenken, die er nur leider gar nicht zu erzeugen fähig war. Seine geiſtige Impotenz war die Folge eines leiblichen Krankheitszuſtandes.

Viel mehr als der ehemalige „Lebendige“ intereſſierte mich ein Amerikaner, ohne Zweifel deutſcher Abſtammung, welchen die Kunſtausſtellung nach München geführt hatte und welchen der Zufall an der Tafel des Bayeriſchen Hofes zu meinem Tiſchnachbar gemacht. In der Fremdenliſte des Gaſthauſes fand ich einen General Swardts — gewiß urſprünglich Schwarz — aus den Vereinigten Staaten, Mitglied der Direktion des Pacific Railroad, eingetragen, und ohne

Zweifel bezogen sich Name und Stand auf meinen Tischnachbar, welchen ich auch in der Ausstellung als aufmerksamen Betrachter ausgezeichneter Bilder beobachtete. Er machte sich gelegentlich Notizen in ein Taschenbuch. In der Unterhaltung erfuhr ich von ihm, daß er auch die Pariser internationale Ausstellung besucht hatte, zu der er eigens herübergekommen war. Mit diesem Kunstinteresse aber verband der Mann eine ganz erstaunliche Länder- und Menschenkenntnis. Er hatte sich in allen europäischen Hauptstädten aufgehalten, — in Berlin hatte er seiner Zeit studiert, aber sein Deutsch war das eines Fremden. Er kannte Kalifornien, Peru, Brasilien, die deutschen Bäder, die Schweiz, Italien, Oesterreich, Spanien, Schweden, Rußland, und ich weiß nicht welche noch andern Länder. Seine Unterhaltung war die eines Mannes von nicht gewöhnlicher Bildung, und ich habe bedauert, daß ich über ihn nichts Näheres habe erfahren können, was mich nicht hindert, ihn zu den merkwürdigsten Menschen zu zählen, mit denen mich der Zufall in Berührung gebracht hat.

Von andern öffentlichen Vorgängen, deren Schauplatz während der Zeit meiner Herausgabe der „Süddeutschen Presse" München gewesen ist und an denen ich mehr oder minder lebhaften Anteil genommen habe, will ich nur des Einzuges der aus dem französischen Kriege zurückkehrenden bayerischen Truppen gedenken. Es ist mir davon ein lebendiger Eindruck geblieben, in welchem die Gestalt des deutschen Kronprinzen als Hauptfigur hervortritt. Ich habe nie eine andre so männliche Erscheinung in so edler Haltung gesehen, wie bei dieser Gelegenheit den Prinzen zu Pferde mit dem Marschallsstabe in der Rechten, dem Könige von Bayern seine heimkehrenden Krieger zuführend. Die Scene war allerdings theatralisch, aber sie mußte es auch sein. Sie gehörte in der That in ein großes Drama und hatte etwas darzustellen.

Vielfach beschäftigten mich Privatinteressen, welche, in mehr oder minder wesentlichem Zusammenhange mit öffentlichen Angelegenheiten, als Bewerbung um publizistische oder persönliche Dienste an mich herankamen. Einige der damit verbundenen Zumutungen darf ich schon des Humors wegen nicht unerwähnt lassen.

An einem der erſten Tage des März 1872 erhielt ich im Redaktionslokale der „Süddeutſchen Preſſe“ den Beſuch einer Dame, welche ſich Baronin Sophie von Rauchenegger „née de Spet“ nannte. Sie erzählte mir, daß ſie jahrelang die Vertraute des Papſtes und zugleich des Kaiſers Napoleon geweſen, daß die geheimſten kirchenpolitiſchen Angelegenheiten durch ihre Hände gegangen und wichtige Mitteilungen durch ſie zwiſchen Rom und Paris beſorgt worden ſeien. Nun habe ſie ſich mit der extremen jeſuitiſchen Partei entzweit und wolle ihre Memoiren veröffentlichen, wobei ſie ſich um die Gunſt der liberalen Preſſe, insbeſondere meines Blattes bewerbe. Sie habe in Paris mit der hohen Geiſtlichkeit und den Legitimiſten Umgang gepflogen und dabei viele merkwürdige Dinge kennen gelernt. Nun habe ſie ſich in ihre Vaterſtadt München zurückgezogen und wünſche hier ihre Erinnerungen aufzuſchreiben, zugleich aber auch, wie ſie von anderwärts gewohnt ſei, an einem beſtimmten Tag der Woche Geſellſchaft von Perſonen bei ſich zu ſehen, welche ſich für die Gegenſtände ihrer Erfahrungen intereſſieren, und dazu wolle ſie mich in erſter Reihe einladen. Auf meine Frage, wen ich bei ihr treffen werde, wußte ſie mit Beſtimmtheit keinen Namen zu nennen, und ſprach nur ganz im allgemeinen von Döllinger, Profeſſor Huber und Profeſſor Friedrich.

Die Perſönlichkeit und die Reden der Frau machten mir den Eindruck einer übernommenen und mit zweifelhaftem Geſchick geſpielten Rolle zum Zweck einer Intrigue, in welche ich hineingezogen werden ſollte. Ich wollte indeſſen mir die Möglichkeit nicht abſchneiden, zu beobachten, worauf der etwas plumpe Anlauf hinauswolle, und verſprach zu kommen, wenn ich ſchriftlich auf einen beſtimmten Abend eingeladen werde. Nach einiger Zeit kam eine ſolche Einladung und ich ging. Es waren in dem Briefchen einige wiſſenſchaftliche Notabilitäten genannt, welche ich treffen würde; indeſſen fand ich mich in einem kleinen Zimmer im vierten Stocke eines Hauſes der Theatinerſtraße mit Frau von Rauchenegger, einem jungen Frauenzimmer, welches ihre Tochter ſein ſollte und auch ſein mochte, und einem jungen Lieutenant, der nicht ein Wort zu ſprechen wußte, allein. Das Fräulein ſollte in Paris aufgewachſen

sein, aber Tochter und Mutter hatten eine gleich unbeholfene französische Aussprache, und italienisch konnte eine so wenig wie die andre. Wenn vielleicht Vater Rauchenegger oder Herr von Rauchenegger bei einem großen Herrn in Rom oder sonstwo als Portier gedient oder Kammerdiener gewesen, so entsprach die Bildung des jungen Frauenzimmers zur Not einer solchen Stellung. Die Unterhaltung gab mir ungeschickt vorgetragene Sensationsgeschichten von römischen Kerkermorden, vom Verschwinden unbequemer Personen und von allerlei Pfaffenintriguen, Beschreibungen von Audienzen bei dem Papste, Mitteilungen diplomatischer Vorgänge zwischen dem heiligen Vater und dem Kaiser der Franzosen und ähnlichen „starken Tobak" zum besten. Was Antonelli, was Andrea, was Pius bei dieser oder jener Gelegenheit gesagt, wußte Frau von Rauchenegger ganz genau, denn sie war immer dabei gewesen. Es wurde mit wenig Geschick und zweifelhafter Eleganz Thee, Eis und Gebäck serviert; der ganze Schwindel aber machte auf mich einen so widerlichen Eindruck, daß ich mich jeden Genusses enthielt, und es war kein wirksames Mittel, mich zu animieren, daß Frau von Rauchenegger von den nach ihrer Behauptung in den Kreisen der römischen hohen Geistlichkeit vorkommenden zahlreichen Vergiftungen erzählte, bald bei diesem, bald bei jenem Kardinal, den sie mit Namen nannte.

Einer späteren zweiten Einladung habe ich nicht Folge geleistet. Ein der Diplomatie angehöriger Freund, welchem ich die wunderliche kleine Begegnung mitteilte, meinte, die Frau möge die Haushälterin eines geistlichen Herrn und als solche raffiniert genug gewesen sein, allerlei Gehörtes aufzuzeichnen und nun mit der Drohung der Veröffentlichung sich Stillschweigen abkaufen lassen zu wollen. Vielleicht ist das die richtige Erklärung. Später habe ich in dem Buche „L'Allemagne aux Tuileries" den Namen der Frau von Rauchenegger als den einer Person erwähnt gefunden, welche von Napoleon III. mit einem Geldgesuche abgewiesen worden sei. Möglicherweise aber konnte es sich bei mir auch um eine auf die bayerischen Verhältnisse berechnete und gegen mich und die „Süddeutsche Presse" gerichtete Intrigue handeln, in welchem Falle der dumm und ungeschickt angelegte Plan nur in einem Kopfe von dem niederen Bildungsgrade des damaligen

Biſchofs von Augsburg entſtanden ſein konnte, von deſſen Hausknechtsgeſchmack ich eine Probe mitzuteilen gehabt habe. Neben der Frau von Rauchenegger indeſſen florierten damals das Fräulein Adele Spitzeder mit der berüchtigt gewordenen Dachauer Bank und die bei vornehmen und gemeinen Thoren zu großem Rufe gelangte „Doktorbäuerin“ Amalie Hoheneſter mit der Heilanſtalt Mariabrunn bei Röhrmoos — Perſönlichkeiten aus dem bayeriſchen Leben, in welchen klerikale Intriguen tölpelhafteſter Art ſich mit privaten Schwindelgeſchäften verbanden.

Zu meinen heitern Erlebniſſen jener Zeit gehörte das an mich gelangende Anſinnen, einem bayeriſchen Prinzen zur Erlangung des ſpaniſchen Thrones behilflich zu ſein. Ein Herr G . . ., welcher auf einige Zeit für Redaktionskorreſpondenz mein Sekretär geweſen war, kam eines Tages im Mai 1869 mit faſt feierlichem Ernſte, mir zu eröffnen, daß eine hochwichtige Angelegenheit, die meine höchſte Diskretion in Anſpruch nehme, ihn zu mir führe. Man bedürfe meines Rates und meiner Mitwirkung in einer Sache, die den ſpaniſchen Thron betreffe. — Ich glaubte, der Mann ſei verrückt geworden; aber ruhig und ganz verſtändig fuhr er fort, mir anzuvertrauen, daß der ..... von Bayern Luſt habe, ſich als Kandidat für den ſpaniſchen Thron aufzuſtellen, und daß man von mir Rat und Beiſtand erwarte, da man wiſſe, daß ich in Madrid bekannt ſei, — eine Meinung, welche ohne Zweifel durch die in der „Süddeutſchen Preſſe“ erſcheinenden Briefe meines ſehr unterrichteten Madrider Korreſpondenten hervorgebracht war. Auf meine Entgegnung, daß man ſich in dieſer Beziehung irre, wurde ich gefragt, ob ich keinen geeigneten Mann wiſſe, welcher im Intereſſe der Sache nach Madrid gehen könnte. — Dieſe Sache kam mir nun in der That, wie man ſagt, „ſo ſpaniſch vor“, daß ich einen humoriſtiſchen Geſchmack daran fand. Ich ſagte, ich kenne einen Engländer, welcher früher Amerikaner geweſen und als ſolcher eine Zeitlang Geſchäftsträger der Vereinigten Staaten in Madrid. Ich meinte Havilland. Dieſer Mann, fügte ich hinzu, ſei ſchon früher von Madrid wegen Beſetzung des Thrones um Rat gefragt worden — noch bevor Iſabella vertrieben worden ſei. — In der That war Havilland ge-

fragt worden, ob er den Erzherzog und Kaiser Maximilian, falls derselbe in Mexiko lebendig davonkomme, für den spanischen Thron empfehlen könne, und der Mann, welcher im Namen bedeutender Personen die Frage an ihn gerichtet, war kein andrer gewesen, als der Korrespondent der „Süddeutschen Presse" — ein Engländer von großen Verbindungen und großem Einflusse in Madrid. — Mein Anerbieten, diesen Mann ins Vertrauen zu ziehen, wurde angenommen. Zum Schlusse dieser Präliminarien wurde mir sodann der Besuch des Adjutanten Sr. Königlichen Hoheit, Oberlieutenants G., in Aussicht gestellt, um Näheres mit mir zu besprechen. Dieser fand sich denn auch schon am Abend des gleichen Tages bei mir ein und ging gerade auf sein Ziel los, indem er die Angelegenheit zur Sprache brachte, ungefähr wie er eine politische Unterhaltung im Bierhause zu führen gewohnt sein mochte. Als ich ihm bemerkte, eine große Schwierigkeit in der Behandlung der Sache werde darin bestehen, daß die nötigen Schritte und Operationen sehr viel Geld kosten würden, — mehr, als der junge Herr, wie ich befürchten müsse, aufzuwenden habe, — schien der Herr Oberlieutenant höchlich über mein Bedenken erstaunt zu sein. Der ..... könne über große Summen verfügen, gab er mir zur Antwort. Der Maßstab des Herrn Oberlieutenants entsprach jedoch nicht ganz der Größe des Projektes. Ich erfuhr nachher, daß der spanische Konsul in Frankfurt a. M., Herr Weißmüller, zum Betriebe desselben eine Anleihe von einer Million Gulden angetragen habe. Bevor indessen etwas weiter geschah, erschien Herr G ..., um mich zu bitten, ich möge nicht an meinen englischen Freund schreiben. Der Prinz resigniere auf das Projekt. Wie es schien, war die Frau Mutter über den Einfall des Herrn Sohnes erschrocken, und hatte denselben zur Vernunft gebracht.

Ein ernsteres Anliegen von nichts weniger als heiterer Natur führte im Frühling 1871 einen kränklich aussehenden älteren Mann Namens Hohbach zu mir. Er kam, mich zu bitten, ich möge ihm durch meinen journalistischen Einfluß die Möglichkeit der Nutzbarmachung einer gewonnenen Einsicht und technischen Erfindung verschaffen. Er habe, trug er mir vor, eine Verbrennungs- und Heiz-

methode ausgedacht und einen dazu dienenden Apparat erfunden, durch welchen für Oefen, ſtehende Dampfmaſchinen und Lokomotiven die bedeutendſte Erſparnis an Brennmaterial mit dem Nebenvorteile der Vermeidung von Rauch und Funken erzielt werden könne. Er entwickelte mir zunächſt theoretiſch das Prinzip ſeiner pyrotechniſchen Neuerung. Wenn ein Quantum Steinkohlen — ſagte er — in der untern Schicht brennt, wird in der nichtbrennenden obern Schicht durch die von unten wirkende Hitze brennbares Gas und Rauch erzeugt, welcher letztere brennbare feſte Teile enthält. Dieſe wertvollen Produkte gehen verloren, und angeſtellte Verſuche haben gezeigt, daß der Verluſt 40 bis 50 % an Brennmaterial beträgt. Die neue Verbrennungs- und Heizmethode vermeidet dieſen Verluſt, bewirkt alſo, mit andern Worten, eine Erſparnis von 40 bis 50 % Brennmaterial. Die außerordentliche Tragweite dieſer Thatſache ſpringt in die Augen. Es handelt ſich für das Menſchengeſchlecht um eine ökonomiſche Erſparnis von Milliarden und um die Hinausſchiebung der Erſchöpfung der Steinkohlenlager auf viele Jahrhunderte. Die nebenſächlichen Vorteile der Vermeidung von Rauch und Funken kommen dagegen kaum in Betracht; indeſſen iſt der Erſatz für angerichteten Brandſchaden in den einem Bahnlaufe anliegenden Getreidefeldern doch ſchon mancher Eiſenbahngeſellſchaft empfindlich geweſen. Der Mann wollte fortfahren und mir den Apparat erklären, durch welchen die Verbrennung von oben nach unten und die Zuführung neuen Brennmateriales unter dem Feuer bewirkt werden ſolle, als ihm die von Anfang ſchon matte Stimme verſagte. Nach kurzer Pauſe, in welcher er das Bild vollkommener Erſchöpfung darſtellte, bekannte er mir, daß er ſeit faſt zwei Tagen nichts gegeſſen habe. Zur Herſtellung von Modellen und Probeapparaten, und auf Verſuche und dadurch veranlaßte Reiſen habe er dreißigtauſend Gulden verwendet, und es ſei ihm nichts übrig geblieben, ſein Leben zu friſten. Perſonen, welche er für ſeine Sache zu intereſſieren geſucht, hätten ſein Vertrauen gemißbraucht, ſich ſeines Planes bemächtigt, daraus Gewinn gezogen und ihn ſeiner Not überlaſſen. Bei der Generaldirektion der bayeriſchen Staatseiſenbahnen ſei er auf ähnliche Abſichten geſtoßen. Ein verſtorbener

höherer Beamter dieser Stelle, welcher sich durch Probefahrten zwischen München und Starnberg von der Richtigkeit der in Aussicht gestellten Vorteile überzeugt, habe die Ehre der Erfindung für sich in Anspruch zu nehmen gesucht, immer neue Schwierigkeiten gemacht, um damit die Notwendigkeit von Vervollkommnungen darzuthun und sich das ganze Verdienst anzueignen. Unterdessen habe er gehungert und kein Mensch habe daran gedacht, ihn zu unterstützen. Ich sei der erste Mensch, dem er sein Elend anvertraue. Ich bot ihm eine kleine Geldsumme als Darlehen an, und forderte ihn auf, zuerst in die nahe Restauration zu gehen und sich zu stärken, dann wiederzukommen um mit mir zu beraten, wie ich ihm und seiner Sache gründlicher nützlich sein könne. Nachdem das geschehen, teilte ich die Geschichte dem preußischen Gesandten, Freiherrn von Werthern, mit, welcher der von mir gewährten Unterstützung eine von seiner Seite hinzufügte, den Mann selbst anhörte, an die geeignete Stelle nach Berlin berichtete und die Angelegenheit durch den königlichen Kabinettssekretär Düfflipp zur Kenntnis des Königs von Bayern brachte. Die Folge war, daß Seine Majestät dem Handelsminister auftrug, sich mit der Sache zu beschäftigen und dem Manne eine Unterstützung von 150 Gulden zustellen ließ. Leider war, wie ich sogleich belegen werde, die Angelegenheit bei Herrn von Schlör nicht in den besten Händen. Der arme Hohbach wartete vergebens auf eine weitere Gunst. Da er seit längerer Zeit seine Zimmermiete schuldig war und alle nur irgend entbehrlichen Gegenstände entweder verkauft oder im Leihhause hatte, war er schnell wieder beim Hunger angelangt. Da veröffentlichte ich einen Artikel in der „Süddeutschen Presse", dessen einschneidende Sprache nicht ganz ihre Wirkung verfehlte. Der reiche Baron Karl von Eichthal erkundigte sich des näheren bei mir, ließ Hohbach zu sich kommen, unterstützte ihn mit einer Geldsumme, und versprach seine Erfindung untersuchen zu lassen. Der Minister des Handels und der Verkehrsanstalten kam zweimal in eigener Person auf das Redaktionslokal der „Süddeutschen Presse". Da er mich nicht zugegen fand, eilte ich zu ihm. Herr von Schlör zeigte nur, daß er unglücklicherweise gar nichts von der Sache verstand und das Urteil übelwollender Menschen angehört

hatte. Hohbach, ſagte er, ſei, wie die meiſten Erfinder, in Selbſttäuſchungen begriffen. „Wenn der Mann“ — fügte die Excellenz hinzu — „nur ſeine fixe Idee der Verbrennung von oben nach unten aufgeben wollte, ließe ſich vielleicht mit ſeiner Erfindung etwas machen.“ — Das war ſtark für einen Miniſter der Verkehrsanſtalten, denn die Erfindung beſtand eben in der techniſchen Ausführung einer fortlaufenden Verbrennung von oben nach unten durch Nachheizung von unten! — Was war da für den armen Menſchen in Bayern zu hoffen, deſſen Unglück auch noch wollte, daß von Berlin, wo der Bericht des Herrn von Werthern auf die Sache aufmerkſam gemacht hatte, ein Gutachten gerade von Herrn von Schlör erbeten wurde? — Ich that unterdeſſen meinerſeits für meinen Schützling, der mich als ſeinen Retter betrachtete, was ich konnte. Ich ſchickte die meinen Artikel enthaltende Nummer der „Süddeutſchen Preſſe“ an den öſterreichiſchen Handelsminiſter Schäffle, welcher den Eiſenbahndirektor Kamper eigens nach München ſandte, um ſich mit Hohbach in Verbindung zu ſetzen. Der öſterreichiſche Beamtete ließ ſich von dieſem die Erfindung erklären; von Wien aber hat der Erfinder nie wieder etwas gehört. Schon mehrere Jahre vorher hatte er Gelegenheit gehabt, auf einem der Donaudampfſchiffe Verſuche mit ſeiner Methode anzuſtellen, welche ſehr günſtig ausgefallen waren, und ich zweifle nicht, daß man in Oeſterreich wie anderwärts — z. B. in München ein bekannter Fabrikant eiſerner Oefen — im ſtillen die pyrotechniſche Verbeſſerung mit großem Nutzen in Anwendung gebracht hat. Den Mann, welcher nebenbei die Steinkohlenverkäufer gegen ſich hatte, hat man immer hungern laſſen. Mein Artikel hatte für ihn eine Einladung nach Rußland zur Folge: — Hohbach hatte kein Geld zu einer weiten Reiſe. Die Unterſtützungen, welche ich ihm gab oder verſchaffte, reichten eben hin, ihn nicht verhungern zu laſſen. Indeſſen hatte der württembergiſche Geſandte in München, Freiherr von Soden, in Berückſichtigung des Umſtandes, daß es ſich um einen Württemberger handelte, des Mannes wegen nach Stuttgart geſchrieben und den König Karl für denſelben zu intereſſieren geſucht, und ich habe ihn an Herrn von Varnbüler empfohlen. In der That iſt dann auch der arme Menſch nach Württemberg ge-

gangen. Ob dort etwas für ihn geschehen ist, weiß ich nicht; aber noch bis in den Sommer 1872 hat er mir von dort ebenso klägliche wie dankbare Briefe geschrieben. Bei einem ihm nahe verwandten Pfarrer auf dem Lande hatte er eine Zuflucht gefunden, und da ich von da an nichts mehr von ihm gehört habe, ist er wahrscheinlich bald gestorben — das beste, was ich ihm wünschen konnte und was ohne meine Zwischenkunft wahrscheinlich schon in München geschehen sein würde. Seine Geschichte, mit welcher er mich ausführlicher bekannt gemacht hat, ist die eines der praktischen Idealisten, welche für einen utilitarischen Gedanken leben und sterben, indem stumpfsinnige Routine, bureaukratische Pedanterie, elende Eifersucht und erbarmungsloser Eigennutz sie untergehen lassen. Sie hat mich mit Ekel an mir bekannten und nicht bekannten Menschen erfüllt.

Auch verschiedene andre Personen haben in jener Zeit, durch den an meine Zeitung sich knüpfenden Ruf einflußreicher Verbindungen in der Nähe und Ferne veranlaßt, meine Vermittelung zur Erreichung ihrer Zwecke gesucht, und ich habe mich, mit oder ohne Erfolg, für sie bemüht. Ein in München privatisierender bayerischer Unterthan, Namens Gaugengigl — der Name ließ schon auf eine linguistische Merkwürdigkeit schließen — mutete mir nichts Geringeres zu, als daß ich ihm zu einer Anstellung in Rußland verhelfe. Er wünschte Professor, ich weiß nicht welcher asiatischen Sprachen, an einer russischen Universität zu werden. Seine Spezialität aber war die assyrische Keilschrift. Herr Gaugengigl hatte ninivitische Inschriften gelesen und übersetzt, und obschon ein rivalisierender Kenner behauptete, daß die Uebersetzung reine Phantasie sei, so sprachen, bei der Unmöglichkeit, in welcher sich der größere Teil der Menschheit befand, aus eigener Sachkenntnis für oder wider den Münchener Assyriologen Partei zu nehmen, verschiedene Umstände zu seinen Gunsten. Herr Gaugengigl befand sich wirklich im Besitze der Kenntnis von Sprachen, welche außer ihm in dieser Weltgegend niemand kannte. Es war Thatsache, daß ein durch Europa reisender Asiate, welcher, um in seine Heimat zurückzukehren, keinen andern Wegweiser zu benutzen im stande war als die aufgehende Sonne,

im übrigen ſich mit der Zeichenſprache behelfen mußte, in Bayern an Gaugengigl einen Menſchen fand, mit welchem er ſprechen konnte; und als ich, es war im Sommer 1869, ihn mit dem damals in München anweſenden Baron Köhne bekannt machte und dieſer ihm in Betreff behaupteter Kenntnis der ruſſiſchen Sprache auf den Zahn fühlte, ſagte mir, nicht ohne einiges Erſtaunen, der ruſſiſche Staatsrat: „Der Mann ſpricht wirklich ruſſiſch!“ In der That war er auch nahe daran, in Rußland angeſtellt zu werden. Es wurde von Petersburg ernſthaft mit ihm darüber korreſpondiert, bis auf einmal, ich weiß nicht weshalb, von ruſſiſcher Seite die Unterhandlung abgebrochen wurde. Gaugengigl war vielleicht allzu entgegenkommend geweſen und hatte dadurch Mißtrauen erregt. Er hatte geäußert, daß er bereit ſei mit ſeiner ganzen Familie zur griechiſchen Kirche überzutreten.

Glücklicher im Erfolge meiner Vermittelung war ich in der Erfüllung eines Wunſches unſres abenteuerlichen Freundes John de Havilland, welcher uns im Sommer 1870, damals von Rom kommend, beſuchte, und in Kenntnis ſetzte, daß er in den Johanniterorden getreten, deſſen Wiederbelebung in England übernommen, und unter der Verpflichtung, innerhalb zehn Jahren demſelben ein Kapital von 30 000 Pfund Sterling zu verſchaffen, durch päpſtliche Indulgenz zum proviſoriſchen Prior und Commander engliſcher Zunge ernannt worden ſei. Seitdem hatte er, als er uns im Frühling 1871 abermals in München beſuchte, im franzöſiſchen Kriege bei der bayeriſchen Armee mit großem Eifer Hoſpitaldienſte verrichtet, und, durch einen aus Frankreich zurückgekehrten bayeriſchen Militärarzt veranlaßt, hatte ich ſeine Verdienſte um die Pflege bayeriſcher Verwundeter durch den Kabinettsſekretär Eiſenhart zur Kenntnis des Königs zu bringen geſucht, nicht ohne hinzuzufügen, daß Havilland eine Anerkennung in der Form einer bayeriſchen Ordensdekoration hochſchätzen würde, wobei ich ein photographiſches Porträt des ſehr ſtattlichen Mannes in der Ordensuniform übergab. Jetzt war er in Geſellſchaft eines jungen Ordensritters, des zweiundzwanzigjährigen katholiſchen Peers Lord Beaumont, welcher dem Orden für ewige Zeiten eine jährliche Revenue von 400 Pfund Sterling ausgeſetzt hatte — ein zweiter

„Lothair" oder Marquis of Bute, nur daß er nicht erst katholisch zu werden brauchte. Nachdem unser Freund bei dem ersten Besuche dermaliger Anwesenheit uns eben verlassen hatte, kam ein Brief aus dem königlichen Kabinett, in welchem Eisenhart mir anzeigte, daß der König dem Johanniterritter de Havilland das Ritterkreuz erster Klasse des bayerischen Militärverdienstordens verliehen habe. Die beiden Herren, welche mit ihrer Ordensuniform in den Straßen Münchens einiges Aufsehen erregten, brachten dann den Abend bei uns zu, wo wir in dem Lord Beaumont einen liebenswürdigen und anspruchslosen jungen Mann kennen lernten. Havilland wünschte, daß ich ihn und seinen Begleiter dem Fürsten Hohenlohe vorstellte, was ich that, ohne daß der Empfang mir Anlaß zu einer weiteren Bemerkung gegeben. Nachdem er sich einige Tage in München aufgehalten, wurde übrigens der provisorische Prior des Johanniterordens englischer Zunge gegen mich merkbar zurückhaltend. Er hatte sich in den hohen partikularistischen Kreisen Münchens eingenistet, viel mit Prinzen und unzufriedenem Adel zu schaffen gemacht, welche gegen den König arbeiteten. Er machte sogar gegen mich eine Bemerkung, als ob ihm der Prinz ..... als zukünftiger König von Bayern bezeichnet worden sei. Es mußte einer der Münchener Herren ihn in dieser Weise belehrt haben.

Im Winter 1875 las ich in einem französischen Journale: „Les journaux de Londres publient deux lettres que don Carlos aurait écrites, l'une à un pair d'Angleterre, lord Beaumont, pour le nommer son chargé d'affaires près la cour de Saint-James et lui déléguer l'autorité nécessaire pour constituer un comité carliste dans la Grande-Bretagne; l'autre, à M. Havilland, pour le nommer aux fonctions militaires de général de brigade dans l'armée carliste et son représentant militaire en Angleterre." Seitdem ist der Mann für mich verschollen, und wird, wenn er noch lebt, wohl kaum wieder in meinem Bereiche zum Vorschein kommen.

Welche große Vorstellung man in München von meinen weitreichenden Verbindungen hegte, geht, neben der spanischen Thronspekulation aus der Thatsache hervor, daß meine Dienste zur Beischaffung hindostanischer Musik für den König in Anspruch genommen

wurden. Se. Majeſtät, wurde mir geſagt, ſchwärme für Indien, habe für die Muſik der Inder, ohne dieſelbe zu kennen, ein lebhaftes Intereſſe gefaßt, und man glaube, ich ſei im ſtande, dieſes Intereſſe zu befriedigen. Unter den indiſchen Palmen und den Gebüſchen indiſcher Blütenſträucher ſeines Glashausgartens wünſchte der poetiſche Herr indiſche Lieder zu hören. Das an mich gelangende Anſinnen erſchien abenteuerlich; aber der Zufall wollte, daß ich mich wirklich im ſtande ſah, dem königlichen Wunſche entgegenzukommen. Ein naher Verwandter meiner Frau, Oberſt in der britiſch-indiſchen Armee, war damals ein hoher Beamter im Pendſchab. Ich machte dieſen mit dem Wunſche des Königs von Bayern bekannt, und zu Anfang des Jahres 1873, nicht lange bevor ich nach Verkauf der „Süddeutſchen Preſſe“ von München Abſchied nahm, brachte die nach Europa kommende Frau unſres indiſchen Vetters einige Bände Noten indiſcher Geſänge und ein indiſches Werk über die Theorie der Muſik, ich weiß nicht in welcher indiſchen Sprache, mit, welche Sachen, beſonders dieſes Werk, nicht ohne die Gunſt eines indiſchen Fürſten erworben worden waren. Ich überſandte dieſe Merkwürdigkeiten dem Kabinettsſekretär Eiſenhart mit einem Schreiben, in welchem ich denſelben bat, ſie in meinem Namen Sr. Majeſtät zu Füßen zu legen. Statt eines Dankes gelangte nach einiger Zeit die Frage an mich, wie ich dazu komme, dieſen Schritt zu thun, — eine Frage, die ich mit der kurzen und ganz allgemeinen Erwähnung des mir bekanntgegebenen Wunſches Sr. Majeſtät und der Aeußerung beantwortete, daß ich mit der Ausführung nichts beabſichtigt habe, als Sr. Majeſtät angenehm zu ſein, daß ich es aber bedauern müßte, wenn einem Offiziere der britiſch-indiſchen Armee und hohen Beamten der britiſch-indiſchen Regierung nicht wenigſtens eine Empfangsanzeige zukäme. Aus dem königlichen Kabinett iſt dann nach längerer Zeit durch meine Vermittelung ein wenig verbindliches Schreiben an den Oberſten Hall gelangt, in welchem der König demſelben in trockenen Worten danken läßt. Die indiſche Muſik aber hatte verſchiedene Schickſale, bevor ſie von Sr. Majeſtät einer Beachtung gewürdigt wurde. Fräulein Schefzky mußte aus den indiſchen Gebüſchen des königlichen Wintergartens auf dem Dache des Reſidenzſchloſſes den König

mit einem der Lieder überraschen, um die allerhöchste Aufmerksamkeit darauf zu lenken, womit wahrscheinlich das Interesse an der Sache erschöpft worden sein wird. Um diese Vermittelung der genannten Sängerin hatte aber sich noch der vortreffliche und von aller Virtuosencharlatanerie freie Pianist Anton Deprosse verdient machen müssen, nach dessen Ueberzeugung der König von meinem Anteile an der Erfüllung seines romantischen Wunsches gar nicht Kenntnis erhalten hätte. In der That war Se. Majestät von Personen umgeben, die nur an denselben gelangen ließen was ihrem Vorteil entsprach, und mit Eifersucht die Ausschließlichkeit ihres Einflusses bewachten.

Mir war das sehr gleichgültig und ich stand auch nur noch mit einem Fuße auf dem Münchener Boden. In den ersten Tagen des April 1873 gelang es mir, die „Süddeutsche Presse" an ein Münchener Bankinstitut zu verkaufen. Nach einem kurzen Besuche in Berlin, bei welchem meine Ernennung zum Konsul in Smyrna erfolgte, beschäftigten mich und meine Familie nur noch die Vorbereitungen zu unsrer Abreise, welche im Mai vor sich ging.

Während unsres sechsjährigen Aufenthaltes in der bayerischen Hauptstadt, die doch der Geburtsort meiner Frau und der Ort ihrer frühesten Jugend war und in der ich meine erste Universitätszeit verlebt hatte, waren für mich die Widerwärtigkeiten des öffentlichen Lebens überwiegend gewesen und für meine Frau hatte das Privatleben seinen Beitrag an unliebsamen Verhältnissen geliefert. Indessen ließen wir doch auch einige werte Freunde zurück, und ich glaube, auch die heimliche Achtung politischer Gegner, welche mit ihren fortlaufenden Bosheiten es nur darauf abgesehen, mich durch den Ekel an ihrer Kampfesweise zu vertreiben, — die Methode des Stinktieres, welche man nicht zu streng beurteilen darf bei denen, welchen die Natur keine anständigeren Waffen verliehen hat.

Von meinen und meiner Familie in München zurückgelassenen Freunden kann ich nicht unterlassen, Friedrich Pecht zu nennen, zu welchem mein schon von 1847 datierendes Freundschaftsverhältnis bis auf den heutigen Tag fortdauert, — ein Verhältnis, welches seine intellektuelle Grundlage in der Uebereinstimmung unsrer Urteile

über Fragen der Kunst und der Politik, ganz besonders über den Zusammenhang beider Kulturgebiete hat. Seit mehr als vierzig Jahren bin ich mit Friedrich Pecht, sei es persönlich, sei es brieflich, in geistigem Verkehre geblieben, was ich von keinem andern Freunde rühmen kann, und jede neue Schrift des ebenso geistvollen wie sachkundigen Kunstkritikers und Kunsthistorikers erneuert bei mir die Genugthuung über die vielfältige Gleichheit unsrer Beurteilungen.

Achter Abſchnitt.

Im Reichsdienſte.

1.

Eintritt in den deutschen Konsulatsdienst. Vorbedingungen. In Berlin und Abreise nach Smyrna. In Wien und Graz. Graf Prokesch. Triest, Korfu, albanische und griechische Küste. Erste Eindrücke in Smyrna. Deutsche Kolonie und deutscher Verkehr. Die deutsche Diakonissenanstalt und ihre Vorsteherin. Die deutsch-evangelische Gemeinde zu Smyrna im vorigen Jahrhundert und jetzt. Deutsche Landstreicher und menschenfreundliche Türken. Einbeinige Invalidenreise von München nach Aleppo und achtundsechzigjährige Fußgängerin zwischen Breslau und Jerusalem.

Meinem Wunsche, in den Reichsdienst zu treten, war in Berlin von hoher Seite mit großer Geneigtheit entgegengekommen worden; meine Anstellung setzte indessen die Erfüllung von Bedingungen voraus, welche mich so sehr verdrossen, daß ich nahe daran war, gleich am Eingange meiner späten Beamtenlaufbahn umzukehren. Es wurde mir eröffnet, daß unter den Voraussetzungen meiner bisherigen Lebensstellung für den Eintritt in den Konsulatsdienst eine Prüfung vorgeschrieben sei und sich nicht umgehen lasse. Es ist das auch ganz richtig gewesen; und selbst wenn die Umgehung möglich gewesen wäre, hätte man in meinem Falle nicht wohlgethan, von dieser Möglichkeit Gebrauch zu machen. In den Augen des Beamtentumes war ich ein Eindringling von zweifelhafter Brauchbarkeit. Ich aber dachte weniger an diese ganz natürliche Thatsache, als an meine achtundsechzig Jahre, ein Alter, in welchem sich niemand gern examinieren läßt. Ich hatte auch dieses Alter nicht erreicht, ohne mancherlei Fähigkeiten und einen zulänglichen Bildungsgrad auf verschiedene Weise dokumentiert zu haben, und durfte mir sagen, daß ich nicht zu denen gehörte, welche „nichts gelernt und nichts vergessen" haben. Vielleicht hatte ich im Laufe der Zeit mehr vergessen als gelernt. Um so mehr hatte die Zumutung für mein Gefühl

etwas Beleidigendes, und ich ſchwankte ob ich nicht zurücktreten ſolle. Verſchiedene Erwägungen beſtimmten mich, das nicht zu thun; doch faßte ich den Entſchluß, mich nur der ſchriftlichen Prüfung zu unterziehen, nach deren Ausfalle die mündliche erlaſſen werden kann; zurückzutreten aber, wenn die letztere verlangt würde. Ich meldete mich alſo vorſchriftsmäßig zur Konſulatsprüfung, erhielt gegen Ende März zwei Aufgaben zu ſchriftlichen Arbeiten, die eine in deutſcher, die andre in franzöſiſcher oder engliſcher Sprache auszuführen, und hatte nach wenigen Wochen beide eingeſchickt. Der Erfolg war, daß ich auf Grund derſelben von der mündlichen Prüfung entbunden wurde.

Im April war ich inzwiſchen auf einige Tage in Berlin, wo mir der Geheimerat von Philippsborn, Direktor der Abteilung für Konſulatsweſen im Auswärtigen Amte, große Freundlichkeit erwies. Er ſagte mir, daß meine Ernennung zum Konſul in Smyrna gewiß ſei und daß ich dieſelbe ganz dem perſönlichen Wohlwollen des Fürſten Bismarck verdanke, daß aber er ſelbſt alles gethan habe und weiter thun werde, um mir den Weg zu ebnen. Er begleitete mich nach dem Herrenhauſe, um mich da dem Staatsſekretär von Balan vorzuſtellen. Dieſer glaubte wohl, mit mir auf demokratiſch reden zu müſſen, um mir Zutrauen einzuflößen, und empfing mich ſehr kordial. „Ich kenne Sie ja von Frankfurt her“ — ſagte er; — „Sie kamen gerade vom Galgen und Robert Blum hatte eben ins Gras beißen müſſen.“ Das war nichts weniger als bös gemeint, und es fehlte mir nicht an Humor, es gut aufzunehmen. Die formelle Erledigung meiner Ernennung konnte ich, da der Fürſt Bismarck mit dem Kaiſer nach Petersburg gereiſt war, bei Anweſenheit nicht abwarten. Die Sache war aber entſchieden.

Nach München zurückgekehrt, war ich mit meiner Familie in den erſten Tagen des Mai reiſefertig, und am 8. fuhren wir nach Berlin. Es war mir aufgetragen, noch vor dem Abgange auf meinen Poſten dahin zu kommen, um einige Wochen mich mit den das Smyrnaer Konſulat betreffenden Akten des Auswärtigen Amtes zu beſchäftigen. Es nahm dies die Zeit bis zum 29. in Anſpruch. Zu den Freunden, welche wir während dieſer drei Wochen in Berlin ſahen, gehörten Lothar Bucher, Aegidi, Julian Schmidt, Konſtantin

in die Türkei und wanderte nach Konstantinopel. Nun gehe ich im Winter, wenn's kalt wird, nach Aegypten und im Sommer wieder nach Konstantinopel." — Ich konnte den Menschen nicht tadeln. Lebte er doch auf vornehmem Fuße und beobachtete die Saison so gewissenhaft wie die fashionablen Herren und Damen, welche, wie die wilden Gänse im Winter südwärts und im Sommer nordwärts ziehen. — Ein andrer mußte es büßen, daß er es nicht ebenso machte. Er nährte sich durch sein bescheidenes Flötenspiel und ließ sich's nicht nehmen, zum Danke für meine gelegentlichen Almosen mir stets einen musikalischen Genuß zu bereiten. Eines Tages kam er sich zu beschweren, daß er, während er mir aus Hochachtung „Die Wacht am Rhein" habe blasen wollen, von meiner Thür weggewiesen worden sei. Nachdem ich ihm für die erlittene Kränkung eine angemessene Genugthuung gewährt, hörte ich nichts mehr von ihm, bis mir eines Tages gemeldet wurde, ein deutscher Flötenspieler sei irgendwo an der Landstraße erfroren gefunden worden. Es war ein kalter Winter in Kleinasien, während dessen nicht nur viele Menschen, sondern auch Hunderttausende von Ziegen, Schafen und Rindern der Kälte erlagen. Unser musikalischer Landsmann war aber bei alledem wahrscheinlich eines sanften Todes entschlafen. Der Wein ist in diesen Gegenden wohlfeil und stark, und auch zu einem Glas Mastik hatte der Ertrag des Flötenspieles wohl ausgereicht.

Mit diesen verdorbenen Genies will ich nicht zwei Menschen zusammenwerfen, welche im Vorübergehen meine lebhafte Teilnahme erweckten und deren ich an dieser Stelle nur zur Ausfüllung meines levantisch-deutschen Genrebildes Erwähnung thue.

Eines Tages stellte sich mir ein einbeiniger bayerischer Invalide vor, welcher auf seinem Wege von München nach Aleppo sich nach Smyrna verirrt hatte. Ich kann mich nicht erinnern jemals einen Menschen gesehen zu haben, welcher bei vielem Ungemache mit seinem Schicksale so zufrieden und so lebensfroh gewesen wäre, wie dieser Mann mit dem hölzernen Bein — ein großer, wohlgebildeter Mann mit intelligentem und heiterem Gesichtsausdrucke. Er erzählte uns ohne allen Mißmut sein Mißgeschick. Bei Orleans in das Bein geschossen, hatte er infolge chirurgischer Vernachlässigung nach der ersten

etwas Beleidigendes, und ich schwankte ob ich nicht zurücktreten solle. Verschiedene Erwägungen bestimmten mich, das nicht zu thun; doch faßte ich den Entschluß, mich nur der schriftlichen Prüfung zu unterziehen, nach deren Ausfalle die mündliche erlassen werden kann; zurückzutreten aber, wenn die letztere verlangt würde. Ich meldete mich also vorschriftsmäßig zur Konsulatsprüfung, erhielt gegen Ende März zwei Aufgaben zu schriftlichen Arbeiten, die eine in deutscher, die andre in französischer oder englischer Sprache auszuführen, und hatte nach wenigen Wochen beide eingeschickt. Der Erfolg war, daß ich auf Grund derselben von der mündlichen Prüfung entbunden wurde.

Im April war ich inzwischen auf einige Tage in Berlin, wo mir der Geheimerat von Philippsborn, Direktor der Abteilung für Konsulatswesen im Auswärtigen Amte, große Freundlichkeit erwies. Er sagte mir, daß meine Ernennung zum Konsul in Smyrna gewiß sei und daß ich dieselbe ganz dem persönlichen Wohlwollen des Fürsten Bismarck verdanke, daß aber er selbst alles gethan habe und weiter thun werde, um mir den Weg zu ebnen. Er begleitete mich nach dem Herrenhause, um mich da dem Staatssekretär von Balan vorzustellen. Dieser glaubte wohl, mit mir auf demokratisch reden zu müssen, um mir Zutrauen einzuflößen, und empfing mich sehr kordial. „Ich kenne Sie ja von Frankfurt her" — sagte er; — „Sie kamen gerade vom Galgen und Robert Blum hatte eben ins Gras beißen müssen." Das war nichts weniger als bös gemeint, und es fehlte mir nicht an Humor, es gut aufzunehmen. Die formelle Erledigung meiner Ernennung konnte ich, da der Fürst Bismarck mit dem Kaiser nach Petersburg gereist war, bei Anwesenheit nicht abwarten. Die Sache war aber entschieden.

Nach München zurückgekehrt, war ich mit meiner Familie in den ersten Tagen des Mai reisefertig, und am 8. fuhren wir nach Berlin. Es war mir aufgetragen, noch vor dem Abgange auf meinen Posten dahin zu kommen, um einige Wochen mich mit den das Smyrnaer Konsulat betreffenden Akten des Auswärtigen Amtes zu beschäftigen. Es nahm dies die Zeit bis zum 29. in Anspruch. Zu den Freunden, welche wir während dieser drei Wochen in Berlin sahen, gehörten Lothar Bucher, Aegidi, Julian Schmidt, Konstantin

folgte. Nach seinem 1779 erfolgten Abgange blieb die Pastorstelle bei der deutsch-evangelischen Gemeinde zu Smyrna einige Jahre unbesetzt. 1782 bittet dann der Smyrnaer deutsche Kirchenrat das Danziger Konsistorium, einen Pastor zu senden, und es wird im genannten Jahre der schon erwähnte Usko gesandt. Die Vokation trägt ein Siegel mit der Legende: „Sigillum ecclesiae evangelicae Smyrnensis" — also wiederum die Prätension der deutschen Gemeinde, die einzige evangelische Gemeinde in Smyrna zu sein, während von 1785 an, wo der Kanzler Mann starb, die Deutschen sogar ihren Gottesdienst in der ihnen dazu unentgeltlich eingeräumten holländischen Kapelle hielten. Die damaligen Deutschen kannten noch keinen politischen, wohl aber, wie es scheint, einen kirchlichen Chauvinismus. Das kranke Nationalgefühl hatte augenscheinlich auch bei ihnen, wie bei den Griechen, Armeniern und andern Bestandteilen der levantischen Bevölkerung, seine Zuflucht in die Kirche genommen. Ich möchte indessen durch Anerkennung der Verdienste, welche sich die Holländer um den deutschen protestantischen Gottesdienst in Smyrna erworben haben, den Vorwurf der Undankbarkeit und des chauvinistischen Plagiates von uns abwenden."

Usko scheint der letzte Pfarrer der deutsch-evangelischen Gemeinde des vorigen Jahrhunderts zu Smyrna gewesen zu sein, über welche 1791 die Nachrichten aufhören. Wie sehr sich die dasigen Deutschen an andre protestantische Nationen in kirchlicher Beziehung angelehnt hatten, geht auch aus dem Umstande hervor, daß Usko, nachdem derselbe, wie schon erwähnt, bis 1805 die Stelle eines Pastors der dasigen holländischen Gemeinde innegehabt, in englischen Kirchendienst getreten ist und als Inhaber einer Pfründe in England gestorben zu sein scheint.

Der Danziger Kollektenfonds von 25000 Gulden blieb eine Reihe von Jahren auf Zinsenzuschlag liegen, bis er auf Kabinettsordre Friedrich Wilhelms III. andern frommen Zwecken zugewiesen wurde. Seine Zinsen sind seitdem Danziger Schulen zu gute gekommen. Der jetzigen Gemeinde fehlt es an einem eigenen Lokale für ihren Gottesdienst, welchen sie im großen Schulsaale der Diako-

des Gottesdienstes gehandelt, daß diese Gemeinde anfänglich nur den Charakter einer nach Unabhängigkeit strebenden Filiale der holländischen gehabt und sich gegen diese nicht gerade als dankbare Tochter bewiesen hat. Die Gabe der Stadt Amsterdam ist wohl nur als Unterstützung des deutschen Gottesdienstes innerhalb der holländischen Gemeinde verstanden worden, ungefähr so wie gegenwärtig die Pfarrer der heutigen deutsch-evangelischen Gemeinde zu Smyrna einen besonderen französischen Gottesdienst für Protestanten halten, welche nicht deutsch verstehen.

„Auf das nach Danzig gelangte Unterstützungsgesuch wurde vom Rate der Stadt dekretiert: daß am 20. Sonntag nach Trinitatis in allen Kirchen eine Kollekte für die Smyrnaer Gemeinde von den Kanzeln empfohlen und die Einsammlung in den Häusern durch die Vorsteher der Armenschulen vorgenommen werden solle. Diese Kollekte ergab 26613 Gulden, 24 Groschen und 12 Pfennige, von welcher Summe 25000 Gulden zu 4 Prozent zum Besten der Smyrnaer Gemeinde angelegt, 1000 Gulden sogleich nach Smyrna geschickt, der Rest den Armenschulvorstehern zur Bestreitung der Unkosten überlassen wurde.

„Die Smyrnaer Gemeinde hatte sich gleichzeitig auch an die preußische Gesandtschaft in Konstantinopel gewandt, und Friedrich II. seinen Gesandten beauftragt vom Sultan die Erlaubnis zur Erwerbung eines Grundstücks und zur Erbauung einer Kirche zu Smyrna zu erwirken, welche unter dem Schutze des Königs von Preußen stehen und das preußische Wappen tragen sollte. Auch hat im Jahr 1763 die Gemeinde wirklich ein Grundstück zu dem bezeichneten Zwecke gekauft, so daß die großherrliche Erlaubnis wohl erteilt worden sein muß. Zum Bau einer Kirche oder Kapelle ist es aber damals so wenig wie später zwischen 1773 und 1779 gekommen, wo der Pastor Weinrich, wie berichtet wird, von der griechischen Witwe des Holländers Van der Somden für 4200 Thaler ein Grundstück für die deutsche Gemeinde gekauft hat. Was aus diesen beiden Grundstücken oder den durch dieselben repräsentierten Kapitalien geworden, dürfte schwerlich nachzuweisen sein.

„Lüdeke verließ Smyrna im Jahr 1768. An seine Stelle trat der Däne Bastholm, welchem 1773 der eben erwähnte Weinrich

wendete sich zugleich auch nach Hamburg, Amsterdam, Schweden und Dänemark; aber nur der König von Dänemark bewilligte einen namhaften Jahresbeitrag, und 1765 fand sich die Stadt Amsterdam bewogen, eine Unterstützung von 200 fl. zu senden.

„Das nationale Verhältnis bleibt in allen diesen Beziehungen unklar. Selbst Lüdeke spricht auf dem angeführten Titel seines Buches nur von einem zu Smyrna errichteten evangelischen Kirchenwesen, als ob die mit seiner Berufung begründete deutsche Gemeinde die erste oder einzige protestantische Gemeinde zu Smyrna gewesen sei, während, wie schon erwähnt, eine holländische seit mehr als hundert Jahren bestand und auch die Engländer längst ihre Kapelle und ihren Gottesdienst hatten. Trotzdem werden in dem nach Danzig gesandten Bericht als Personalbestand der Gemeinde alle zu Smyrna wohnenden evangelischen Christen jeder Nation bezeichnet, und wird dabei auf die schwedischen, dänischen und holländischen Schiffsmannschaften hingewiesen, welche alljährlich nach Smyrna kamen. Diese Darstellung ist um so auffallender, als der Kanzler Mann selbst, obschon Gründer der deutschen Gemeinde, bis 1773 Sekretär des holländischen Konsistoriums gewesen ist, so daß seine Unterschrift sich in den Registern der holländischen Kirche unter zahlreichen Geburts-, Heirats- und Sterbeakten (mit Zusätzen in holländischer Sprache) findet — auch in der ganzen Periode bis 1791, wo die deutsch-evangelische Gemeinde zu Smyrna wieder verschwindet, die deutschen Kirchenvorsteher Mann, Justi, Stechmann, Bodenmüller, Seebald und Zimmermann zugleich im holländischen Kirchenbuch als Mitglieder der holländischen Gemeinde erscheinen. Ja, der letzte Pfarrer der deutschen Gemeinde, Namens Usko, welcher 1782 von Danzig geschickt wird und einen Gehalt von 800 Thalern erhält, kommt von 1784 bis 1801 zugleich als ministre de l'église luthérienne, von 1801 bis 1805 als deren pasteur mit einem Gehalt aus holländischen Mitteln im holländischen Kirchenbuche vor. Es scheint also auch die Annahme nicht statthaft zu sein, daß etwa deutsche Lutheraner sich mit holländischen Calvinisten nicht vertragen hätten.

„Aus allem scheint hervorzugehen, daß es sich bei der Entstehung der deutsch-evangelischen Gemeinde zunächst um die Sprache

des Gottesdienstes gehandelt, daß diese Gemeinde anfänglich nur den Charakter einer nach Unabhängigkeit strebenden Filiale der holländischen gehabt und sich gegen diese nicht gerade als dankbare Tochter bewiesen hat. Die Gabe der Stadt Amsterdam ist wohl nur als Unterstützung des deutschen Gottesdienstes innerhalb der holländischen Gemeinde verstanden worden, ungefähr so wie gegenwärtig die Pfarrer der heutigen deutsch-evangelischen Gemeinde zu Smyrna einen besonderen französischen Gottesdienst für Protestanten halten, welche nicht deutsch verstehen.

„Auf das nach Danzig gelangte Unterstützungsgesuch wurde vom Rate der Stadt dekretiert: daß am 20. Sonntag nach Trinitatis in allen Kirchen eine Kollekte für die Smyrnaer Gemeinde von den Kanzeln empfohlen und die Einsammlung in den Häusern durch die Vorsteher der Armenschulen vorgenommen werden solle. Diese Kollekte ergab 26613 Gulden, 24 Groschen und 12 Pfennige, von welcher Summe 25000 Gulden zu 4 Prozent zum Besten der Smyrnaer Gemeinde angelegt, 1000 Gulden sogleich nach Smyrna geschickt, der Rest den Armenschulvorstehern zur Bestreitung der Unkosten überlassen wurde.

„Die Smyrnaer Gemeinde hatte sich gleichzeitig auch an die preußische Gesandtschaft in Konstantinopel gewandt, und Friedrich II. seinen Gesandten beauftragt vom Sultan die Erlaubnis zur Erwerbung eines Grundstücks und zur Erbauung einer Kirche zu Smyrna zu erwirken, welche unter dem Schutze des Königs von Preußen stehen und das preußische Wappen tragen sollte. Auch hat im Jahr 1763 die Gemeinde wirklich ein Grundstück zu dem bezeichneten Zwecke gekauft, so daß die großherrliche Erlaubnis wohl erteilt worden sein muß. Zum Bau einer Kirche oder Kapelle ist es aber damals so wenig wie später zwischen 1773 und 1779 gekommen, wo der Pastor Weinrich, wie berichtet wird, von der griechischen Witwe des Holländers Van der Somden für 4200 Thaler ein Grundstück für die deutsche Gemeinde gekauft hat. Was aus diesen beiden Grundstücken oder den durch dieselben repräsentierten Kapitalien geworden, dürfte schwerlich nachzuweisen sein.

„Lüdeke verließ Smyrna im Jahr 1768. An seine Stelle trat der Däne Bastholm, welchem 1773 der eben erwähnte Weinrich

wendete sich zugleich auch nach Hamburg, Amsterdam, Schweden und Dänemark; aber nur der König von Dänemark bewilligte einen namhaften Jahresbeitrag, und 1765 fand sich die Stadt Amsterdam bewogen, eine Unterstützung von 200 fl. zu senden.

„Das nationale Verhältnis bleibt in allen diesen Beziehungen unklar. Selbst Lüdeke spricht auf dem angeführten Titel seines Buches nur von einem zu Smyrna errichteten evangelischen Kirchenwesen, als ob die mit seiner Berufung begründete deutsche Gemeinde die erste oder einzige protestantische Gemeinde zu Smyrna gewesen sei, während, wie schon erwähnt, eine holländische seit mehr als hundert Jahren bestand und auch die Engländer längst ihre Kapelle und ihren Gottesdienst hatten. Trotzdem werden in dem nach Danzig gesandten Bericht als Personalbestand der Gemeinde alle zu Smyrna wohnenden evangelischen Christen jeder Nation bezeichnet, und wird dabei auf die schwedischen, dänischen und holländischen Schiffsmannschaften hingewiesen, welche alljährlich nach Smyrna kamen. Diese Darstellung ist um so auffallender, als der Kanzler Mann selbst, obschon Gründer der deutschen Gemeinde, bis 1773 Sekretär des holländischen Konsistoriums gewesen ist, so daß seine Unterschrift sich in den Registern der holländischen Kirche unter zahlreichen Geburts-, Heirats- und Sterbeakten (mit Zusätzen in holländischer Sprache) findet — auch in der ganzen Periode bis 1791, wo die deutsch-evangelische Gemeinde zu Smyrna wieder verschwindet, die deutschen Kirchenvorsteher Mann, Justi, Stechmann, Bodenmüller, Seebald und Zimmermann zugleich im holländischen Kirchenbuch als Mitglieder der holländischen Gemeinde erscheinen. Ja, der letzte Pfarrer der deutschen Gemeinde, Namens Usko, welcher 1782 von Danzig geschickt wird und einen Gehalt von 800 Thalern erhält, kommt von 1784 bis 1801 zugleich als ministre de l'église luthérienne, von 1801 bis 1805 als deren pasteur mit einem Gehalt aus holländischen Mitteln im holländischen Kirchenbuche vor. Es scheint also auch die Annahme nicht statthaft zu sein, daß etwa deutsche Lutheraner sich mit holländischen Calvinisten nicht vertragen hätten.

„Aus allem scheint hervorzugehen, daß es sich bei der Entstehung der deutsch-evangelischen Gemeinde zunächst um die Sprache

konnte. Ich selbst habe ihren Anstiftungen nicht entgehen können, und habe sie nötigen müssen eine meine Amtsführung betreffende boshafte Aeußerung schriftlich und zu den Akten zu widerrufen, was mich nicht abgehalten hat, mich in amtlichen Angelegenheiten, soweit es mit meinen Pflichten vereinbar war, gegen sie rücksichtsvoll und zuvorkommend zu beweisen. Der katholisierende Geist der Anstalt bei gelegentlich affektiertem Katholikenhasse ist beispielsweise in der Thatsache hervorgetreten, daß der Austritt einer Schwester aus Grund ihrer Verlobung mit einem in Syrien wirkenden deutschen Geistlichen dem Mädchen wie der Bruch eines Keuschheitsgelübdes zur Last gelegt und in der Ausführung auch erschwert wurde. Ueberhaupt muß der feinere Beobachter in dem Geiste der Anstalt die Verbindung von drei verschiedenen Elementen erkennen, denen es jedoch nicht an innerem Zusammenhange fehlt: einem protestantisch-hierarchischen, einem deutsch-chauvinistischen und einem weltlich-frivolen. Die galantesten und übelberufensten Damen von Smyrna sind nicht nur in der deutschen Diakonissenanstalt erzogen, sondern auch in deren großer Gunst geblieben, dafür aber auch deren einflußreiche Gönnerinnen geworden. Auch in dieser Beziehung hat sich die Anstalt den Verhältnissen accommodiert, und das Außenwerk asketischer Affektation, auf welches die Zentralleitung in Deutschland einen Wert gelegt zu haben scheint, hat durchaus den Spott verdient, welcher ihm bei einer bezeichnenden Gelegenheit zu teil geworden ist. Von einem aus Deutschland gekommenen Visitator der Anstalt wurde der Pastor der holländischen Gemeinde um ein Gutachten über die Frage gebeten, ob den Diakonissinnen der Gebrauch von Regenschirmen zu gestatten sei. Mit dem ganzen Ernste, welcher einer wichtigen Angelegenheit zukommt, erwiderte der Pastor Verweyde seinem deutschen Herrn Amtsbruder, daß er nach gewissenhafter Erwägung allerdings sich der Ansicht zuneige, es dürfe, wenn es regne, den frommen Damen der Regenschirm wohl erlaubt werden. Im Grunde haben die protestantischen Diakonissenanstalten die Untugenden katholischer Nonnenklöster.

Da in der Levante das Glaubensbekenntnis die Stelle der Nationalität vertritt, ist die Geschichte der deutschen Kolonie in Smyrna

trachtet. Daß dabei manche Schaustellung und Vorführung nur auf den günstigen Schein berechnet war, verdient nachsichtig beurteilt zu werden und ist eine Schwachheit fast aller öffentlichen und privaten Schul- und Erziehungsanstalten. Die unverkennbare Hingebung der Schwestern an ihren edlen Beruf entwaffnete auch in mancher andern Hinsicht die Kritik, und der geringe Erfolg in der Aufklärung eines levantischen Mädchenkopfes soll von mir den Lehrerinnen nicht zur Last gelegt werden. Ich spreche von einer den Unterricht der Anstalt seit einigen Jahren genießenden jungen Armenierin, welche ein in der Nacht gehörtes Gebrüll einem „Phantom" zuschrieb, und auf unsre Bemerkung, daß so etwas nicht existiere, uns belehrend erwiderte: „Je crois bien qu'en Europe il n'y a pas de phantomes, mais ici il en a beaucoup." — Die Blüte der Anstalt, soweit dieselbe von der Leitung abhing, war das Verdienst der Vorsteherin. Die Schwester Mina war als Regentin eine nicht gewöhnliche Frau, und ihre Fehler waren zu eng mit ihren Vorzügen, dem starken Willen und dem praktischen Verstande, verknüpft, als daß sie davon abgelöst richtig beurteilt werden konnten. Bei ihrer Herrschsucht, ihrem Ehrgeize und dem diesen beiden Leidenschaften dienenden Geiste der Intrigue wäre sie unter andern Voraussetzungen die tyrannische Aebtissin eines Frauenklosters geworden. Ganz an einen solchen Charakter erinnern ihre Feindschaften mit den Pfarrern der deutsch-evangelischen Gemeinde, dem bei meiner Anwesenheit im Amte befindlichen Pfarrer Reineck und seinem Vorgänger Axenfeld. Sie sind, ohne persönliche Veranlassungen, nichts andres als der Rangstreit der protestantischen Aebtissin mit dem protestantischen Weltgeistlichen gewesen. Daß ihre Intriguen gegen den ganz harmlosen, aber gegen sie nicht genug unterwürfigen Pfarrer Reineck bis in einflußreiche Regionen von Berlin gereicht haben, hatte ich Gelegenheit mich zu überzeugen, als bei meiner in den folgenden Sommer fallenden Anwesenheit daselbst ein Mitglied des Oberkirchenrates gegen mich die Bemerkung machte, es sei zu bedauern daß der Pfarrer Reineck bei der Smyrnaer Gemeinde nicht beliebt sei, — was als allgemeines Urteil eine Unwahrheit war, welche nur durch die Schwester Mina an diesen Ort gelangt sein

Außer den Kaufleuten fand ich in der deutschen Kolonie auch einige Techniker, einen Lehrer der Musik, mehrere Handwerker, den Pfarrer der deutsch-evangelischen Gemeinde und die Schwestern der deutschen Diakonissenanstalt.

Diese letztere gehört zu einer bekannten weitverzweigten deutsch-protestantischen Organisation, deren katholisierender Geist im allgemeinen nicht nach meinem Geschmacke ist, mich aber nicht hindert doch auch das Schöne und Gute anzuerkennen, was ich daran in Smyrna zu beobachten Gelegenheit gehabt habe. Das dasige Diakonissenhaus ist eine der weiblichen Jugend aller Nationalitäten und Glaubensbekenntnisse offen stehende Erziehungsanstalt mit einer besonderen Abteilung für Waisen, und hat als solche einen jeder Teilnahme würdigen Wirkungskreis. Ursprünglich ist protestantische Proselytenmacherei der Absicht nicht fremd gewesen, und noch während meiner Zeit ist der nahezu in einen protestantisch-katholischen Konflikt ausgeartete Versuch gemacht worden, eine in der Waisenanstalt erzogene vaterlose junge Engländerin ihrer den Austritt verlangenden katholischen Mutter vorzuenthalten. Nachdem jedoch die ersten von der Anstalt nach ihrer Gründung gemachten Bekehrungsversuche die Zurückziehung vieler Schülerinnen zur Folge gehabt, und sich ergeben daß in der Levante die Aussichten solcher Bestrebungen für die Schule so gering sind wie für die englischen und amerikanischen Missionen, ist die den weltlichen Erfolg nicht aus den Augen lassende Leitung der Anstalt im allgemeinen vorsichtig geworden. Es verhält sich darin mit der Religion wie mit dem deutschen Chauvinismus. Mögen Schülerinnen aller Nationen in der Anstalt „die Wacht am Rhein" singen, — einem kleinen französischen Mädchen muß man es zur Ehre anrechnen, daß es sich geweigert das Lied mitzusingen, — die Unterrichtssprache war doch die französische, und für das Deutschtum wurde keine ernsthafte Propaganda gemacht. In manchen Beziehungen verdienen indessen die Leistungen der Anstalt alle Anerkennung. Wer dieselbe besucht hat und in ihren Räumen umhergeführt worden ist, hat die überall herrschende Reinlichkeit und Ordnung bewundert, mit Vergnügen den Chorgesang der Mädchen gehört und gern ihre Arbeiten be-

dieses Jahrhunderts. Die Geschichte einer älteren, welche mit Ende des vorigen sich verliert, ist mir nur in Bezug auf ihr kirchliches Leben bekannt und ich werde sogleich darauf zu sprechen kommen. Mit der jetzigen sind hier einige angesehene deutsche Handelshäuser entstanden, von denen jedoch die bedeutendsten, teils durch Rückkehr, teils durch den Tod ihrer Chefs wieder verschwunden waren. Ich fand den deutschen Handelsstand durch sieben Firmen, meist süddeutschen Ursprungs, vertreten; aber, soviel ich sehen konnte, war damals der deutsche Handel hier eher rückgängig als fortschreitend, und nur der kleinere Teil des immer noch beträchtlichen Verkehres von Einfuhr und Ausfuhr von und nach Deutschland ging durch die in Smyrna ansässigen deutschen Häuser. Bei dem damals eingetretenen, immer vollständigeren Verschwinden der Segelschiffahrt im Mittelmeere, bei welchem Deutschland an der im gleichen Verhältnis sich vermehrenden Dampfschiffahrt nach der Levante damals auch nicht den kleinsten Anteil nahm, wurde der Handelsverkehr zwischen den beiden Ländern fast ganz durch englische, holländische, belgische, französische und österreichische Schiffe vermittelt, damit den deutschen Häusern in Smyrna entzogen und allen Nachteilen des Zwischenhandels ausgesetzt. Im Jahre 1870 hatten immer noch 14 deutsche Schiffe den Hafen von Smyrna besucht und 2240 Tonnen Waren gebracht, 2845 Tonnen geholt; 1874 ist die deutsche Schiffahrt hier nur noch durch drei Segelschiffe vertreten gewesen, welche alles in allem eine Warenfracht von 79 Tonnen gebracht, von 525 Tonnen geholt haben. Mit dieser geringen Ausnahme ist der ganze Warenverkehr zwischen Smyrna und Deutschland auf fremden Dampfschiffen vor sich gegangen. Mit allem Grunde wurde deshalb auch vom deutsch-smyrnaer Handelsstande bald nach meinem Amtsantritte die Wünschbarkeit einer direkten Dampfschiffahrt zwischen Smyrna und Hamburg zur Beratung gebracht, und ich schickte eine aus dieser Beratung hervorgegangene Denkschrift an die dortige Handelskammer, welche indessen keine praktische Wirkung gehabt hat, ohne Zweifel, weil, wie durch Privatmitteilungen zu meiner Kenntnis kam, die Anregung nicht den Interessen eines tonangebenden Reeders entsprach. Wie die Dinge seitdem sich gestaltet haben, ist mir nicht bekannt.

wahren Nationaltracht, nicht der albaneſiſchen, in welcher der König Otto irrtümlich die helleniſche Nationalität zu ehren geglaubt hat, und mit den finſter zuſammenlaufenden Brauen bei kokettem Geſichtsausdrucke und Gange ein Zwitterding von Räuber und Balletttänzer darſtellend, — halbwilde Sebegs, mit einem ganzen Arſenale von Piſtolen und Meſſern im Gürtel und ihrem barbariſchen Aufputz an nordamerikaniſche Indianer auf dem Kriegspfade erinnernd, — türkiſche Frauen, bis zur Unkenntlichkeit der menſchlichen Geſtalt verhüllt, wie wandelnde Warenballen erſcheinend, — affenbeinige Neger als Lumpenſammler die Schmutzhaufen durchwühlend, — Juden als Verrichter andrer niederer Arbeiten, aber unter ihnen ſchöne, große, nicht ſelten blauäugige Männer, — Laſtträger, türkiſchen oder kurdiſchen Stammes, deren ſtaunenswerten Leiſtungen der Europäer mit ängſtlicher Teilnahme zuſieht, — lange Reihen beladener Kamele, eins an das andre gebunden, zwiſchen denen man durchkriechen muß, um von einer Straßenſeite auf die andre zu kommen, der ganze Zug mit dem Glockentiere an der Spitze dem auf ſeinem Eſelchen reitenden Führer durch enge Gäßchen folgend, — Reiter und Fußgänger, Pferde und Eſel, großes und kleines Schlachtvieh, Hunde und Katzen, Hühner und Enten, — — und zwiſchen dem Menſchenvolk und Vieh elegante Herren und Damen, nach der neueſten Pariſer Mode gekleidet, Europäer und Levantiner, die Damen mit Schleppe von Seide oder Muſſelin den Boden kehrend, — — das alles umlebt ihn auf ſeinem erſten Gange durch die Stadt, während türkiſche, griechiſche, armeniſche, kurdiſche, perſiſche, arabiſche, ſpaniſche, italieniſche, franzöſiſche, engliſche und deutſche Sprache in babyloniſcher Verwirrung ſein Ohr trifft.

Mit allen hier bezeichneten Nationalitäten oder Landsmannſchaften konnte ich möglicherweiſe in amtliche Berührung kommen. Meine beginnende Amtsthätigkeit verpflichtete mich indeſſen, zunächſt mit den hier anſäſſigen Deutſchen und mit den türkiſchen Behörden mich in Verkehr zu ſetzen.

Die kleine deutſche Landsmannſchaft oder Kolonie, wie man zu ſagen pflegt, zu Smyrna, welche bei meiner Ankunft aus ungefähr zweihundert Perſonen beſtand, ſtammt erſt aus den zwanziger Jahren

Reise erforderlichen Quantum „gedoppelter Poesie“ angetrunkenen Touristen, aber für jeden nüchternen Menschen vor der Gestalt und dem Geruche der Wirklichkeit zerrinnt. Die Poesie hat wie die Malerei ihre eigene Wahrheit. Die der letzteren darf man nicht hinter der Leinwand suchen, und die der ersteren in Prosa zu übersetzen, ist eine ebenso große Verirrung wie die, in welche zuweilen Gelehrte geraten, wenn sie durch ein „würdiges Pergament“ oder eine „historische Landschaft“ sich aus einer nüchternen Stimmung in Begeisterung versetzen lassen. Trotz dieser doppelten Einsicht aber muß ich selbst bekennen, daß, während eine leise Stimme mir spöttisch in die Ohren flüsterte:

> Where the light wings of zephyr oppressed with perfume
> Wax faint o'er the gardens of Gul in her bloom - -

abgestandene Fische und tote Hunde und Katzen mir doppelt unpoetisch in die Nase stanken.

Wie indessen nicht der ganze Orient aus duftenden Rosengärten besteht, so auch nicht aus lauter engen, holperigen und stinkenden Gassen, und selbst diese bieten dem Neulinge in Smyrna Stoff genug zu anziehenden Wahrnehmungen, um ihren Zustand vergessen zu machen. Eine europäische Dame, Frau eines meiner nunmehrigen Herren Kollegen, welche nach längerer Abwesenheit zurückgekommen war, hat sich zu der folgenden Parodie bekannter Heineschen Verse begeistert gefühlt:

> Trauter Norden, wie verehr' ich
> Selbst dein Wetter, dieses Laster,
> Seit ich dieses Menschenkehrich
> Wiedersehʼ und dieses Pflaster, —

aber das levantische Menschenkehrich ist anziehend genug, die Blicke vom Straßenpflaster abzulenken, selbst auf die Gefahr für den wißbegierigen oder mit Künstleraugen sehenden Fremdling, dabei in ein Loch oder über einen im Wege liegenden Felsblock zu stürzen. Er schlägt die Augen auf — — gravitätisch altmodisch turbanbedeckte, und blasse, hohläugige, neumodisch feztragende Türken, welche letzteren die Kultur bis auf das Mark beleckt hat, — Griechen in ihrer

türkischer Begräbnisplätze bildet, reichte für uns nicht hin, einer fühlbaren Enttäuschung entgegenzuwirken. Der damals unfertige Bau des nun die ganze Stadt entlang laufenden stattlichen Quai stellte am Ufer einen wüsten Zustand dar. Wir wußten noch nicht, daß hier am Abend zwischen den Schutthaufen und Wasserpfützen die elegante Welt von Smyrna, der es nicht an schönen, zuweilen überraschenden Erscheinungen fehlt, auf und ab gehend oder auf Bausteinen umhersitzend, die kühle Seeluft zu genießen pflegte. Wir landeten nahe der Stelle, wo ein Jahr zuvor ein auf Pfählen stehendes Kaffeehaus mit zahlreichen Menschen ins Meer gesunken war. Der Zustand der Straßen türkischer Städte, selbst wenn die europäische Kultur sich darin so mächtig geltend macht, wie in „Giaur Ismir", war mir unbekannt gewesen. Durch ein enges, schmutziges Gäßchen gelangten wir in ein Gasthaus, welches den Anspruch macht ein deutsches zu sein, weil die unter französischem Schutze stehende Eigentümerin, gewesene Frau eines Schweizers, in Lindau geboren ist. Die düsteren Zimmer ohne Luft, in welchen wir Unterkunft fanden, und die Unarten einer deutsch sprechenden ständigen Tischgesellschaft, welcher, wie mir später begreiflich wurde, weder unsre Anwesenheit an der Tafel noch meine Ankunft in Smyrna erwünscht war, vermochten nicht die ungünstige Wirkung der ersten Wahrnehmungen zu verbessern. Wir waren keine Neulinge in außereuropäischem Leben; — von Smyrna aber waren wir unangenehm überrascht, — ohne Zweifel weil wir aus Unkenntnis etwas andres erwartet hatten, als was wir vor uns sahen. Ein wesentlicher Teil menschlicher Zufriedenheit hängt von den Vorstellungen ab, welche man sich im voraus von den Dingen macht. Einiger Pessimismus, oder wenigstens ein skeptischer Sinn und Geist, befördert deshalb die Zufriedenheit. Er setzt sich keinen unangenehmen Enttäuschungen aus, welche den Nachteil haben, neben der allgemeinen Mißstimmung das Urteil zu trüben, ungerecht zu machen und auch das Restchen Freude an dem in den meisten Fällen immer noch übrigen Guten und Schönen zu verderben. „Der Orient" aber ist in unsrer occidentalischen Phantasie mit einem Zauberdufte umgeben, welcher zwar nicht für einen schon zu Hause mit dem für die

Am 14. Juni schifften wir uns in Triest ein und waren am 19. in Smyrna. Die Fahrt bei schönem und ruhigem Wetter war eine der angenehmsten kleinen Seereisen. Während eines zweistündigen Aufenthaltes in Korfu gewährte uns eine kleine Exkursion auf der Insel vielen Genuß. Sie führte uns erst zwischen Gärten, dann unter zerstreuten uralten Olivenbäumen mit phantastisch gestalteten Stämmen, in deren Schatten da und dort kleine Gruppen von Schafen Schutz vor der Mittagssonne gesucht, auf eine steil abgebrochene Felsenhöhe, von der wir das Meer und ein auf kleiner Inselklippe liegendes Kloster zu unsern Füßen sahen. Weiteres Interesse bot bei fortgesetzter Fahrt die Küste von Albanien und Griechenland, wo zuerst schneebedeckte Gebirgshäupter hinter den Uferbergen emporragten, dann von Navarin bis Kap Matapan die erhabene Plastik der landschaftlichen Formen einen mächtig ergreifenden Eindruck auf uns machte. Nur eine vollendete Schönheit der Form kann in der Landschaft wie am menschlichen Körper die Probe der Nacktheit bestehen, welche hier siegreich bestanden ist. Die alten Türme, Burgen und Felsennester der Maina erinnern an die Ufer des Rheines, welche jedoch mit ihrem kleinen Maßstabe, und bei der Abwesenheit des großen Gegensatzes von Land und Meer, weit dahinter zurückbleiben.

Der erste Eindruck, welchen Smyrna auf uns machte, war dagegen kein ansprechender. Auch die kleinasiatische Küstenlandschaft stellt sich hier in baumloser Nacktheit dar; es fehlt ihren Formen aber der plastische Reiz der griechischen Küsten, und die einzelnen interessanten Partieen der Umgegend von Smyrna fallen nicht auf den ersten Anblick ins Auge. Die im Hintergrunde der Bai vor einer Gebirgswand sich ausbreitende Ebene von Burnabad, von einem Hügel in der Nähe der Karawanenbrücke gesehen, stellt eine Landschaft von großer und reicher Schönheit dar. Nicht minder hat die felsige Schlucht der Aquädukte, durch welche die nach Aidin führende Eisenbahn sich in die Höhe zieht, ihre ganz eigentümlichen Reize. Von diesen und andern Schönheiten ist, während das Dampfschiff sich dem Landungsplatze nähert, nichts zu sehen, und ein Hain uralter Cypressen, welcher über und hinter der Stadt den düsteren Schmuck

Rößler und Ludwig Bamberger, und bei Aegidi lernte ich eines Abends in Gesellschaft Treitschke kennen. Meine Frau war niemals in Berlin gewesen, und ich hatte vermutet daß ihr die Stadt und ihre Bewohner mißfallen würden; es fand aber in gewissem Grade das Gegenteil statt. Es bildete sich in ihr die Ueberzeugung, daß der preußische Geist, trotz mancher Unliebenswürdigkeiten, nicht nur in Deutschland, sondern in der Welt überhaupt, eine wichtige Kulturaufgabe zu vollbringen habe. Als das Urteil einer manche Länder und Städte, von Athen und Konstantinopel bis nach New Orleans, San Antonio und Omoa, kennenden süddeutschen Frau ist diese Ueberzeugung, wenn auch nur aus allgemeinen Eindrücken hervorgegangen, vielleicht nicht ganz ohne Wert.

Nach einer Abschiedsaudienz bei dem Fürsten Bismarck waren gegen Ende des Monats meine Geschäfte in Berlin abgemacht, und am 29. Mai 1873 traten wir die Reise nach Smyrna an. „Wir" bedeutet hier und weiterhin mich, meine Frau und unsern Sohn, welcher letztere zwar seine juristischen Studien noch nicht ganz vollendet hatte, aber die Reise gern mitmachen wollte, um ein Stück Welt mehr kennen zu lernen, dann ein Jahr in Smyrna bei uns blieb und diese Zeit der Erlernung der türkischen Sprache widmete.

In Wien hielten wir uns vierzehn Tage auf, um an der Weltausstellung nicht vorüberzugehen. Alte Freunde, darunter Friedrich Uhl, kamen uns hier mit unveränderter Anhänglichkeit entgegen. Auch in Graz hielten uns werte Freunde einige Tage zurück, unter diesen der Graf Prokesch, ein alter Freund der Familie meiner Frau. Der alte Herr ist noch vier Jahre später, wo wir mit ihm, der aus Spanien kam, in Algier zusammentrafen, voll Feuer und Leben gewesen. Damals sprach er wie ein poetischer Jüngling. Unser Besuch brachte ihn auf Griechenland und die Levante, und eine Stunde lang floß ihm die Rede in hinreißendem Strome vom Munde, während er die guten Eigenschaften der Griechen wie der Türken rühmte und die Albernheiten der europäischen Politik geißelte. An Smyrna schienen ihn angenehme und vielleicht süße Erinnerungen zu fesseln. „Ich könnte Bismarck dafür lieb haben, daß er Ihnen diesen Posten gegeben hat" — sagte er mir.

eine zweite Amputation weiter oben aushalten müssen. Nach dem Krieg hatte ihn der Attaché der deutschen Gesandtschaft bei der nordamerikanischen Regierung, Graf Arco, als seinen Diener mit nach Washington und auf einen Abstecher mit nach Havana genommen. Hier war er vom gelben Fieber befallen worden und hatte von seinem Herrn im Hospitale müssen zurückgelassen werden. Nach seiner glücklichen Genesung hatte er durch wirksame Empfehlung eine Anstellung bei einer Eisenbahnkasse in Zentralamerika erhalten, sich aber bald zur Rückkehr nach Deutschland veranlaßt gesehen. Nachdem man ihm in München die falsche Auskunft gegeben, daß der Graf Arco gestorben sei, hatte er sich nach Aleppo auf den Weg gemacht, um seinen daselbst beschäftigten Bruder aufzusuchen. Auf der Seereise, zu der er sich in einem italienischen Hafen eingeschifft, hatte er auf dem Vorderdeck geschlafen und hier eines Morgens beim Erwachen sich seines hölzernen Beines und zugleich seines Gepäckes beraubt gesehen. Das künstliche Glied wurde in einiger Entfernung von seinem Schlafplatze wieder gefunden; aber Kleider, Wäsche und andre Effekten blieben verschwunden, und bei eingetretenem rauhen Wetter hatte er unter Kälte und Nässe leiden müssen. Nach allen diesen Widerwärtigkeiten war der Mann wohlgemut und guter Dinge. Ich zweifelte, daß er die Landreise von der syrischen Küste nach Aleppo bei seinen spärlichen Mitteln ohne große Beschwerden werde machen können. — „Ich bin Kavallerist" — antwortete er mit Selbstgefühl, — „und wenn man mich auf das Pferd setzt, reite ich wohin Sie wollen." Ungebeten stattete ich ihn mit einigen Reiseerfordernissen aus, wofür er mir brieflich von Alexandrette aus nochmals gedankt hat.

Die zweite Persönlichkeit, welcher ich hier ein bescheidenes Ehrendenkmal zu setzen nicht unterlassen kann, war eine von Jerusalem kommende alte Frau, in deren einfachem Berichte sich eine rührende Frömmigkeit zu erkennen gab. Um ein Gelübde zu erfüllen, war sie bei achtundsechzig Jahren von ihrem Heimatsorte in der Gegend von Breslau zu Fuße nach der heiligen Stadt gegangen, um dort Krankenwärterin zu werden. Die deutschen Diakonissen aber hatten ihren Dienst verschmäht, weil sie katholisch, die französischen Nonnen, weil

ſie eine Deutſche war, und da ſie infolge des paläſtiniſchen Klimas ſich zugleich in Gefahr ſah zu erblinden, hatte ſie den Heimweg angetreten. Von Beirut war ſie zwar zur See gekommen, aber von Smyrna an wollte ſie die Reiſe wiederum zu Fuße machen. Ich fragte ſie, ob ſie ſich nicht fürchte. Sie finde, antwortete ſie, überall gute Menſchen.

2.

Die Stellung eines Konſuls in der Türkei. Der beſcheidene Verfaſſer als Majeſtät. Guter Rat wegen Ordensdekorationen. Sureya Paſcha. Die Smyrnaer Polizei. Feuersbrünſte, Brandſtiftungen, Raubſyſtem und Straßenerweiterung. Das Nationalitätsprinzip und die levantiſche Spitzbubenmoral. Griechiſcher Sozialismus. Uebel der Konſulargerichtsbarkeit. Ohnmacht türkiſcher Kulturbeſtrebungen. Eſſad Paſcha und ſein plötzlicher Tod. Die Grundſteuerfrage. Der proteſtantiſche Begräbnisplatz und der Quai-Bau. Die Smyrnaer Geſellſchaft. Levantiner und Griechen. Ein türkiſcher Oberrichter auf dem Ball. Juden und Armenier. Ein levantiſcher Roman.

Die Konſuln chriſtlicher Mächte in der Türkei nehmen — mit Ausnahme von Konſtantinopel, wo ſie durch die Geſandtſchaften verdunkelt werden — eine ſo glänzende und erhabene Stellung ein, daß manches nicht an ſolche Höhe gewöhnte Köpfchen von Schwindel befallen wird, gegen welchen nur das oft niederſchlagende Verhältnis zu den Landsleuten — ich hätte faſt geſagt Unterthanen — eine wirkſame bittere Medizin enthält. Dafür ſind in den beziehungsweiſen Landsmannſchaften allerdings die Apotheken vorhanden. Ein eitler Menſch aber, welcher keine Ausſicht hat Botſchafter oder wenigſtens Geſandter zu werden, kann ſchwerlich auf einem andern Poſten ſich ſo wohl fühlen, wie auf dem eines levantiſchen Konſulates. Habe ich in Smyrna dieſes Wohlgefühl nur in beſchränktem Maße empfunden, ſo hat mir wohl nur das rechte Organ dafür gefehlt. Wenn man aber, aus beſcheidenen Verhältniſſen kommend, hohe Ehrenbezeigungen empfängt, wenn die Wachen präſentieren und das vor einem Kaffeehauſe ſitzende Publikum, den vorübergehenden κύριος πρόξενος erkennend, reſpektvoll aufſteht, wenn man in der Geſellſchaft zur

obersten Rangklasse gehört und überall der größten Zuvorkommenheit begegnet, wenn man bewaffnete Diener vor sich hergehen lassen kann, welche Platz zu machen gebieten und jeden Befehl zu vollziehen bereit sind; — ja, wenn man, wie es mir in der Eingabe einer Griechin begegnet ist, mit „votre majesté“ angeredet wird, — muß man aus phrenologischen Gründen für den Größenwahn unzugänglich sein, um nicht ein wenig überzuschnappen, und es wird begreiflich, wieso mir in Berlin auf meine beiläufige Bemerkung über den bedenklichen Geisteszustand eines gewissen Konsulatsbeamten erwidert wurde: „Alle, welche wir nach dem Orient schicken, werden Narren.“ — Ob ich diesem Schicksale ganz entgangen bin, erlaubt mir meine Bescheidenheit nicht zu beantworten. Jedenfalls ist jedoch Algier für einen deutschen Konsul auch in psychiatrischer Beziehung ein guter klimatischer Kurort. An letzterem Orte hat ein von mir entlassener Koch zum Abschiede mir über die Straße zugerufen: „Adieu mon pauvre consul qui n'a que trois chemises, et au revoir à Berlin!“ — Ich hatte dem Kerle nur drei Hemden geschenkt; — und eine Köchin, welche zwar nicht Arsenika, aber doch Arsene hieß, hat uns aus Bosheit in die Theekanne gepißt.

Nicht nur für die Türkei, sondern auch für Algier muß ich aber jedem Konsul den guten Rat geben, sich, wenn er noch keinen haben sollte, mit einem Orden zu versehen. In Algier trägt jeder anständige Mensch ein rotes Bändchen im Knopfloch; in Smyrna ist ohne Ordensdekoration der sonst so freigebig erwiesene Respekt doch kaum zu behaupten. „Mon père a douze décorations“ pflegte das hoffnungsvolle Söhnchen eines meiner Herren Kollegen zu sagen. Ein andrer hatte auf der Brust keinen Platz mehr, und ich riet er möge hinzukommende Ehrenzeichen, um die Last besser tragen zu können, auf dem Rücken befestigen. Um meinen türkischen Kawassen eine ihrem kindlichen Gemüte entsprechende Freude zu machen, ließ ihnen mein Sohn aus Deutschland gemalte Bilderbogen kommen, — Soldaten der verschiedenen deutschen Waffengattungen, unter die sich aber einige Theaterhelden verirrt hatten. Eins der Bilder stellte Karl den Großen im Kaiserornate dar, mit Scepter und Reichsapfel in den Händen. Unbefriedigt betrachtete Edhem nach empfangener

Erklärung das Blatt, bis endlich der Eindruck ſich in die Frage zuſammendrängte: „Wo hat er denn aber ſeinen Orden?“ — Selbſt Karl der Große könnte in Smyrna ohne Orden ſeine Würde nicht behaupten.

Von Konſtantinopel war bald nach meiner Ankunft das großherrliche Plazet und Exequatur angelangt, und es wurde Tag und Stunde zu meinem offiziellen Beſuche bei dem Generalgouverneur, Vali des Vilayets Aidin, Sureya Paſcha, feſtgeſetzt. Das eine der beiden Dokumente dürfte als Probe türkiſchen Kurialſtiles den Leſer ſoweit intereſſieren, daß ein Auszug in deutſcher Ueberſetzung an dieſer Stelle ſich rechtfertigen wird. Es lautet wie folgt:

„Meinem edlen Miniſter und erlauchten Muſchir, Ordner der Welt und Leiter der Staatsgeſchäfte mit klugem Sinn, Wahrer der Intereſſen des Volkes mit rechtem Rate, Gründer des Gebäudes des Reichs und der Wohlfahrt und Feſtiger der Säulen des Glückes und Ruhmes, meinem durch Gottes Gnade mit edlen Eigenſchaften reich begabten hohen Vezier, dem Vali des Vilayets Aidin, Inhaber des Medſchidiehordens erſter Klaſſe, meinem Vezier Muſtafa Sureya Paſcha — Gott gebe ſeinem Ruhme Dauer, — und dem Muſter der im heiligen Geſetz bewanderten Richter, dem Naib des Gerichtsbezirkes von Smyrna, unſrem Mollah — möge ſein Wiſſen zunehmen — ſei bei Ankunft dieſes meines erlauchten Schreibens zu Kund und Wiſſen gethan, was folgt:

„Die in meiner Hauptſtadt Konſtantinopel befindliche Geſandtſchaft Sr. Majeſtät des Kaiſers von Deutſchland und Königs von Preußen hat mir durch eine offizielle Note angezeigt, daß ... und an ſeine Stelle Herr Fröbel ernannt worden iſt ... ſo ergeht an Euch, Statthalter und Naib, mein erlauchter Befehl, daß Ihr den genannten Konſul ... von ſeinem Konſulat in offizieller Weiſe Beſitz ergreifen und ſein Amt ungehindert antreten laſſet. Duldet keine dem Berat zuwiderlaufende Einmiſchung und Störung der Amtsgeſchäfte, laſſet den Konſul vielmehr nach Möglichkeit den Verträgen gemäß Eurer Hilfe und Unterſtützung teilhaftig werden, und handelt und verfahrt immer nach dem Inhalte dieſes meines allerhöchſten Befehles.“

Der erste offizielle Besuch eines Konsuls bei einem türkischen Statthalter ist eine große Staatsangelegenheit. Dem Gebrauche gemäß fuhr ich, von dem Kanzler und ersten Dragoman des Konsulates begleitet, nach dem Konak — der Residenz des Generalgouverneurs. Die Wache stand unter dem Gewehr und eine Compagnie Soldaten bildete Spalier auf der Treppe des in modernem europäischen Geschmacke aufgeführten sehr stattlichen Gebäudes. Ein späterer Pascha, bei welchem sich, wie bei jedem der im Durchschnitte alle sechs bis acht Wochen wechselnden Generalgouverneure, die Scene wiederholte, hatte sogar eine Regimentsmusik auf die Treppe postiert, welche dem Vertreter der deutschen Nation zu Ehren den Trauungsmarsch aus dem Lohengrin spielte und erst nach meinem Eintritte in den Empfangssaal in türkische Kompositionen verfiel, in denen die große Trommel die Melodie zu führen schien. Sureya Pascha, dessen Name mir neuerdings nicht wieder vorgekommen ist, war ein eleganter stattlicher Mann, von welchem man mir sagte, daß er französisch spreche, mit welchem ich aber die Unterhaltung durch meinen und seinen Dragoman zu führen hatte. Ihm diente als solcher der Generalsekretär des Gouvernements, der Armenier Diran Effendi, ein bei allen Konsulaten beliebter noch junger Mann von gefälligen und guten Manieren, mit welchem ich, da er bei allem aus den Launen des Sultans und den Intriguen des Serails hervorgehenden Wechsel der Generalgouverneure seinen Posten behauptete, in häufigen Verkehr kam. Nach dem Pascha besuchte ich noch die Personen zweiten Ranges in der Regierung des Vilayets, darunter achtbare Persönlichkeiten, zu denen ich jedoch den Chef der Polizei nicht rechnen kann. Von diesem wurde behauptet, daß er mit den Dieben und Räubern teile, und ich vernahm diese Behauptung sogar aus dem Munde eines angesehenen Türken vom Richterstande, als dieser, nach Konstantinopel versetzt, sich bei mir verabschiedete und mich dabei um eine Empfehlung an unsre dasige Botschaft bat. Jedenfalls war Ibrahim Aga, welcher während meiner Zeit, statt abgesetzt zu werden, zum Ibrahim Bey avancierte, ein Hauptspitzbube. Allerdings standen die fremden Konsuln unter seinem besonderen Schutze, so daß es nicht ganz gelogen war, als ich ihm bei einer Gelegen-

heit, wo er mir von den Sorgen und Mühen ſeines Amtes ſprach, erwiderte: „Ich weiß daß Ibrahim Aga wacht, damit wir ruhig ſchlafen können.“ Nur war es mit dem ruhigen Schlafe nicht genau zu nehmen, denn wenn auch keine Räuber bei uns einbrachen, ſo pflegte uns allnächtlicher Feuerlärm zu wecken, welcher mit Piſtolenſchüſſen auf der Straße begann und mit Geſchrei ſich fortpflanzte.

Während es auf der einen Seite bewundernswert iſt, wie das Menſchengewimmel der Smyrnaer Straßen ſich friedlich durcheinander bewegt, ließen auf der andern die polizeilichen Zuſtände der Stadt viel zu wünſchen übrig. Die immer um die nämliche Stunde ausbrechenden Brände nötigten uns eine Zeitlang, faſt jede Nacht uns anzukleiden, um auf alle Eventualitäten gefaßt zu ſein. Zuweilen brach gleichzeitig an mehreren Stellen Feuer aus. Auch glaubte man mehrmals voraus zu wiſſen, an welche Gegend der Stadt die Reihe zunächſt kommen werde. Es bedarf unter ſolchen Umſtänden keiner beſonderen Erwähnung, daß in den meiſten Fällen die Urſache des Feuers in Brandſtiftung zu ſuchen war, obſchon eine unglaubliche Sorgloſigkeit in der Einrichtung der Feuerplätze, im Gebrauche des Petroleums und in der Anwendung der Kohlenbecken ihren ſtändigen Anteil daran hatte. Zu den Beweggründen der Brandſtiftung gehörten die hohen Verſicherungen. Mehr als einmal wurden während meiner Amtsdauer Perſonen, welche ihr eigenes Haus anzündeten, über der That ergriffen. Ich ſelbſt war Zeuge, wie irgendwo gerade zur Zeit des Mittageſſens Feuer in einem Kleiderſchranke ausbrach, und bald nachher hatte die Frau des Hauſes eine neue Garderobe ſeidener Kleider, welche die engliſche Aſſekuranzcompagnie bezahlt hatte. Häufiger jedoch iſt die Abſicht, zu rauben, der Beweggrund der Brandſtiftung geweſen. In einer Nacht brannte das an einer wenige Schritte breiten Gaſſe dem Konſulate gegenüber liegende Haus ab. Der Liebhaber des Dienſtmädchens hatte mit dieſer das Haus angezündet, um eine anſehnliche Geldſumme in Sicherheit zu bringen, hatte aber, um dies zu bewirken, Feuerlärm gemacht, bevor das angelegte Feuer ausgebrochen. Ein Piſtolenſchuß vor unſrer Thür, welchem das bekannte „φωτιὰ!“ folgte, weckte uns aus dem Schlafe, und aus unſern Fenſtern ſahen wir, wie ein Flämmchen im

Innern des Nachbarhauses größer und größer wurde, bis das Feuer um sich griff und der Rauch aus allen Oeffnungen hervordrang. Ich lag gerade an einem gefährlichen Fieber danieder, mußte aber mit meiner Familie flüchten und im österreichischen Konsulate Zuflucht suchen.

Das Stehlen und Rauben unter dem Vorwande des Rettens gehört in der Levante zum Brande, wie der Rauch zum Feuer, und einem ansehnlichen Teile der Bevölkerung erscheint unter dem Gesichtspunkte der Beute eine Feuersbrunst als ein Segen des Himmels, ungefähr wie vor Zeiten vielen Küstenbewohnern das Stranden eines Schiffes. Hier das Brandrecht wie dort das Strandrecht. Gewisse Bestandteile der levantischen Bevölkerung sind dabei stets bereit, für den Dieb oder Räuber Partei zu nehmen, vorausgesetzt, daß er zu ihrer Nationalität und Religion gehört. Wenn aber der Freibeuter ein armer Teufel ist, wird die Sympathie seiner Stammes- und Glaubensgenossen noch durch sozialistische Beweggründe erhöht, und es wird in der Ordnung gefunden, daß er das ihn nährende Geschäft betreibt. Als ein deutscher Kaufmann einen Kerl in Haft zu bringen suchte, welcher ihm am hellen Tage in einer belebten Straße der Stadt die Uhr aus der Tasche gezogen, wurde ihm die Beihilfe der Vorübergehenden versagt, weil der Dieb ein armer Mann sei. Wahrscheinlich sind die beteiligten Personen — Dieb und Publikum — sämtlich Griechen gewesen, unter denen hie und da sehr radikale sozialdemokratische Doktrinen in den Köpfen stecken. Darüber belehrte mich bei meiner Anwesenheit in Athen ein nicht uninteressanter kleiner Vorfall. Ein deutscher Geschäftsmann, welcher sich gegen einen griechischen Universitätsprofessor über die Unart eines Bettlers beklagte, der ihm für eine Gabe nicht gedankt, erhielt zur Antwort: „Was, der Mensch erniedrigt sich so weit, Sie um eine Gabe zu bitten, und soll Ihnen auch noch dafür danken?“ — Wenn solche Ansichten an der hellenischen Hochschule gelehrt werden, muß man sich wundern daß es in Griechenland so wenige Räuber gibt. Der Herr Professor hatte indessen in Deutschland studiert.

Der vorherrschende Beweggrund der Parteinahme für Diebe ist indessen doch das starke und dabei rohe Nationalitätsgefühl, welches

in Verbindung mit dem Glaubensbekenntnis, die gleichartigen Bestandteile des großen Völkergemisches der Türkei, besonders die Griechen, zusammenhält. Ist also der Spitzbube durch erfolgreiche Geschäfte ein reicher und mächtiger Mann geworden, so tritt der Nationalstolz an die Stelle des Mitleides, und wie jener Indianer, welcher zum Ruhme eines verstorbenen Häuptlings mir sagte: „He great horse thief“ — er war ein großer Pferdedieb — so rechnet in solchem Falle der Grieche den Erfolg des Mannes sich selbst mit zum Ruhme an. Ich werde dafür eines Beispieles zu erwähnen Gelegenheit haben. Diese Art zu denken, erklärt sich, von antiken Vorbildern abgesehen, allerdings aus der Beschaffenheit der türkischen Herrschaft früherer Zeit. Der Nationalitätsegoismus tritt übrigens hier auch sonst mit einer oftmals komischen Naivetät auf. Als ich bei Gelegenheit eines nächtlichen Brandes im Begriffe war nach der Brandstätte zu eilen, hielt mich einer meiner Kawassen mit den Worten zurück: „Alleman Haus nix. Gräkis, Inglis, Italian, Franzos φωτιά — Alleman nix.“ Damit wetteifert die Naivetät, mit der sich zuweilen der Diebessinn bethätigt — eine Naivetät, welche an Scenen aus der Geschichte der Entdeckungen in der Südsee erinnert. Eine in einem Hause als Taglöhnerin arbeitende griechische Frau verschlang in einem einzigen unbewachten Augenblicke ein auf dem Tische stehendes Stück Braten und zwei ein andermal in gleicher Eigenschaft im Hause beschäftigte griechische Mädchen liefen mit zwei Stearinkerzen davon, indem sie Arbeit und in Aussicht stehenden Lohn im Stiche ließen. Ein Ziegenhirt, welcher jeden Morgen mit seiner kleinen Herde vor unsre Wohnung kam, um die Milch frisch gemolken zu verkaufen, erhielt gelegentlich einige Reste Brot für seine Tiere. Eines Tages, als dies auch geschah, stürzte die gegenüber wohnende Nachbarin, — eine alte, dicke, wohlhabende Hausbesitzerin — aus ihrem Hause, riß dem Hirten das Brot aus der Hand und zog sich mit der Beute hinter ihre schnell verschlossene Thür zurück. Eine siegreiche Demokratie würde hier ohne Zweifel in aller Unschuld einen Raubstaat errichten.

Bei solchem Volksgeist bot im Fall eines Brandes selbst die wohlwollende Parteilichkeit Ibrahim Agas nur eine unzureichende

Sicherheit dar, und bei einer der vielen solchen Gelegenheiten, bei welcher die Funken auf unser Haus regneten, mußte ich und mein Sohn, jeder mit dem Revolver in der Hand, einen Haufen unberufener Retter vom Eindringen zurückhalten, bis Sureya Pascha in eigener hoher Person erschien und mir vier Mann Soldaten als Sicherheitswache ins Haus legte. Nicht ohne Grund sagte mir der Agent einer englischen Feuerversicherungsgesellschaft: „Wenn Ihr Haus brennen sollte, bitte ich, nichts was versichert ist retten zu lassen, denn wir bezahlen lieber was verbrennt, als was gestohlen wird.“ Ob man recht hatte, im Vertrauen zu sagen, daß die Brandstiftungen, an denen eine gewisse topographische Planmäßigkeit nicht ganz zu verkennen war, mit den Straßenerweiterungsprojekten des Generalgouverneurs in einem durch Ibrahim Aga vermittelten Zusammenhange ständen, in welchem der Polizeidirektor der gleichzeitige Vertrauensmann des aufgeklärten Statthalters und der nicht minder aufgeklärten Spitzbuben sei, wage ich nicht zu entscheiden. Thatsache ist nur, daß die Expropriation von Häusern in der Türkei ihre großen Schwierigkeiten hat, daß in Smyrna abgebrannte Häuser bei dem Neubau zum Behufe der Straßenerweiterung zurückgerückt werden müssen, und daß die Verschönerung der Stadt ein ausgesprochenes Interesse Sureya Paschas war. Auch wurden wir während der Statthalterschaft seiner Nachfolger wenig mehr durch Brände in unsrer Nachtruhe gestört. Andre Paschas hatten, wie es scheint, andre Liebhabereien.

Bei diesen polizeilichen Uebelständen ist indessen nicht zu leugnen, daß die Gerichtsbarkeit der Konsuln über ihre Staatsangehörigen und Schutzgenossen für die öffentliche Sicherheit in der Türkei nicht vorteilhaft ist. Von einem Konsul verlangt die Kolonie seiner Schutzbefohlenen, daß er ihre Partei nehme, sie mögen recht oder unrecht haben. In den Vereinigten Staaten hat man einmal den Grundsatz ausgesprochen: „Our country, right or wrong.“ In der Levante heißt es: „our people, right or wrong“. Das wurde mir an einem der ersten Tage nach meinem Amtsantritte offen gesagt; und wenn ein Konsul wie der griechische in Smyrna 20000 Menschen zu vertreten hat, die sich keineswegs durch Achtung vor Gesetz

und Recht auszeichnen, ist seine Stellung den Ansprüchen der Nationalität gegenüber oftmals eine schwierige. Um so mehr ist es ungerecht, die türkischen Behörden allein für die mangelhaften polizeilichen Zustände verantwortlich zu machen, während fremde Uebelthäter und Taugenichtse bei ihren Konsuln Schutz finden, oder Maßregeln zu Gunsten der öffentlichen Sicherheit durch diese verhindert oder erschwert werden. Letzteres fand zu Smyrna statt, als der Petroleumhandel polizeilichen Einschränkungen unterworfen und dabei von einer stark interessierten Seite Protest gegen eine angebliche Beeinträchtigung vertragsmäßiger Verkehrsfreiheit erhoben wurde. Das Konsularcorps mußte bei dieser Gelegenheit die gegen eine Deputation desselben gemachten satirischen Bemerkungen Sureya Paschas hinnehmen. Eines Tages wurden — um ein anderartiges Beispiel zu geben — hinter einer Mauer in der Nähe des deutschen Konsulates vier verdächtige Männer über der Teilung eines Haufens Goldstücke überrascht, von denen zwei die Flucht ergriffen, die beiden andern aber mir vorgeführt wurden. Ich ließ sie samt zwei schweren Beuteln voll Gold der türkischen Behörde übergeben und erhielt den Dank des Generalgouverneurs für den wichtigen Dienst, welchen ich der öffentlichen Sicherheit geleistet. Die beiden Kerle jedoch gingen tags darauf in der Stadt spazieren, und es wurde mir gesagt daß sie ihrem Konsul übergeben, also von diesem freigelassen worden seien. Der Eigentümer des Goldes hat dasselbe schwerlich wieder zu sehen bekommen, sei es in türkischen oder andern Taschen zurückgeblieben. Mag aber auch die des betreffenden Konsuls dabei unbeteiligt geblieben sein, was schon darum wahrscheinlich ist, weil die Türken den von mir ihnen überlieferten Schatz wohl nicht wieder aus den Händen gelassen haben werden, so hat derselbe jedenfalls der Furcht vor den gefährlichen Elementen seiner Kolonie nachgegeben. Als im November 1874 ein ebenso übelberüchtigter wie reicher Grieche starb, welcher notorisch sein großes Vermögen auf den schmutzigsten Wegen gesammelt, den Grund dazu durch ein Plazierungsbureau für diebische Dienstboten gelegt und später mit Diebesbanden den Raub geteilt, zogen bei dem Begräbnisse sämtliche Konsulate — und, zu unserer Schande muß ich es sagen, auch

das deutsche sah sich nach einigem Widerstande dazu genötigt — ihre Flaggen an halbem Maste auf, die Konsuln von Oesterreich und England aber vergaßen so weit ihre Würde, dem Sarge des Hauptspitzbuben zu folgen. Die Begräbnisfeier wurde als politische Angelegenheit behandelt. Um die Hemmungen zu würdigen, welche sich der Justiz aus der Rechtsexterritorialität der Fremden ergeben können, muß man bedenken, daß in Smyrna Belgien, Dänemark, Deutschland, England, Frankreich, Griechenland, Italien, die Niederlande, Oesterreich, Persien, Portugal, Rußland, Schweden, Spanien und die Vereinigten Staaten Konsulate unterhalten und daß jeder der anwesenden Unterthanen oder Schutzgenossen dieser 15 Mächte nur vor seinem Konsul gerichtlich belangt werden kann. Mit der türkischen sind also hier am gleichen Orte 16 verschiedene Gerichtsbarkeiten, von welchen in einem etwas zusammengesetzten Rechtsfalle eine Mehrzahl kann zusammenwirken müssen. Auch in Polizei- und Verwaltungssachen ist die Intervention dieses oder jenes Konsulates nicht immer von Erwägungen des öffentlichen Wohles und des Fortschrittes im Guten geleitet. In Angelegenheiten von welchen die Fremden berührt werden, bilden die Konsuln eine Art von Mitregierung, deren Macht man nicht gering anschlagen wird, wenn man erwägt, wie oft ein türkischer Statthalter Ursache haben mag, einen an die betreffende Gesandtschaft in Konstantinopel gehenden ungünstigen Bericht dieses oder jenes Konsuls zu fürchten. Bei allen Nachteilen, welchen die türkische Regierung durch diesen Zustand ausgesetzt ist, läßt sich dennoch die Rechtsexterritorialität der Fremden in der Türkei vorderhand nicht aufheben, und die Säkularisation des Rechtes muß in diesem Lande noch große Fortschritte machen, bevor die Mächte christlicher Civilisation verständigerweise darauf verzichten können. Ueberhaupt ist es nicht wahrscheinlich, daß das Reich den Prozeß dieser Umwandelung, um den es sich im Grunde bei türkischen Reformen zuletzt allein handelt, überstehen könne. Das non possumus ist vielleicht für den Sultan nicht weniger eine Wahrheit als für den Papst, obschon die an beide gelangte Zumutung eine entgegengesetzte ist. Der Papst hat sich auf das geistliche Gebiet zurückziehen müssen, für den Sultan

handelt es sich um die Frage, ob er sich auf das weltliche zurückziehen kann.

Es hat etwas Rührendes zu sehen, wieviel bei den Türken guter Wille, und wie wenig Fähigkeit vorhanden ist damit etwas Gutes zu bewirken. Ich habe bei ihnen im Rufe einer wissenschaftlichen Autorität und wohlwollender Gesinnung gegen sie gestanden, und in verschiedenen Fragen des öffentlichen Interesses bin ich, zuweilen auf fast kindliche Weise, um mein Urteil gebeten worden. Einer der Generalgouverneure teilte mir mit, daß er sich mit der Verbesserung des Klimas von Smyrna beschäftige und gelegentlich meine Rathschläge einholen werde. Die beständigen Wechsel in der Besetzung der höheren Beamtenstellen kommen zu dem Mangel an Einsicht hinzu, um die besten Absichten wirkungslos zu machen, und zuweilen macht auch das Schicksal in einer ernsteren Gestalt einen Strich durch reformatorische Pläne, an welche sich schöne Hoffnungen hätten knüpfen lassen. Der letzte der während meiner Amtszeit in Smyrna der Regierung des Vilayets Aidin vorstehenden Generalgouverneure, Essad Pascha, welcher Großvezier gewesen und ein Mann von Bildung war, ließ mich nach meiner Abreise brieflich bitten, ihm dreimal die notwendigen Apparate für den Unterricht in der Physik zu besorgen. Sie waren für eine griechische, eine armenische und eine türkische Schule bestimmt. Ich nahm mich in Berlin der Sache an; aber bevor ich den Auftrag ausführen konnte, war der in seinen besten Jahren befindliche kräftige und gesunde Mann plötzlich gestorben. Er hatte eine Visitationsreise durch einen Teil seines Vilayets gemacht und dabei große Mißbräuche entdeckt. Er wollte die Visitation fortsetzen, als er einen hohen Besuch von Konstantinopel erhielt. Diesem zu Ehren gab er ein Gastmahl und wenige Stunden darauf war er tot. Ein ärztliches Gutachten hat besagt, daß er an einem apoplektischen Fieber gestorben, welches er sich auf seiner Visitationsreise zugezogen. Es wird nicht unwahr sein, daß diese Reise seinen Tod veranlaßt hat.

Aus der Geschichte meiner amtlichen Wirksamkeit darf ich mir nur erlauben, die Erledigung einiger Angelegenheiten von öffentlichem Interesse zu erwähnen. Bald nach meiner Ankunft ließ Sureya

Pascha mich bitten, ihm meine Ansicht über die Lösung der Grundsteuerfrage mitzuteilen. Bekanntlich sind in allen auf das Grundeigentum bezüglichen Angelegenheiten mit Inbegriff der Besteuerung desselben die Fremden in der Türkei den türkischen Gesetzen und der türkischen Gerichtsbarkeit unterworfen und die Konsuln haben darin keine Kompetenz. Diese Ausnahme von dem allgemeinen Grundsatze der Exterritorialität der Fremden ist die Bedingung gewesen, unter welcher neuerdings diesen das Recht, in der Türkei Grundeigentum zu erwerben, eingeräumt worden ist. Die fremden Grundeigentümer in Smyrna hatten jedoch gegen eine wirkliche oder angebliche Ungerechtigkeit in der Verteilung der Grundsteuern protestiert und seit sechs Jahren keine bezahlt. Eine gemischte Kommission hatte die Beschwerde und Weigerung prüfen und darüber Bericht erstatten sollen; aber gegen die Zusammensetzung dieser Kommission war abermals Protest erhoben worden. Die Konsulate und Gesandtschaften konnten dem bekannten Protokolle gemäß sich nicht einmischen; aber ohne Mitwirkung der Konsulate wäre demungeachtet keine Exekution rückständiger Steuerzahlungen möglich gewesen und das gute Einvernehmen mit den fremden Mächten konnte den Türken unter allen Umständen nicht gleichgültig sein. In einem an Sureya Pascha gerichteten Privatschreiben riet ich, die Notabeln aller bei der Frage beteiligten Nationalitäten zu einer Beratung unter dem persönlichen Vorsitze des Generalgouverneurs zu versammeln und auf diesem Wege eine freie Verständigung zu versuchen. Der Rat wurde, wie Diran Effendi wiederholt mir später sagte, von der türkischen Regierung ihren die Sache betreffenden Weisungen zu Grunde gelegt, in Smyrna wurde danach verfahren und eine vollständige Uebereinstimmung mit den fremden Grundeigentümern erzielt; aber einen Tag vor der Unterzeichnung eines darauf bezüglichen Protokolles wurde Sureya Pascha abberufen. Mit seinem Nachfolger mußte in neue Erörterungen eingetreten werden. Indessen ist die Angelegenheit in befriedigender Weise zur Erledigung gekommen, wobei, wenn ich nicht irre, die Nachzahlung der rückständigen Steuern auf eine Reihe von Jahren verteilt worden ist.

Eine andre bei meiner Ankunft ſeit Jahren ſchwebende Streitfrage, deren Erledigung mir gleichfalls zu fördern gelang, war die des proteſtantiſchen Begräbnisplatzes. Zu dieſer Beſtimmung war von der türkiſchen Regierung den Engländern, Deutſchen und Niederländern gemeinſam ein Grundſtück geſchenkt worden, welches ſpäter zwiſchen den drei Nationen geteilt worden war. Die Ummauerung des Ganzen ſollten ſie auf gemeinſame Koſten ausführen, worüber zwiſchen ihnen verſchiedene Meinungen herrſchten. Dieſe Ummauerung war aber eine unerläßliche Vorbedingung der Benutzbarkeit, da der Begräbnisplatz eines ſicheren Schutzes gegen Hyänen und andre Störer der Totenruhe bedarf. Unterdeſſen jedoch hatten die Herren Duſſaud, Unternehmer des Quaibaues, eines großen, für Stadt und Land wichtigen Werkes, über das Friedhofsterrain zum Zwecke des Transportes von Material aus einem dahinter befindlichen Steinbruche einen Schienenweg gelegt, deſſen verſprochene baldige Beſeitigung ſich in die Länge zog, und von engliſcher und deutſcher Seite wurde behauptet, von den Herren Duſſaud dagegen beſtritten, daß die Quaibaugeſellſchaft ſich verpflichtet habe, als Aequivalent für dieſe Benutzung des Grundſtückes ein gewiſſes Stück der Umfangsmauer auf ihre Koſten bauen zu laſſen. Die Angelegenheit mit dieſen Streitigkeiten hatte ſich neun Jahre hingeſchleppt, und der engliſche Generalkonſul, überhaupt ein Gegner des durch die franzöſiſche Geſellſchaft ausgeführten Quaibaues, hatte ſich darüber dermaßen erhitzt, daß er gedroht hatte, die Schienen durch eine Anzahl bewaffneter Leute mit Gewalt wegreißen zu laſſen. Von franzöſiſcher Seite war angedeutet worden, daß man in der Lage ſein werde, Gewalt mit Gewalt zurückzuweiſen. Die Holländer blieben außerhalb des Streites, weil der niederländiſche Konſul zugleich im Dienſte der Quaibaugeſellſchaft ſtand, wofür der engliſche ſein erbitterter Feind war. So ſtanden die Dinge bei meiner Ankunft, und von meinem engliſchen Kollegen wurde mir zugemutet, mit ihm gegen die Geſellſchaft gemeinſame Sache zu machen, was beinahe klang, als ſollte ich ihm gegen die Franzoſen Hilfstruppen ſtellen. Ich ſchlug den umgekehrten Weg ein. In einer Unterredung mit Herrn Duſſaud fand ich an dieſem einen für billige Erwägungen

zugänglichen und zuvorkommenden Mann. Er erklärte sich nach kurzen Erörterungen nicht nur bereit, wirklich das fragliche Mauerstück auf seine Kosten herzustellen, sondern übernahm auch in billigen Accord unsren ganzen Mauerbau, wobei der streitige Schienenweg durch die erleichterte Zufuhr der Steine uns selbst zu Nutzen kam. Es wurde vereinbart, daß die Mauer sogleich gebaut und nur für den Schienenweg auf die noch übrige kurze Zeit bis zur Vollendung der Quaiarbeiten die nötige Oeffnung gelassen werde. Ein halbes Jahr später waren die Schienen entfernt, die Oeffnung war geschlossen, der deutsche Begräbnisplatz, wie kurz vorher der englische, feierlich eingeweiht, und mein sehr geschätzter englischer Kollege, welcher anfänglich mit mir schmollte, weil ich nicht als sein Alliierter auf türkischem Gebiete mit den Franzosen Krieg führen wollte, versöhnte sich mit der friedlichen Beilegung des langwierigen und unfruchtbaren Streites.

Ich will bei dieser Gelegenheit erwähnen, daß ich von dieser leichten und vorübergehenden Mißstimmung abgesehen, welche weder den amtlichen noch den geselligen Verkehr störte, mit allen meinen Kollegen ohne Unterbrechung im besten Einvernehmen gestanden habe, und daß namentlich auch von französischer Seite, und zwar von zwei aufeinander folgenden Amtsinhabern, mir die größte Zuvorkommenheit bewiesen worden ist.

Was im übrigen die Smyrnaer Gesellschaft betrifft, so ist deren Liebenswürdigkeit bekannt, und die fremden Konsuln sind die Ehrenmitglieder geselliger Vereine und mit ihren Familien überall gern gesehene Gäste. Nur waren wir zu wenig den geselligen Freuden ergeben um die Vorteile dieser Liebenswürdigkeit viel genießen zu können. Wie in allen Verhältnissen des levantischen Lebens, machen sich indessen auch in dem was man im europäischen Sinne „die Gesellschaft" nennen kann, hier die Nationalitäten in Verbindung mit dem Glaubensbekenntnisse geltend. Ich muß hier wohl bemerken, daß man unter Levantinern die in der Levante gebornen aber fortdauernd unter europäischem Schutze stehenden katholischen Nachkommen europäischer Eltern zu verstehen hat, so daß „levantinisch" einen engeren Begriff bezeichnet als „levantisch". Levan-

tiſch iſt, was der Levante, levantiniſch aber, was dem bezeichneten Beſtandteile der levantiſchen Bevölkerung angehört. Die Levantiner ſind ſehr prononcierte Katholiken und die Mehrzahl derſelben ſteht unter franzöſiſchem Schutze. Im deutſch-franzöſiſchen Kriege haben ſie leidenſchaftlich für Frankreich Partei genommen und der ſogenannte „Kulturkampf“ hat uns ihre Sympathie nicht erworben. Indeſſen haben ſich mehrere in Smyrna anſäſſige Deutſche mit Levantinerinnen verheiratet und dadurch immerhin ein Verbindungsglied hergeſtellt, und da es dieſer Klaſſe nicht an Zuvorkommenheit und äußerer geſellſchaftlicher Bildung fehlt, ſo iſt kein allgemeiner Grund vorhanden, weshalb ein Deutſcher mit derſelben in andre als angenehme Berührungen kommen müſſe. Zwiſchen den Levantinern und den Griechen aber beſteht ein ſchärferer Gegenſatz. Als einmal zwiſchen meiner Frau und einer levantiniſchen Dame die Rede von einem öffentlichen Garten war, bemerkte die letztere, „man“ habe früher gerne dieſen Vergnügungsort beſucht und da Muſik gehört, ſeitdem aber das Griechenpack — „la grécaille“ — ſich dahin gezogen, gehe „man“ nicht mehr dahin. Ohne Zweifel aber ſind die Griechen in ſehr wichtigen Beziehungen der achtungswertere Teil. Sie führen ein gutes, zum Teil muſterhaftes Familienleben, ſind fleißig, ſparſam, talentvoll und ernſteren geiſtigen Intereſſen zugethan, — Vorzüge des Charakters, durch welche nicht gerade die Levantiner ſich hervorthun. Welcher von beiden Teilen es mit der Wahrheit am wenigſten genau nehmen mag, wage ich nicht zu entſcheiden. Ein deutſcher Kaufmann in Smyrna erzählte mir, er habe einem griechiſchen Geſchäftsfreunde im Geſpräche bemerkt: „Sie haben mir geſtern das Gegenteil von dem geſagt, was Sie mir heute ſagen,“ und darauf die Antwort erhalten: „Das iſt ganz richtig; geſtern habe ich aber auch gelogen.“ Ein Levantiner wäre vielleicht kein ſo ehrlicher Lügner geweſen wie dieſer Grieche. Wie es ſich aber auch mit dieſer und anderen Seiten der Moral verhalten mag, — ſoweit ich in Smyrna die Griechen zu beobachten Gelegenheit gehabt, kann ich die viel verbreitete ungünſtige Meinung über ſie nicht für richtig halten. Das europäiſche Urteil iſt in Bezug auf ſie aus einem Extrem in das andre gefallen. Ich räume ein, daß ſie ein un-

ruhiges, ehrgeiziges und eitles Volk von unzuverlässigem und in manchen Beziehungen gefährlichem Charakter sind, und für ihre politische Zukunft ist das gewiß sehr bedenklich. Wenn indessen das heutige Königreich Griechenland, von welchem hier nur nebenbei die Rede sein soll, in politischer Beziehung manches Bedenken erregt, so trägt eine ihm von außen gekommene und seinem Kulturzustande unangemessene Verfassung und seine Kleinheit im Verhältnis zu den vielen überzähligen Persönlichkeiten welche im Auslande Vermögen und höhere Bildung erworben haben und zu Hause einen Wirkungskreis suchen aber nicht finden können, unzweifelhaft einen großen Teil der Schuld. Der Volkscharakter hat dort an dem Uebel nur einen mittelbaren Anteil. Uebrigens sind auch die alten Griechen, welche ich für die Stammeltern, wenigstens der kleinasiatischen und Insel-Griechen halte — um mit Fallmerayer nicht in zu großen Konflikt zu kommen — nicht wie die Römer ein politisches Volk gewesen, und nur so schlechte Politiker, wie unsre Philologen zu sein pflegen, haben sie für ein solches halten können. Ihre wahren oder angeblichen Nachkommen sind aber jedenfalls eines der talentvollsten, arbeitsamsten, geschicktesten, sparsamsten Völker der Erde, und wo solche Eigenschaften vorhanden sind, darf man voraussetzen, daß sich mit der Zeit auch noch Tugenden entwickeln werden welche jetzt ihnen fehlen. In der Levante sind die Griechen das eigentliche Kulturelement. Griechische Uebersetzungen von Lehr- und Lesebüchern, aus verschiedenen Sprachen, werden zu Hunderttausenden gedruckt und verbreitet, für griechische Schulen wird aus Privatmitteln von den Griechen so viel geleistet, daß ich in der That nicht weiß welches Volk sich darin ihnen an die Seite stellen könnte, und gelehrigere Menschen als sie gibt es nirgends in der Welt. Wo irgend etwas abzusehen, abzulauschen, zu lernen ist, wird ein Grieche zusehen, zuhören, aufmerken, — das Beobachtete, Vernommene sich zu nutze machen. In Smyrna erschien bei mir ein junger Mann, welcher sich mir als Kustos des Museums und der Bibliothek der griechisch-evangelischen Schule vorstellte und einen Wunsch vorbrachte. Da er sich als Griechen zu erkennen gab, aber gut und geläufig deutsch sprach, äußerte ich die Vermutung, daß er in Deutschland studiert habe. „O nein!“ —

erwiderte mir Herr Papadopulos — „ich habe bisher Smyrna nicht verlaſſen.“ — „Und von wem“ — fragte ich — „haben Sie Ihr gutes Deutſch gelernt?“ — „Ich habe Unterricht bei dem Pfarrer Reineck genommen“ — war die Antwort. Von Wichtigkeit für die Beurteilung eines jeden Volkes iſt der Charakter des weiblichen Geſchlechtes in demſelben. Die Griechinnen ſind ſittſam, reinlich und haben Sinn für Ordnung. Die Smyrnaer Griechinnen zeichnen ſich durch Schönheit vorteilhaft vor den Athenerinnen aus. Daß unter ihnen klaſſiſche Schönheit nicht alltäglich iſt, verſteht ſich von ſelbſt, doch iſt uns einmal eine junoniſche Geſtalt mit ſo plaſtiſch ausgeprägter reiner Schönheit der Geſichtsbildung begegnet, daß die Erſcheinung eine für uns ganz außerordentliche war.

Daß in der Geſellſchaft im europäiſchen Sinne die Türken nicht in Betracht kommen, bedarf keiner Erörterung. Einzelnen Männern der höheren Klaſſen fehlt es nicht an dem Schliffe durch welchen ihre natürliche Würde für den leichteren Umgang des Salons genießbar wird, und Eſſad Paſcha war ein Mann, welcher ſich darin zu bewegen wußte. Von einem alttürkiſchen Würdenträger — wahrſcheinlich jenem „Muſter der im heiligen Geſetze bewanderten Richter, dem Naib des Gerichtsbezirkes von Smyrna — möge ſein Wiſſen zunehmen“ — wie ſich Abd-ul-Aziz in dem oben im Auszuge mitgeteilten großherrlichen Schreiben ausgedrückt, wurde mir erzählt — ich ſelbſt bin nicht Zeuge geweſen — daß er auf einem Kaſinoballe auf dem Sofa eines Nebenzimmers in Gegenwart eleganter Herren und Damen Schuhe und Strümpfe ausgezogen und ſich die Hühneraugen operiert habe.

Die Armenier und Juden nehmen keine beſondre geſellſchaftliche Stellung ein. Die letzteren haben hier im Geldgeſchäfte an den erſteren ihre Meiſter gefunden und ſind ſchon den Griechen in Geſchäftsgewandtheit nicht gewachſen. Es gibt in Smyrna nur einige wenige jüdiſche Handlungshäuſer, und mit dieſen wenigen Ausnahmen gehören die daſigen Juden der niederen Volksklaſſe an. Die Männer ſind eine Art levantiſcher Eckenſteher, welche ſich zu den niedrigſten Arbeiten gebrauchen laſſen; die Frauen ſieht man mit Kalkfarbe und Pinſeln an langen Stielen über die Straße gehen, indem das Weißen

von Zimmern und andern inneren Hausräumen ihr Geschäft ist. Die Klasse besteht aus achtbaren Menschen, welche einen bessern Eindruck machen als die kleinen Handelsjuden in christlichen Ländern, und zum Teil sind sie keineswegs so arm wie sie scheinen. Ihre Sprache ist die spanische, welche sie mit hebräischen Buchstaben schreiben und drucken. Es erscheint in dieser Sprache und Schrift zu Smyrna eine jüdische Zeitung.

Unter den Armeniern sind reiche Leute, hauptsächlich Bankiers, Kaufleute und Fabrikanten. Auch die Dragomane der Konsulate gehören meist dieser Nationalität an. Wenn diese Beamteten für geringen Gehalt dienen, so wissen sie desto besser ihre Stellung zu Nebenerwerb zu benutzen. Im allgemeinen haben die armenischen Männer, welche vortreffliche Geschäftsleute sind, einen spießbürgerlichen Zug, so daß man viele von ihnen für Honoratioren eines deutschen Landstädtchens halten könnte. Die Frauen sind nicht selten schön und galant. Ueberhaupt hat der armenische Charakter zugleich ein abenteuerliches Element, welches in den Roman paßt und auch nicht ohne Grund schon dafür benutzt worden ist. Es gibt in der Levante italienische Adelsnamen, deren Inhaber ihren Stammbaum von venetianischen oder genuesischen Wurzeln abzuleiten gewußt haben. Bei Gelegenheit einer Verfolgung der katholischen Armenier sind von der türkischen Regierung zahlreiche Familien in verschiedene Provinzen des Reiches — ich glaube besonders nach Albanien — verbannt worden, denen es später gelungen unter veränderten Namen in die asiatische Türkei zurückzukehren und sich als Katholiken des fremden, besonders französischen und italienischen Konsularschutzes zu versichern. Vor einigen Jahren aber ist es der türkischen Regierung in den Sinn gekommen, diese falschen Europäer als ihre Unterthanen zu reklamieren, und in Konstantinopel ist eine lange Namensliste veröffentlicht worden, durch welche dieselben an ihren wahren Ursprung erinnert worden sind. Viele große Familien der Levante mit berühmten italienischen Namen haben dadurch einen von Grund aus veränderten Stammbaum und einen obskuren armenischen Namen bekommen. Es soll mit dieser Erwähnung nicht gesagt sein, daß unter den gegebenen Verhältnissen die genealogische Erfindsamkeit nachteilig zu beurteilen sei und auf den ehrenwerten Charakter dieser

Familien ein ſchlechtes Licht werfe. Es iſt nur die Not geweſen, welche ſie erfindſam gemacht hat, und es wäre gut, wenn viele Stammbäume des occidentaliſchen Adels ſo harmloſem Boden entſproſſen wären.

Eine armeniſche Dame war während meines Aufenthalts in Smyrna die Heldin eines bis in weite Kreiſe und hohe Regionen ſpielenden Romans. Die Frau lebte von ihrem Manne, einem reichen, aber nichts weniger als eleganten Hausbeſitzer und Kapitaliſten, getrennt, und mit demſelben im Streite über zwei Kinder, welche vom Vater in der deutſchen Diakoniſſenanſtalt untergebracht waren, und von welchen die Mutter wenigſtens das eine beanſpruchte. Eines Tages, als dieſe Kinder ſich vor dem Diakoniſſenhauſe auf der Straße befanden, wurde das jüngere im Auftrage der Mutter von einem plötzlich hinzutretenden Manne gewaltſam entführt. Der Vater ſuchte Hilfe bei dem Generalgouverneur, von welchem geſagt wurde, daß er dem ehelichen Zerwürfniſſe nicht fremd ſei, welcher aber nun ſich große Mühe gab eine Verſöhnung herbeizuführen. Es wurde erzählt, er habe, auf das Beiſpiel der Konſtantinopeler Geſellſchaft hinweiſend, dem Armenier vorgeſtellt, daß man in dermaligem aufgeklärten Zeitalter tolerant ſein müſſe, wovon ſich aber der entſchieden ſpießbürgerliche und altmodiſche Ehemann nicht habe wollen überzeugen laſſen. „Was würdeſt du thun," — hatte endlich der Paſcha gefragt — „wenn ich ſelbſt dir deine Frau wieder zuführte?" — „Wenn der Paſcha das thäte," — war die Antwort — „würde ich aus Achtung vor ihm die Frau aufnehmen; ſo wie er aber fort wäre, würde ich ſie wieder aus dem Hauſe jagen." Somit waren die Verſöhnungsverſuche geſcheitert und der Streit über die Entführung des Kindes kam vor das türkiſche Gericht. Auf Beſchluß dieſes letzteren wurde das Kind vorläufig der Mutter abgenommen und deren Advokaten übergeben, welcher dasſelbe nach richterlicher Entſcheidung dem Vater oder der Mutter zuſtellen ſollte. Und mit Spannung wurde dieſe Entſcheidung erwartet, in welcher der leichtfertige Lebenswandel der Mutter zu Gunſten des Vaters in die Wagſchale fallen mußte.

Währenddem hatte die armeniſche Bevölkerung für und wider Partei ergriffen. Die vornehmen Armenier waren für die Frau,

welche vom Pascha protegiert wurde, das armenische Volk mit dem Bischof an der Spitze für den Mann. Es fanden armenische Volksversammlungen zu Gunsten des letzteren statt. Der Pascha aber ließ die Versammlungslokale schließen, und berichtete nach Konstantinopel daß die öffentliche Ruhe gefährdet und der Bischof der Anstifter sei. Zu der nämlichen Zeit war der armenische Kirchenstreit gerade besonders lebhaft, und zu Konstantinopel lebte die nicht minder galante Schwester der schönen Smyrnaer Sünderin und übte einen, wie man sagte, von der Anwesenheit des Prinzen von Wales datierenden Einfluß aus. Die Haltung des armenischen Bischofs von Smyrna wurde mit dem Gegensatze zwischen Hassuniten und Antihassuniten, der Smyrnaer Eheprozeß mit dem weltbewegenden Kulturkampfe in Verbindung gebracht, und der Bischof erhielt von Konstantinopel die Weisung, Smyrna unverzüglich zu verlassen und sich in der Hauptstadt zu verantworten. Schnell indessen neigte sich die Wage wieder auf die andre Seite. Der Pascha war in Ungnade gefallen und wurde auf einen schlechteren Statthalterposten versetzt. Das Gericht entschied, daß das Kind dem Vater zu übergeben sei, aber siehe da! — die Mutter war mit demselben nach Paris entflohen. Ihr Advokat bekannte sich schuldig, ihr, gegen den Gerichtsbefehl, das Kind übergeben zu haben. Der Pascha sprach von strenger Bestrafung, reiste aber gleich darauf nach Syrien ab. Ich machte ihm an Bord des Dampfschiffes im Hafen meinen Abschiedsbesuch. Er war ein aufgeklärter Türke und bewirtete mich mit einem Glase Champagner.

Ein levantischer Roman muß, wie man sieht, heutzutage nicht schrecklich sein, und die Byronschen Verse von dem Lande

> Where the rage of the vulture, the love of the turtle
> Now melt into sorrow, now madden to crime —

malen eine vergangene Zeit. Levantinische Romane — ich bitte den freundlichen Leser sich oben gegebener Begriffsbestimmung zu erinnern — sind gewöhnlich noch viel civilisierter und moderner, als dieser armenisch-levantische, verdienen aber darum auch um so weniger, erzählt zu werden.

3.

Irrige Vorausſetzungen und widerwärtige Verhältniſſe. Kleine Annehmlichkeiten. Quai-Promenade und griechiſche Muſik. Himmel und Klima Joniens. Harter Winter und Hungersnot in Kleinaſien. Die Jurken. Malariafieber und Urlaubsreiſe. Athen. Allgemeiner Eindruck. Erinnerungen an die Armansperg'ſche Periode. Luiſe von Armansperg. Das griechiſche Volk und der griechiſche Staat. Die griechiſche Kirche und der Proteſtantismus. Das griechiſche Element in der levantiſchen Völkermiſchung.

Die Geneigtheit, deren ich mich bei meinem Eintritte in den Reichsdienſt an hoher Stelle zu erfreuen gehabt, war von mir falſch verſtanden worden. Sie war die Wirkung perſönlicher Gunſt. Ich hatte mir eingebildet, auf einem nicht ganz gewöhnlichen Lebenswege politiſche Fähigkeiten erworben zu haben, deren Verwertung der in Berlin beſtimmende Geſichtspunkt geweſen ſei. Im Konſulatsdienſte glaubte ich nur vorübergehend verwendet werden zu ſollen und hielt denſelben nur für einen kurzen Ergänzungskurſus im Intereſſe amtlicher Geſchäftskenntnis. Ich hätte es vorgezogen, mir einen neuen Wirkungskreis im Privatleben zu ſuchen, wenn ich gewußt hätte, daß man meinen Wunſch wie ſeine Erfüllung anders auslegte. Ich hatte früher durch den Abbruch eines ehrenvollen Verhältniſſes zur öſterreichiſchen Regierung bewieſen, daß es nicht in meinem Charakter liege, im Staatsdienſte nichts weiter als eine Unterkunft zu ſuchen. Ich hatte meine eigenen politiſchen Anſichten gehabt und hatte ſie noch, und nur weil ich mich nun mit der die deutſchen Geſchicke lenkenden Macht in Uebereinſtimmung ſah, wünſchte ich ihr zu dienen. Es war wohl natürlich, daß ich dabei vorausſetzte, man werde meine Dienſte gerade da benutzen, wo meine Fähigkeiten als Ergebniſſe eines aus gewöhnlichen Verhältniſſen herausgetretenen Bildungs- und Lebensganges zu verwerten wären. Als ich nach thatſächlichen Belehrungen meinen Irrtum erkannte, war es freilich zu ſpät, den zur Seite gelaſſenen Weg der Privatthätigkeit nochmals aufzuſuchen. Ich habe dann auch in dem mir angewieſenen Wirkungskreiſe mich redlich bemüht meine Pflicht zu thun, nicht ohne mir zu ſagen, daß ein gut geſchulter Beamter auf meinem Poſten beſſer am Platze geweſen

wäre als ich. In dem, was ich hier zu leisten hatte, war nicht meine Stärke, und das, worin ich meine Stärke wußte, hatte ich hier nicht zu leisten.

Ich gebe mit Vergnügen sowohl meine Selbstschätzung wie meine irrigen Voraussetzungen fremder Beurteilung preis. Während ich indessen unter dem Einflusse meines Irrtumes stand, hatte ich zugleich unter widerwärtigen Verhältnissen zu leiden, welche ihren Ursprung in den getäuschten Erwartungen andrer Menschen hatten. Unter diesen war ein Mann, welcher Ansprüche auf die mir angewiesene Stellung zu haben geglaubt hatte und sich nun in ein Verhältnis amtlicher Unterordnung zu mir gestellt sah. Ich suchte ihn, als ich in die Sachlage Einsicht erlangte, durch Offenheit und rücksichtsvolle Umgangsformen im amtlichen und außeramtlichen Verkehre zu versöhnen. Obschon aber äußerlich von größter Dienstfertigkeit, machte er, wie mir später in vielen Einzelheiten zur Kenntnis kam, es sich zur Aufgabe mein Verhältnis zu der deutschen Kolonie unangenehm zu gestalten, und die Nachwirkungen seiner bösartigen Geschäftigkeit haben mich auch, nachdem er selbst schon auf einen fernen Konsulatsposten versetzt worden, am Ende von Smyrna vertrieben. Denn mein mehrfach nach Berlin geäußerter Wunsch, selbst versetzt zu werden, ging zum großen Teil aus den von ihm geschaffenen Mißverhältnissen hervor, und wurde nur leider in einem mir fremden und ganz andern Interesse erst erfüllt, nachdem die Veranlassung entfernt war und ich mich in Smyrna gar nicht übel befand. Mich durch boshafte Erfindungen und unwahre Zwischenträgereien unbeliebt zu machen, war ihm um so leichter, als meine und meiner Familie ernstere Lebensführung dem durch vorausgegangene Geniewirtschaft verwöhnten Geschmacke verschiedener Herren Landsleute nicht zusagte. Einige meiner Herren Amtsvorgänger, denen ihre Studentenzeit zu kurz gewesen zu sein scheint, haben, das Versäumte nachholend, ein lustiges Leben geführt, bei welchem es der deutschen Kolonie vaterländisch wohl gewesen ist. Einer derselben, welcher in Smyrna begraben liegt, war Präsident einer Kneipgesellschaft gewesen, welche den klassischen Namen „Luderiana“ geführt und deren Vierkomment papierne Narrenmützen vorschrieb. Ein Teil

der Konsulatsgeschäfte wurde von ihm auf gemütliche Weise im Café Paolo verrichtet. Als während meiner Amtsführung auf einer der zum Smyrnaer Konsulatsbezirke gehörigen Inseln ein Vizekonsul ernannt wurde, telegraphierte man aus der Smyrnaer Kolonie an denselben, das Fäßchen Wein, welches auf seine Gesundheit getrunken werden solle, sei noch nicht angekommen, und obschon darauf die Antwort einlief, daß es jedenfalls abgegangen sei, fehlte es während meiner Zeit der Kolonie doch an der konsularischen Initiative zur Entwickelung deutscher Gemütlichkeit. Einige der Herren bildeten sich auch wohl ein, daß ich das nach ihrer Meinung von der Reichsregierung zur Stillung ihres Durstes angewiesene Geld unterschlage. Hatten sie das doch sogar meinem unmittelbaren Vorgänger nachgesagt, obschon derselbe ihnen bei Gelegenheit eines Nationalfestes mehr zu trinken gegeben, als sie vertragen konnten! —

Wie wenig aber bei einem Mangel an Befriedigung solcher und andrer Interessen in diesem Kreise auf eine wenigstens nicht bösartige Gesinnung zu rechnen war, geht aus dem Verhalten gegen einen andern meiner Amtsvorgänger, den kranken und gleichfalls in Smyrna gestorbenen Grafen Reichenbach hervor. „Der Graf Reichenbach" — sagte mir jemand von der deutschen Kolonie — „ist bei uns nicht beliebt gewesen. Man hat ihm deshalb auch das Leben abzukürzen gesucht." —

Ich will übrigens für ein so boshaftes Verfahren nicht etwa unterscheidungsweise den deutschen Charakter verantwortlich machen. Meinem nach London versetzten österreichischen Kollegen wurden bei seinem Abgange neben großen Ehrenbezeigungen auf offener Straße grobe Beleidigungen zu teil; der englische lebte in der letzten Zeit meiner Anwesenheit mit seiner Kolonie in offenem Kriege; der italienische war Anfeindungen bis zu einem Mordversuche ausgesetzt; der griechische hatte Grund, sich vor seinen Schutzbefohlenen zu fürchten, und es war von ihrer Seite eine Mine in Athen gelegt worden, welche zu seinem Glücke nicht explodiert ist. Sein besonderer Feind war jener reiche Spitzbube gewesen, von dessen glänzendem Leichenbegängnisse ich weiter oben gesprochen habe. Dem französischen Konsul wurde von Landsleuten nachgesagt, daß er Sklavenhandel

betreibe, und aus Haß gegen ihn kam, incredibile dictu, ein in Smyrna angesiedelter Franzose zu mir mit dem Ansinnen, unter deutschen Schutz genommen zu werden. Im Vergleiche mit diesen Vorgängen innerhalb des Kreises andrer Nationalitäten sind die gegen mich ausgelassenen kleinen Bosheiten und Unarten ganz gemütlicher Art gewesen und hätten mich nicht verdrießen sollen. Mit einigen Personen der Kolonie habe ich indessen auch in ganz freundlichem Verkehre gestanden, und manche Annehmlichkeiten und Genüsse des Aufenthaltes ließen manchen Verdruß vergessen. Die Abende auf der Promenade des im Bau begriffenen Quai, an dessen fortschreitender Ausführung, wie sehr auch vereinzelte engherzige Interessen dagegen ankämpften, sich die ganze Bevölkerung zu erfreuen schien, hatten ihre großen Reize. Die Levantinerinnen, vornehmen Griechinnen und Armenierinnen kleiden sich pflichtgetreu nach der neuesten Pariser Mode, und lassen es sich nicht zu schulden kommen, hinter den letzten Journalbildern und Modellen zurückzubleiben. Auf der Abendpromenade in Salontoilette und bloßem Kopfe, in Gesellschaft der nicht weniger eleganten Herren, zogen sie bei dem damaligen Stande der Quai-Arbeiten ihre Schleppen zwischen den Erdhaufen und Wasserpfützen des soeben dem Meere abgewonnenen Terrains über den ungeebneten Boden, oder saßen in Gruppen, von dunkelglühendem Abendrote beleuchtet, welches die hinter dem Eingange der Bai hinabgesunkene Sonne zurückgelassen, auf umherliegenden Quadersteinen am Meere, während von kleinen Orchestern vor improvisierten Kaffeehäusern die wunderbaren Töne griechischer Musik durch die laue Luft bebten. Ich bedaure, über diese Musik nur als Theoretiker sprechen zu können. Ich kann nur sagen, daß darin eine unsrer Bildung fremde Gefühlsweise auf unser Gemüt eindringt. In diesen durch den Gesang eines Improvisators und die freie Begleitung einiger Streichinstrumente und eines Hackebrettes hervorgebrachten Tönen verbinden sich Sentimentalität und brennende Leidenschaft zu einer Wirkung, welche in uns, den Kindern einer konventionellen Kultur, schlafende, bis dahin nicht erlebte Gefühle weckt, während der Verstand des denkenden Hörers sich die Frage aufwirft: wer und was sind die Menschen, deren innerstes Gemüts-

leben ſich auf dieſe Weiſe offenbart? — Das ſeitwärts geneigte Haupt in die Hand gelegt, den Blick gen Himmel gerichtet, ſtößt der im Kreiſe der Inſtrumentalmuſiker ſitzende Sänger langgezogene klagende Töne aus, denen die begleitenden Streichinſtrumente, je nach dem Inhalt der Worte, bald eine zarte, bald eine grelle, oft ſchreiende Färbung geben, während vom Hackebrette das einfache Thema auf das wirkungsvollſte verziert, variiert, interpretiert wird. In einer Mondſcheinnacht unter ſternglänzendem Himmel macht das Ganze den Eindruck eines in die Wirklichkeit verſetzten Märchens. Leider erlebte ich es ſchon im folgenden Sommer nach vollendetem Quai-Bau, daß das fade Gedudel moderner Opernarien die unvergleichbar inhaltreichere Charaktermuſik zu verdrängen begann, obſchon auf andre Weiſe dafür geſorgt blieb, daß man ſich nicht ganz in den Kreis occidentalen Lebens verſetzt glauben konnte. Wenige Schritte von der belebten Promenade konnte man gegen Abend nackte Männer ſchwimmen und tauchen ſehen, und einigen frechen Burſchen konnte es in den Sinn kommen, dem Meere zu entſteigen und, von Salzwaſſer triefend, zwiſchen den modiſchen Toiletten der promenierenden Damen hindurchzulaufen.

Auch in andern Beziehungen war der fertige Quai der Schauplatz eines vielfach intereſſierenden und oftmals maleriſchen Lebens. Hier ſaßen am frühen Morgen zahlreiche Männer, die Angel auswerfend, auf der Mauer, während von Andern Schaltiere gefiſcht wurden. Obſchon kaum einige Jahre aus dem Waſſer emporgeſtiegen, war dieſe Mauer unter dem Spiegel doch ſchon ganz mit ſchnell herangewachſenen Muſcheln bedeckt, welche von frühſtücksluſtigen Menſchen mit eiſernen Harken losgeriſſen und heraufgezogen wurden. Dort hatten große und kleine Seeſchiffe ſich unmittelbar an die Mauer gelegt, und eine bunte Menſchenſchar war mit dem Ausladen von Waren und dem Belaſten von Kamelen beſchäftigt.

Kleine Exkurſionen und Spaziergänge boten gleichfalls vielfachen geiſtigen Genuß und Erſatz für den Mangel an gehaltvollem und wohlwollendem geſelligen Verkehre. Die landſchaftliche Scenerie der Umgebungen von Smyrna, durch eine der Abendbeleuchtungen gehoben, an denen der ioniſche Himmel mit der ioniſchen Erde darunter

reich ist, kann von zauberhafter Schönheit sein, wenn die Felsenberge mit bläulich rosigem Licht übergossen sind oder die Glut der sinkenden Sonne hier über türkischen Gräbern durch die spärlichen Lichtöffnungen des finsteren Cypressenhaines bei der Karawanenbrücke brennt, dort die Olivengärten der Ebene von Burnabad mit goldenen Fäden überspinnt. Die Eisenbahnstation der Karawanenbrücke vor dem Eingange des Thales der Aquädukte war für uns das häufige Ziel unsrer Abendspaziergänge. Von einem nahen Hügel genossen wir die nach meinem Urteile schönste Aussicht, welche die nähere Umgebung von Smyrna darbietet. Der Fußpfad längs der Eisenbahn führt an Orangengärten, deren Wohlgeruch im Frühling meinen Spott über Byrons duftbeladenen Zephyr zu schanden machte, und an vielbesuchten Kaffeeschenken vorbei, wo zu Zeiten Sonntags bescheidene griechische Familien sich den Luxus des Genusses frischer Salatblätter aus freier Hand erlaubten. In der Zeit der Rosinen und getrockneten Feigen ist die Station der Schauplatz eines Transportverkehrs, dessen reges Leben sich durch die Thatsache kennzeichnet, daß von hier an manchen Tagen dreitausend Kamelladungen solcher Früchte nach den in der Nähe des Hafens befindlichen Magazinen oder unmittelbar nach den Einschiffungsplätzen abgehen. Landschaft und Genrebild vermengen sich dann hier zu einer anziehenden Scene.

Weiter aufwärts führt die Eisenbahn durch die Schlucht der Aquädukte, welche im kleinen wie im großen ihre Reize hat. Am Fuße der hohen Mauerbogen liegt hier, von alten Platanen beschattet, eine Mühle. Zwischen dem blauen Serpentingestein blühen im Herbst karminrote Cyklamen. Auf der Höhe sind im Frühling die den kleinen Ort Budscha umgebenden Felder ganz mit weißen, roten, gelben, blauen und violetten Anemonen bedeckt, — eine Mannigfaltigkeit der Färbung der Blüten einer und derselben Pflanzenspezies auf gleichem Standorte, welche zu den seltenen Erscheinungen der Vegetation gehört.

So fehlte es nicht an interessanten und schönen Bildern und Bildchen der Natur und des Menschenlebens. Bei allem offenen Sinne dafür konnte ich nur nicht der Bewunderung jener häufigen Sommerabende beistimmen, an denen der Himmel eine über die

Erde gestülpte, am westlichen Rande glühende halbe Hohlkugel von Kupfer darstellt, unter welcher es mir immer zu Mute war, als sollte ich lebendig einer trockenen Destillation ausgesetzt werden. Es gab aber in unsrer Umgebung Menschen, die es für Bildung hielten, sich für dieses ängstliche und nichts weniger als schöne Bild zu begeistern.

Das Klima von Smyrna hat neben seinen Reizen auch seine großen Unannehmlichkeiten, obschon ein Teil der letzteren auf der Unvollkommenheit der Wohnungen beruht. Ein mit seltenen Ausnahmen täglich vom Morgen bis zum Abend wehender Seewind und der Reichtum an gutem Wasser bedingen einen im allgemeinen guten Gesundheitszustand. Man hat aber von diesem Klima, geradeso wie dem nordafrikanischen, eine durchaus falsche Vorstellung, wenn man glaubt, hier im Winter nicht ernstlich frieren zu müssen. Im Sommer schliefen wir wochenlang bei 26° bis 29° R.; im Winter trugen wir selbst im Zimmer die dicksten Winterkleider und empfanden ein Kaminfeuer als eine große Wohlthat. Für Zimmerheizung ist in den wenigsten Häusern die nötigste Einrichtung, und das offene Kohlenbecken — Mangal — leistet nur sehr zweifelhafte Dienste. Fenster und Thüren schließen in der Regel so schlecht, daß der kalte Wind durch alle Räume der Häuser strömt, und bei starken Regengüssen schlägt nicht selten das Wasser durch die Zimmerdecke. Eine in Konstantinopel entstandene Parodie:

Wer Pillaw nie mit Unschlitt aß,
Im Bette nie den Regenschirm ausspannte,
Wer nie am Mangal zitternd saß,
Der kennt dich nicht, du himmlische Levante, —

paßt auf Smyrna so gut wie auf die türkische Hauptstadt. Der griechische Generalkonsul, welcher an heftigen Rheumatismen litt, sagte mir, daß er wochenlang die Temperatur seines Zimmers nicht über 5° R. habe erwärmen können. Draußen war unterdessen jeden Morgen stehendes Wasser mit Eis bedeckt, und in einem Smyrnaer Zeitungsblatte habe ich damals die Worte gelesen: „Abermals sind während der vergangenen Nacht unter unserm beneideten ionischen Himmel mehrere Menschen in ihren Häusern in der Stadt erfroren.“ Wenn man an Menschen denkt, die sich mit ein wenig Brot und

einigen Zwiebeln ernähren und dabei weder ein Bett noch warme Kleider haben, erscheint die Thatsache nicht als unmöglich; indessen ist doch zu vermuten, daß in solchen öfters vorgekommenen Fällen das Kohlenoxydgas der Mangale seine tödliche Wirkung mit der Kälte und der unzulänglichen Ernährung vereinigt hat. Immerhin ist es eine Thatsache, daß am 19. Mai 1874 ein Nachtfrost in der Umgegend von Smyrna die jungen Triebe der Reben zerstört hat, und nicht ohne Grund ist es hier Regel, daß die Damen bis in den Mai Pelzwerk tragen.

Der Winter 1873 auf 74 war allerdings in der ganzen Levante ein ungewöhnlich strenger und stiftete in Kleinasien großes Unheil. Sureya Pascha, welchen ich deshalb befragte, schätzte die Zahl der im Vilayet Aidin nach seiner Meinung erfrornen Ziegen, Schafe und Rinder auf eine Million, — eine Zahl, welche bei aller Ungenauigkeit schwerlich übertrieben ist, obschon nur in Verbindung mit Futtermangel die Kälte eine solche Sterblichkeit bewirkt haben kann, welche ganz in gleicher Weise unter den Herden der Araber im südlichen Algerien vorkommt. Hungersnot und Kälte haben von 1873 bis 75 in diesen Gegenden furchtbare Verheerungen angerichtet. In einem der nördlichen Distrikte Kleinasiens sind von 52 000 Menschen — Bewohnern von ungefähr 160 Dörfern — 20 000 verhungert, 7000 haben sich zerstreut, und nur 25 000 sind übrig geblieben. Zweiundvierzig Dörfer dieses Distriktes, welche 1873 zusammen einen Viehstand von 2206 Paar Ochsen und 81 240 Schafen gehabt hatten, besaßen 1875 nur noch 427 Paar Ochsen und 3312 Schafe. — In Bezug auf meinen eigenen konsularischen Amtsbezirk habe ich keine statistischen Nachweisungen erhalten können; das Verhältnis wird aber wohl ungefähr das nämliche gewesen sein. Interessant wäre es zu wissen, wie es in dieser Kalamität den ausschließlich von Schaffleisch lebenden Juruken ergangen ist, — viehraubenden, halbwilden Turkomanenstämmen, um die es nicht schade gewesen wäre, wenn der Hunger ihre Zahl verringert hätte. Man schätzte sie auf 10 000 Zelte oder Familien, welche sich im Sommer in den höheren Gegenden, im Winter in den Niederungen aufhalten, ihre teils selbstgezogenen, teils geraubten Herden auf Privateigentum, selbst auf Fruchtfeldern

weiden laſſen, und beſonders gern dieſelben abſichtlich unter die der anſäſſigen Bevölkerung miſchen, um bei ihrem Abzuge die letzteren mitzunehmen. Einer ihrer Stämme nennt ſich ſelbſt „Tſchepnis“, zu deutſch „Spitzbuben“. Da dieſes Geſindel nicht zu einem anſäſſigen Leben zu bewegen iſt, wäre es für das Land eine wahre Wohlthat geweſen, wenn ſeine Zahl zuſammengeſchmolzen wäre, und wahrſcheinlich iſt das auch geſchehen, da ihnen durch das Viehſterben nicht nur die ſelbſtgezogene Nahrung, ſondern auch der Raub ausgegangen ſein muß.

Ich kehre nach dieſen allgemeinen Schilderungen und Bemerkungen zu meinen perſönlichen Schickſalen zurück.

Im Frühling 1874, an einem der erſten Tage des Mai, machte ich mit meinem Sohne einen Spaziergang, auf welchem wir in einen vom oberen Ende der Bai ſich ausbreitenden Sumpf gerieten. Die Sonne ging unter, bevor wir uns wieder herausfanden. Wenige Tage darauf lag ich an einem Malariafieber darnieder, während deſſen der ſchon von mir erwähnte Brand des dem Konſulat gegenüberliegenden Hauſes mich und meine Familie mitten in der Nacht zwang, aus unſrer Wohnung zu flüchten. Nach einigen Wochen vom Fieber geheilt, aber ſehr geſchwächt, bat ich auf den Rat meines Arztes um einen dreimonatlichen Urlaub. Er wurde mir gewährt, und am 25. Juni ſchifften wir uns am Bord des italieniſchen Dampfers Segeſta nach Athen ein, um von da über Trieſt die Reiſe nach Deutſchland fortzuſetzen.

Ruhiges Meer, laue Luft, ſonniger Himmel, Inſel- und Küſtenſcenerie, angenehme Geſellſchaft — alles vereinigte ſich, auf der kurzen Seereiſe uns zu erheitern und zu erfreuen. Wir ſpeiſten und unterhielten uns während des ganzen Tages auf dem Deck. Levantiniſche und griechiſche Damen, ein ſich für einen Ruſſen ausgebender Franzoſe, ein amerikaniſierter Grieche, eine graziöſe Italienerin und andre Charakterfiguren gaben Gelegenheit zu mannigfacher Unterhaltung. Den Griechen, welcher ſich in den Vereinigten Staaten in einen proteſtantiſchen Miſſionar umgewandelt, haben wir in Athen beſucht und ich komme noch auf ihn zu ſprechen. An Bord habe ich ihn anfänglich mit einem echten Yankee verwechſelt. Der den

Russen spielende Franzose — ohne Zweifel hat er die Rolle nur mit Rücksicht auf unsre deutsche Nationalität übernommen — zeigte sich als weltkundigen Mann und guten Gesellschafter. „Wir Russen" — sagte er zu meiner Frau — „sprechen alle gut französisch, so daß man uns für Franzosen halten kann, was mir selbst schon öfters begegnet ist." Nach Ankunft im Piräus erfuhren wir, daß wir uns der Gesellschaft des Herrn Pyat, einer in der Levante bekannten und an großen industriellen Unternehmungen beteiligten Persönlichkeit, zu erfreuen gehabt hatten. Die Italienerin stellte sich meiner Frau mit reizender Naivetät als „la femme du célèbre Bosco" vor, welcher vom Könige von Griechenland an seinem Hofe erwartet werde. In Athen werde sie mit ihrem Manne zusammentreffen. „Herr Bosco" — sagte sie meiner Frau — „ist der schönste Mann in der Welt," wobei sie sein photographisches Porträt hervorzog. Einige Monate später, als uns auf der Rückreise ein günstiges Geschick abermals mit Madame auf dem gleichen Schiffe zusammengeführt, hatte ich das Glück, auch den Phönix persönlich kennen zu lernen. Und ein Phönix war er in der genauen Bedeutung des Wortes. „Der berühmte Bosco" war schon vor langen Jahren ein älterer Mann gewesen; jetzt war er wieder ganz jung, und schon wuchs er in einer neuen, noch viel jüngeren Inkarnation sich selbst zum zweitenmal nach, — nicht ohne auch in dieser noch kindlichen Gestalt seine weltbekannte Zauberkraft zu bewähren. Der kleine Wunderthäter machte, daß ich auf überraschendem Wege Goldstücke produzierte, und die dabei ganz glückliche Signora erzählte mit Stolz, daß in Konstantinopel

Von des Kleinen Zauberkünsten allen
Dies Stücklein dem Sultan am besten gefallen.

Ich muß indessen später nochmals auf Madame Bosco zurückkommen und will ihr Lob hier nicht erschöpfen.

Wir waren am Morgen des 27. Juni in Athen, wo wir uns acht Tage aufhielten, — eine kurze Zeit, welche mir der Zustand meiner noch geschwächten Gesundheit nicht einmal recht zu benutzen erlaubte. Bei dem ersten Blicke auf die Herrlichkeit alles dessen,

was menſchliche Barbarei von den Schöpfungen hoher Kultur hier immer noch übrig gelaſſen, und was die Natur hier vorgebildet, um ſolcher Kultur eine Stätte zu bereiten, vergaß ich allen Verdruß und alle kleinen Widerwärtigkeiten, welche mich in der letzten Zeit verſtimmt hatten. Ein unruhiges Leben, welches vielen Eindrücken ausgeſetzt geweſen iſt, hat mich abgeſtumpft, und etwas wirklich Großes und Schönes muß ſich mir darſtellen, um mich zu ergreifen und eine bleibende Wirkung zu hinterlaſſen. Was ich hier vor mir ſah, überwältigte mich vor allem durch die Harmonie des ganzen erhabenen Schauſpieles, in welchem Natur und Menſchenwerk wie von einem und dem nämlichen Geiſte geſchaffen und vom nämlichen Schickſal betroffen erſcheinen. Ludwig I. von Bayern iſt der Meinung geweſen, daß zu den Werken griechiſcher Baukunſt eine baumloſe Umgebung gehöre; er hat aber nur in einem Sinne recht gehabt, an welchen er ſelbſt wohl nicht gedacht hat. Auch die baumloſe Landſchaft iſt hier nur eine Ruine, und will man ſich ganz der Gewalt der elegiſchen Stimmung ergeben, welche durch den Anblick der Ruinen erhabener Kunſtwerke erzeugt wird, ſo kann man den Kontraſt nicht brauchen, in welchen damit ein friſches Leben der Natur tritt. Mit den Neubauten aber, durch welche im heutigen Athen das klaſſiſche Altertum in unſrer Zeit erſetzt wird, ſtehen weder die Oelbäume noch die majeſtätiſchen Silberpappeln in Widerſpruch, welche die moderne griechiſche Hauptſtadt nun wieder mit jungem Grün und dunkeln Schatten umgeben. Einen neuen Charakter haben die wuchernden Agaven in die klaſſiſche Landſchaft gebracht. Die aus Amerika ſtammende Pflanze konnte dem Altertume nicht bekannt ſein. Sie harmoniert aber vortrefflich mit den Felſen, Mauern und Säulenreihen der Akropolis, und wenn mit dieſen gemeinſam ihre rieſigen Blütenſtengel ſich in den blauen Aether tauchen, iſt die Wirkung eine zauberhafte. Vollendete Schönheit gibt der Natur den Reiz des Kunſtwerkes, welches ſich der Seele mit doppelter Macht einprägt. Ein Bild, in welchem die Säulen des Parthenon in der Glut der untergehenden Sonne ſtehen, iſt mir unvertilgbar friſch vor den Augen.

Das Gemüt meiner Frau war neben den Eindrücken der Gegenwart auch noch durch die Erinnerung an ihre unter ſo verſchiedenen

Umständen in Athen verlebte Jugend bewegt. Was hatte sie alles erfahren, seit sie hier, im Kreise hoher und berühmter Personen aufgewachsen, als junges Mädchen den Peloponnes zu Pferde durchzogen, auf englischem Kriegsschiffe die Küsten und Inseln des Aegäischen Meeres besucht, ihre während der Reise auf der See gestorbene Schwester Luise auf Salamis hatte begraben sehen und ihrem Vater aus Hellas wieder nach Bayern zurückgefolgt war! — Als Frau eines Mannes in bescheidener Lebensstellung betrat sie jetzt wieder den Ort, dessen farbenreiches Bild, wenn auch durch neue und mächtige Eindrücke zeitweise verdunkelt, in ihrer Seele fortgelebt hatte. Wenn uns das Wiedersehen auch des beschränktesten und unscheinbarsten Schauplatzes unsrer Kindheit und Jugend tief bewegen kann, — wie viel mehr ein solcher, der zu den bevorzugtesten Stellen dieser Erde gehört, wenn zwischen damals und jetzt erschütternde Schicksale liegen. Und die Vergangenheit trat hier wieder lebendig in die Gegenwart herein. Die Anwesenheit einer Tochter des Grafen Armansperg als Frau des deutschen Konsuls in Smyrna blieb in Athen nicht unbekannt, und verschiedene mehr oder minder bedeutende Persönlichkeiten aus der Armanspergischen Zeit kamen, ihr die der Familie bewahrte Achtung zu beweisen. Ein alter weißbärtiger Diener des Armanspergischen Hauses, noch mit der zu Athen mehr und mehr verschwindenden Fustanella bekleidet, küßte mit Thränen ihre Hände. Mir war es eine Freude, das Andenken des Grafen Armansperg und seiner Familie so geehrt zu sehen.

Wäre hier mein Geschäft das des Geschichtschreibers, ich würde die Regentschaft während der Minderjährigkeit des Königs Otto, an deren Spitze der Graf Armansperg als griechischer Erzkanzler gestanden, zum Gegenstande einer Abhandlung machen. Es fehlte bei unsrer Anwesenheit nicht an Aeußerungen, welche mir die Anknüpfungspunkte geboten hätten. Die hinterlassenen Papiere des Grafen sind leider in die Hände gerade der unverständigsten Personen der Familie gekommen, und es ist eine Frage, ob der wichtigere Teil derselben noch existiert. Meiner Frau, welche gewünscht hat, daß sie mir zur Durchsicht übergeben würden, sind sie von ihrer Schwester Sophie, Fürstin Dimitri Kantakuzeno, vorenthalten worden. Einen Teil der-

selben hat Professor Söltl in München, ich weiß nicht zu welchem Zwecke, in den Händen gehabt; was damit geschehen ist, habe ich nicht erfahren. Hätte die auf Salamis begrabene ältere Schwester meiner Frau, welche an den Bruder Dimitris, den Fürsten Michel Kantakuzeno verheiratet gewesen ist, ihren Vater überlebt, sie würde dessen schriftlichen Nachlaß besser zu würdigen gewußt haben. Sie ist eine begabte Frau mit politischen Interessen gewesen, an welche ihre Mutter hochfliegende Absichten geknüpft zu haben scheint. Man hat der Gräfin Armansperg nicht mit Unrecht schuld gegeben, daß sie sich mit der ehrgeizigen Hoffnung getragen, ihre Tochter Luise als Königin von Griechenland zu sehen. Der Armen ist statt dessen nur die Ehe mit einem Phanarioten und ein frühes Grab in griechischer Erde zu teil geworden. Als wir bei Weiterreise unsern von Salamis vorbeifuhren, glaubten wir das ihr auf der Insel gesetzte Denkmal unterscheiden zu können. Bei den Griechen, deren Sprache sie geläufig geredet hat, ist sie beliebt gewesen.

Von den Personen, welche meine Frau zu besuchen kamen und welche ich dabei kennen lernte, will ich nur Rizo Ranghabé nennen, dessen litterarische und politische Stellung ich nicht hervorzuheben brauche und der gleich darauf als Gesandter nach Berlin ging. Wir machten in seiner Gesellschaft eine genußreiche Fahrt durch die Umgebungen der Stadt.

Unser kurzer Aufenthalt in Athen hat immerhin mein in Smyrna gebildetes Urteil über die Griechen und die wahrscheinliche Zukunft des neuhellenischen Staates ergänzt und im wesentlichen bestärkt.

In der levantischen Völkermischung ist das griechische Element die hervorstechende Intelligenz, und in den Umgestaltungen, welche im Gebiete des jetzigen türkischen Reiches vor sich gehen, hat dasselbe seinen wichtigen kulturhistorischen Beruf. Es bringt in die Mischung nicht nur große wirtschaftliche Tugenden und eine ungewöhnliche technische Begabung, sondern auch den wissenschaftlichen Sinn, dessen es bedarf, die griechische Kirche aus ihrem toten Formalismus herauszuarbeiten.

In kirchlicher Beziehung verhalten sich die Griechen schroff und abwehrend nicht nur gegen den Katholizismus, sondern auch gegen

die Proselytenmacherei protestantischer Missionäre, und die Bevölkerung des Königreiches unterscheidet sich darin nicht von den unter türkischer Herrschaft lebenden Griechen. Wir besuchten in Athen unsern Reisegefährten, den in einen amerikanischen Missionär umgewandelten Griechen. Wir fanden sein am Rande der Stadt mit der Aussicht auf die Akropolis und den Jupiterstempel gelegenes Haus sorgfältig verschlossen und wurden nur nach wiederholtem Klopfen vorsichtig eingelassen. Der Insasse war schon intoleranten Angriffen ausgesetzt gewesen und zeigte uns die Beschädigungen durch Steinwürfe in den inneren Räumen. In einer kleinasiatischen Stadt — es war Magnesia — wurde der Leichnam eines zum Protestantismus übergetretenen Griechen in der Nacht ausgegraben und auf die Straße geworfen, und wohl nicht ohne Grund wurden die Grabesschänder unter der griechischen Bevölkerung gesucht. Um aber solche Erscheinungen richtig zu würdigen, muß man erwägen, daß die kirchliche Einheit für die Griechen die nationale Einheit bedeutet. Das türkische Staatsrecht, welches die den verschiedenen Nationalitäten des Reiches gewährte engere oder weitere Autonomie an das Glaubensbekenntnis knüpft und sich der kirchlichen Organisationen als Regierungsmittels bedient, hat an eine solche Auffassung so sehr gewöhnt, daß überall in der Levante, und so auch noch bei den Griechen des Königreiches, der religiöse Standpunkt den politischen kennzeichnet. Der Uebertritt von einer Kirche zur andern schließt nach dieser Anschauung einen Wechsel der Nationalität in sich. Die Intoleranz der Griechen ist weniger ein religiöses als ein politisches Gefühl, und es liegt ihr weniger ein theoretisches als ein praktisches Interesse zum Grunde. Andersgläubige werden von ihnen nicht als dogmatische Gegner, sondern als politische Feinde oder Nebenbuhler angesehen, und ein Abtrünniger von der Kirche ist für sie ein Verräter an der Nation. Im übrigen jedoch ist im griechischen Geiste ein rationalistischer Zug, welcher eine gewisse Sympathie mit dem Protestantismus zur Folge hat. Der griechische Bischof Agathangelos, welcher sich an der Einweihung des deutschen Begräbnisplatzes in Smyrna mit einer in griechischer Sprache gehaltenen schönen Rede beteiligte, gab darin der Hoffnung auf eine Verbrüderung des deutschen Protestantismus mit

der griechiſchen Kirche Ausdruck, und ſprach von dem Danke, welchen die griechiſche Theologie der deutſchen Wiſſenſchaft ſchulde. Von der Vereinigung aller chriſtlichen Glaubensbekenntniſſe hatte nicht lange vorher bei der Konſekration des anſtoßenden engliſchen Grundſtückes auch der Biſchof von Malta geſprochen; ſeine Beſchreibung der Himmelfahrt Chriſti „up into the clouds“ dürfte aber kaum zu dieſem Erfolge beitragen, und ein ruſſiſcher Biſchof würde ſich auf der andern Seite ſchwerlich im Sinne des Griechen geäußert haben. Mit Sicherheit läßt ſich vorausſehen, daß die weitere Entwickelungsgeſchichte der morgenländiſchen Kirche unter dem Einfluſſe des griechiſchen Geiſtes auf der einen und des ruſſiſchen auf der andern in auseinanderlaufenden Richtungen ſich bewegen wird, wobei die Griechen ſich als die Proteſtanten dieſer Kirche bethätigen werden. Angenehm wird ihnen freilich ihre Aufgabe durch die Ruſſen ſo wenig gemacht werden, wie ſie den Proteſtanten der abendländiſchen durch die katholiſchen Mächte gemacht worden iſt.

Auf die Begeiſterung für die Regeneration Griechenlands, welche auf den ohnehin zur Eitelkeit geneigten griechiſchen Volkscharakter nachteilig gewirkt hat, iſt in Europa ein nicht minder unüberlegter und übertriebener Rückſchlag gefolgt, welcher dieſem Charakter in vielen Beziehungen unrecht gethan hat. Politiſche und ſoziale Zuſtände haben dazu freilich hinreichende Veranlaſſung gegeben, ſind aber nicht ganz richtig geſchätzt worden.

Bei dem Beſuche der waſſerreichen und kryſtallklaren Quellen des Kephiſos, an welchen der kleine Ort Kephiſia liegt, kamen wir der Stelle nahe, wo vor einigen Jahren die in ganz Europa bekannt gewordene Ermordung zweier von einer Räuberbande entführten Engländer ſtattgefunden hat. Unſer Führer erzählte uns die näheren Umſtände des Vorganges, welchen er ſelbſt miterlebt. Ich erwähne dies, um daran die Bemerkung zu knüpfen, daß es ungerecht iſt, das griechiſche Volk gerade für die Verbrechen einer Räuberbande auf griechiſchem Boden verantwortlich zu machen. Eine Räuberbande in Griechenland hat nicht wie eine ſolche in Sicilien oder den Abruzzen einen nationalen Charakter, und bei der Nähe der türkiſchen Grenze und der Zugänglichkeit des Landes von der Seeſeite iſt es auch für

die Regierung eine schwierige Aufgabe, für die öffentliche Sicherheit zu sorgen. Sie hat indessen diese Aufgabe seitdem in lobenswerter Weise gelöst. Die italienische Regierung ist in Sicilien mit der Lösung der ihrigen nicht so weit gekommen; und was das sicilianische Volk betrifft, so kann man dieses mit viel größerem Rechte für die öffentliche Sicherheit des Landes verantwortlich machen, als das griechische, denn die sicilianischen Räuber sind Sicilianer, während eine Räuberbande in Griechenland aus allem möglichen Gesindel bestehen kann, in welchem die Südslawen immer besonders stark vertreten zu sein pflegten. Wäre das Räuberhandwerk ein Beweis politischer Unfähigkeit, so müßte diesen letzteren ganz besonders die Zukunft abgesprochen werden, womit die Gegner der Griechen gar nicht übereinstimmen. Das Räuberhandwerk beweist nichts für oder wider die politische Befähigung. Der römische Staat hat mit einer Räuberbande begonnen und das altrömische Volk sucht seinesgleichen in politischer Begabung. Die Argonauten freilich sind gewiß auch nichts andres gewesen als berühmte Schafdiebe, aber die alten Hellenen sind darum nicht große Politiker gewesen. Wenn zwei das nämliche thun, so ist es nicht das nämliche.

Was nun die Zukunft der Neuhellenen betrifft, so kann allerdings die kurze Geschichte des Königreiches keine große Meinung von ihrem politischen Charakter hervorbringen. Nur haben die Griechen selbst an dem politischen Unverstande und der konstitutionellen Quacksalberei, durch welche die Dinge geschaffen worden sind wie sie sind, keinen Anteil. Weder die Verfassung des Königreiches noch die Kleinheit seines Staatsgebietes entspricht dem Volksgeiste und den nationalen Bedürfnissen, und wenn ein unruhiges und fehlerhaftes Parteiwesen nicht diesem doppelten Umstande allein zuzuschreiben ist, so ist es dadurch doch in hohem Grade befördert worden, ganz abgesehen davon, daß es unter fremden Einflüssen entstanden ist, die sich desselben für ihre entgegengesetzten Zwecke zu bedienen gesucht haben und im stillen ohne Zweifel noch suchen.

Wenn aber nicht nur von dem dermaligen griechischen Staate, sondern auch, darüber hinausgehend, von dem neugriechischen Volke die Rede ist, für welches europäische, besonders deutsche Gelehrsam-

keit erst geschwärmt, dann ein oberflächlich ungünstiges Urteil gehabt hat, so führt die Beurteilung unvermeidlich auf die nicht nur für Europa, sondern für die Welt so schicksalsschwere orientalische Frage. Ein wichtiges Kulturelement wird das Griechentum immer mehr für die ganze Levante werden, und das wird nicht zum Schaden der Welt der Fall sein. In welchem Grade und in welcher Weise, wird hauptsächlich von der Entscheidung einer Sprachenfrage abhangen. Die türkische Sprache ist eine wohlklingende, männliche Sprache; die Bedürfnisse einer auch nur im mohammedanischen Geiste höheren Bildung zu befriedigen, hat sie sich aber der Hilfe des Arabischen und Persischen bedienen müssen, und den Anforderungen eines weiteren Fortschrittes im Geiste allgemeiner Weltkultur zu entsprechen, müßte sie sich erst geschickt machen. Zunächst müßte sie, um in dem Völkergemische des türkischen Reiches zu der allgemeinen Herrschaft zu gelangen, deren eine Sprache bedarf, um den Ansprüchen des politischen und gesellschaftlichen Lebens gleichberechtigter Bevölkerungsbestandteile eines Reiches zu genügen, leichter zugänglich und bequemer anwendbar gemacht werden, als sie mit der arabischen Schrift ist, deren leichte Lesung und Schreibung schon einen halben Gelehrten ausmacht. Die Vertauschung dieser Schrift mit der lateinischen, welche wiederholt angeregt worden ist, könnte allein der abendländischen Kultur den Eingang in den Gedankeninhalt und die Denkweise der türkischen Sprache öffnen, und da diese Kultur unwiderstehlich in das ganze levantische Leben eindringt, wird diese Sprache sich nur unter Voraussetzung dieser Reform als Reichssprache behaupten können. Außerdem wird sie der griechischen weichen müssen, gegen welche in der Levante außer der französischen keine der abendländischen Sprachen wird aufkommen können. Für den Geschäftsverkehr und den geselligen Umgang mit Fremden hat sich hier neuerdings, besonders seit dem Krimkriege, die früher sehr allgemeine italienische Sprache durch die französische verdrängen lassen, und wenn es auf die levantinischen Herren und Damen ankäme, würde diese letztere vielleicht zu allgemeiner Herrschaft gelangen. Auch die meisten Konsulate bedienen sich derselben in ihrem amtlichen Verkehre. In das Volksleben jedoch hat sie damit keinen Eingang gefunden. Wenn

Rußland seine Absichten erreichte, würde freilich damit die russische Sprache in der heutigen Türkei zur Herrschaft gelangen. Diese Möglichkeit soll indessen vorderhand außer Betracht gelassen werden. Einstweilen hat die griechische dazu die beste Anwartschaft, und damit verbindet sich nach meiner Beurteilung der bedeutungsvolle Kulturberuf der Griechen in der Levante. Nur bin ich weit davon entfernt, einen Beitrag zur Erfüllung dieses Berufes von der phanariotischen Afterariſtokratie zu erwarten, deren Versetzung an die Stelle der Stambul-Effendis ein zweifelhafter Gewinn sein würde.

Politisch übrigens bleibt das türkische Volkselement im türkischen Reiche immer das brauchbarste Material, weil es der Disziplin fähiger ist, als die übrigen Bestandteile der Bevölkerung. Auf der Fähigkeit, zu befehlen und zu gehorchen, also eigentlich auf militärischen Eigenschaften, beruhen im letzten Grunde auch die großen politischen Erfolge, und die Griechen besitzen diese Fähigkeit in geringerem Grade als die Türken. Ist bei diesen letzteren die obere Schicht der Gesellschaft verdorben, so ist im türkischen Volke unten ein gutes und sehr achtbares Material übrig geblieben, ohne dessen Berücksichtigung von gar keiner Neubildung die Rede sein kann. Der Versuch, einen abendländischen Dynastiezweig auf einen neubyzantinischen Thron zu setzen, womit sich englische Köpfe beschäftigt haben, könnte leicht einen Ausgang finden, wie den, welcher dem kurzlebigen mexikanischen Kaisertume ein Ende gemacht hat. Aber das Schicksal könnte doch einen andern Weg gehen, die abgelebte alte Osmanendynastie als ein über Nationalitäten und Glaubensbekenntnissen erhabenes Staatswesen zu verjüngen, wozu die Geschichte die dringende Aufforderung gestellt hat.

Ich habe, was nun die Griechen betrifft, weiter oben schon Veranlassung gehabt, von den guten und schlechten Eigenschaften dieses Volkes zu sprechen, welchem ich unter allen Umständen einen bedeutenden kulturhistorischen Beruf im Bereiche der levantischen Welt zuschreibe. Mein Besuch Athens, so kurz er war, hat zur Vervollständigung meiner Kenntnis desselben sehr wesentlich beigetragen, und ich kann nicht unterlassen, dieser Vervollständigung hier Aus-

druck zu geben. Wenn ſchon „kein Talent, doch ein Charakter“ des Atta Troll für die Politik immerhin eine beſſere Empfehlung iſt, als „viel Talent, doch kein Charakter“ ſein würde, ſo muß viel Talent mit einem guten Charakter doppelt empfehlenswert ſein. Was kann ich alſo zu Gunſten des Charakters der Neugriechen beibringen? —

Ich lernte während unſrer kurzen Anweſenheit in der griechiſchen Hauptſtadt den dortigen Hofgärtner Schmidt, einen verſtändigen Mann kennen, welcher ſeit vielen Jahren das von ihm verwaltete Amt innehatte, in botaniſchem Intereſſe das Land in allen Richtungen durchreiſt hat und mit allen Klaſſen ſeiner Bewohner genau bekannt war. Ihn, mit einer Griechin verheiratet, als glücklichen Ehemann und Familienvater reden zu hören, war eine Freude. „Eine ſo tugendhafte, fleißige, ſparſame, ordentliche, reinliche Frau,“ ſagte er, „hätte ich in Deutſchland nicht gefunden. Sie hat ihre Töchter gut erzogen und dieſe ſind der Mutter nachgeſchlagen. Was ich erwerbe, lege ich in ihre Hände. Ihrer Sorgfalt verdanke ich, was ich beſitze.“ — Und Herr Schmidt wollte damit nicht etwa eine Ausnahme bezeichnen, ſondern nur ein Beiſpiel für den Charakter der Griechinnen anführen. — Ich ſagte mir: Welche Fehler auch der griechiſche Volkscharakter haben mag, — ein Volk, in welchem es ſolche Frauen gibt, hat eine Zukunft. Man möge nicht einwenden, daß hier der Nachdruck auf wirtſchaftliche Tugenden gelegt ſei. Das iſt eine falſche Einwendung. Wirtſchaftliche Tugenden ſind ohne Tugenden einer höheren Ordnung nicht möglich, und ſie ſind bei den Griechinnen mit ſolchen, vor allem mit geſchlechtlicher Tugend verbunden. Der allerdings im griechiſchen Volkscharakter ſtark hervortretende Erwerbstrieb geht auch nicht aus einer blinden Leidenſchaft der Habſucht, ſondern aus dem nicht bloß perſönlichen, ſondern zugleich nationalen Emporſtreben hervor, und iſt nicht mit Geiz verbunden. Man darf in dieſer Beziehung nicht die auf Millionen ſich belaufenden Summen vergeſſen, welche von Männern dieſes Volkes, aus der Nähe und Ferne, dem Vaterlande und der neu erſtandenen nationalen Idee geopfert worden ſind und geopfert werden. Fürſtlichen Geſchenken reicher Griechen und angeſammelten freiwilligen Gaben verdanken

öffentliche Gebäude, welche die Zierde von Neu-Athen sind, verdanken Schulen, Waisenhäuser, Bibliotheken, archäologische Sammlungen und litterarische Werke in der hellenischen Hauptstadt und in den griechischen Gemeinden türkischer Städte ihre Entstehung. Ohne Zweifel hat nationaler Ehrgeiz mit diesen glänzenden Thatsachen viel zu thun. Aber mit großer Anerkennung sprach Herr Schmidt auch von den Fortschritten des Ackerbaues im Lande und der Hebung des Zustandes der ländlichen Bevölkerung, welche nicht von ehrgeizigen Beweggründen angetrieben wird; und die Fortschritte in diesem Lebenskreise sind für die politische Zukunft der Nation hoffnungsreicher, als der Zudrang zu den Hörsälen der griechischen Universität, obschon, wenn dieser das rechte Maß überschreitet, der Grund der ungesunden Erscheinung in der großen Zahl der in der Welt zerstreuten Griechen gefunden werden kann, welche aus allen Weltgegenden ihre Interessen an das dafür zu kleine neue Vaterland zu knüpfen suchen.

4.

Fortsetzung der Reise. Miramar und Rückblick auf das Schicksal Maximilians. Aufenthalt in Deutschland. Russisches Interesse an der altkatholischen Bewegung. Rückkehr nach Smyrna. Gasthausleben. Hoher Besuch, Mißgeschick und Exkursion nach den Ruinen von Ephesus. Geologie und Archäologie. Prähistorische Altertümer, Hundestudien und Schakalköpfe. Reisende Gelehrte und Politiker. Madame Carla Serena. Wechsel in der Person des Konsulatskanzlers. Erfreulicheres Leben zu spät und mit unvorgesehener Unterbrechung. Levantische Kannegießer. Abschied von Smyrna.

Die Fortsetzung unsrer Reise und der mehrmonatliche Aufenthalt in Deutschland bieten mir wenig dar, was der Erinnerung wert wäre.

Einen Tag in Triest benutzten wir zu einem Besuche von Miramar. Die mir durch meine mexikanischen Reisen nahegelegte Teilnahme an dem tragischen Schicksale Maximilians und seiner beklagenswerten Gemahlin zog uns dahin. Meine Frau dachte in Bezug auf diese Personen und Begebenheiten wie ich. Das wunder-

bar gelegene Schloß wird ein Denkmal grauſam zerſtörter großer Illuſionen und einer an poetiſchem Gehalte reichen Epiſode der Geſchichte unſrer Zeit bleiben. Ich will weder das Gebäude und ſeine bei unſerm Beſuche noch unveränderte innere Einrichtung beſchreiben, noch hier mich eingehend mit dem „Trauerſpiel in Mexiko“ beſchäftigen. Hans Scherr, ſonſt ein achtungswerter und edel denkender Schriftſteller, hat dieſen Titel einem kleinen Buche gegeben, in welchem er ſich durch ſeinen Republikanismus zu einer des Hiſtorikers wie des Politikers im gleichen Grade unwürdigen Beurteilung hat fortreißen laſſen. Der Standpunkt politiſcher Gegnerſchaft iſt der richtigen Würdigung von Menſchen und Ereigniſſen nicht günſtig. Ich glaube in meiner kleinen Schrift über die Gründung des mexikaniſchen Kaiſertums, welche im vierten Bande des Jahrganges 1864 der „Oeſterreichiſchen Revue“ erſchienen und im zweiten Bande meiner „Kleinen Politiſchen Schriften“ wieder abgedruckt iſt, das Unternehmen unparteiiſch beleuchtet zu haben. Einige Jahre früher habe ich ihm einen unglücklichen Ausgang prophezeit, ſo wie er ſich wirklich vollzogen hat. In meiner 1859 erſchienenen Schrift: „Amerika, Europa und die politiſchen Geſichtspunkte der Gegenwart“ habe ich geſagt: „Man hat in Mexiko viel davon geſprochen, daß europäiſche Mächte ſich für die Gründung einer amerikaniſchen Monarchie, eine Erneuerung des iturbideſchen Kaiſertums, intereſſieren, — man ſieht aber nicht ein, welche Motive es geben könnte, einen abenteuerlichen Verſuch zu machen, der nur einen kläglichen Ausgang haben könnte.“ Unter dem Einfluſſe geſchichtlicher Vorgänge hatten meine Anſichten ſich inſofern geändert, daß ich das Gelingen nicht mehr für unmöglich hielt, als ich die erwähnte Abhandlung ſchrieb, in welcher ich alles, was ſich zu Gunſten des Unternehmens geltend machen ließ, in Erwägung gezogen und zugleich die Vorausſetzungen des Gelingens angedeutet habe. Die weſentlichſte dieſer Vorausſetzungen war, deutlich geſprochen, ein Mann von andrem Charakter als dem des Erzherzogs Maximilian. Ich warnte vor dem Glauben, daß ſich mit der Wünſchelrute der Romantik aus den dürren Felſen von Anahuak und der ſchwimmenden Raſendecke ſeiner alkaliſchen Sümpfe friſches Waſſer hervorzaubern laſſe. Maximilian aber und Charlotte — beide

waren von romantischen Anschauungen beherrscht, beide spielten einen Roman im großen Stile, — sie einen Roman des Ehrgeizes, er einen Roman der Eitelkeit, in welchem er sich die Rolle des heldenmütigen Retters einer Nation zugedacht, — und an der inneren Unwahrheit, welche zum Wesen aller Romantik gehört, sind sie untergegangen. Das alles ging mir durch den Sinn, während der Schloßvogt uns in dem Gebäude umherführte, wobei mein Auge auf ein architektonisches Ornament — den heraldischen Adler Mexikos als Pfeilerkopf — fiel. Ich fragte unsern Führer, ob dieses Stück Skulptur nach der Annahme der mexikanischen Kaiserkrone eingefügt worden sei. „Nein," — erwiderte der Mann — „es ist an dem Schlosse seit seiner Erbauung nichts verändert worden." — Hat Maximilian schon zur Zeit der Erbauung von Miramar in geheimer Unterhandlung mit einer mexikanischen Partei gestanden? — Meine Voraussagung des unglücklichen Ausganges scheint übrigens dem Kaiser nicht unbekannt geblieben zu sein, und Unglückspropheten sind nicht beliebt. In einem Briefe des Leibarztes Dr. Semleder an den Grafen Gustav von Enzenberg war die mir von letzterem mitgeteilte Bemerkung enthalten, daß mein Name am mexikanischen Kaiserhofe unbeliebt sei. Viel Ehre, dachte ich, für meine Wenigkeit, daß in so hohen Regionen ich überhaupt genannt werde. Ich war aber damals so naiv, nicht zu begreifen, wodurch ich mir die Ungunst zugezogen.

Wir setzten unsre Reise über Venedig und den Brenner nach Süddeutschland fort. In München suchte ich ärztlichen Rat, welcher mir eine Kur in Wildbad empfahl. Der Ort war jedoch überfüllt. Es war keine erträgliche Unterkunft zu finden und auf das erste Bad hätte ich acht Tage warten müssen. Wir reisten weiter und ließen uns für einige Zeit zu Freiburg im Breisgau nieder, von wo ich, meine Familie zurücklassend, einen Besuch in Berlin machte, um meine Versetzung auf einen andern Posten, womöglich in einen mehr politischen Wirkungskreis, zu betreiben. In vertraulicher Weise hatte ich das schon von Smyrna aus gethan und es war mir das Konsulat in Jerusalem, oder auch in Christiania, in Aussicht gestellt worden. Beiden Posten hatte ich aber Smyrna vorgezogen.

Ich wünschte eine anderartige Verwendung, oder wenigstens ein Konsulat, an welches sich politische Interessen knüpfen, und in Berlin wollte ich hören, ob ich auf die Erfüllung meines Wunsches hoffen dürfe.

Ein achttägiger Aufenthalt brachte mich meinem Zwecke nicht näher. Der Fürst Bismarck war in Varzin. Der Staatssekretär von Bülow, mir immer freundlich gewogen, und der Geheimerat von Philippsborn sprachen sich sehr wohlwollend aus. Ein Konsulatsposten, welchen ich Smyrna hätte vorziehen können, schien jedoch nicht offen zu sein. Mit China, Japan oder Hinterindien hatte ich kein Verlangen die Levante zu vertauschen, und mich in einer andern Sphäre als der des Konsulatsdienstes zu verwenden, schien niemand in den Sinn zu kommen. Ich von meiner Seite habe mir in dieser Beziehung nur gegen Lothar Bucher eine Andeutung erlaubt. Ein Jahr später habe ich mich darüber offen gegen den Staatssekretär von Bülow geäußert, welcher mir bemerkte, daß man sich wohl mit dem Gedanken, mich anders zu verwenden, beschäftigt habe, eine Möglichkeit aber nicht habe gefunden werden können. Herr von Philippsborn machte mich bei dieser späteren Gelegenheit auf die Vorzüge der Selbständigkeit eines Konsulatspostens im Verhältnis zur Unterordnung unter den Chef einer Gesandtschaft aufmerksam. Man hatte in Berlin kein Verständnis dafür, daß ich mit meinen Wünschen nicht an mich selbst dachte, und meine Illusionen mußten endlich einmal schwinden.

Der diesmalige Aufenthalt in der deutschen Hauptstadt war für mich unerfreulich. Meine Gesundheit war fortdauernd gestört. Personen, welche ich gern gesehen hätte, waren abwesend. Ich erneuerte indessen eine alte Bekanntschaft mit dem vielgereisten Dr. Bastian, welcher unterdessen Direktor der ethnographischen Abteilung der königlichen Museen geworden war, brachte mit ihm auf interessante Weise einige Stunden in den Sammlungen zu, nachher den Abend mit ihm und verschiedenen Mitgliedern der Gesellschaft für Erdkunde. In niedergeschlagener Stimmung kehrte ich nach Freiburg zurück, um daselbst weitere Nachrichten von Berlin zu erwarten, welche Herr von Radowitz mir zu geben versprach.

Mein Urlaub näherte sich unterdessen seinem Ende und Herr von Radowitz gab mir brieflich den Rat, um eine Verlängerung einzukommen. Ich benutzte die Gelegenheit, eine amtliche Aeußerung hervorzurufen, welche mich über meine Aussichten aufkläre, und der Zweck wurde erreicht, wenn auch nicht in einem meinen Wünschen entsprechenden Sinne. Das Ergebnis war, daß mein Urlaub verlängert wurde und ich nach Ablauf desselben Mitte Oktobers mich wieder in Smyrna befand. Ich war belehrt, daß ich nichts zu erwarten hatte, als etwa bei Gelegenheit die Versetzung auf einen angenehmeren Konsulatsposten, — ein Wechsel, welcher bald darauf für mich alles Interesse verlor.

Bevor ich mit meiner Erzählung nach Smyrna zurückkehre, will ich kurz der zwischenliegenden Wochen gedenken.

In den ersten Tagen des Septembers war in Freiburg der Kongreß der Altkatholiken. Ich traf bei dieser Gelegenheit mit Professor Huber von München zusammen, welcher mich mit dem Bischof Reinkens bekannt machte. Es überraschte mich zu sehen, wie sich in die Intimität der Herren eine russische Dame eingeführt hatte, welche mich sehr an das geschäftige Geschlecht der politischen Agentinnen erinnerte. In der russischen wie in der ultramontanen Politik weiß man sich desselben zu bedienen, und ich habe früher Veranlassung gehabt zu erwähnen, wie lebhaft und in welchem verschiedenen Sinne man sich von russischer Seite für die altkatholische Bewegung interessierte. Man scheint in Petersburg geglaubt und Döllinger scheint dazu insbesondere Veranlassung gegeben zu haben, daß diese Bewegung einen Teil der katholischen Christenheit zur Vereinigung mit der orientalischen Kirche führen werde.

Gegen Mitte des Monats verließen wir unser Standquartier in Freiburg, besuchten auf einige Tage Straßburg, dann Konstanz, wo wir unsern Freund, den Maler und geistvollen Kunstkritiker Friedrich Pecht, mit der Ausführung einer seiner Fresken im Conciliumsaale beschäftigt fanden, und hielten uns dann acht Tage in München auf. Bei Weiterreise trennten wir uns hier von unserm Sohne, welcher nach Freiburg zurückkehrte, um da sich auf seine Promotion vorzubereiten. Wir verließen die bayerische Hauptstadt am

4. Oktober, waren am 5. und 6. in Wien, am 6. und 7. in Geſellſchaft unſrer Freunde, Graf und Gräfin Sermage, in Graz, wo wir diesmal Prokeſch nicht fanden, ſchifften uns am 10. in Trieſt ein und waren am 15. wieder in Smyrna.

Auf der uns nun ſchon wohlbekannten kleinen Seefahrt hatten wir bis Syra den bisherigen öſterreichiſchen Geſandten am griechiſchen Hofe, Baron Pottenburg, welcher nach Stockholm beſtimmt war und zu ſeiner Abſchiedsaudienz nach Athen reiſte, — einen Mann von ernſten geiſtigen Intereſſen, — und einen jungen Rheinländer von beneidenswerter Geſundheit zu Reiſegeſellſchaftern, welcher letztere indeſſen, in Berückſichtigung, daß er ſich nach Aſien, dem Lande der Peſt, begab, ſich mit Todesgedanken beſchäftigte, und mir, als wir uns der Küſte näherten, das Verſprechen abnahm, daß ich, wenn er in Smyrna ſterben ſollte, ſeinen Leichnam an ſeine Familie ſchicken wolle. Als Sohn eines großen Fabrikanten und zugleich Kavallerielieutenant, war er eine eigentümliche Vereinigung von Geldprotz, Offizier, Commis Voyageur, naivem Grünhorn und vorſichtigem Praktikus, welcher während der Fahrt den Kavalier ſpielte, viel von großen Herren und ſeinem „Kameraden", dem jungen Grafen Bismarck, ſprach, bis er ſich am Ende als Einkaſſierer ſchlechter Schulden für ſein väterliches Haus entpuppte. In Syra aber, wo die nach Smyrna beſtimmten Reiſenden das Schiff wechſeln mußten, hatten wir kaum das neue Fahrzeug betreten, als uns die liebenswürdige Signora Bosco, deren der Leſer ſich erinnert, diesmal in Begleitung ihres berühmten Gemahls, und ſelbſtverſtändlich auch der allerjüngſten Inkarnation der natürlichen Magie, entgegentrat. Die intereſſante Familie kam von Athen zurück, wo ſie unterdeſſen den königlichen Hof bezaubert hatte. Und wiederum wurden wir auf der weiteren Fahrt gratis mit Wunderkünſten unterhalten. Unſer rheiniſcher Kavalier aber, welcher als ſolcher nicht gezögert hatte, der ſchönen Italienerin galante Aufmerkſamkeiten zu erweiſen, ſchien als Geſchäftsmann der Uneigennützigkeit der magiſchen Kunſt nicht zu trauen und Gefahr für ſeine Börſe zu wittern. Ein plötzliches Kopfweh vorſchützend, bei welchem mir meine übernommene Leichenſpeditionsverpflichtung aufs Herz fiel, ſuchte er ſich der Geſellſchaft zu entziehen,

bewirkte aber nur, daß die Dame mit einem Fläschchen Eau de Cologne herbeieilte und dem vergebens sich sträubenden schweren Kavalleristen Stirn und Schläfe wusch. Es war nichts als hilfreiche Güte von der für ihren Lebenslauf merkwürdig feinen Frau. Als solche aber sagte sie sich auch sogleich, daß sie falsch verstanden worden sein könne, und zog sich für den Rest der Fahrt in auffallender Weise zurück.

Da wir Smyrna in der Erwartung verlassen hatten, nicht wieder dahin zurückzukehren, hatten wir bei Abreise unsern Hausrat verkauft und die ablaufende Miete unsrer Wohnung nicht erneuert. Ein kleines, wohlgelegenes Haus, welches unterdessen für die Amtslokalitäten des Konsulates und die Wohnungsbedürfnisse des Kanzlers gemietet worden war, enthielt für uns keinen Raum, und das Anerbieten des letzteren, uns Platz zu machen, nahm ich nicht an. Außer dem in Smyrna üblichen Miettermin, welcher jährig ist und auf den 1. September fällt, war es schwer, eine uns zusagende Wohnung zu finden. Unter diesen Umständen nahmen wir Zimmer in einem Gasthause, in welchem wir eine für Smyrna nicht üble Unterkunft und Verpflegung fanden. Von dem Luxus, welcher in einem Smyrnaer Hotel den Reisenden erwartet, hatte freilich Herr von X. keinen richtigen Begriff, welcher mir von Neapel aus den Auftrag gab, für ihn und seine Familie Zimmer zu bestellen, wobei von „Beletage", Salon und dergleichen anspruchsvollen Bedürfnissen die Rede war. Zum Glück für die Herrschaften wie für mich sind dieselben nicht gekommen. Was unsre eigene Unterkunft betrifft, so lief durch das drei oder vier Schritte breite Gäßchen, an welchem nahe dem Ausgange auf den Quai das Hotel de la Ville liegt, ein halb offener Abzugskanal, dessen Ausdünstungen nach kurzer Zeit meiner Frau Fieberanfälle zuzogen und mich endlich nötigten, mich mit der Bitte um Abhilfe an den Generalgouverneur zu wenden. Diese wurde denn auch insofern augenblicklich gewährt, als Hamdi Paicha, welcher sich überhaupt in Gedanken mit der Verbesserung des Gesundheitszustandes — wie er es ausgedrückt hatte, „des Klimas" von Smyrna beschäftigte, nicht nur den Befehl zur sofortigen Ueberdeckung des Abzugskanales gab, sondern auch schon tags darauf in

eigener Perſon ſich überzeugte, daß die Arbeit wirklich verrichtet worden ſei. Leider nur war auch ſchon einen Tag ſpäter eine Steinplatte der Kanalbedeckung wieder eingeſunken und die üblen Dünſte drangen von neuem in unſre Zimmer. Uns gegenüber wurden in einem offenen Schuppen von einer Schar von Männern und Weibern in nichts weniger als appetitlicher Weiſe getrocknete Feigen zur Verſchiffung in Kiſten gepackt, — ein Geſchäft, welches Myriaden von Mücken herbeizog. Mückenſtiche können auch den frömmſten Menſchen boshaft machen. Es wurde für uns ein unterhaltender Sport, des Abends die an den Wänden unſrer Zimmer ſitzenden Moskitos mit der darunter gehaltenen Kerze zu verbrennen, und da wir unſre Opfer zu zählen pflegten, weiß ich, daß an manchem Abend mehrere Hunderte dieſer Quälgeiſter des grauſamen Todes ſtarben. Unſer Wohnzimmer hatte indeſſen auch ſeine von uns ſehr geſchätzten Vorzüge. Durch die Oeffnung des Gäßchens gewährte es uns eine Ausſicht auf die von Schiffen belebte Bai und deren ſüdliches Ufer, wo der kleine Ort Göstepe, zu deutſch Blickberg oder Berg der Ausſicht, — tepe heißt merkwürdigerweiſe auf türkiſch der Berg, gerade wie auf aztekiſch — am Fuße des bewaldeten Doppelgipfels der „Zwei Brüder“ liegt.

Unſer Wirt, ein Norditaliener, und ſeine Frau, die in Trieſt geborene Tochter eines nicht mehr lebenden öſterreichiſchen Miniſters, welcher es, obſchon ſie jetzt hier ungewaſchen und ungekämmt im Schleppkleide die ſchmutzige Arbeit des Hauſes verrichtend, die Karikatur einer verlumpten Theaterprinzeſſin darſtellen zu wollen ſchien, in andern Lebensverhältniſſen nicht an der Feinheit einer Dame gefehlt haben würde, erwieſen uns alle Aufmerkſamkeit, und die aus verſchiedenen Nationalitäten gemiſchte Tiſchgeſellſchaft — an der nicht großen Tafel war zuweilen die ſpaniſche, italieniſche, franzöſiſche, deutſche, holländiſche, engliſche, ſchweizeriſche, levantiſche und armeniſche vertreten — war in ihrer Art jedenfalls intereſſanter als die, welche wir bei unſrer erſten Ankunft im Hotel Müller getroffen hatten. Die Würze der in franzöſiſcher Sprache gepflogenen Unterhaltung verdankten wir dem von mir ſchon früher genannten Herrn Verwerde — der Leſer erinnert ſich vielleicht ſeines Gutachtens in der die

Schwestern der Diakonissenanstalt betreffenden Regenschirmfrage, — einem Manne von Geist und Bildung — pastor in partibus der ausgestorbenen holländischen Gemeinde, deren dem Einsturz drohende Kapelle trotz vorhandenem reichlichen Kirchenvermögen nicht repariert wurde, weil in Ermangelung andächtiger Zuhörer der Pastor nicht darin predigte und auch sonst niemand an dieser Reparatur ein Interesse hatte. Ich bin indessen überzeugt, daß Herr Verweyde ein trefflicher Prediger ist. Jedenfalls ist er ein guter Gesellschafter, welcher an der Tafel des Hotel de la Ville seit mehr als dreißig Jahren präsidiert, und hier schon berühmte Reisende, wie Herrn von Lamartine und Fräulein Tine, unterhalten hat. Seine kleinen Frivolitäten überschritten nie die Grenzen des guten Tones; aber seine gelegentlichen Sarkasmen gingen freilich auch an dem größten Teile der Tischgesellschaft verloren, welche so glücklich war, nicht zu merken, daß sie die Kosten unsrer Erheiterung trug. Zu den ständigen Tischgenossen gehörte ein Spanier, Agent großer Baumwollenhäuser in Barcelona, welche die Hauptmasse levantischer Baumwolle beziehen. Von seiner Bedeutung durchdrungen, führte dieser nun schon etwas verblühte Caballero in oftmals lehrhafter Weise bei Tische das große Wort. Auf der Promenade ritt er ein andalusisches Roß, und von ritterlicher Galanterie machte er in oftmals verschwenderischer Weise Gebrauch. Einer Smyrnaer Dame, welche ihn um ein wenig Baumwolle für ihre Ohren gebeten — bei katarrhalischem Wetter hat in Smyrna fast jedes menschliche Wesen Baumwolle in den Ohren — schickte Don Ranudo einen Zentnerballen für jedes Ohr. Mit seiner Bildung war er so freigebig wie mit seiner Baumwolle. Mit spanischem Stolze sprach er von den großen Männern seiner Nation, und gab Herrn Castelar das Zeugnis, der größte Redner zu sein, welchem jemals die Welt zugehört. Es ereignete sich bei dieser Gelegenheit, daß ein naiver junger Schweizer schüchtern ihn fragte, ob „der berühmte Don Quichotte" nicht auch sein Landsmann gewesen sei. — An einen nicht minder berühmten andern Spanier wurden wir durch einen kürzlich der Schule entwachsenen jungen Catalonier erinnert, welcher sich in ein vorsichtig stolzes Schweigen zu hüllen pflegte, an dessen Bewegungen und Manieren aber der welterfahrene

Pastor den zum Handlungskommis avancierten Zögling Loyolas erkannte. Die Spöttereien des alten Voltairianers vertrieben leider den Jüngling von unsrer Tafel. Sein Platz blieb eines Tages leer. Und ähnliches begab sich auch mit einem kürzlich angekommenen englisch-christlichen Ehepaare, von welchem ich dem Manne früher einmal zu Frankfurt oder Wien als deutschem Juden begegnet zu sein glaube, die Frau aber unter dem Szepter der Königin Viktoria dem Samen Abrahams entsprossen zu sein schien. Mann und Frau, welche nie mit der Gesellschaft von Weltkindern am Tische sich in ein Gespräch eingelassen, verschwanden, nachdem man aus ihrem Munde die ihm zugeflüsterten Worte: „no religion“ — gehört zu haben glaubte. Wir erfuhren später, daß das gottesfürchtige Paar nach der Levante gekommen, um in dem undankbaren Geschäfte der Türkenbekehrung dem wohlbeleibten Bruder Eppstein zu Hilfe zu kommen, welcher, nachdem er mehrere Jahre bei einem englischen Missionar in Jerusalem in der Lehre gewesen, in türkischer, arabischer, persischer, hebräischer, spanischer, italienischer, französischer, englischer und deutscher Sprache predigen konnte, ohne daß es ihm gelungen, eine unglückliche Seele aus Mohammeds Paradies in den christlichen Himmel zu locken, — wenn auch vielleicht die eine oder andre aus Abrahams Schoß, — wobei ich nicht unerwähnt lassen will, daß für ihn die Erfüllung der Pflichten einer christlichen Ehe von um so schönerem Erfolge begleitet gewesen und auch nach den Statuten der englischen Missionsgesellschaft in wohlverdienter Weise durch eine Gehaltszulage für jedes Kind belohnt worden ist. Die Reisenden indessen, welche an unserm Tische vorübergehend Platz fanden, waren meistenteils Franzosen, denen gelegentlich die Anwesenheit des deutschen Konsuls die glückliche Laune verdarb, obschon es mir in der Regel gelang, dieselbe wieder herzustellen. Als einmal ein französischer Kaufmann bei unserm Eintritte in den Speisesaal mitten in fließender Rede verstummte, bemerkte ich gesprächsweise, aber absichtlich laut, zu Herrn Verweyde, daß mir aller Chauvinismus, der deutsche so sehr wie der französische, verhaßt sei, und fügte hinzu: „Enfin, ce ne sont pas les individus, ce sont les gouvernements qui se font la guerre“ — und dem

Franzosen war wieder die Zunge gelöst. Er hat sich noch recht lebhaft mit mir und meiner Frau unterhalten und uns sogar, mit französischem Text und französischem Vortrag, Schubertsche Lieder vorgesungen.

Musikalische und theatralische Liebhabereien waren überhaupt im Hotel de la Ville zu Hause. Das Töchterchen, ungewaschen und ungekämmt wie die Mutter, und barfuß in zweideutigen Schuhen, hatte Klavierstunden im Speisesaale, und der Bruder des Wirtes, am Morgen unsre femme de chambre, des Tages zweimal an der Tafel servierender Garçon, war des Abends als zweiter Liebhaber mit Beifall dramatischer Künstler, gefiel sich aber besonders in der goldgestickten und mit Orden bedeckten Uniform eines Adjutanten des Kaisers Maximilian, einer Rolle, zu welcher er als vormaliger österreichischer Soldat besonders befähigt war.

Im November wurden wir mit der Anwesenheit des Erbgroßherzogs von Oldenburg beehrt, welchen das deutsche Kanonenboot Meteor von Konstantinopel brachte und welcher seine Reise nach Syrien, Palästina und Aegypten fortsetzte. In der Begleitung Sr. k. Hoheit, deren Gefolges und des Kommandanten und Arztes des Meteor besuchte ich bei dieser Gelegenheit die Ruinen von Ephesus, an denen die Eisenbahn nach Aïdin nahe vorbeigeht. Bei Ankunft auf der Station standen Pferde für uns bereit. Für einen Ritt in der Umgegend von Smyrna hatte ich mich einige Tage vorher mit Gesundheitsrücksichten entschuldigt; nun, wo ich das Reiten vorgezogen hätte, sagte sehr rücksichtsvoll der Prinz: „Der Herr Konsul reitet nicht gern, wir machen die Partie zu Fuß.“ Wir hatten, um an Ort und Stelle zu gelangen, die ausgedehnten Ruinen zu durchgehen und zur Station zurückzukehren, vier Stunden über ein ermüdendes Terrain zu gehen, wobei Erhitzung und kalter Wind ein Uebel verschlimmerten, welches mich einige Tage vorher betroffen hatte und bleibende Folgen hinterlassen hat. Ich hatte den Kommandanten des Meteor, welcher dem Befehlshaber einer im Hafen liegenden türkischen Fregatte seinen Besuch abstattete, nach diesem Schiffe begleitet, war aber, um einen formellen Gegenbesuch auf dem

Konsulate zu vermeiden, nicht mit an Bord gegangen, sondern in dem am Fuße der Schiffstreppe zwischen zwei Kanonenmündungen liegenden Boote zurückgeblieben. Es war aber Bairamfest, zu dessen Feier eine Kanonade begann, die ich an dieser ungünstigen Stelle aushalten mußte, wodurch mein Gehör auf eine unheilbare Weise gelitten hat. Die nächste Wirkung der Erschütterung war eine Uebereizung, bei welcher der Schall eines im Zimmer auf den Boden fallenden kleinen Gegenstandes, wie z. B. eines Bleistiftes, mich fast wie ein Pistolenschuß, und das Krähen eines in der Straße hinter mir stehenden Hahnes wie das Schmettern einer mir in die Ohren geblasenen Trompete erschreckte, während in der Stille der Nacht ein niemals nachlassendes Ohrenbrausen mir den Eindruck eines fernen Wasserfalles machte. Diese Erscheinungen — es war mir ein schlechter Trost, daß die Wissenschaft sie eine Hyperakusis nennt — haben sich bald verloren, aber nur, um andern Störungen des Gehörs und am Ende einer bleibenden und zunehmenden Schwerhörigkeit Platz zu machen. Nachdem ich eine Zeitlang das Ticken einer Taschenuhr mit dem rechten Ohre gar nicht vernehmen konnte, hörte ich es darauf eine Zeitlang schwach eine Oktave höher als mit dem linken, worauf es wieder ganz unhörbar geworden ist. Mit dem Genusse der Musik, für welchen ich sehr empfänglich gewesen bin, und mit den Freuden einer interessanten Unterhaltung, die ich immer hochgeschätzt habe, ist es seitdem für mich vorbei, und ich kann eben zur Not eine nahe und deutliche Rede verstehen.

Ich will nicht durch Bemerkungen über die Ruinen von Ephesus meine archäologische und historische Unwissenheit an den Tag legen. Ich weiß nicht, wie genau die Geschichte des Unterganges dieser berühmten Stadt bekannt ist. Nur davon habe ich mich überzeugt, daß an dem jetzigen Zustande der alten Mauern und der Landschaft, in welcher sie stehen oder liegen, die Wirkung von Erderschütterungen einen nicht unwesentlichen Anteil hat. Horizontale Linien erscheinen gesenkt und Quadersteine auf eine Weise verschoben, welche nicht einer von Menschen ausgeübten Kraft zugeschrieben werden kann. Ich vermute, daß auch nach andern klein-

asiatischen Städteruinen der Geolog den Archäologen und Historiker begleiten sollte. Man braucht nicht in die prähistorischen Zeiten zurückzugehen, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß gewaltsame oder auch langsam die Natur der Länder abändernde Naturvorgänge in der Alten und Neuen Welt die Geschicke der Menschheit bestimmt haben.

Im Anschluß an diese Bemerkung will ich hier der prähistorischen Funde erwähnen, welche, ich weiß nicht ob wirklich, wie mir gesagt worden ist, durch russische Kaviarfischer aus dem Schlamme des Gygäischen Sees, oder bei den Erdarbeiten des Eisenbahnbaues in der Gegend von Sardes zu Tage gefördert worden sind, und wahrscheinlich noch vielfach in Kleinasien werden zu Tage gefördert werden. Es sind steinerne Beile, Meißel und Hämmer aus sogenanntem lydischen Stein, Kieselschiefer, Nephrit, verhärtetem Serpentin, die Hämmer aus Hartmanganerz oder festem Roteisenstein. Die Meißel, von denen einige nur die Größe eines halben Fingers haben und deren Schärfe oft vollkommen erhalten ist, zeigen am stumpfen Ende die unverkennbaren Merkmale, daß mit dem Hammer darauf geschlagen worden ist, so daß ihr Gebrauch zu technischen Arbeiten zum Teil sehr feiner Art außer Zweifel steht. Man möchte glauben, daß die feinsten dieser Werkzeuge zur Bearbeitung des in den Flüssen des Landes gefundenen Goldes gedient haben, an welches die Schätze des Krösus sagenhaft erinnern. Herr Spiegelthal, schwedischer Vizekonsul und damals zugleich Generalkassier der von Smyrna über Magnesia in das Innere und zunächst nach Sardes führenden Eisenbahn, hat sich durch die Sammlung dieser Altertümer bekannt gemacht, und verschiedene europäische Sammlungen, darunter auch die der ethnologischen Abteilung des archäologischen Museums zu Berlin, verdanken ihm Sendungen. Eine von ihm mir mitgeteilte ansehnliche Zahl dieser Gegenstände habe ich der ethnologischen Gesellschaft zu München übersandt. Der österreichische Admiral Baron von Sterneck und der französische Admiral La Roncière le Nouri sind von Herrn Spiegelthal gleichfalls mit Sammlungen beschenkt worden. Auch in andern Teilen Kleinasiens sind solche Gegenstände gefunden worden, welche, wenn ich nicht irre, mit denen übereinstimmen, welche

in Griechenland aufgefunden worden sind und welche ich im archäologischen Museum zu Athen gesehen habe. Die interessanten Fragen der Geschichte eines hohen Altertums, welche sich an das Vorkommen dieser Gegenstände gerade in dieser für die Kultur der Menschheit so wichtigen Region knüpfen, brauche ich nicht hervorzuheben. Dagegen will ich nicht unterlassen, hier beiläufig der an andre Ueberreste anknüpfenden prähistorischen Studien des Herrn Zeiteles in Salzburg zu gedenken, denen ich in der angenehmen Lage gewesen bin, mit einem kleinen Dienste förderlich zu sein. Das Menschengeschlecht steht mit dem Tierreiche in einer zweifachen Verbindung, — einer naturgeschichtlichen durch seine Abstammung und einer kulturgeschichtlichen durch die Zähmung und Dienstbarmachung gewisser Tierarten, aus welchen unsre Haustiere entsprungen sind. Zwischen Tierrassen und Menschenrassen besteht ein Zusammenhang, durch welchen die Urgeschichte des Menschengeschlechtes manche Aufklärung erhalten kann. Die Genealogie der ersteren ist im stande, Licht auf die der letzteren zu werfen. Unter diesem Gesichtspunkte hat sich Herr Zeiteles mit den in prähistorischen Menschengräbern gefundenen Hundeskeletten beschäftigt und mich veranlaßt, ihm die Köpfe eines männlichen und eines weiblichen kleinasiatischen Schakals zu schicken.

Wissenschaftliche Interessen führten uns während des kurzen Restes meiner Verwaltung des Smyrnaer Konsulates mehrere Reisende zu. Der als Archäolog bekannte und seitdem mit den Ausgrabungen zu Olympia betraute Professor Dr. Gustav Hirschfeld hielt sich vor und nach seiner Reise durch das südliche Kleinasien in Smyrna auf und hat mit mir und meiner Familie in freundlichem Verkehre gestanden. Von Persien, wohin er die zur Beobachtung des Venusdurchganges gesandte deutsche astronomische Expedition begleitet, kam auf der Rückreise der Ichthyologe Professor Fritsche nach Smyrna, wo ihm die Bai und das nahe Meer während einiger Wochen Material zu interessanten Beobachtungen geliefert zu haben scheint. Professor Fritsche hat sich in einer Berliner Gesellschaft über Mangel an Zuvorkommenheit des deutschen Konsuls beklagt. Ich kann nur sagen, daß er dazu keinen Grund gehabt hat. Zur Förderung seiner

wissenschaftlichen Zwecke habe ich mich zu seiner Verfügung gestellt, und wenn er mir in dieser Beziehung keine Gelegenheit gegeben hat, ihm dienlich zu sein, ist es nicht meine Schuld. Möglich, daß die nämliche Persönlichkeit, welche es sich zur Aufgabe gemacht, mich in eine falsche Stellung zur deutschen Kolonie und Smyrnaer Gesellschaft zu bringen, auch den reisenden Naturforscher, dessen verdienstvolle Studien im Gebiete der südafrikanischen Ethnologie mich schon viel zu sehr interessierten, als daß ich nicht gern mit ihm näheren Umgang gehabt hätte, mit einigen Bosheiten auf meine Rechnung bedient hat. Nachdem Professor Fritsche eine Einladung von meiner Seite abgelehnt, dann, nach Annahme einer zweiten, am Theetische eingeschlafen, hat er am Morgen seiner Abreise plötzlich meine Intervention zur Erzwingung einer Passage nach Konstantinopel auf einem von dem ehemaligen Großwesir Mahmud Pascha für sich und seinen Harem gemieteten Dampfschiffe beansprucht. Obschon so krank, daß es mir schwer wurde mich in Bewegung zu setzen, was wegen einer Straßenabsperrung zu Fuße geschehen mußte, begleitete ich doch den anspruchsvollen Herrn Professor zunächst nach der Residenz des Generalgouverneurs, und als dieser, natürlich abgeneigt dem mächtigen Mahmud unangenehm zu werden, seine Unfähigkeit erklärte sich einzumischen, an Bord des Dampfschiffes selbst, auf welchem die türkische Hoheit mit ihren Damen bereits eingeschifft war, konnte aber nur erlangen, daß der Pascha, orientalische Sitten zu bedenken gebend, gegen die deutsche Ichthyologie galant genug war, derselben einen Platz zweiter Klasse anzubieten. Ob die Wissenschaft es nicht unter ihrer Würde gefunden, einen solchen anzunehmen, ist mir nicht bekannt geworden. Der Herr Professor hat sich, augenscheinlich unbefriedigt, auf der Straße von mir verabschiedet, ohne mir seine weiteren Entschlüsse kundzugeben; ich habe nur vernommen, daß es seine Absicht gewesen ist, sich höheren Ortes über Vernachlässigung zu beschweren. Vielleicht ist er der Meinung gewesen, daß es meine Amtspflicht gewesen sei, seine Passage an Bord eines von einem Türken für die Fahrt gemieteten Schiffes zu einer Angelegenheit des Deutschen Reiches zu machen, und er wird über den in dieser Meinung liegenden Irrtum wohl Aufklärung erhalten haben. Ich kann bei

Erzählung dieses kleinen Zwischenfalles nicht unterlassen, der liebenswürdigen Anspruchslosigkeit deutscher Prinzen — der Erbgroßherzoge von Oldenburg und Mecklenburg — zu gedenken, von welchen der letztere im Mai des folgenden Jahres auf der Reise von Aegypten und Palästina nach Athen Smyrna berührte. Aber freilich hatten die fürstlichen Touristen auch nicht ein Recht auf die Ansprüche des Herrn Professors, da ihnen von der Naturgeschichte der Fische wohl schwerlich mehr als deren kulinarischer Charakter bekannt gewesen sein wird.

Gegen Ende des Jahres wurden wir durch den Besuch unsres Freundes Somerset Beaumont überrascht, welchen politische Interessen bei der augenscheinlich herannahenden orientalischen Krisis veranlaßt, von der Donau aus zu Lande nach Konstantinopel zu reisen. Er hat mich bei seiner Anwesenheit mit den die Türkei betreffenden Schriften Palgraves bekannt gemacht und mir nachher von London die Essays on Eastern Questions zugeschickt, — belehrende Abhandlungen und Schilderungen, in denen man nur kein die orientalische Frage als Weltangelegenheit erfassendes Urteil suchen darf. Von Athen aus, wohin er sich von Smyrna begeben, machte mich Beaumont mit dem Parlamentsmitgliede Munro Butler Johnstone bekannt, welcher, nach einer ausgedehnten und aufmerksamen Bereisung Rußlands, sich nach Aegypten begab und leider in Smyrna sich nur einen Tag aufhielt. Sein parlamentarischer Standpunkt in der orientalischen Frage, mit großer Entschiedenheit auf türkischer Seite, ist den Politikern bekannt.

An diese politischen Besuche schließt sich der einer politischen Dame, der Frau Carla Serena, welche mir einen Brief des Staatsrats von Köhne in St. Petersburg brachte. Die Ueberbringerin wurde mir darin als eine litterarische Touristin empfohlen, welche sich hoher Beachtung von seiten Sr. Majestät des Kaisers von Rußland zu erfreuen gehabt habe. Die Dame selbst gab sich mir als eine geborne Italienerin und Frau eines in London ansässigen italienischen Schiffsreeders zu erkennen, welche italienischen, belgischen, englischen und türkischen Zeitungen Beiträge liefere, und dermalen von London über Kopenhagen, Stockholm, St. Petersburg, Wien

und Konstantinopel komme, sich zum griechischen Osterfeste nach Jerusalem und von da nach Aegypten zu begeben und später über Smyrna und Athen zurückzukehren beabsichtige. Ihre Art, neben italienisch, französisch und englisch, deutsch zu sprechen, und andre kleine Charakterzüge, ließen mich vermuten, daß sie in Triest oder Venedig geboren und jüdischer Abkunft sei. Ihr erster Besuch in Smyrna, welcher in die Zeit vor Ostern 1875 fiel, dauerte nur einen Tag, und sie scheint dabei außer mir nur Herrn von Scherzer gesehen zu haben. Sie behauptete, durch den Grafen Beust in Wiener Verbindungen gekommen zu sein, welche bis hinauf zum Kaiser reichten, und auch von dieser hohen Seite sich geneigter Beachtung zu erfreuen gehabt zu haben. Mich bat sie sonderbarerweise um Empfehlungen nach Jerusalem und Alexandrien, obgleich sie sich rühmte, dem Khedive selbst empfohlen zu sein. Gegen Ende Juli kehrte sie zurück und hielt sich etwas länger in Smyrna auf, wo sie ohne besonderes Glück die verschiedensten Verbindungen suchte. Mir gab sie im Gespräche beiläufig zu verstehen, daß sie in früherer Zeit mit Garibaldi und andern italienischen Aktionsmännern in Freundschaftsverhältnissen gestanden. Sie las mir einen, ich weiß nicht mehr für welche europäische Zeitung bestimmten Artikel vor, in welchem sie, in französischer Sprache, eine recht lebendige Darstellung von Smyrnaer Zuständen gegeben, unter anderm auch in pikanter Weise der Preisverteilung einer katholischen Mädchenschule auf dem Flaggenschiffe des Admirals La Roncière le Nouri gedacht, zu welcher das ganze katholische Smyrna geladen war, um einen Sermon des Aumonier anzuhören, in welchem, mit Hindeutungen auf die Deutschen und Italiener, von Barbaren und Kannibalen die Rede gewesen ist. Bei ihrer ersten Anwesenheit erwähnte sie beiläufig, daß bei dem griechischen Osterfeste, zu welchem sie sich eben nach Jerusalem begeben wollte, Griechen aus allen Teilen des türkischen Reiches sich daselbst zusammenfinden würden, und es ist kein Zweifel, daß sie von russischer Seite veranlaßt war, zu gleicher Zeit auch dort zu sein. Ich habe nachher lange nichts mehr von der, wie es scheint, nicht nur litterarisch, sondern auch politisch talentvollen Dame gehört, bis mir ihr Name

als der der Verfaſſerin von Schriften über die Mongolei vorgekommen iſt. —

Ein Erlaß des Auswärtigen Amtes verſetzte im März den bisherigen Kanzler des Smyrnaer Konſulates als Konſul nach Bangkok. Am 25. reiſte derſelbe ab, und am 2. April kam deſſen Nachfolger, der als Dichter litterariſch bekannte Dr. Eduard Griſebach. Ich verließ mit meiner Familie das Gaſthaus und bezog das kleine Haus, deſſen Parterreräume den amtlichen Erforderniſſen des Konſulates gewidmet waren, deſſen oberer Stock aber durch Abzug des verſetzten Beamten frei geworden war.

Die Lage der neuen Wohnung hatte viele Vorzüge. Aus den hinteren Fenſtern fiel der Blick über die Spitze der Bai hinweg auf das Ufer und die Berge von Cordelio bis gegen Burnabad, mit den vorſpringenden Felſenhöhen, deren uraltes Mauerwerk in dem ſagenhaften Rufe ſteht, ein Ueberreſt der Burg des Tantalus zu ſein. Nach vorn öffnete ſich die Ausſicht auf den unteren Teil der Bai bis zu ihrem Eingange, und über Häuſer hinweg auf die alten Mauern des Pagos. Von dem Quai tönte am Abend die Muſik der nahen Kaffeehäuſer herauf, und mit wenigen hundert Schritten konnten wir uns auf belebter Promenade befinden. Gern ſchränkten wir uns im Raume ein wenig ein, indem wir dem ebenſo liebenswürdigen wie geiſtvollen neuen Kanzler ein Zimmer anboten und ihn zu unſerm ſehr werten Hausgenoſſen machten. Unſer Smyrnaer Leben fing an, gemütlich zu werden. An die Stelle des Verdruſſes über elende und boshafte Intriguen trat durch Eduard Griſebach eine heitere und zugleich ernſte geiſtige Intereſſen berührende Unterhaltung, welche bald an unſre Umgebungen, bald an Griſebachs litterariſche Richtung und Vorliebe für Schopenhauerſche Ideen anknüpfte. Daß er mit der poetiſchen und litterariſchen Begabung die Eigenſchaften eines guten Beamten verband, erhöhte in meiner Schätzung den Wert ſeiner Individualität, und ich bin mit ihm nach unſrer Trennung in freundſchaftlichen Beziehungen geblieben. Leider kürzte ein von ihm erbetener Urlaub den perſönlichen Umgang ab, und mein bald nach ſeiner Rückkehr erfolgter Abgang von Smyrna machte demſelben ein Ende.

In dieser Zeit beunruhigte der Aufstand in der Herzegowina mehr und mehr auch die levantische Bevölkerung. Von mancher Seite wurde nicht bezweifelt, daß, wenn die Insurrektion nicht bald unterdrückt werde, eine Erhebung der ganzen christlichen Bevölkerung des türkischen Reiches bevorstehe und für dieses der Anfang vom Ende gekommen sei. Eine stille aber tiefe Aufregung war unter den Griechen wahrnehmbar, und levantische Kannegießer hatten ein fertiges Programm für die große Politik. Oesterreich werde die Südslaven unterstützen, um sich derselben als eines Gegengiftes gegen die Ungarn zu bedienen, erklärte mir ein griechischer Advokat, und Oesterreich müsse Bosnien erhalten und dafür Triest an Deutschland abtreten, setzte mir unser erster Dragoman, der alte Armenier Serkis Simonian, auseinander; „il nous faut là un port de mer", schloß er sein Raisonnement, in welchem er, wie immer, sich vollständig in die Rolle eines Deutschen hineinphantasierte.

An einem der ersten Tage des September brachte mir die Post einen Brief des Herrn von Radowitz, auf dessen Inhalt ich zwar durch Grisebach vorbereitet war, der mich aber dennoch durch ein darin liegendes Rätsel beunruhigte. Es wurde mir geschrieben, daß der von mir gewünschte Urlaub, sowie ich um denselben einkomme, gern werde bewilligt werden, und daß ich nur die von mir gewünschte Dauer desselben angeben möge. Dr. Grisebach hatte schon in Berlin gehört, daß ich einen Urlaub wünsche und denselben erhalten werde. Nun war mir aber ein Urlaubsgesuch für das laufende Jahr nicht in den Sinn gekommen. Was hatte also der Brief zu bedeuten? — Daß der Irrtum ein absichtlicher war und in Wahrheit für mich eine halbamtliche Aufforderung enthielt, um Urlaub einzukommen, war außer Zweifel, und ich hielt es für richtig, diese Aufforderung zu verstehen. Aber welche Absicht des Auswärtigen Amtes hatte ich dahinter zu suchen? — Sollte ich annehmen, daß ich zur Disposition gestellt werden solle, oder daß ich für einen andern Wirkungskreis bestimmt sei? — Die erste Annahme war unwahrscheinlich, weil in dem Briefe von meiner baldigen Anwesenheit in Berlin die Rede war. — Vergeblich versuchte ich indessen, mir eine bestimmte Antwort zu geben. Nur so viel schien mir unzweifelhaft, daß ich diesmal

nicht wieder nach Smyrna zurückkehren werde. Ohne dieſe Ueberzeugung nach außen an den Tag zu legen, traf ich danach meine Einrichtungen. Dr. Griſebach übernahm den Verkauf unſres Mobiliars nach erfolgter Entſcheidung. Ich kam um den Urlaub ein, erhielt denſelben mit rückkehrender Poſt, und am 9. Oktober ſchifften wir uns nach Trieſt ein.

Der Abſchied that zuletzt mir und meiner Frau leid. Die meiſten Gründe unſres Mißbehagens in Smyrna waren endlich beſeitigt. Mehr als eine angenehme Perſonalveränderung war im Kreiſe unſres geſellſchaftlichen Verkehres eingetreten. Alte Unordnungen in der früheren Verwaltung des Konſulates waren durch mühſame Arbeiten und nach manchem Verdruſſe gehoben. Und jetzt, wo wir anfingen, uns wohl zu fühlen, kam, wenn auch nicht in amtlicher Form, eine Abberufung.

5.

Unnötige Eile nach Berlin. In Wien. Oeſterreich und die deutſche Politik. In Berlin, Göttingen, Freiburg. Ein Gaſtwirt in Heilbronn über das deutſche Eiſenbahnſyſtem. Litterariſche Beſchäftigung in Freiburg. Ernennung auf den Konſulatspoſten in Algier. Zürich, Genf, Marſeille. Erſte Eindrücke und Erfahrungen in Algier. Zuſammentreffen mit einem engliſchen Freunde und Begegnung mit dem alten Grafen Prokeſch. Herr Otto Schneider algieriſcher Optimiſt. Winterkurgäſte und hektiſche Vergnügungsſucht. Offizielle Beſuche. Algier als klimatiſcher Kurort.

Die erwähnten brieflichen Aeußerungen hatten bei mir den Glauben hervorgebracht, daß ich eilen müſſe, nach Berlin zu kommen. Ich war im Irrtume. Wenn ich aber meine Reiſe unnötig beſchleunigte, erlitt ich durch entgangene Annehmlichkeiten des Aufenthaltes an verſchiedenen Orten, über welche uns unſer Weg führte, die Strafe für die Thorheit, mich für wichtig zu halten. In Berlin wäre es nicht bemerkt worden, wenn ich einige Wochen ſpäter gekommen wäre. Ich dagegen getraute mir kaum, unſern Grazer und Wiener Freunden einige Tage zu widmen, und faſt hätte ich mir

in Wien die Gelegenheit entgehen lassen, der jüdischen Aufführung einer jüdischen Oper vor einem größtenteils jüdischen Publikum beizuwohnen, in welcher der König Salomo in höchsteigener alttestamentlicher Person auf Richard-Wagnerisch im Tempel Jehovas singt. Solchen Kulturerscheinungen gegenüber wird auch der verstockteste Pessimist den Fortschritt nicht länger zu leugnen wagen. Was die Aufführung der „Königin von Saba" betrifft, so möchte ich mir nachträglich, nachdem ich ein Stück Menschheit mehr kennen gelernt, nur die kritische Bemerkung erlauben, daß zur Darstellung des Königs Salomo dem dramatischen Künstler weniger das Bild eines Leipziger Meßjuden als das eines heutigen arabischen Stammesfürsten aus der Sahara vorschweben sollte, zu welchem, wie zu alttestamentlichen Charakterfiguren überhaupt, den Originalen schon in den Straßen von Algier zu begegnen ist. Den Wiener Kunstgenuß verdankten wir der Freundlichkeit des Regierungsrates Uhl, welcher uns in seine Loge im Opernhause führte. Ich schätze in Friedrich Uhl nicht nur einen Mann von schönen Talenten und achtungswertem Charakter, sondern auch einen der wenigen Menschen, welche mir mit Freundschaft zugethan geblieben sind, auch nachdem mich mein Lebenslauf ihrem Kreise entrückt hat. Bei einem kleinen Diner, mit welchem er uns bei Sacher auf eine des berühmten Restaurants würdige Weise bewirtete, trafen wir den liebenswürdigen Hofrat von Teschenberg, welcher seit der Zeit, wo ich ihn als jungen Journalisten gekannt, eine rasche Karriere gemacht hat. Die Vorgänge in der Herzegowina ließen in unsrer Unterhaltung die Politik nicht ganz umgehen, und daß dabei, wenn auch von beiden Seiten noch so zurückhaltend, das Verhältnis von Oesterreich und Deutschland berührt wurde, ist natürlich. Einer Andeutung, daß die deutsche Reichspolitik gegen Oesterreich nicht wohlwollend sei, bin ich bei dieser wie bei andern Gelegenheiten aus Ueberzeugung entgegengetreten, so gut mir die chauvinistischen Gelüste und Doktrinen deutscher Privatpersonen und Parteien bekannt sind.

In der That hat die Furcht vor einer unpolitischen Anwendung der Nationalitätsdoktrin, wie ich früher bekannt habe, einen wesentlichen Anteil an meinen vormaligen Sympathien für die

großdeutschen Ideen gehabt. Seit der Entstehung des Deutschen Reiches aber habe ich an der Ansicht festgehalten, daß der Bestand Oesterreichs neben dem Deutschen Reiche so gut historisch bedingt ist, wie der des oströmischen neben dem weströmischen es war. Um meine Ansicht kurz zu formulieren, möchte ich Oesterreich-Ungarn das ostdeutsche Reich nennen. Es ist damit der kulturhistorische Charakter bezeichnet, für welchen das Bevölkerungsmaterial nicht entscheidend ist. Die Zahl der Römer ist im byzantinischen Reiche viel kleiner gewesen, als die der Deutschen in Oesterreich-Ungarn, und dennoch ist dieses Reich bis an sein Ende das oströmische geblieben. Es scheint mir nun, daß durch die Zustände der an Oesterreich ostwärts und südwärts angrenzenden Länder und die darauf bezüglichen Absichten der russischen Politik die Unentbehrlichkeit des ostdeutschen Kaiserstaates auch für das schwerfälligste politische Urteil erkennbar geworden sein müsse: und da es klar ist, daß ohne die Verbindung der deutschen Provinzen mit den slavischen und magyarischen Bestandteilen des Reiches dieses überhaupt nicht gedacht werden kann, und daß das, was teilweise an seine Stelle treten könnte, nicht nur den wesentlichen kulturhistorischen Charakter verliert, sondern auch voraussichtlich einem Vasallenverhältnis zu Rußland verfällt, so bin ich überzeugt, daß schon im allgemeinen Interesse des politischen Weltsystemes kein auf der Höhe politischer Bildung und Einsicht stehender europäischer Staatsmann die Schwächung oder Zerstörung dieses Reiches wollen und erstreben kann.

Sehr begreiflich ist es freilich, daß der Gedanke der Vereinigung der deutsch-österreichischen Provinzen mit dem neuen Deutschen Reiche in der deutschen Bevölkerung Oesterreichs selbst seine Vertreter gefunden hat. Der einfache Nationalstaat läßt die Aufgaben der Politik verhältnismäßig leicht erscheinen. Indessen beweist es doch einen Mangel an Weltkenntnis, zu glauben, daß es möglich sei, die Welt in solche Staaten einzuteilen. Rußland sucht jetzt freilich durch Ausstoßung aller nicht slavischen Elemente seiner Bevölkerung sich als einen strengen Nationalstaat einzurichten; bei seiner beabsichtigten Ausdehnung nach Süden und Westen aber würde sich die Unmög-

lichkeit der Ausführung sogleich beweisen. In Oesterreich, von Ungarn zunächst abgesehen, wohnen Slaven und Deutsche, wo nicht ganz untermischt, doch so viel mit zweifelhaften Grenzen nebeneinander, daß die Scheidung in Nationalitätsgebiete ein lächerliches Unternehmen wäre. Was aber, wenn alle nicht mit dem Deutschen Reiche vereinten Provinzen Oesterreichs russisch würden, sollte mit der nicht slavischen Mehrheit der Bevölkerung Ungarns geschehen? — Daß, wenn auch die sämtlichen Balkanländer mitsamt der Türkei unter russische Herrschaft kämen, Ungarn so selbständig bleiben würde, wie es heute in seiner dynastischen Einigung mit Oesterreich ist, kann nicht gedacht werden. Auch die Magyaren müßten dann, um den Slaven Platz zu machen, das den Türken vorgezeichnete Schicksal teilen, in ihre ostasiatische Urheimat zurückzukehren, wenn nur nicht Sibirien auch russisch wäre.

Wir sind mit dem Nationalitätspurismus bei vollständigem Unsinn angelangt. Daraus folgt indessen keineswegs, daß das Untereinanderleben verschiedener Nationalitäten im gleichen Staate den Bedürfnissen höherer Kultur entsprechen könne.

Die Sprache tritt dabei in den Vordergrund der Erwägung. Die Mehrheit gebildeter Staaten und Sprachen wird durch die damit geschaffene Konkurrenz des geistigen Lebens zur Grundbedingung fortschreitender Entwickelung des Menschengeschlechtes. Damit aber diese Konkurrenz so wirksam wie möglich werde, sollten Sprache und Staat vereint sein. In jedem Staate sollte also das politische und gesellschaftliche Leben unter der geistigen Oberherrschaft einer einzigen Sprache stehen, und in Oesterreich sollte das die deutsche sein. Hier aber ist bis in die höchsten Kreise der Gesellschaft, neben fremden Sprachablegern, nur der von der höheren Bildung wenig berührte Volksdialekt in Gebrauch gewesen. Die durch die deutsche Sprache vermittelte höhere Bildung hat man gefürchtet, und das, was Preußen zu seinem hohen Range in Deutschland verholfen, wurde in Wien von Oesterreich abzuhalten gesucht. Das ist der wahre Grund, weshalb nun, bei verändertem Bedürfnis, das deutsche Element in Oesterreich nicht hat politisch zu voller Geltung und entscheidendem Einfluß gelangen können.

Ganz im allgemeinen muß die Einheit der das gebildete Leben beherrschenden Sprache in jedem Staate das Ziel aller aufgeklärten Politiker und Vaterlandsfreunde sein, und, von Ungarn abgesehen, welchem sein besonderer hoher Beruf bleibt, kann für Oesterreich als ostdeutsches Reich das nur die deutsche sein.

Von Wien setzten wir unsre Reise am 21. Oktober fort und waren am 22. in Freiburg, wo wir unsern Sohn trafen, welcher unterdessen seine Rechtsstudien zu Ende geführt hatte und in der nächsten Zeit den juristischen Doktorgrad zu erwerben gedachte. Meine Frau in Freiburg bei ihm zurücklassend, reiste ich am 30. nach Berlin, wo ich mich nutzlos bis zum 10. November aufhielt. Durch den Legationsrat von Radowitz, welcher eben im Begriffe war nach Athen abzureisen, erfuhr ich zuerst, daß es sich für mich um keine wichtigere Angelegenheit als eine Versetzung auf irgend ein andres Konsulat handelte, wobei unter andern Posten Algier genannt wurde. Im Gespräche mit dem Staatssekretär von Bülow nahm diese Lösung des Rätsels meines in Wahrheit unfreiwilligen Urlaubes eine bestimmtere Form an. Meine letzten wieder aufgelebten Illusionen waren zerstört und ziemlich willenlos überließ ich mich höheren Entscheidungen, von welchen ich nur wußte, daß sie nicht ohne persönliches Wohlwollen getroffen werden würden. Ob mein früherer Wunsch, von Smyrna versetzt zu werden, zu spät für mich, seine Wirkung ausgeübt, ob ich nur meinem Nachfolger daselbst habe Platz machen sollen, ob die deutsche Kolonie gegen mich intriguiert hat, ob man mir in Algier ein bequemeres Amt hat geben wollen, ob ich für herannahende Vorgänge nicht der rechte Mann geschienen, — einer von diesen Gründen, oder alle zusammengenommen, haben, da man mit meiner Smyrnaer Amtsführung nicht unzufrieden gewesen ist, die Versetzung in einer Form hervorgebracht, die zu rücksichtsvoll gewesen ist, als daß ich sie nicht hätte mißverstehen müssen. Es war für mich nichts mehr in Berlin zu thun. Der Fürst Bismarck war nicht anwesend. Dem Fürsten Hohenlohe begegnete ich Unter den Linden und ging einige hundert Schritte mit ihm auf der Straße. Ich würde ihm meinen Besuch gemacht und gerade mit ihm gern über meine dienstliche Stellung gesprochen

haben, wenn er nicht eben im Begriffe gewesen wäre, nach Paris zurückzureisen.

Auf meiner Rückkehr nach Freiburg genoß ich in Göttingen auf einen Tag die Gastfreundschaft der Eltern des Dr. Grisebach. Abgesehen von dem Vater des Sohnes war der Hofrat Grisebach auch als ausgezeichneter und mit Recht berühmter Botaniker eine Persönlichkeit, deren Bekanntschaft mir wert war. Sein großes Werk über die Vegetation der Erde ist mir, soweit ich dem Inhalte zu folgen vermocht habe, durch den ästhetischen und kulturhistorischen Sinn interessant geworden, welcher darin im Geiste Humboldts die naturwissenschaftliche Arbeit durchdringt. Ich besuchte hier auch zwei alte Züricher Freunde und Kollegen, den Philologen Sauppe und den Physiologen Hänle, und fand besonders bei ersterem eine herzliche Aufnahme, obschon in mehr als dreißig dazwischen liegenden Jahren mein unruhiges Leben nur eine geringe Gemeinsamkeit der Interessen und Lebensanschauungen mit beiden übrig gelassen. In Würzburg hielt ich mich einen Tag auf, um den berühmten Ohrenarzt, Professor von Tröltsch, zu konsultieren. Der von ihm mir erteilte ärztliche Rat hat sich leider unwirksam erwiesen. Ich brachte dann eine Nacht in Heilbronn zu. Der Wirt des Gasthauses, dessen Namen ich vergessen habe, überraschte mich im Gespräche mit der Aeußerung, daß die sämtlichen deutschen Eisenbahnen, um ihren Zweck als öffentliche Straßen zu erfüllen und nicht unter lokalen und persönlichen Interessen zu leiden, an das Reich übergehen müßten. In Württemberg hatte ich eine so vorurteilsfreie Beurteilung, und gerade von seiten eines Gastwirtes, aus mehr als einem Grunde am wenigsten erwartet.

Am 13. November war ich wieder in Freiburg und widmete meine Zeit bis Ende des Jahres der Revision des in Smyrna geschriebenen und in Leipzig im Drucke befindlichen dritten Teiles meiner „Wirtschaft des Menschengeschlechtes".

In den ersten Tagen des Januar 1876 erhielt ich meine Ernennung zum Konsul in Algier, und nach einem kurzen Besuche in München waren wir in den ersten Tagen des Februar auf dem Wege dahin. In Zürich besuchte ich im Vorübergehen meinen

jüngeren Bruder, den ich als Eigentümer einer blühenden Kunſtgärtnerei in glücklichen Verhältniſſen fand, während unſer Sohn nach Heidelberg eilte, um dort ſein juriſtiſches Doktorexamen zu machen. Es war ſein Zweck, uns nach Algier zu begleiten, um ſich da mit dem Studium der arabiſchen Sprache und des mohammedaniſchen Rechtes zu beſchäftigen, zugleich ſeine früher begonnenen türkiſchen Studien zu ergänzen; und als Doctor juris traf er im ſchnellen Verlaufe unſrer Reiſe in Genf wieder mit uns zuſammen, ſchiffte ſich am 10. Februar in Marſeille mit uns ein, und am frühen Morgen des 14. waren wir in Algier.

Die Stadt, von der Seeſeite geſehen, erinnert durch die Art, wie ſie ſich an ſteiler Hügelſeite vom Meere aus aufbaut, wie nicht minder durch die Erſcheinung der Häuſermaſſe ihres oberen Teiles, an Syra. Die Spitze der Häuſerpyramide iſt von der Kasba, dem ehemaligen feſten Schloſſe der algieriſchen Seeräuberfürſten, gekrönt. Die ſtattliche Häuſerreihe des Boulevard de la Republique, welche auf unten gewölbter Terraſſe ſich am Hafen hinzieht, verdrängt jedoch durch ihren ganz europäiſchen, großſtädtiſch modernen Charakter den unheimlichen Gedanken an die Leiden, welche in der Blütezeit der Piraterie von zahlloſen Chriſtenſklaven hier erduldet worden ſind. Links und rechts von der Stadt bedecken Landhäuſer, zum Teil in mauriſchem Stile, zwiſchen Baummaſſen und Gärten die von Schluchten durchzogenen Hügelſeiten, deren Höhen ſtellenweiſe mit Pinien beſetzt ſind. Hier und da ragen einige Cypreſſen empor, oder erhebt ſich über einheimiſchen und ausländiſchen Baumſchlag die Krone einer Dattelpalme. Das Ganze ſtellt ein in zahlloſe intereſſante Einzelheiten und Gruppen ſich auflöſendes, ſehr reiches Bild dar, in welchem, wie wir ſpäter fanden, bei näherer Bekanntſchaft immer neue Schönheiten zu entdecken ſind. Für den erſten Augenblick wurde der günſtige Eindruck dieſes Bildes durch das ſchlechte Unterkommen verdunkelt, welches wir, bei von Winterkurgäſten überfüllter Stadt, zufrieden ſein mußten im Hotel de Geneve zu finden. Eine flegelhaftere Bedienung als die, welche wir hier fanden, läßt ſich ſchwer denken; offenbar wollte man uns fühlen laſſen, daß man uns als Deutſche haſſe. Als wir zu eſſen begehrten, gab man uns

den Bescheid, on ne mange pas à la carte ici. Auf unsre Gegenbemerkungen ließ man sich herbei, uns etwas aufzutragen und setzte uns rohe Artischocken vor. Teller, Messer und Gabeln warfen die Strolche von Aufwärtern, welche wahrscheinlich aus der Zeit der Kommune stammten, vor uns auf den Tisch, und die finsteren Gesichter sahen aus, als ob wir Thätlichkeiten zu erwarten hätten, wenn wir etwa nicht zufrieden wären. Wir setzten diesen Unarten Gleichmut entgegen, gegen die dirigierende Wirtin sogar ausgesuchte Höflichkeit, und es ist charakteristisch für das französische Wesen, daß man sich schämte, in guten Manieren sich von Deutschen übertreffen zu lassen. Unsre Bedienung wurde immer höflicher, und als wir in einigen Tagen das Haus verließen, behandelte man uns ganz anständig.

Die Möglichkeit einer andern Unterkunft verdankten wir einem glücklichen Zufall, welcher erwähnt zu werden verdient. Meine Frau war ohne äußere Veranlassung auf den Gedanken gekommen, Somerset Beaumont könne in Algier sein, und forderte mich auf, ihm im Hotel d'Orient nachzufragen. „Welchen Grund hast du zu der Vermutung?" — fragte ich sie. „Er war im vorigen Winter in Smyrna, weshalb sollte er nicht in diesem nach Algier gekommen sein" — war ihre Antwort, und so wenig mir deren Logik einleuchtete, wollte ich doch ihr zu Gefallen eben ausgehen, als ein Lohndiener mir ein Briefchen brachte, dessen Adresse von Beaumonts Handschrift war. Er war wirklich in Algier und wirklich im Hotel d'Orient. In einer Zeitung hatte er unsre Ankunft gelesen, schrieb nun, daß er eben habe abreisen wollen, aber die Abreise verschoben habe, um einen Tag mit uns zusammen zu sein, und fragte, zu welcher Stunde er uns besuchen könne. Es war für uns eine freudige Ueberraschung, für mich eine Mahnung, mich nicht immer ausschließlich auf die Logik zu verlassen, und zehn Minuten später war ich bei unserm Freunde im Hotel d'Orient. An dieses Zusammentreffen knüpfte sich aber durch Beaumonts Vermittelung die angenehme Thatsache, daß wir bei seiner Abreise seine Zimmer in Besitz nehmen konnten, die wir inne hatten, bis wir im März eine Villa in Mustapha, eine halbe Stunde Weges von der Stadt, mieteten.

Eines Tages trat mir und meiner Frau im Eingange des Gaſthauſes der alte Graf Prokeſch entgegen, deſſen Umganges wir uns von da an einige Wochen erfreuten. Er kam aus Spanien und hatte in ſeinem zweiundachtzigſten Jahre noch Lebensfriſche zu einer Bereiſung Nordafrikas. In Oran ans Land geſtiegen, iſt er von Algier nach Conſtantine und Tunis weiter gereiſt und durch Italien nach Oeſterreich zurückgekehrt. Es war ſeine letzte Reiſe. Der lebhafte poetiſche Geiſt glich ſchon einem verglimmenden Lichte, welches von Zeit zu Zeit aufflackert, bevor es verliſcht. Er erzählte und docierte gern, und langweilte ſich, wenn andre ſprachen. Um ihm angenehm zu ſein, mußte man ihm zuhören, und in der Regel ſprach er intereſſant, zuweilen mit jugendlichem Feuer. Ein artiges Schweizer Mädchen, welches bei Tiſche neben ihm ſaß, mußte ſich viel von ihm erzählen und ſagen laſſen und dabei noch recht feurige Blicke aushalten. In politiſchen Geſprächen erklärte er ſich für einen entſchiedenen Freund des neuen Deutſchen Reiches, und wiederholte mir, was er mir früher ſchon einmal in München geſagt, daß er es als ein Glück für Oeſterreich betrachte, aus der Verbindung mit Deutſchland herausgekommen zu ſein. Mit Intereſſe erinnere ich mich jetzt, nach dazwiſchen liegenden Vorgängen, ſeiner Aeußerungen über franzöſiſche Zuſtände. Thiers — ſo erzählte er — habe ihm 1871 geſagt: „Vous le savez, moi, je ne suis pas républicain; mais je sais que la république est la seule forme de gouvernement qui peut durer en France.“ — Indem er auf die orientaliſchen Verhältniſſe zu ſprechen kam, von deren nachheriger Kriſis er nur die Anfänge erlebt hat, äußerte er ſich mit einer Objektivität, die bei ſeinem ſonſt in vielen Beziehungen ſehr ſubjektiven Charakter mir merkwürdig war, über Ignatiew, deſſen weitgehende Freiheit von Vorurteilen er mit einer nicht minder weitgehenden zu beurteilen ſchien, während er von Stratford de Redcliffe Beiſpiele beſchränkter Beurteilung menſchlicher Dinge anführte. In den Ruhepunkten ſeiner Reiſe ſchien er ſich mit Aufzeichnungen aus ſeinem Leben zu beſchäftigen, bei denen eine ihn begleitende öſterreichiſche Dame ihm als Schreiber diente. Ich ſah auf dem Schreibtiſche ſeines Zimmers im Hotel ein muſterhaft geſchriebenes und ſauberes Manuſkript von

ihrer Hand liegen. Daß die Memoiren dieses Mannes von vielfältigem und großem Interesse sein müssen, versteht sich von selbst. Von seinem Lebensgange wie seiner Individualität hat ein Nekrolog in den Dezembernummern der „Allgemeinen Zeitung" von 1876 einen Abriß gegeben, aus welchem mir, während ich schreibe, ein kleiner Zug in Erinnerung kommt. Prokesch hatte als junger Mann eine Preisaufgabe mathematischen Inhaltes zu lösen, und nachdem er sich tagelang vergeblich daran überarbeitet, gelang ihm die Lösung des Nachts im Traume. Der Fall gehört zum Materiale der Philosophie des Unbewußten, und Karl du Prel könnte davon für seine Ansicht Gebrauch machen.

Die Gesellschaft des Hotel d'Orient bestand hauptsächlich aus Winterkurgästen, besonders Engländern. Darunter trafen wir auch den gichtkranken Herrn Otto Schneider aus Dresden, Verfasser des kleinen Buches „Algier als klimatischer Kurort" und des sich daran anschließenden Schriftchens „Von Algier nach Tunis und Constantine". Herr Schneider, welcher manches beobachtet und vieles kompiliert hat, ist hier mehrere Jahre ein stehender Wintergast gewesen. Ich lernte in ihm einen freundlichen Optimisten kennen, welcher bei allen Leiden mit zufriedenem Lächeln versicherte, daß es ihm in dem „paradiesischen Klima Afrikas" immer besser gehe, während er einen Teil des Tages, in wollene Decken gehüllt, in einem frostigen Zimmer saß, dessen Luft durch ein schlechtes Kaminfeuer eine sehr unzulängliche Verbesserung erhielt.

Die Selbsttäuschung bei unheilbarer Krankheit ist eine Wohlthat der Natur zu Gunsten der menschlichen Schwachheit, welcher der klar sehende Beobachter sein stilles Mitleid widmet. Ein klimatischer Kurort gibt dazu vielfache traurige Gelegenheit. Auch die erhebenden Beispiele stiller Resignation fehlen da nicht und nehmen die doppelte Achtung der Gesunden in Anspruch. Auf der andern Seite kann ich nicht verhehlen, daß die ruhelose Genußsucht von Menschen, welche nichts Würdigeres zu thun wissen, als ihren letzten schwachen Atem in Polka und Kotillon zu vertanzen, mich angewidert hat. Zur Zeit unsres Aufenthaltes im Hotel d'Orient wurde im Hause ein Ball veranstaltet. Während die Musik hektischer Verliebtheit aufspielte,

wohnten im gleichen Hauſe Menſchen, bei welchen in jedem Augenblicke der Tod eintreten konnte. Ein junger Amerikaner, welchem wir zuweilen auf der für ihn nur in Unterbrechungen erſteigbaren Treppe begegneten, war wenige Tage darauf tot. Der junge Baron von dem Buſche-Münch, welcher im Winter 1877 auf 1878 in Begleitung ſeiner Mutter auf einige Wochen hier war und das Hotel d'Orient bewohnte, war wenige Tage nach ſeiner Beteiligung an einem von den Fremden des Hotels gegebenen Balle tot. Gleich anfangs bemerkte er mir, daß das algieriſche Klima ihm nachteilig ſei. Aber wie man 1848 in Wien von der Totenfeier an den Gräbern der Freunde zum Tanze ging, ſo war man umgekehrt in Algier bereit, ſich aus dem Ballſaale zu Grabe tragen zu laſſen. Selbſt Herr Schneider, welcher ſich, um auszufahren, in den Wagen und bei Rückkehr aus dem Wagen mußte heben laſſen, glaubte mir geſprächsweiſe bemerken zu müſſen, daß er nicht tanze. Uns aber ſcheinen es die zwei oder drei anweſenden Deutſchen übel genommen zu haben, daß wir uns an dem Balle nicht beteiligten; und daß es Algier als klimatiſchem Kurorte an Gelegenheit zum Amuſement fehle, iſt ein beliebtes Thema daſiger Zeitungen. Für die Gaſthäuſer und Wohnungsvermieter iſt es auch kein Nachteil, wenn die ſchwindſüchtigen Kurgäſte ſich das wertloſe Leben abkürzen. Die Betten, in welchen ſie ſterben, werden bezahlt, aber nicht erneuert, und auf dem Totenlager des Vorgängers ſtirbt der Nachfolger.

Bei den offiziellen Beſuchen, welche ich den franzöſiſchen Behörden abſtattete, traf ich die meiſten nicht zu Hauſe; dasſelbe fand in umgekehrter Richtung bei den Gegenbeſuchen ſtatt, ſo daß der Austauſch der Höflichkeiten hauptſächlich durch Viſitenkarten bewirkt wurde. Da ich als deutſcher Konſul bei den Herren keine persona grata war, konnte mir das nur angenehm ſein. Der Generalgouverneur, General Chancy, empfing mich, wie ſich von ſelbſt verſteht, mit vollkommener Höflichkeit; in Berückſichtigung der Unarten aber, welche von ſeiten ſeiner Gemahlin einige Monate früher dem Prinzen und der Prinzeſſin Ludwig von Bayern widerfahren waren und mit deren Erzählung wir von deutſcher und engliſcher Seite

vielfach unterhalten wurden, unterließ ich es, mit meiner Frau der Madame Chancy einen Besuch zu machen. Als ein Jahr später der Generalgouverneur die Hochzeit seiner Tochter feierte und bei dieser Gelegenheit einen Ball gab, zu welchem ich mit meiner Frau eine Einladung erhielt, glaubten wir das als ein Entgegenkommen betrachten zu müssen und einen vorangehenden Besuch schuldig zu sein, haben denselben aber bereuen müssen, denn die Artigkeit der Generalgouverneurin beschränkte sich in wenig eleganten Formen auf das Notdürftigste, und der Frau des deutschen Konsuls einen Gegenbesuch zu machen, was nach hiesiger Uebung nötig war, hat die Französin für überflüssig gehalten.

Auf den eben erwähnten Ball werde ich später zu sprechen kommen. Bei den ersten Besuchen, welche ich meinen Kollegen vom Konsulate abstattete, hatte ich mich eines besonderen Entgegenkommens des englischen Generalkonsuls, Colonel Playfair, jetzigen Baronets Sir Lambert Playfair, zu erfreuen, eines Mannes von mehrfachen wissenschaftlichen Verdiensten, welcher früher ein Werk über die Fische des Roten Meeres und während meiner Anwesenheit in Algier die Travels in the Footsteps of Bruce herausgegeben hat. Colonel Playfair, welcher in der Nähe der Stadt auf der Höhe des von der Küste ansteigenden Hügelplateaus ein Landgut und mehrere Villen besitzt, zeigte sich für Algier sehr eingenommen und bezeichnete Stadt und Umgegend als „the finest place in the world". Da er viele Jahre lang englischer Konsul in Aden — einem recht trostlosen Orte — gewesen war, in Algier dagegen, außer den Vorzügen der geographischen Lage, des landschaftlichen Charakters und des Klimas, auch die geselligen Annehmlichkeiten gefunden, welche ihm und seiner Familie während der Winterszeit eine zahlreiche Kolonie englischer Residenten und Kurgäste verschafft, durfte ich ihm die kleine Hyperbel nicht verdenken. Wir vermochten uns, nach dem was wir sahen und beobachteten, nicht ganz auf die nämliche Höhe der Bewunderung emporzuschwingen, fanden indessen die Umgebungen reich an großen und kleinen landschaftlichen Schönheiten und würden unter andern gesellschaftlichen Verhältnissen als Eigentümer eines der maurischen Landhäuser, welche, mit dem Blicke durch schattenreiche Schlucht oder

von freier Höhe hinab über das in grünen, blauen, braunen, violetten und purpurnen Tinten glänzende Meer, das in ſchöner Bogenlinie geſchweifte Ufer und die dahinter in der Ferne blaß ſich abzeichnenden ſchneeigen Gipfel des Dſcherdſchera, aus Dickichten von Oelbäumen und Silberpappeln blendend weiß hervorleuchten, auch unſrerſeits Algier das Lob ſpenden, ein beneidenswerter Aufenthalt zu ſein. Als Ganzes jedoch leiden die Umgebungen der Stadt an einem zerſtreuten und charakterloſen Weſen, deſſen Schuld zum großen Teil der in allem, was die Natur betrifft, ſchlechte Geſchmack der Franzoſen trägt. Ohne allen Sinn für Gruppierung und landſchaftliche Wirkung haben die Eigentümer der zahlreichen Campagnen Bäume und Sträucher aus allen Weltteilen, welche ihnen der etwa eine Meile von der Stadt gelegene, allerdings ſehr ſehenswerte Akklimatiſationsgarten liefert, durcheinander gepflanzt, ſo daß die Umgebungen den Eindruck eines großen Handelsgartens oder einer in ſchlechtem Geſchmacke ausgeführten Pflanzenausſtellung machen. Und zwiſchen dieſe Allerweltsvegetation hat die Spekulation auf ſchwindſüchtige Wintergäſte zahlloſe Miethäuschen gekleckſt, deren architektoniſche Vorzüge zum großen Teil nicht über die Anſprüche der Vorſtadt eines Provinzialſtädtchens hinausreichen. Daß bei aller dieſer Geſchmackloſigkeit die Umgebungen Algiers ſo viel Schönes enthalten, iſt teils das Verdienſt einer Natur, welche ſich nicht ſo leicht von Menſchen verpfuſchen läßt, teils das der mauriſchen Bevölkerung aus der Zeit vor der franzöſiſchen Herrſchaft, — einer Bevölkerung, welche ſchon in der Wahl der Lage ihrer Landſitze einen Geſchmack an den Tag gelegt hat, den man bei den heutigen Herren des Landes vergeblich ſucht. Den Franzoſen dagegen, d. h. der franzöſiſchen Landesregierung, muß man das Verdienſt laſſen, die Umgegend mit einem Netze der vortrefflichſten Fahrſtraßen verſehen zu haben. Die Bewohner von Landhäuſern, welche faſt unzugänglich ſcheinen, können Equipagen halten und fahren in raſchem Trabe auf und ab, und während man auf einer Spazierfahrt tief hinab auf das untere Land und das Meer ſieht und ſich auf einer Gebirgsſtraße in den Alpen zu befinden meint, rollt der Wagen links und rechts an Gebüſchen und Hecken blühender Geranien, Verbenen und Roſen vorbei, hinter

welchen in schattigen Gärten die zerstreuten Wohnungen liegen, und wuchernde Opuntien und riesige Blütenstengel der Agaven erinnern an den fremden Weltteil.

Der europäische Neuling, welcher im Winter eins dieser Landhäuser bewohnt, kann, wenn dasselbe nicht eine recht sonnige Lage hat, auf unangenehme und, wenn er krank ist, unglückliche Weise über die Irrtümer seiner mitgebrachten Vorstellungen vom algierischen Klima belehrt werden. Ich will mich mit dieser Bemerkung nur auf das Küstenland beziehen; denn von diesem über die Hügelplatte des Sächel, durch die Ebenen, Thäler und Pässe des Tell, über die dahinter liegenden Steppenplateaux bis in die Oasen der algerischen Sächara, erleidet das Klima Abänderungen, welche viel größer sind, als die im Uebergange von Südfrankreich nach Nordafrika. Wie es sich aber damit auch verhalten mag, — an der Küste, und zu Algier insbesondere, welches als klimatischer Kurort beurteilt sein will, kann man, bei den allgemein unzulänglichen Vorrichtungen zur Erwärmung der Zimmer, leicht in die Lage kommen, im Hause mehr frieren zu müssen, als in einem nördlichen Lande bei strengem Winter. Mir sind im Januar und Februar an meinem Schreibtische hier die Hände oft so erstarrt gewesen, daß meine Handschrift davon die Wirkung zeigte, und die den Brustkranken so gefährlichen Katarrhe sind im Winter an der Tagesordnung, um so mehr, als der Unterschied der Temperatur im Schatten oder im kalten Hause und in der Sonne ein großer und sehr empfindlicher ist. Wenn ich in den Wintermonaten in dickem Ueberrocke und mit wollenen Handschuhen spazieren gegangen bin, ist mir immer wieder ein Lied durch die Ohren gegangen, welches ich als Kind von thüringischen Bauernmädchen habe singen hören:

Auf, auf, ihr Brüder, und seid stark!
Der Abschiedstag ist da.
Schwer liegt er auf der Seele, schwer,
Wir müssen über Land und Meer
Ins heiße Afrika!

Es ging mir in Algier mit der afrikanischen Temperatur wie in Smyrna mit den Wohlgerüchen des Orients. Es hat aber jemand

die Meinung ausgesprochen, daß man südliche Länder im Sommer, nördliche im Winter besuchen müsse, und in der That geht kein vernünftiger Mensch im Sommer nach St. Petersburg. Ich, ohne für diese Ansicht in jeder Beziehung einstehen zu wollen, möchte zum wenigsten die Behauptung wagen, daß man sich, von einem gelegentlich und vorübergehend wehenden Südwinde abgesehen, für welchen Italiener und Franzosen hier den in Europa bekannten Namen Sirokko eingeführt haben, zu Algier im Sommer in vielen Beziehungen besser befindet, als im Winter. Ein solcher Wind kann freilich unangenehm genug sein. Ich habe gesehen, daß er in wenigen Stunden Blüten und Blätter zarterer Pflanzen versengt hat. Im allgemeinen aber gehört es zum meteorologischen Charakter dieser Region und zum Verständnis ihres Klimas, daß der in der Wüste aufsteigende und in den oberen Regionen nach Norden abfließende Luftstrom unten von Norden her durch kalte Luft ersetzt wird. Nur ausnahmsweise, und durch besondere Störung des regelmäßigen Verlaufes veranlaßt, verirrt sich der Südwind hier in die untere Region des Luftmeeres, in welcher die kühlen und im Winter kalten Zuströmungen aus der nördlichen Hälfte der Windrose vorherrschen. Die obere Strömung ist zuweilen so stark, daß sie den feinen Sand oder Staub der Wüste weit nach Norden mit sich fortreißt, ohne daß die untere, sich in umgekehrter Richtung bewegende Luftschicht davon affiziert wird oder im Küstenlande ein merklicher Niederfall stattfindet. Ich habe einen solchen Vorgang beobachtet, bei welchem ein aus Wüstenstaub bestehender roter Nebel die Sonne verhüllte und auf die darunter liegende Landschaft einen unheimlichen Schein warf, in der Tiefe aber, obschon sich dabei die Temperatur der Luft auf 30° R. oder etwas mehr erhöhte, der Sirokko selbst sich nicht fühlbar machte. Südwind und Wüstenstaub zogen über die Landschaft in der Höhe hinweg und hinaus über das Meer.

Von solchen atmosphärischen Vorgängen abgesehen, kann man ganz im allgemeinen sagen, daß man in Europa das nordafrikanische Klima im Winter wärmer und im Sommer heißer sich vorstellt, als es ist; der Winter ist weniger angenehm, der Sommer weniger un-

angenehm, als der Europäer erwartet. Nur die Spätsommermonate sind durch hohe Temperaturen belästigend und die Abdorrung und Verstaubung der Vegetation infolge des langen Regenmangels unerfreulich, während acht bis neun Monate einem deutschen Frühling, Sommer und Herbst gleichen. Wenn europäische Winterkurgäste schon im April vor der vermeintlich herannahenden Hitze fliehen, so ist das thöricht, denn der Mai ist in Algier der angenehmste Monat; selbst der Juni ist noch verhältnismäßig kühl und macht das, was man in Deutschland eine Sommerkleidung nennen würde, kaum zum Bedürfnis. Ich habe noch Ende Juni selbst am Mittage im Hause solche Kleidung zu kühl gefunden. Der Juni 1877 hatte häufige, sehr kühle Nebel, die mich lebhaft an San Francisko erinnerten, und die an manchen Tagen so dick waren, daß vom Meere das Land nicht gesehen werden konnte und Schiffe auf den Strand liefen. Aber auch ohne Nebel waren bei bedecktem Himmel im genannten Monate im offenen Wagen uns warme Ueberröcke und Shawls sehr erwünscht, und das nicht etwa nur am Abend, sondern in den wärmsten Stunden des Tages.

Europäische Aerzte, bevor sie Brustkranke nach Algier schicken, sollten selbst einen Winter hier zubringen, um Klima und Wohnungsgelegenheiten, häusliche Einrichtungen und andre Lebensbedingungen kennen zu lernen, obschon die Statistik der Todesursachen allein schon hinreicht zu zeigen, daß die Vorteile eines algierischen Winteraufenthaltes für diese Patienten zweifelhaft sind. Ich nehme als Beispiel die Nécrologie médicale d'Alger vom Januar 1877, in welcher von 127 Todesfällen aller Art 30 von Bronchitis und Pneumonie verzeichnet sind, und in den amtlichen Berichten der Todesfälle im Hospital von Mustapha bei Algier nimmt Lungenschwindsucht als Todesursache immer der Zahl nach die erste Stelle ein, und nicht kranke Fremde, welche den Tod mit sich gebracht, sterben im Hospitale. Einem spekulativen Lokalpatriotismus zulieb macht die algierische Presse es sich vielfach zur Aufgabe, die hygienischen Vorzüge des algierischen Klimas zu erheben. Abgesehen aber von dem Umstande, daß der Charakter eines klimatischen Kurortes, in welchem die Spekulation auf die Ausbeutung der fremden Kurgäste während der Saison

ſich an die Stelle einer ſoliden und ſtetig produzierenden Thätigkeit ſetzt, für die Hauptſtadt eines Kolonielandes wie für dieſes überhaupt ſo unglücklich wie nur möglich iſt, nehmen die Herren Journaliſten es dabei mit der zu Hilfe gerufenen Statiſtik nicht immer ſehr genau. Zur Empfehlung der Oertlichkeit für eine Kuranſtalt hat ein Zeitungsblatt in einem „De la longuévité humaine“ überſchriebenen Aufſatze vorgebracht, daß in dem kleinen Orte La Bouzaréa von 1341 Einwohnern 138, alſo mehr als ein Zehntel, über 70 Jahre, ja 22 über 80 und bis zu 98 Jahren alt ſind. Wer immer als Siebziger nicht Luſt zu ſterben hat, möchte ſich wohl nach der Bouzaréa begeben, wodurch in kurzem das Altersverhältnis ſich noch viel günſtiger geſtalten würde; und der ungefähr 1000 Fuß über dem Meere liegende Ort hat, namentlich für den Sommer, ein gewiß ſehr geſundes Klima. Aber eben dieſes Klima hat nur dazu beigetragen, in der Gemeinde ein Verſorgungshaus für Greiſe der eingewanderten franzöſiſchen Bevölkerung zu placieren. Die Herren Siebziger, Achtziger und Neunziger ſind nicht in der Bouzaréa entſtanden, obſchon es für das Klima des Ortes ſpricht, daß ſie ſich daſelbſt ſehr wohl zu befinden ſcheinen.

6.

Eingewanderte Deutſche und reumütige Elſäſſer. Deutſche Reiſende und franzöſiſcher Argwohn. Deutſche Künſtler und die „Orientmalerei“. Patriarchaliſche Geſtalten und idylliſche Scenen. Die Gorge de la Chiffa. Uronkel und Urtanten auf den Bäumen. Das algieriſche Koloniſationsſyſtem und die Ausſichten in die Zukunft. Hintergedanken Louis Philipps, arabiſches Reich Napoleons III. und die algieriſchen Autonomiſten.

Nach der Volkszählung von 1873 gehörten zur Bevölkerung von Algerien 4933 Deutſche, — teils eingewanderte, teils hier geborene, aber nicht naturaliſierte. Von den eingewanderten Fremden finden es die meiſten bequem, ſich nicht naturaliſieren zu laſſen und auf dieſe Weiſe in der alten und neuen Heimat zugleich dem Militärdienſte zu entgehen. Den Spaniern allein, welche die größte Zahl

der hier eingewanderten Fremden ausmachen, ist dieser Vorteil der Heimatslosigkeit durch die Konvention vom 7. Januar 1862 verloren gegangen. Für die große Masse der angesiedelten oder sich hier aufhaltenden Fremden ist im übrigen auch die politische Zweideutigkeit nicht mit fühlbaren Nachteilen verbunden. Die große Masse gehört Volksklassen an, welche weder soziale noch politische Ansprüche machen und deren wirtschaftliche Interessen durch die Nationalität nicht beeinflußt werden. Das findet freilich seit dem deutsch-französischen Kriege auf die Deutschen keine Anwendung. Die wirtschaftlichen Interessen dieser letzteren leiden unter dem durch den Krieg hervorgerufenen Hasse der Franzosen in hohem Grade, und dies gehört zu den Erklärungsgründen der Thatsache, daß die deutsche Einwanderung die verhältnismäßig größte Zahl von Naturalisationen aufzuweisen hat. Während z. B. in den zehn Jahren von 1865 auf 1875 von ungefähr 90 000 in Algerien lebenden Spaniern sich nur 398 haben naturalisieren lassen, haben im nämlichen Zeitraume von einer Zahl von 5000 bis 6000 Deutschen 709 das französische Bürgerrecht erworben, — über 12 Prozent Deutsche gegen nicht ½ Prozent Spanier.

Die in dem ausgedehnten Gebiete zerstreute und verhältnismäßig kleine Zahl von Deutschen, auf welche, da ihnen aller Zusammenhang und alle Gemeinsamkeit der Interessen fehlt, die Bezeichnung als deutsche Kolonie kaum paßt, gibt dem Konsulate um so geringere Beschäftigung, als in ganz Algerien, nach dem Bankerotte des bei meiner Ankunft einzigen vorhandenen, kein deutsches Handlungshaus, und überhaupt mit Deutschland kein nennenswerter Handels- und Schiffahrtsverkehr besteht. In den Geschäften des Konsulates haben in den ersten Jahren meiner Verwaltung die Gesuche reumütiger Elsaß-Lothringer um Befreiung aus dem französischen Kriegsdienste, in welchen sie sich als Minderjährige im Widerspruch mit ihren unter der deutschen Herrschaft zurückgebliebenen Eltern begeben gehabt, eine fortlaufende Rubrik gebildet. In diesen Gesuchen hat es niemals an dem Bekenntnis, eine Thorheit begangen zu haben, und an der Versicherung gefehlt, dem Deutschen Reiche gern und treu die Dienstpflicht erfüllen zu wollen. Eine ansehnliche Zahl dieser jungen

Leute ist durch diplomatische Verwendung auch wirklich vom Dienste in der afrikanischen Armee entbunden und in den Stand gesetzt worden, nach Hause zu gehen. Im übrigen bilden internationale Erbschafts- und Zivilstandsangelegenheiten unter dermaligen Verhältnissen den Inhalt des größeren Teiles der Thätigkeit eines deutschen Konsuls zu Algier. Deutsche Reisende haben, bei aller Abneigung und allem oft ins Lächerliche gehenden Mißtrauen der Franzosen, innerhalb der Ausdehnung meiner Erfahrung nur in einzelnen Fällen des konsularischen Schutzes bedurft. Dieser Argwohn äußert sich allerdings zuweilen auf eine kindische Weise. Die abenteuerliche Vorstellung, daß preußische Spione Algerien bereisen, um topographische Studien für einen deutschen Feldzug in Afrika zu machen und mit den Arabern Verbindungen anzuknüpfen — worauf ich zurückkommen werde —, wird zuweilen durch eine unglaubliche Unwissenheit in eigenen Dingen unterstützt. Ein deutscher Gelehrter, welcher Algerien in archäologischem Interesse bereist hat, ist mit großer Wichtigkeit befragt worden, wie er zu einer vom Dépôt de la guerre herausgegebenen Karte Algeriens komme, welche er in einer Pariser Buchhandlung gekauft. Im Gegensatze damit haben freilich auch einige deutsche Besucher sich das Vertrauen der Franzosen zu erwerben verstanden; so z. B. ein sächsischer Graf, welcher bei Gelegenheit der Visierung seines Passes von der Algierer Polizei mit größter Anerkennung als „l'ami de l'archevêque“ bezeichnet wurde. Im amtlichen Verkehre überhaupt habe ich die Franzosen sehr zuvorkommend gefunden und dieser Verkehr ist in den höflichsten Formen betrieben worden.

Von den Deutschen, welche während meiner Amtsführung Algier besucht haben, will ich, als Veranlassung zu einigen allgemeineren Bemerkungen, den Maler Gentz, einen in der Kunstwelt bekannten Mann, nennen, denselben, welcher den deutschen Kronprinzen nach Palästina begleitet und dessen Einzug in Jerusalem gemalt hat. Er ist während einiger Monate in Algerien mit Studien beschäftigt gewesen, die er wahrscheinlich — worüber ich unwissend bin — in größeren Kunstwerken verwertet hat. Ein andrer deutscher Künstler, der Maler Lentz, welcher jahrelang in Nordafrika, wie vorher in

Spanien, interessante und durch lebendige Auffassung ausgezeichnete Studien und Entwürfe gesammelt hat, die ich bei ihm gesehen habe, hat durch seinen ängstlichen, unentschlossenen Charakter, durch sein Mißtrauen in die eigenen Fähigkeiten und durch beklagenswerte Grillen meine Teilnahme erweckt, ohne daß ich ihm bei meinem besten Willen habe nützlich sein können. In der Absicht, der eben bevorstehenden deutschen Gesandtschaft nach Fez als Maler angeschlossen zu werden, bat er mich um eine Empfehlung an unsern Ministerresidenten in Tanger, welchem Wunsche ich gern entsprach; und auf die zuvorkommendste Weise antwortete Herr Weber, daß er bereit sei, den Künstler seiner Reisegesellschaft anzuschließen. Der Mangel an Reisegeld, welchen er sich scheute zu bekennen, verhinderte ihn, rechtzeitig nach Tanger zu reisen. Nachher hat die Not den talentvollen Künstler getrieben, einem Pariser Maler für ärmlichen Lohn afrikanische Studien zu liefern, und auf diese Weise sich einzeln die Federn ausrupfen zu lassen, mit denen der Franzose sich geschmückt haben wird. Ich habe vergebens gesucht, ihm persönlich näher zu kommen, und nur mit Mühe habe ich ihn am Ende überreden können, eine Einladung in meine Familie anzunehmen, nachdem er vorher in geheimnisvoller Weise seine Ablehnung brieflich begründet hatte.

Ich kann bei dieser Gelegenheit die Bemerkung nicht unterdrücken, daß Nordafrika der Malerei einen reichen und, von Horace Vernet abgesehen, meines Wissens noch wenig benutzten Stoff darbietet. Obgleich diese große und mannigfaltig gestaltete Region von den Arabern Maghrib, d. i. der Occident, genannt wird, rechnen unsre Aesthetiker die sich damit beschäftigende Kunst zur „Orientmalerei", — einem Genre, welchem sie nur einen zweifelhaften Wert zuerkennen. Einer der in der „Allgemeinen Zeitung" von 1877 erschienenen „Römischen Briefe" hat mit dem Urteile geschlossen, daß in der bunten Welt des Orientes der Adler des Idealismus zum rot-gelb-grünen Papagei werde. Das ist nun nicht gerade allein im Oriente der Fall. In der Religion der Indianer von Yucatan fliegt ein Guacamayo, das ist eben ein solcher rot-gelb-grüner Papagei, von der Sonne herab, um sich in dem Schoße einer Jungfrau nieder-

zulassen, welche dann einen Gott gebiert. Aber das Christentum, welches den Papagei in eine weiße Taube verwandelt hat, ist doch gerade im Orient entstanden, und noch keinem Aesthetiker ist es in den Sinn gekommen, den Bildern, welche alt- und neutestamentliche Scenen darstellen, als „Orientmalerei" ihren ehrenvollen Platz im Reiche der Kunst streitig zu machen. Die Franzosen haben richtig herausgefunden, daß, um diesen abgenutzten Sujets den neuen Reiz lebendiger Wahrheit zu geben, die Studien in Algier zu machen sind, und wenn sie in der Benutzung der günstigen Gelegenheit aus einer Manier in die andre gefallen, so ist das ihr Fehler, nicht der einer zwar, wie die Kunstkritiker sagen, „stilvollen", aber nichts weniger als manirierten Wirklichkeit, deren echte poetische Wahrheit auf jedes empfängliche Gemüt den stärksten Eindruck machen muß. Lebendigen Gestalten, welche in Gesicht, Tracht und Haltung vom Kopf bis zu den Füßen das Bild eines Patriarchen darstellen, kann man in den Straßen von Algier, auf dem Lande idyllischen Scenen begegnen, welche dem Zeitalter der Patriarchen anzugehören scheinen. Die Ebene der Mitidscha ist eine im Süden von den kühnen Bergformen des Atlas, im Norden von den grünen Hügeln des Sächel begrenzte, mit reichen Getreidefeldern, Wiesen und zerstreuten Wäldchen und Baumgruppen bedeckte Fläche, — eine der reichsten Landschaften, welche ich in vier Weltteilen gesehen habe. Als wir eines Tages zu Ende des Monats Mai zwischen Blida und Kolea durch diese Gegend fuhren, sahen wir sie hier von kleinen Herden wohlgenährter Rinder, da von Gruppen kabylischer Schnitter belebt, deren faltenreiche weiße Gewänder, aus denen das markierte braune Gesicht hervorblickt, eine malerische Wirkung hervorbringen. Die sich uns darstellenden Bilder erschienen uns nicht fremdartig, sondern wie die Idealisierung eines uns bekannten Lebens, — im guten Sinne theatralisch, also wohl kaum ohne Bedeutung für die Kunst.

Ein mir nahe befreundeter Maler und Kunstkritiker hat gegen mich brieflich das Urteil ausgesprochen, daß in der „Orientmalerei" sogar die Landschaft uns bis auf einen gewissen Grad unverständlich bleibe, die Bilder keine Wirkung auf das Gemüt ausüben, Fabeln

ohne Moral seien, welche langweilig werden wie die Märchen von Tausend und einer Nacht. Ich will, was den letzten Vergleich betrifft, keinen Wert auf den Umstand legen, daß diese Märchen in alle Sprachen der christlichen Welt übertragen und von Millionen Menschen gelesen worden sind. Ich räume auch ein, daß jedes Kunstwerk, um als solches gelten zu können, in unserm Gemüte einen vorbereiteten Platz finden muß und daß wir den Abbildungen von Lebensgestaltungen und Vorgängen auf dem Monde nur einen technischen Wert zuschreiben könnten, was immer sie auch darstellen möchten; obschon — wie ich meinem Freunde geschrieben — ein Kunstliebhaber, der einige Jahre deutscher Konsul im Monde gewesen wäre, die Sache schon mit andern Augen ansehen würde, als der, welcher niemals über den kosmischen Provinzialismus des Erdenlebens hinausgekommen. Ich finde auch selbst, daß die besonders im koloristischen Interesse neuerdings kultivierte Darstellung ägyptischer Natur- und Lebensscenen aus der Gegenwart und Vergangenheit den modernen Europäer mehr zu frappieren als gemütlich zu berühren geeignet ist; wenn aber unsre besten Schriftsteller es nicht für verfehlt gehalten haben, die Poesie aller Völker uns durch Uebertragung in unsre Sprache zugänglich zu machen, so muß doch wohl auch die bildende Kunst die Aufgabe haben, das „homo sum, humani nil a me alienum puto“ des alten Römers zu bethätigen, und es kann nur darauf ankommen, daß sie diese Aufgabe richtig versteht und zu lösen weiß. Daß die Lösung nicht in der ethnographischen Malerei zu suchen ist, bedarf kaum eines Wortes. Die ethnographischen Typen sind Gegenstand der Wissenschaft, nicht der Kunst, welche letztere sich in ihnen nicht für das Besondere, sondern für das interessiert, was in ihnen dem allgemeinen Menschentume angehört. Am allerwenigsten werden wir uns veranlaßt sehen können, im Maler den Darwinisten zu schätzen, welcher uns an unsre Urahnen im Tierreiche erinnert. Die alten Griechen haben das Problem künstlerischer Verwertung der tieferen Stufen des aus der Tierheit sich herausarbeitenden Menschentums mit dem feinsten Takte gelöst, indem sie ihre Kunstwelt mit den Faunen und Satyrn bevölkert haben.

Da ich hier einmal von den Halb- und Ganzaffen ſpreche, an denen es in Afrika nicht fehlt, will ich eines Beſuches gedenken, welchen wir den Pavianen der Gorge de la Chiffa im kleinen Atlas abgeſtattet haben. Die Schlucht, durch welche die Straße nach Medea führt, bildet in verkleinertem Maßſtabe eine afrikaniſche Via Mala, reich an wildromantiſcher Naturſchönheit. Wie wir uns von der Ebene her dem Eingange des Thales näherten, fanden wir die Ufer und Sandbänke des ausmündenden Flußbettes mit reizend verteilten Gruppen blühenden Oleandergebüſches beſetzt, womit die Landſchaft den Anblick eines rieſenhaften Roſenparkes am Fuße des Gebirges gewährte. Nachdem, von Blida herkommend, die Straße den Fluß überſchritten, ſteigt ſie auf der linken Seite desſelben an der ſteilen Bergwand in die Höhe. Das Thal verengt ſich. Seine felſigen Wände ſind mit Gebüſch und lichtem Walde von vielerlei Laub- und Nadelholz bedeckt. Felſen, über welche Waſſer herabrieſelt, ſind mit Epheu und kleinblätterigen Farnkräutern überzogen. Hier und da ſtürzt eine in der trockenen Jahreszeit dünne, bei Regengüſſen mächtige Kaskade herab. In der Tiefe ſchäumt mit ſtarkem Gefälle der Fluß über anſtehendes Geſtein und abgerundete Felsblöcke, welche er bei Hochwaſſer in ſeinem Bette fortwälzt. In der Mitte des Engpaſſes kommt aus einer linken Seitenſchlucht der Affenbach, ruisseau des singes, herabgeſtürzt, ſo genannt, weil hier eine Völkerſchaft von Pavianen ihre Wohnſitze hat und kleinere oder größere Geſellſchaften derſelben nicht ſelten unfern der Straße ſich den Blicken neugieriger Touriſten zeigen. Es ſteht an dieſer Stelle ein Haus, in welchem der Reiſende Bewirtung findet. Während ihm das Mahl bereitet wird, ſteigt er zwiſchen Geſtein und Baumwuchs eine Strecke in der Seitenſchlucht hinauf, und wird in den meiſten Fällen Gelegenheit haben, eine Schar ſeiner Uronkel und Urtanten, das Alter ruhig in Betrachtungen über die Verſchlechterung der Welt verſenkt, die Jugend mit Turnübungen in den Zweigen beſchäftigt, auf den Bäumen zu ſehen, von deren Blättern ſie gelegentlich eine Handvoll als Salat verzehren. Sowie ſie ſeiner anſichtig werden, wird er ſich von ihnen in der ihm leider unverſtändlichen afrikaniſchen Mundart der menſchlichen Urſprache begrüßt

hören. Nur wenn er einen Hund bei sich haben sollte, welcher schlecht genug erzogen ist, sie auf ihrem eigenen Staatsgebiete anzubellen, wird der Fremde aus ihren Gebärden und dem Tone der Stimmen entnehmen, daß sie über die Unschicklichkeit empört sind. Sie halten überhaupt auf gute Polizei, und der Wirt zum Affenbach berichtete uns, daß sie auf ihrem Territorium weder Schakale noch Hyänen oder andres Getier, welches keinen ehrlichen Erwerb nachweisen kann, dulden, und auf solches von den Bäumen herab dürre Aeste werfen. Ich glaube nicht, daß gerade von dieser Affenspezies das Menschengeschlecht abstammt, überhaupt nicht, daß alle Nationalitäten, mit denen sich die heutige Politik so viel beschäftigt, einen gemeinsamen anthropoiden Urahnen haben. Dies ist der Grund, weshalb ich diesen Pavianen im Stammbaume des Menschengeschlechtes auch nur die Stelle von Uronkeln und Urtanten einräumen kann. Dem Vertreter des Nationalitätsprinzipes muß es nichtsdestoweniger dieselben empfehlen, daß das Völkchen mit aller Strenge auf reines Blut hält. Jenseits des Flusses wohnt ein andres kleines Volk, mit welchem das diesseitige jede Vermischung meidet. Der Wirt zum Affenbach konnte uns dies auf das Bestimmteste versichern.

Die Unterhaltung mit diesem Manne war auch in andrer Beziehung belehrend. Er rühmte das Klima des Landes, erwähnte aber nachher beiläufig, daß er alle seine Kinder bis auf einen Sohn, zuletzt noch eine verheiratete Tochter und den Schwiegersohn, durch das Fieber verloren habe. Er lobte auch das gute Verhältnis der Kolonisten zu den Arabern, von denen nichts mehr zu befürchten sei. Die Kinder der beiden Volksklassen wachsen als gute Spielgenossen miteinander auf, und die der Kolonisten sprechen alle arabisch. Aber gleich darauf, als er in Gegenwart eines Arabers gefragt wurde, ob er die Sprache rede und unser Sohn sich mit dem Eingebornen arabisch unterhielt, verleugnete er seine Kenntnis, und sagte uns nachher im Vertrauen, die Klugheit gebiete, den Arabern nicht merken zu lassen, daß man ihre Sprache verstehe. In diesen Widersprüchen war ohne allen Zweifel das ungünstige Urteil das richtigere. Als ich der Landesregierung ein

im ganzen, wie ich glaube, wohlverdientes Lob spendete, war er damit nicht einverstanden. Er beklagte sich, daß die Kolonisten von der Regierung wie kleine Kinder bevormundet und am Gängelbande geführt würden, und meinte, die Kolonie würde ganz anders blühen, wenn man die Ansiedler machen lasse wie in Australien und Amerika.

Dieses letzte Urteil ist von allgemeinerem Interesse, und wenn der Wirt am Ruisseau des Singes seine Ansicht damit bekräftigte, daß er hinzufügte, ich würde dieselbe Ueberzeugung aus dem Munde jedes Ansiedlers von einem Ende des Landes zum andern hören können, so wird damit die Bedeutung der Frage, ob das Urteil trotz alledem nicht unrichtig ist, verdoppelt. Ich glaube, daß hier eine passende Stelle ist, diese Frage zu beantworten.

In der Art, wie auf französischer Seite die aus dem Besitze Algeriens hervorgehenden ökonomischen und politischen Aufgaben verstanden werden, macht sich ein Widerstreit, und zugleich ein Schwanken zwischen zwei gleich einseitigen Vorstellungen bemerklich. Nach der einen soll Algerien eine französische Kolonie, nach der andern ein Teil Frankreichs selbst sein, und die Unklarheit in diesen Vorstellungen läßt übersehen, daß sie sich ebensowenig vereinigen lassen, wie eine von beiden der Wirklichkeit entspricht.

Thatsächlich ist Algerien für Frankreich ein erobertes fremdes Land, eine auswärtige Besitzung, in welcher nicht die Beweggründe der Einwanderung und Besiedelung, sondern die der Beherrschung einer schon vorhandenen einheimischen Bevölkerung das Regierungssystem bestimmen. Es mag den in Frankreich gangbaren liberalen Vorstellungen nicht zusagen, sich einzugestehen, daß man in Algerien mit den Mitteln der Gewalt eine widerwillige Bevölkerung in Unterwerfung hält; die Thatsache ist darum nicht minder so. Die Beherrschung ist in Algerien nicht ein Mittel der Kolonisation, sondern die Kolonisation ist ein Mittel der Beherrschung. Der Kolonialcharakter geht also für diese ausgedehnte Besitzung nur nebenher. Gerade aber durch die Beherrschung, wenn auch mit Hilfe der Kolonisation, erfüllt hier Frankreich einen historischen Beruf. Sein Anteil an der sogenannten orientalischen Frage, deren geistiger Ge-

halt in der Ueberwindung des Islamismus durch die Zivilisation der christlichen Völker besteht, liegt in Afrika. Wenn jedoch der General Chanzy den Grundsatz betont hat, daß „die Kolonie" zur Einheit des Lebens mit Frankreich bestimmt sei — „qu'elle doit vivre de la même vie que la France" —, so spricht sich darin gerade die vollständige Verkennung jenes Berufes und ein dreifacher Irrtum aus; denn den Charakter einer Kolonie im ökonomisch-politischen Sinne kann Algerien so wenig wie das indisch-britische Reich für sich in Anspruch nehmen, — als Kolonie aber könnte das Land nicht zur Einheit des Lebens mit dem Mutterlande bestimmt sein, — und mehr als zwei Millionen Araber und Berbern werden sich weder durch Schule und Kirche in Franzosen umwandeln noch durch französische Einwanderer aus dem Lande verdrängen lassen.

Wie wenig zu letzterem Aussicht vorhanden ist, ergibt sich aus der Beschränktheit des der Kolonisation zu Gebote stehenden Landes und dem französischen Nationalcharakter. Es ist nicht ohne Grund gesagt worden, daß die Araber auf einem Drittel des von ihnen jetzt eingenommenen Raumes besser leben könnten, als sie gegenwärtig leben; aber das setzt eine Umwandelung ihrer Lebensweise voraus, welche nur in einem längeren Zeitraume vor sich gehen kann, und von einer Verdrängung derselben wäre dabei um so weniger die Rede, als die Umwandelung der Lebensweise gerade in der festeren Seßhaftigkeit bestehen würde. Heute leben die Araber, da wo sie die Masse der Bevölkerung bilden, in einem agrarischen Gemeinde- oder Stammeskommunismus. Durch ein vom 26. Juli 1873 datiertes Gesetz ist der Regierung der Weg eröffnet, die Verwandelung des gemeinschaftlichen Grundeigentumes in persönliches zu bewirken, und es wird an der Durchführung dieser großen und für das Schicksal des Landes entscheidenden Maßregel, an welche sich zugleich die Einführung der Familiennamen knüpft, gearbeitet. Dieselbe verlangt aber auch die größte Vorsicht und kann nur langsam sich ihrem Ziele nähern. Mit der Erreichung wird sich allerdings die Masse des verkäuflichen Landes vermehren; ob aber dadurch die Zahl der europäischen Kolonisten in entsprechendem Grade

zunehmen wird, ist eine Frage, welche nicht bejaht werden kann. „Die Franzosen" — hat der Moniteur de l'Algérie bei Gelegenheit gesagt — „gründen zwar industrielle Unternehmungen auswärts, aber keine landwirtschaftlichen Ansiedelungen; sie begreifen den Grundbesitz nur in Frankreich." — Es gibt davon allerdings Ausnahmen, aber durch diese wird doch nur die Zahl größerer Grundbesitzer um einige Personen vermehrt, während diese sich genötigt sehen, ihre Güter durch kabylische Feldarbeiter bebauen zu lassen. Das wirkt abermals einer Verdrängung der eingebornen Bevölkerung entgegen und würde diese, wenn sie möglich wäre, als den Ruin des Landes erscheinen lassen. Der französische Charakter bringt überhaupt keine guten Kolonisten hervor. Die wahre und natürliche Aufgabe der Kolonie wäre die grobe Arbeit zur Erzeugung oder Sammlung von Rohstoffen für die Ernährung und feinere Produktionsthätigkeit älterer Kulturländer, welche als Aequivalent die Erzeugnisse ihrer Industrie und Kunst liefern. Statt dessen zeigt die französische Bevölkerung Algeriens eine Vorliebe für bürgerliche Gewerbe, beschäftigt sich gern mit Eitelkeiten der Kunstindustrie und mit Hervorbringung von Erfordernissen des eleganten Lebens, verlangt die Einführung von Fabriken, entwickelt das Schulwesen in einer den Landesbedürfnissen nicht entsprechenden Richtung und einem anspruchsvollen Geiste, und zieht eine eitle, unruhige, der harten und stetigen Arbeit abgeneigte Generation heran, in welcher der schlechte Geist eines Ausschusses europäischer Bevölkerungen sich steigert. Es ist dabei nicht ohne nachteiligen Einfluß auf den wirtschaftlichen Charakter des Landes, daß in dem französischen Teile der eingewanderten Bevölkerung ein brutales Kommunardentum stark vertreten ist, welches nicht nur einen stillen Spitzbubenkrieg gegen die „richards" führt, sondern auch aller guten wirtschaftlichen Ordnung und Thätigkeit feind ist. Und in der nämlichen ungünstigen Richtung wirkt der von mir schon berührte Umstand, daß die Hauptstadt des Landes den Charakter eines klimatischen Kurortes angenommen, in welchem die Spekulation auf die Ausbeutung der Fremden während der einen Hälfte des Jahres sich an die Stelle einer stetigen und ausdauernden Arbeit gesetzt hat. Aus dem Munde eines achtbaren italienischen Geschäftsmannes,

welcher seit einer langen Reihe von Jahren Algier bewohnt, hörte ich das Urteil, Algerien sei „le pays le plus encanaillé", welches er kenne.

Unter allen diesen Umständen ist keine Aussicht vorhanden, daß die eingeborne Bevölkerung durch die Einwanderung aus Europa werde verdrängt werden. Ebensowenig aber läßt sich voraussehen, daß es gelingen werde, diese Bevölkerung zu französieren. Daß eine zunehmende Zahl von Eingebornen sich bis auf einen gewissen Grad der französischen Zivilisation anschließt, ist nicht zu verkennen; daraus aber den Schluß zu ziehen, daß es allmählich gelingen werde, die arabische und kabylische Bevölkerung in eine französische umzuwandeln, würde eine große Täuschung sein, und in der That ist sehr die Frage, ob nicht durch die Wechselwirkung der beiden vorherrschenden Elemente das französische am Ende mehr arabisiert, als das arabische und berberische französiert werden wird. Die Rückwirkung des arabischen Elementes auf die junge Generation der eingewanderten Bevölkerung ist jedenfalls eine viel stärkere und augenfälligere, als die umgekehrte. Vor allem aber ist die Bekehrung der Mohammedaner zum Christentume, in deren Interesse der Erzbischof die Hungersnot von 1867 ausbeuten zu können geglaubt hat, ein hoffnungsloses Unternehmen, und ist nicht der Weg, auf welchem der Islamismus durch die europäische Bildung zu überwinden oder zu veredeln ist.

Es muß nach allem dem als wohl begründet erscheinen, daß die Ansiedelung von Einwanderern und fortrückenden Bestandteilen der schon angesiedelten Bevölkerung in Algerien in den Händen der Regierung bleibt. Die Kolonisation ist in diesem Lande, um es kurz zu sagen, eine strategische Angelegenheit, und die Forderung der freien Ansiedelung unter unbeschränkter Feilbietung des Domaniallandes, des einzigen, nebenbei gesagt, dessen Erwerbung einem Kolonisationsplane und daraus hervorgehenden Beschränkungen unterworfen werden kann, ist so unüberlegt wie möglich, wobei die Hinweisung auf die in Amerika und Australien bestehenden Ansiedelungsverhältnisse zugleich eine große Unwissenheit an den Tag legt.

In Bezug auf die Zukunft Algeriens läßt ſich vorausſagen, daß bei einiger Fortdauer der franzöſiſchen Herrſchaft hier ein eigener franko-afrikaniſcher Geiſt ſich ausbilden wird, deſſen natürliches Ziel die Entſtehung eines ſelbſtändigen nordafrikaniſchen Reiches ſein muß. Der Gedanke einer ſolchen Bildung hat ſchon im Kopfe Louis Philippes Platz gehabt, welcher geglaubt hat, ſich für mögliche Vorgänge in Afrika einen Thron vorbereiten zu können, wie ihn die Familie Braganza in Braſilien gefunden. Bei Napoleon III. hat der Gedanke eines arabiſch-franzöſiſchen Reiches in Nordafrika beſtimmtere Geſtalt und mehrmaligen Ausdruck gefunden. Die Idee läßt ſich ſehr wohl der des anglo-indiſchen Kaiſertumes neueſter Entſtehung an die Seite ſtellen, und wahrſcheinlich hat der Kaiſer der Franzoſen damit keinen andern Fehler begangen als den, der Zukunft vorgegriffen zu haben. Wenn algieriſche Publiziſten Algerien „la France d'outre-mer“ genannt haben, ſo läßt die Bezeichnung eher in der Zukunft ein ſolches von Frankreich getrenntes Reich, als in der Gegenwart eine Lebenseinheit mit dem europäiſchen Herrenlande erkennen. Es iſt in dieſer Beziehung von weitreichendem Intereſſe, die Anfänge eines afrikaniſch-franzöſiſchen Nativismus zu beobachten, welcher an das Kreolentum der ſpaniſch-amerikaniſchen Kolonieen und Louiſianas erinnert. In Afrika geborene Franzoſen und Kinder andrer europäiſchen Eltern nennen ſich gern Afrikaner und ſprechen mit Abneigung, wenn nicht Geringſchätzung, von den neu eingewanderten Franzoſen faſt wie von Fremden oder wie die in den Vereinigten Staaten ſchon heimiſch gewordenen Deutſchen von den „Grünen“. Algieriſche Zeitungsblätter haben dieſem nativiſtiſchen Geiſte ſchon einen unzweideutigen Ausdruck gegeben, und er gehört bereits in das Inventar der öffentlichen Meinung des Landes. „Unſre Eiſenbahnen, unſre Bergwerke, unſre Alfa-Wieſen und unſre Korkeichenwälder“ — ſo iſt im Moniteur de l'Algérie zu leſen geweſen — „gehören größtenteils Kompanieen, die ihren Sitz in Frankreich haben; wenn wir uns nicht in acht nehmen, werden alle unſre Reichtümer in die Hände fremder Kapitaliſten kommen. Wir beklagen das. Wir gehören zu denen, welche ſich zu dem Grundſatze bekennen: L'Algérie pour les Algériens.“ Ein andres Blatt, die

Vigie algérienne, hat die französischen Kompanieen als „sociétés exotiques" bezeichnet und mit Bezug auf Konzessionserteilungen der Landesregierung zugerufen: „Assez de générosités à l'égard des étrangers!" —

Bis die in diesen nativistischen Gelüsten enthaltenen Secessionskeime sich zu politischen Bestrebungen und Wirkungen entfalten, wird noch viel Wasser die Seine hinabfließen und manche Heuschreckenwolke die algierischen Kolonisten beängstigen. Einstweilen hat das republikanische Vizekönigtum, welches die Regierung des Landes bildet, bei Gelegenheit der Hochzeit der Tochter des Generalgouverneurs Mohammedanern und Christen einen Vorgeschmack der Annehmlichkeiten einer künftigen selbständigen Hofhaltung gegeben. Bei der kirchlichen Trauung haben außer dem Erzbischof von Algier die Bischöfe von Constantine und Oran fungiert und die Kirche hat dabei ihren höchsten Pomp entfaltet. Der weite Raum der Kathedrale war mit Menschen gefüllt. Mohammedaner und Juden, unter die Christen gemischt, gehörten zu der staunenden Menge. Am Vorabend der Feier gab der Generalgouverneur in seinem Sommerpalaste ein Ballfest, zu welchem 7000 Menschen geladen wurden. Wie die Gäste herbeiströmten und eine Equipage, ein Fiaker, ein Omnibus dem andern in endloser Reihe folgte, bestrahlte eine elektrische Sonne die Front des in maurischem Stile erbauten Palastes mit den davorstehenden Palmen, und brach sich das blendende Licht in den tausend Wassertropfen, welche von einem Springbrunnen auf die Blätter der das Bassin einfassenden Pflanzen niederfielen. In den inneren Räumen bewegte sich ein Gedränge von eleganten Damen und Herren, Offizieren und Zivilisten, dazwischen hie und da eine in Gold- und Silberstoff gekleidete afrikanische Jüdin, und in langen Reihen standen und saßen in ihren faltenreich niederwallenden weißen Burnussen mit den ernsten, bärtigen Gesichtern unter den priesterlichen Stirnbinden die arabischen und kabylischen Fürsten aus den Thälern des Atlas und den Oasen der Wüste, gekommen, dem Brautpaare ihre Geschenke darzubringen, deren Wert von der öffentlichen Meinung auf fast eine halbe Million Franken geschätzt wurde. Im Garten war um Mitternacht ein überaus glänzendes Feuerwerk,

welches Sterne regnete, vor denen die des Himmels verblaßten. Palmkronen und dichter Baumschlag standen abwechselnd in blauer, grüner und roter Beleuchtung zauberhaft da, und Fontänen warfen gleich Vulkanen Feuerströme aus. Ein Zeitungsblatt, welches durch zwei Nummern eine Beschreibung des ganzen Hochzeitsfestes gab, schloß jeden Absatz mit dem Refrain: „Quelle noce, Dieu, quelle noce!“ — Als es aber dann die Nachricht brachte, Jules Simon habe vom Generalgouverneur über die Hochzeitsgeschenke Aufklärung verlangt, wurden Redakteur und Drucker wegen Verbreitung falscher Nachrichten, ersterer zu drei Monaten Gefängnis-, jeder von beiden zu tausend Franken Geldstrafe verurteilt. Das Fest fand acht Tage vor dem Sturze des Ministeriums Simon statt.

Neunter Abſchnitt.

Im Reichsdienſte.

Fortſetzung und Schluß.

1.

Vieljähriger Aufenthalt in Algier. Gesellschaftliche Vereinzelung und schlechte häusliche Bedienung. Französischer Deutschenhaß in der Kolonie doppelt schroff hervortretend. Ein Drohbrief mit Befehl zur Abreise. Lächerliche Spionriecherei. Journalistische Liebenswürdigkeiten nach außen und innen.

Im Gegensatze zu den Reizen einer schönen und interessanten landschaftlichen Umgebung ist mein und meiner Familie vieljähriger Aufenthalt in Algier durch die für einen deutschen Konsul an diesem Orte unvermeidliche gesellschaftliche Vereinzelung, nebenbei zugleich durch die Schwierigkeit, eine auch nur den notwendigsten häuslichen Bedürfnissen entsprechende Bedienung zu finden, unerfreulich geworden.

Was den letzteren Umstand betrifft, so wird man es bezeichnend finden, daß wir in drei Jahren, während denen ich der Merkwürdigkeit wegen eine Liste unsrer, bei einer Dienerschaft von zwei Personen, zu- und abgehenden Dienstboten geführt habe, hundertundzwölfmal gewechselt haben, wobei eine oder die andre Köchin oder Magd nur einen oder zwei Tage geblieben sind. „Das ist mein System" — hat eine von diesen interessanten Personen bei ihrem Abgange gesagt. — „Ich engagiere mich, um zu sehen, ob es mir in dem Hause gefällt." — Und dafür, daß es in solchen Fällen nicht unsre Schuld war, wenn die Probe nicht zu unsern Gunsten ausfiel, sprachen nicht wenige Briefe, in welchen abgegangene Diener ihre Reue ausdrücken und um Verzeihung mit erneuerter Aufnahme bitten. Auch sind wir es nicht allein gewesen, welche unter einem solchen Zustande zu leiden hatten, und die Sache kann freilich nicht merkwürdig sein, wenn man weiß, daß, mit löblichen Ausnahmen, die dienende Klasse in Algier aus einem Auswurfe europäischer

Völker, in vielen Fällen aus entlaſſenen Zuchthäuslern beſteht. Sogar ein Deutſcher, welcher kurze Zeit bei uns in Dienſt war, verbarg unter falſchem Namen abſichtlich eine weit über ſeine niedere Stellung hinausgehende Bildung, namentlich auch ſeine Fähigkeit, ſich mehrerer Sprachen zu bedienen, verriet aber im Geſpräche mit einer Dienſtgenoſſin ſeine Kenntnis der Strafanſtalten verſchiedener Länder.

Ein geſelliger Verkehr aber mit den algieriſchen Franzoſen iſt für uns, bei deren Abneigung, wenn nicht ihrem Haſſe gegen alles Deutſche, womit ſie das Mutterland zu übertreffen ſuchen, unmöglich geweſen. Der amtliche Verkehr mit den Behörden hat allerdings an deren Zuvorkommenheit nichts zu wünſchen übrig gelaſſen, und in den Einladungen zu den Soireen des Generalgouverneurs und andrer hohen Beamten iſt die einem fremden Konſul ſchuldige Aufmerkſamkeit nicht außer acht gelaſſen worden. Auch hat der Gouverneur bei ſolchen Gelegenheiten niemals verſäumt, den deutſchen Konſul wie alle andern Konſuln ſchriftlich zur Nennung derjenigen ſeiner Landsleute aufzufordern, welche dieſer für geeignet erachte, eingeladen zu werden. Damit ſind aber die Schranken der Etikette nicht überſchritten worden, und es konnte auch dieſe Geſellſchaften für mich nicht anziehend machen, mich zwiſchen Hunderten mir unbekannter Perſonen hindurchzudrängen, und dabei vielleicht zufällig an die Seite des Redakteurs einer Zeitung zu kommen, in welcher am Morgen des gleichen Tages etwa zu leſen war: „Wann wird unſre Regierung endlich ihre Pflicht erfüllen, dieſe Deutſchen, deren Sprache wir in unſern Straßen hören müſſen, und die nur kommen, um im Auftrage Bismarcks unſer Land auszuſpionieren, mit Fußtritten (à coups de pieds) hinauszujagen!“ — Erhielt ich doch eines Tages durch die Poſt, es war im März 1887, einen mit zehn undeutlich geſchriebenen Namen unterzeichneten Brief, in welchem mir der Tod angedroht wurde, wenn ich nicht augenblicklich abreiſe. „C'est aujourd'hui ou demain que vous allez partir pour votre pays de choucroute“ — hieß es darin. — „Partez! car dès demain soir, si vous n'êtes pas parti, nous sommes cent personnes qui avons juré votre mort.“ — Der Generalgouverneur, welchem ich das liebenswürdige Schreiben mitteilte, beruhigte mich zwar mit der

Bemerkung: „C'est un farceur qui a écrit cela“: mit einem solchen Spaßmacher aber möglicherweise in Gesellschaft zusammenzukommen, konnte nicht wünschenswert sein.

In den Kaufläden der Stadt, in die mich oft ein kleines Geschäft führte, hat es den Franzosen auch gegen den deutschen Käufer nicht an Liebenswürdigkeit gefehlt. Ein rechter Kaufmann verkauft ja auch an den Teufel, zuweilen sogar seine Seele. Anders aber hat sich die Sache gestaltet, wenn der Deutsche sich als Verkäufer vorgestellt hat. Einem deutschen Handlungsreisenden, welcher Berliner Bronzewaren anzubieten hatte, wurde mit der Frage geantwortet, ob er nicht wisse, daß man in Algier von Deutschen nicht kaufe; und als darauf in bescheidenster Weise der Deutsche mit seinem illustrierten Artikelverzeichnis in der Hand dem Franzosen zeigte, daß dessen Warenlager zum größten Teil aus den angebotenen Berliner Artikeln bestehe, erhielt er den Bescheid, daß diese Ware nicht in Berlin, sondern in Paris gekauft sei. „Dann hat Ihr Pariser Lieferant in Berlin gekauft und Sie haben durch ihn nur um 25 Prozent teurer kaufen müssen,“ — hat der Deutsche mit aller Höflichkeit entgegnet. „Das ist mir einerlei, wenn ich nur persönlich nichts mit Deutschen zu thun habe“ — ist dann die letzte Antwort gewesen, mit welcher unzweideutig dem Berliner die Thür gewiesen worden ist. — In Algierer Zeitungen ist das Publikum aufgefordert worden, in einem gewissen Laden nicht zu kaufen, weil da deutsche Artikel verkauft werden, — oder in einem gewissen Gasthause nicht einzukehren, weil da deutsche Kellner servieren.

Lächerlich endlich in solchem Grade, daß verständige Männer sich zu schämen anfingen, machte sich die Spionriecherei der Franzosen in Algier. Vor dem Eingange in ein Thälchen der Vorberge des Atlas, vor einem Bergübergange, vor einer Ruine aus der Zeit der Seeräuber oder des Altertums, ja auch nur auf einem Kreuzwege, die Landschaft betrachtend, vielleicht gar mit einer Karte in der Hand, stehen zu bleiben, war für einen Fremden, sogar einen am Orte unbekannten Franzosen, mit der Gefahr der Verhaftung als „espion prussien“ verbunden. Oesterreichische Maler, welche ein altes Gemäuer in romantischer Umgebung skizzierten, — ein englischer Bischof,

welcher in der Umgegend der Stadt einen Spazierritt machte und bei einer Straßenteilung, um seinen Weg zu finden, eine Karte zu Rate zog, — einige Schweizer, welche einem abreisenden Landsmanne ein Abschiedsmahl gaben und zum Nachtische ein Lied sangen, in dessen Text ein aufpassender Polizeimann die gefährliche deutsche Sprache erkannte, — sogar ein echter Franzose, Professor an einer höheren Lehranstalt der Hauptstadt des Landes, welcher in einer entlegenen Gegend sich mit wissenschaftlichen Studien beschäftigte, — diese und andre hatten das lächerliche Schicksal, in ein Polizeigefängnis gesteckt und nur nach Erkundigung auf höhere Verordnung wieder freigelassen zu werden. Dem französischen Gelehrten ist dabei, wie mit Humor erzählt wurde, auf seine protestierende Bemerkung, daß er sich ja durch die Vollkommenheit seines Gebrauches der französischen Sprache als Franzose legitimiere, entgegnet worden, man wisse sehr wohl, daß Bismarck seinen Leuten ausdrücklich für den Spionsdienst das beste Französisch beibringen lasse. — Eine algierische Zeitung endlich enthielt einmal die wichtige Nachricht aus Oran, daß dort eine deutsche Spionin sich in eine Kaserne eingeschlichen habe. Es war ein dem deutschen Konsulate nicht gerade vorteilhaft bekanntes Mädchen, freilich eine Deutsche, deren Interesse an der französischen Armee sich aber auf die Bekanntschaft mit einem Lieutenant oder Unteroffizier beschränkte, welchem sie hatte einen Besuch machen wollen, — eine zwar nicht ganz unschuldige, aber jedenfalls unpolitische Absicht, die nicht verfehlen konnte, ans Licht zu kommen.

Mit der Zeit ist die Narrheit den Franzosen selbst langweilig geworden, und so sehr auch der Wetteifer im Chauvinismus zum französischen Parteiwesen gehört, haben in einzelnen Algierer Zeitungsblättern sich doch, und nicht ohne Wirkung, zur Vernunft mahnende Stimmen vernehmen lassen. Ja sogar den, wie es scheint, den Franzosen zur Befriedigung ihres Selbstbewußtseins unentbehrlichen Haß gegen irgend eine andre Nation hat ein namhafter Algierer Journalist von Deutschland ab in eine andre Richtung zu lenken gesucht, obschon zu dieser merkwürdigen Diversion wohl nicht durch Sympathieen für unser Land bestimmt. „Nicht im Osten, nein, im Westen wohnt unser Erbfeind“ — ist in einem der ersten Algierer

Blätter zu lesen gewesen, und als diesen Erbfeind hat er das „perfide Albion" bezeichnet, indem er seinen Artikel mit „delenda Carthago" geschlossen. Ich darf nicht unterlassen, beiläufig zu bemerken, daß der Verfasser mit russischen Agitatoren befreundet ist oder war. —

Im übrigen haben die beleidigenden Aeußerungen Algierer Zeitungen durch die Allgemeinheit des anderwärts undenkbaren Tones ihrer Polemik und bezeichnenden Sprache alle Schärfe und Bedeutung verloren. Wurde eines Tages in einem der ersten Blätter der deutsche Kaiser als „der alte Spitzbube" bezeichnet, so war tags darauf in dem nämlichen Blatte von dem „alten Weinschlauche" die Rede, „in welchem sich das englische Alkoholgeschäft konzentriert", und wurde dabei die Königin von England mit Namen genannt. Ich hatte bei solchen Gelegenheiten das wohl richtige Gefühl, daß es unter der Würde sei, von solchen Flegeleien amtlich Notiz zu nehmen, deren ich hier zur Kennzeichnung französischer Zustände erwähne. Zu dieser Kennzeichnung gehört in dieser Verbindung auch die Thatsache, daß in Algierer Zeitungen der Generalgouverneur gelegentlich als filou oder coquin bezeichnet worden ist, ohne daß er es der Mühe wert gehalten hat, gegen das betreffende Blatt einzuschreiten. —

„Sehen Sie doch, wie wir uns selbst untereinander behandeln!" — hat mir ein hochstehender französischer Beamter entgegnet, welchem ich eine Bemerkung über die gegen Deutsche gerichtete Sprache der Zeitungen machte. — „Wenn sich eine Familie in ihrem Hause prügelt," — erwiderte ich — „so geht das fremde Leute nichts an. Wenn man aber auf den Vorübergehenden aus dem Fenster Unrat gießt, so ist das etwas Andres." — Ich hatte vielleicht unrecht, mich dabei nicht des kurzen Wortwechsels zweier Franzosen zu erinnern, die sich auf kotiger Straße begegnen. „Monsieur, pourquoi éclaboussez-vous quand je passe?" — ruft der eine dem vorbeireitenden andern zu. „Monsieur, pourquoi passez-vous quand j'éclabousse?" — entgegnet dieser. — Aber die Weltstraße ist doch für mehr als eine Person, welche also sehen sollten, wie sie, im einzelnen Falle sogar nach einem anständig ausgefochtenen Duell, mit guter Manier aneinander vorbei- oder miteinander fortkommen können. —

Meine Kollegen von den andern Konsulaten sind aus verschiedenen Ursachen nicht geeignet gewesen, die von den Franzosen gelassene gesellschaftliche Leere auszufüllen; nur mit dem englischen Generalkonsul und seiner Familie haben wir in einem freundschaftlichen Verkehre gestanden.

2.

Harter Verlust und weiteres Mißgeschick. Vorübergehende Verwaltung des österreichischen Generalkonsulates neben dem deutschen Konsulate. Vermehrte Pflichten bei abnehmenden Kräften. Bitte um Versetzung in Ruhestand und anerkennende Gewährung. Abreise von Algier. In Zürich dem Ende zugehender Lebenslauf.

Alle Widerwärtigkeiten des Aufenthaltes in Algier hatten in mir noch nicht den Wunsch hervorgerufen, diesen Ort zu verlassen, und meine Frau erduldete mit Resignation den ihr zufallenden Anteil. Im Frühling 1888 aber erkrankte sie und am 26. Mai erlöste der Tod sie von den Beschwerden eines wechselvollen, in einzelnen Perioden harten und zuletzt mühevollen Lebens. Ein katarrhalisches Fieber nahm einen ernsten Charakter an; doch gaben die Aeußerungen des Arztes keine Veranlassung zur Befürchtung eines unglücklichen Ausganges. Am Abend des 25. hatte sie ihre sorgsame Wärterin, ein gutes elsässer Mädchen, aufgefordert, sich zur Ruhe zu legen, da sie selbst sich wohler fühle und gut zu schlafen hoffe. Ich brachte die Nacht in unmittelbarer Nähe zu und glaubte, selbst auch beruhigt schlafen zu können. Am frühen Morgen weckte mich das Mädchen mit dem Schreckensrufe: „Herr! die Frau ist tot!“ — Ich sprang an ihr Bett. Ruhig, wie eingeschlafen, lag sie da. Ohne Todeskampf war sie durch einen Herzstillstand gestorben. — Zwei Tage nachher wurden auf dem in freier Höhe über den Ufern der Bai gelegenen Begräbnisplatze von Mustapha ihre Reste in die Erde gesenkt. —

Daß mein Verlust härter als ein gewöhnliches menschliches Schicksal war, brauche ich nach allem, was ich über den früheren

und späteren Lebenslauf der Verstorbenen, durch viele Jahre in Verbindung mit dem meinen, berichtet habe, nicht besonders zu begründen. Auch kann es nicht meine Absicht sein, meinem durch das Unglück hervorgebrachten Gemütszustande Ausdruck zu geben. Zu meinem Zwecke aber gehört es, zu erwähnen, daß unmittelbar nach dem Begräbnis seiner Mutter mein Stiefsohn von dem gleichen Fieber befallen wurde und sich in Lebensgefahr befand. Ich gedachte meines zwei Jahre früher in Amerika gestorbenen leiblichen Sohnes, und begreiflich ist es wohl, daß über mich in meinem Alter und in der unfreundlichen Umgebung ein Gefühl der Vereinsamung kam.

Gleichzeitig waren mir bei abnehmenden Kräften vermehrte Pflichten zugefallen. Ein in Algier wohnhafter französischer Geschäftsmann, seit kurzem Titular des österreichisch-ungarischen Generalkonsulates, hatte sich durch die tadelnden Urteile der Zeitungen, welche ihm vorhielten, daß bei der Freundschaft Oesterreichs mit Deutschland solche Stellung mit den nationalen Pflichten eines Franzosen unvereinbar sei, zum Rücktritte von dem ihm anvertrauten Amte veranlaßt gefühlt. Das österreichisch-ungarische Generalkonsulat in Algier ist kein Berufskonsulat und die Stellung seines Titulars ist ein Ehrenamt ohne Besoldung, so daß die kaiserlich-königliche Regierung in Wien sich nicht in der Lage befand, den vakanten Posten einem ihrer Beamten übertragen zu können. Unter diesen Umständen hatte man sich von Wien nach Berlin mit dem Wunsche gewendet, daß ich ermächtigt werden möchte, provisorisch die Leitung des Generalkonsulates zu übernehmen. Ich erhielt von Berlin diese Ermächtigung und von Wien über Paris die schmeichelhafte Aufforderung, welcher ich nicht verfehlen konnte zu entsprechen.

Neben dem deutschen Konsulate verwaltete ich also nun während einiger Monate das österreichische Generalkonsulat, was mich zwar mehr geistig als materiell in Anspruch nahm, aber mir bei dem in diese Zeit fallenden Tode meiner Frau und der Krankheit des Sohnes nur um so schwerer wurde.

Dazu kam endlich noch der Umstand, daß der Sekretär des deutschen Konsulates von Algier nach Madrid versetzt wurde, womit

ich in die Lage kam, zur Aushilfe einen in den Geschäften des Amtes ganz unerfahrenen jungen Mann annehmen zu müssen.

Das war für meine alten Kräfte zu viel. Mein 84. Lebensjahr näherte sich dem Ende, und ich fühlte mich berechtigt, um meine Versetzung in Ruhestand zu bitten, welche mir, mit Anerkennung geleisteter Dienste durch Erhebung auf die Rangstufe eines Generalkonsuls, gewährt wurde. Vorher hatte ich schon, auf meine bedrängte Lage gestützt, unter Empfehlung eines Nachfolgers in der Grenz des Generalkonsulates, über Paris in Wien um Entbindung von dem übernommenen Dienste gebeten und dieselbe mit nachfolgendem allerhöchsten Danke durch Verleihung des Commandeurkreuzes des Franz-Josephs-Ordens erhalten, wobei Verhältnisse früherer Jahre mögen in Betracht gezogen worden sein.

Nachdem ich am 1. Juni 1888 einem von Berlin gesandten interimistischen Gerenten die Geschäfte des Konsulates übertragen und damit aus dem aktiven Dienste getreten, reiste ich in Gesellschaft meines Stiefsohnes, welcher, bei mir lebend, seine arabischen Studien bis zuletzt fortgesetzt, am 7. genannten Monats von Algier ab, um mich nach Zürich zu begeben, wo einer meiner beiden Brüder, Gründer und Haupt der Handelsgärtnerei Fröbel und Kompanie, mit seinen Kindern und Enkeln mir die Aussicht gewährt, meine letzten Tage nicht ganz unter fremden Menschen verleben zu müssen. Erneute freundliche Berührungen und Erinnerungen an glückliche und unglückliche, für mich folgenreiche Erlebnisse aus einer ein halbes Jahrhundert zurückliegenden Zeit bringen diese Stadt und ihre reizende Umgebung meinen Gedanken und Gefühlen nahe genug, um mich hier nach dem langen, unruhigen Leben in der weiten Welt wieder irgendwo zu Hause zu fühlen und hiermit meinen Lebenslauf abzuschließen, indem ich nur noch, als ein Glaubensbekenntnis, eine gedrängte Darstellung der von mir in diesem Lebenslaufe gewonnenen moralischen Weltansicht anhänge.

3.

Meine Weltansicht.

Die im folgenden ausgesprochenen Gedanken gehören — wieviel auch eine bescheidene philosophische Schulbildung an ihnen Anteil hat — in diesem Zusammenhange keinem mir fremden Systeme an. Sie haben sich im Verlaufe eines langen Lebens so in mir ausgebildet, und als Ergebnis innerer Durchlebung scheinen sie mir an den Abschluß meiner Lebensgeschichte zu gehören.

Ich beginne damit, die Ueberzeugung auszusprechen, daß das Wesen, welches in mir fühlt und denkt, dasselbe ist, welches meinen Leib bildet und auf Zeit erhält. In allen Lebensvorgängen, leiblichen und geistigen, fühle ich mich als einer und derselbe. Ich sage mir also, daß ich ein einheitliches Wesen bin, nach innen ein einfaches Subjekt, welches nach außen in der Vielheit seines Erscheinens sich als Objekt darstellt. Und ich sage mir, daß dieses Wesen das ist, was ich meine Seele nenne. Zwar geben wir dieser Bezeichnung auch einen einseitig geistigen Sinn; aber unser entseelter Leib ist tot, — unsre Seele ist also auch der Grund unsres leiblichen Lebens.

In diesem ganz realistischen Sinne bin ich Monist. Dem widerspricht es nicht, daß ich mir eines zweifachen Lebens — eines leiblichen äußeren und eines geistigen inneren — bewußt bin. Zum Bewußtsein dieses Doppellebens aber komme ich durch mein individuelles Dasein, in welchem, mein Innen und mein Außen unterscheidend, ich mir selbst Subjekt und Objekt bin. An sich ist mein geistiges Leben *überbewußt*, mein leibliches *unterbewußt*, und getrennt sind mir die Vorgänge beider *unbewußt*. Mein thatsächliches Bewußtsein entsteht erst, indem die in meinem Innern entstehenden Gedanken aus dem subjektiven Dunkel in die Helle objektiver Selbstbeleuchtung heraustreten, was nur dadurch möglich ist, daß ich als Individuum Subjekt und Objekt zugleich bin.

Eine Seele in diesem realistisch-monistischen Sinne muß ich jedem lebenden Individuum — auch dem Tiere und der Pflanze — zuschreiben. Wenn aber das Subjekt, dessen objektive Erscheinung ein lebendes Individuum — Mensch, Tier oder Pflanze —, als „transcendental" bezeichnet worden ist, so ist dasselbe damit nicht nur über das Bewußtsein, sondern auch über die Natur gestellt. Ebenso wie wir das Wesen, welches in uns denkt, als überbewußt erkennen, ist also dasselbe uns auch nur als übernatürlich denkbar.

Das kürzlich im Interesse des Spiritismus ausgesprochene Urteil, daß wir „als transcendentale Subjekte" nicht außer der Natur seien, vielmehr auch als solche noch unter ihren Gesetzen stehen, ist ein Widerspruch in sich selbst, welcher, das Urteil verwirrend, als Grund vielfachen Aberglaubens gefährlich werden kann. In der Natur sind wir eben nicht transcendental, wie wir auch in der Natur nicht Subjekte, sondern Objekte sind. Dabei ist die Bezeichnung unsrer Seele als „transcendentales Subjekt" eine verwirrende Tautologie, denn das Subjekt ist an sich transcendental, und was in die Natur fällt, ist immer nur Objekt. Die Natur ist die Außenseite der Welt, — das objektive Universum, — in welchem deren inneres Wesen, — das universelle Subjekt, — zur Erscheinung kommt. Und ich muß mir klar im Bewußtsein halten, daß die Erscheinung des Wesens nicht das Wesen selbst, — das Außen nicht zugleich das Innen sein kann. Dichter haben von dem „Innern der Natur" gesprochen; es kann aber damit nur das Innere der Welt gemeint sein, dessen Aeußeres die Natur ist, — das Wesen der Welt, dessen Eigenschaften sich als Natur darstellen. Dieses Wesen ist übernatürlich; zur Erscheinung aber kann es nur in der Form der Natürlichkeit kommen, weil die Natürlichkeit eben die Form des Erscheinens ist. Erscheinungen also, welche in ihrem Vorgange uns unerklärlich sind, können es nur sein, weil unsre Naturkenntnis unzulänglich ist. Nur kann damit nicht gesagt sein, daß Erscheinungen, welche in ihrem natürlichen Verlaufe uns vollkommen erklärlich sind, nicht einen uns unerklärlichen Ursprung haben können, was der Fall ist, wenn der Antrieb zu einer menschlichen Handlung aus einem unbewußten und unwillkürlichen Gedankengange hervorgegangen ist.

Eine Feuersbrunst ist ein natürlicher Vorgang und hat als solcher einen erklärlichen Verlauf; wenn sie aber die Folge einer Brandstiftung ist, so kann der in einem unbewußten Gedankengange des Thäters liegende Antrieb dazu ihm selbst unerklärlich sein. In diesem Sinne mögen Erscheinungen des Hypnotismus oder Somnambulismus sich beurteilen lassen. Nicht alle unsre Gedanken treten in das Licht des Bewußtseins, und es kann geschehen, daß von einem ganzen uns unbewußten Gedankenverlaufe uns nur der Schluß zum Bewußtsein kommt. Das, was wir einen „Einfall" nennen, — ein Gedanke, welcher unvermittelt in unser Bewußtsein hereinfällt — hat seine uns unbewußte Entstehungsgeschichte.

Das Bewußtsein also ist nicht die Voraussetzung, aber es ist die Nachwirkung des Denkens, und in unserm Sinne der Zweck desselben. Wir wollen durch das Denken uns etwas „zum Bewußtsein bringen". Daß aus dem Gebiete des an sich überbewußten (uns unbewußten) Wesens die Gedanken in das Licht des Bewußtseins treten, müssen wir als den transcendentalen Zweck des individuellen Lebens erkennen, womit das Bewußtsein als Zweck des Lebens überhaupt und die Individualisation des Wesens als das allgemeine Mittel dazu uns zur Erkenntnis kommt. Die entstehenden und wieder vergehenden Individuen, von den niedersten bis zu den höchsten, sind nach dieser Einsicht Bewußtseinsstrebungen und erreichte Bewußtseinsstufen des überbewußten universellen Willens.

Mit dieser teleologischen Weltansicht ist die Grundlage der Ethik gewonnen, mit welcher unser Bewußtsein der Physik gegenübertritt, wie im praktischen Verlaufe des Lebens die Kultur der Natur. Im subjektiven Sinne ist das Zweckmäßige gut, das Zweckwidrige bös, das Unzweckmäßige schlecht, das Zweckdienliche nützlich, das Zweckfreie schön, das Zweckeigene heilig. Im objektiven Sinne haben diese Grundbegriffe der Ethik nur eine übergetragene Bedeutung. An sich ist das Objekt zwecklos; in ein Zweckverhältnis kann es nur für mich treten. Auf die Natur kann also unmittelbar diese Beurteilung keine Anwendung finden. An sich ist die Natur, weil ihr die Subjektivität fehlt, weder gut noch bös oder schlecht,

weder ſchön noch häßlich, weder heilig noch unheilig. Indem wir aber das, was die Natur für uns iſt, ihr für ſich ſelbſt zuſchreiben und damit im Außen das Innen zu ſehen meinen, können wir nicht vermeiden, im gewöhnlichen Denken den ethiſchen Maßſtab ſubjektiver Beurteilung auch an die Natur anzulegen. So fühlen wir uns veranlaßt, von der „gütigen Natur", der wir dankbar ſind, — von der „ſchönen Natur", die wir lieben und bewundern, — ja von der „heiligen Natur", die wir verehren, zu ſprechen, und ein aus mißverſtandener Wahrheit entſprungenes Urteil hat ſie der Kultur zum Vorbilde hingeſtellt, — was ebenſo verfehlt iſt, wie deſſen Gegenteil, nach welchem das Ziel der Kultur in der „Ueberwindung der Naturbeſtimmungen" beſtehen ſoll. — Ueberwinden können wir die Natur nur im Tode, während die Kultur recht eigentlich das Leben iſt, — oder — was dasſelbe ſagt — das Leben in allen ſeinen Formen und Vorgängen nichts andres iſt, als der allgemeine Kulturprozeß, zu welchem freilich unſer Tod ſo gut gehört wie unſre Geburt.

Die Natur im Tode zu überwinden iſt nun unſre Beſtimmung, ebenſo wie mit unſrer Geburt uns ihren Geſetzen zu unterwerfen. Ich bin geboren und ich werde ſterben. Dazwiſchen lebe ich. Da aber nicht nur ich es bin, der lebt, ſondern auch ich es bin, der geboren wurde, und ich es bin, der ſterben wird, alſo Geburt und Tod Begebenheiten ſind, die mit mir vor ſich gehen, zu deren Möglichkeit ich alſo doch da ſein muß, ſo muß ich vor meiner Geburt ſchon dageweſen und nach meiner Geburt noch da ſein. Wenn ich aber dieſe logiſche Notwendigkeit einſehe, ſo kann ich auch die vorwitzige Frage nicht abweiſen, was ich vor meiner Geburt war und was nach meinem Tode aus mir werden wird. Und gleichviel, ob eine Antwort möglich iſt oder nicht, erhebt ſich dieſe Frage zu einer ganz allgemeinen Bedeutung. Was wird aus den individuellen Weſen oder Subjekten aller der Lebensgeſtalten, in deren vorübergehender Verkörperung der fortlaufende Naturprozeß dem anfang- und endloſen Kulturprozeſſe als Mittel dient? Und was waren ſie vor ihrer letzten Verkörperung? — Sollen wir denken und glauben, daß mit dem Tode des Leibes die Seele des Individuums — Menſch

oder was sonst — sich in die Weltseele auflöst, aus der sie sich bei der Erzeugung abgesondert, um mit dem Gewinne eines vorübergehenden Sonderlebens zurückzukehren? — Sollen wir uns zur Lehre von der Seelenwanderung bekennen, mit welcher wir immer noch den Glauben an die endliche Heimkehr verbinden können? — Ist der Weltkulturprozeß ein transcendentaler Darwinismus? — Oder sollen wir am Ende gar, wie neuerdings wieder einige Mystiker, an den Astralleib glauben, welcher in dem groben Stoffleibe, dessen Gestalt verfeinert wiederholend, steckt, wie in einem genau passenden Futterale, bis der Tod dieses groben Leibes das Gehäuse aufmacht und ihn ins Freie herausläßt, wo er nun mit der Seele herumfliegt! — Da würden also nicht, wie der Doktor Faust zu fühlen geglaubt hat, zwei Seelen in einem Leibe wohnen, sondern eine Seele würde auf Zeit in zwei ineinandergeschachtelten Leibern ihren Wohnsitz haben, — und müßten sogar zwei Naturen, eine grobe und eine feine, angenommen werden, womit vielleicht die Doppelgängerei eine Erklärung fände, auch die Lehre von der Natürlichkeit „transcendentaler Subjekte" gerechtfertigt wäre! —

Seit dem Dämmern eines bewußten Denkens haben die Menschen sich mit diesen und verwandten Fragen beschäftigt, und die Versuche, sie zu lösen, bilden den Inhalt der verschiedenen Religionen und des diese begleitenden und ergänzenden volkstümlichen Aberglaubens. Die Gemeinsamkeit eines diese beiden Bestandteile vereinigenden Glaubenssystemes ist eine Grundbedingung des Bestehens menschlicher Gesellschaften, deren Leben dieses gemeinsamen geistigen Bodens bedarf, um die ganze Mannigfaltigkeit verschiedener Lebensstellungen und Bildungsgrade darauf zusammenzuhalten, welcher Anteil nach Qualität und Quantität auch davon dem einzelnen zufallen mag. In gröberem oder feinerem Sinne aufgefaßt, bleiben die Bestandteile eines herrschenden Glaubenssystemes wesentlich dieselben, womit es sich verhält wie mit einer Sprache, die, werde sie in groben Mundarten oder gebildeter Form gesprochen, wesentlich dieselbe ist.

Richten wir nun aus dem weiten Umkreise des allgemeinen menschlichen Lebens unsern Blick auf das besondere Lebensgebiet des

auf dem Wege der Kultur vorangehenden Teiles der Menschheit, so nehmen wir wahr, daß der von wissenschaftlichen Fortschritten angeregte kritische und skeptische Geist neuzeitlicher Bildung das seit Jahrhunderten hier, bewußt oder unbewußt, das Leben beherrschende Glaubenssystem nahezu aufgelöst hat. Da aber die menschliche Gesellschaft in einer vollständigen Anarchie der Ansichten von der Welt und dem Leben so wenig bestehen kann, wie in einer damit zusammenhängenden Anarchie des sittlichen Lebens, so müssen wir schließen, daß wir im weiteren Verlaufe der Kulturentwickelung einer neuen Religion entgegengehen, welcher schon jetzt neuer Aberglaube vorauszugehen scheint. Und aus dieser Entwickelung wird auch weiter eine neue gesellschaftliche Ordnung hervorgehen müssen, der es auch nicht an ihren vernünftigen und unvernünftigen Vorläufern fehlt.

Mit diesen zukünftigen Gestaltungen des menschlichen Lebens können wir uns nur ahnungsweise beschäftigen. Möglich aber und zugleich nützlich ist es, uns den Zusammenhang der Lebensthätigkeiten zur Einsicht zu bringen, in denen das Fortschreiten der Kultur vor sich geht, woran der Anteil des Individuums zwischen dessen Geburt und Tod liegt.

Zunächst ist für diese Einsicht zu erinnern, daß, als Gegensatz der Natur, die Kultur im menschlichen Sinne mit dem, wenn auch dunkeln, Zweckbewußtsein beginnt und mit demselben sich entwickelt. Das geschieht nun in drei voneinander verschiedenen und in sich wieder geteilten, aber sich wechselseitig bedingenden und sich durchdringenden Lebensvorgängen, welche auf einer bestimmten Entwickelungsstufe in einer bestimmten Kulturform ein einheitliches Ergebnis darstellen.

Der eine dieser Vorgänge ist die fortschreitende Wahrnehmung und unter dem Einflusse der andern daraus hervorgehende Beurteilung der Gegenstände und Erscheinungen der Welt, mit Inbegriff des Menschen selbst. Damit verbunden und gleichzeitig eintretend geht die Ergreifung und Benutzung der Mittel zur Unterhaltung und Förderung des eigenen Lebens und die mit dem Gebrauche dieser Mittel fortschreitende Steigerung und Veredelung

der Zwecke. Mit diesen beiden Vorgängen endlich entsteht als Ahnung der Gedanke eines hinter den Eigenschaften verborgenen Wesens.

Innerhalb dieser drei allgemeinen Vorgänge begibt sich weiter als Folge ihrer Zusammenwirkung:

Erstens: Die Wahrnehmung und Beurteilung der Gegenstände und Erscheinungen der Welt führt durch Kenntnis und Erkenntnis zum Bewußtsein des Verhältnisses von Wirkung und Ursache, wobei Verstand und Vernunft sich entwickeln. In Sachwissenschaft und Vernunftwissenschaft — oder, anders gesagt, in Wissenschaft und Philosophie — geben diese Fähigkeiten dem jemaligen Inhalte des Bewußtseins eine objektive Form.

Zweitens: Die Ergreifung und Benutzung der Mittel zur Unterhaltung und Förderung des eigenen Lebens führt durch Aneignung und Anwendung zum Bewußtsein des Verhältnisses von Mittel und Zweck, in welchem sich Geschick und Gewissen entwickeln. In Wirtschaft und Moral geben diese ihrem Inhalte die objektive Form.

Drittens: Die Ahnung und der Gedanke eines den Eigenschaften zu Grunde liegenden Wesens der Dinge führt durch transcendentale Vorstellungen und mystische Gemütserregungen zur Würdigung der Eigenschaften, welche dadurch einen höheren Sinn erhalten, wobei sich Geschmack und Gefühl entwickeln. In Kunst und Religion kommt dieses letzte Ergebnis zu bewußter objektiver Geltung.

In Wissenschaft und Philosophie, Wirtschaft und Moral, Kunst und Religion entwickelt sich also die menschliche Kultur, und es ist für die Einsicht in den Gang dieser Entwickelung wichtig zu erkennen, daß sich die Kunst zur Religion, wie die Wirtschaft zur Moral und wie die Sachwissenschaft zur Philosophie verhält, indem Religion und Kunst, Moral und Wirtschaft, Philosophie und Sachwissenschaft gegenseitig aufeinander wirken, während zugleich alle drei großen Doppelvorgänge der Kultur miteinander in Wechselwirkung stehen.

In diesem Zusammenhange bilden sich als menschliche Fähigkeiten und Eigenschaften Verstand und Vernunft, Geschick und Ge-

wissen, Geschmack und Gemüt, — und in der Vereinigung von empirischer und theoretischer, technischer und ethischer, ästhetischer und asketischer Bildung stellt sich für jeden Augenblick des Lebens eine bestimmte Kulturform und Kulturstufe dar.

Zu deren Erzeugung unmittelbar oder mittelbar, bewußt oder unbewußt, absichtlich oder unabsichtlich, nach individueller Begabung mitzuwirken, ist das freiwillige oder unfreiwillige Lebenswerk des einzelnen Menschen.

Register.

Abd-el-Kader 13.
Acton 125.
Adlerberg, Gräfin 326.
Aegidi 548.
Ahrens 132.
Albert, Prinz 89. 287.
Albrecht, Erzherzog 364 f.
Alexander, Prinz von Heſſen 435.
Almaſſy 161.
Altenhöfer 126.
Andree 70. 132.
Apponyi 12. 366. 371.
Armſtrong 265.
Arnim 57.
Auerſperg 115. 158. 192. 198. 393.
Arenfeld 584.

Baden, Großherzog von 78. 81.
Bagehot 370.
Bamberger 11. 549.
Bancroft 549.
Baragnon 532.
Baſtian 70. 636.
Beaumont 210. 263. 272. 297. 334. 345. 648. 659.
Becher 193.
Behrens 372.
Belcredi 381. 382.
Bennigſen 135. 138.
Béranger 7.
Bergenroth 31.
Berger 124. 536.
Bernus 202. 445.
Beuſt 59. 101. 122. 440. 475. 477. 536.
Biegeleben 92. 169. 234. 241. 387.
Bismarck 12. 190. 235. 436. 541 ff. 548. 549. 550.
Blaſchier 358.
Blaze de Bury 266
Blaze de Bury, Mad. 93. 205. 209. 219. 263. 279. 309. 334. 360. 376. 527.
Blind 29. 32. 369. 374.
Blome 66. 116.
Blum, ruſſiſcher Staatsrat 54.
Bluntſchli 191.
Bode 552.
Boden 81.
Boner 23. 70. 83. 125. 217.
Borries 136.
Bosco 623. 638.
Branicki 113.
Bray 234.
Brentano 212.
Bright 369.
Brinz 192. 198. 201.
Brühl 258.
Bucher 29. 32. 36. 141. 541. 547.
Buddeus 81. 257.
Bülow 478.
Burlingame 528.

Campbell, Miß 479.
Canning 264.
Cantacuzeno 301.
Carolyi 190.
Chambrun 521.
Chapman 55.
Charlotte, Erzherzogin 471.
Chriſt 18. 52. 325. 479.
Clarendon 306. 309. 367.
Cobden 368.
Conti 421.
Cotta 81. 82. 128.
Cowley 419.
Crespigny, Gräfin 24.
Croſſe, Mrs. 55.
Cſaki 157.
Czartoryski 218.
Czorich 172.
Czörnig 91. 411.

Dalwigk 326.
von der Decken 259.
Deffner 127.
Dieſeldorf 12.
Doll 52.
Döllinger 125. 506. 637.
Dörnberg 237 ff. 252. 288.

Drachenfels 234.
Drake 215.
Dreher 214.
Duff 370.
Düfflipp 555.
Dumas, Mad. 527. 528.

Edelsheim 232. 388. 414. 440. 465.
Egloffstein 415.
Elgin 95.
Elisabeth, Kaiserin v. Oesterreich 178. 554.
Enzenberg 92. 171. 214. 271. 311. 313. 364. 528.
Ernst, Herzog von Koburg 23. 28. 70. 87. 251. 297.
Eskeles 357.
Esterhazy 362. 363. 378.
Etienne 116.

Faber 442.
Faucher 365. 549.
Feilitzsch 510.
Ferry 483.
Feust 256.
Fiedler 180.
Fischel 63. 140. 141.
Forest 372.
Forgatsch 298.
Forster 369.
Frantz 67. 76. 259.
Freytag 550.
Fritsche 646.

Gagern, Heinrich v. 48. 64. 202. 247. 297. 534.
Gagern, Max v. 64. 90. 98. 102. 112. 214. 243. 251. 268. 297. 337. 440. 482. 534.
Ganesko 268.
Gaugengigl 567.
Geiger 421. 426 ff. 527.
Gentz, Maler 670.
Gerber 43.
Gerstenberg 31.
Gervinus 54. 478.
Giskra 152. 512. 536.
Goldschmidt 10. 12. 13. 33.
Goldstücker 32.
Gottschall 393.
Gramont 294. 527.
Granitsch 474.
Grisebach 650. 657.
Gruben 198. 218. 236 ff. 252. 288. 328. 388. 472.
Grüner 383. 387.
Gruscha 99.

Haas 181. 537.
Hänle 657.
Hartig 158.
Hasner 158.
Häusser 54.
Havilland 290. 443. 568.
Hebbel 91.
Hegnenberg 125. 198. 317.
Hehn 56.
Helene, Großfürstin 519.
Hermann 72.
Herzen 35.
Hickson 370.
Hiller 51.
Hirschfeld 646.
Hock 91.
Hoffmann, Hofprediger 128.
Hoffmann, Franz 132.
Hohbach 563.
Hohenlohe 469. 476. 508. 556. 656.
Holland, Königin von 25.
Huber 637.
Hügel 322.
Humboldt, Alexander v. 19. 28. 81.
Huntington 5.
Hutt 263. 365.

Jacoby 46.
Jürgens 81.

Kapp, Friedrich 44. 549.
Kapp, Hofrat 48. 53. 76. 479.
Karl, König von Württemberg 418. 429. 432. 478.
Karl, Prinz von Bayern 435. 436 f.
Kaufmann 11.
Kaufmann, Th. 16.
Kertbeny 454.
Keudell 546.
Kinglake 267.
Kinkel 77.
Klindworth 290. 404. 407.
Klopp 135. 198. 202.
Kobell 84.
Köhne 255. 281. 518. 520. 559. 648.
Kolatschek 98. 118. 157. 172. 180.
Kolb 49. 127. 191. 274. 313.
Könneritz 234.
Kossuth 33.
Kübeck 62. 103. 257.
Kuranda 474.

Lackenbacher 258.
Laing 360.
Lapinski 516.
Lasser 90. 278. 356.
Laube 95.

Lazarus 70.
Lentz, Maler 670.
Lerchenfeld 125. 198. 254.
Lever 210.
Levi 12.
Levinsky 180.
Lewald, Fanny 69.
Lipowski 508.
Liszt 20. 486.
Löher 196. 316.
Ludwig II., König v. Bayern 320. 467. 570.
Lutz 319. 416. 508.
Luxburg 52.

Majlath 378. 384.
Malet 70. 71. 101. 202.
Mallet 264.
Marcuse 11.
Marr 503.
Martius 83. 178.
Mathy 326.
Maurer 311. 316.
Maurer, Franz 547.
Maury 264.
Maximilian, Erzherzog, Kaiser von Mexiko 233. 291. 443. 472. 634.
Maxwell 371.
Meding 140.
Medwin 24.
Meier, K. Th. 11.
Meierau 357.
Mendelssohn 11.
Mensdorff 333. 386. 425.
Mesko 206.
Metternich 423.
Meyer, H. 12.
Meyerbeer 24.
Meyern 22.
Mevissenburg 243. 337. 482.
Mitchling 131.
Mohl, Moritz 49. 53. 81. 82. 195. 325.
Mohl, Robert 53. 54. 57.
Morier 365.
Moring 206.
Mühlfeld 91.
Mulser 315.
Münster 545.

Napoleon III. 426. 464. 479. 522. 527.
Napoleon, Prinz 530.
Neffzer 423.
Neumann 125. 314.
Neurath 322.
Newmarch 370.

Obermüller 130.
Offenbach 556.

Ogareff 35.
Oldenburg, Erbgroßherzog von 643.
Olga, Königin v. Württemberg 247 f. 434.
Oliphant 258.
Ollivier 423. 487. 525. 529.
Oppenheim 6.
Oppert 55.
Orges 127. 255. 337. 464. 512. 535. 537.
Oesterlen 127. 193.
Ow 234.
Ozerow 518.

Pechmann 203. 480.
Pecht 78. 83. 396. 558. 571. 637.
Perthaler 92.
Petermann 20.
Peters 517.
Pfeuffer 232. 465.
Pfister 314. 394. 396.
Pfistermeister 319. 393. 408. 416.
Von der Pfordten 52. 71. 406. 409. 417. 428. 436.
Phipps 29.
Pierce 46.
Platen 259.
Poche 318.
Podmanicki 158.
Pözl 317.
Prange 356.
Pratobevera 90.
Price 211.
Prim 524.
Probst 49. 81. 82. 127. 193.
Prokesch 298. 577. 660.
Pulszky 34.

Rainer, Erzherzog 377. 474.
Rauchenegger, Sophie 560.
Rechberg 85. 122 ff. 234—339. 470.
Reclam 132.
Reigersberg 324.
Rein 91.
Reineck 584.
Reinganum 12.
Reinkens 637.
Rhaden, Fräulein von 519.
Ricker 17. 19.
Riehl 83.
Rießer 7. 11.
Ripley 373.
Röckel 478. 537.
Rodbertus 141.
Roebuck 210.
Roggenbach 326. 440.
Römer 9.
Rößler 546. 549.
Rothschild 12. 367.

Salt u. Komp. 372.
Sammer 23.
Sauppe 657.
Schachten 234.
Schäffle 127. 324. 566.
Schindler 92.
Schlick 182.
Schlör 565.
Schmerling 85. 115. 117. 204—380. 379 f. 473. 539.
Schmidt, Julian 70. 549.
Schott 8. 49. 127. 193.
Schrenck 18. 156. 315.
Schubart, Chriſtian 665.
Schulz, F. 130.
Schulz 479.
Schulze 516.
Schwarzenberg 95.
Schweinitz 540.
Seeligmann 12.
Semeleder 292.
Serena, Carla 648.
Seymour 215.
Siegmund 549.
Simon, L. 6.
Simon, Ez. 135.
Solms 527.
Spitzemberg 437.
Springer 206.
Squier 30.
Stahr 68.
Stein 153.
Stifft 98. 124.
Stockhauſen 234.
Stockmar 20.
Strat 525.
Stüve 139.
Sureya Paſcha 597.

Tafel 127.
Taufkirchen 469. 476. 478.
Teleky 522.
Thiers 660.
Thiery 214.
Thurn und Taxis, Erbprinz von 232. 239.
Tisza 158.
Titoff 248.
Todesco 180.
Tolſtoi 74.
Treichler 9.
Tröltſch 657.
Trübner 370.
Tuvora 232. 258. 336.

Uhl 181. 207. 268. 393. 534. 653.
Urquhart 32. 35.

Vandervoort, Miß 25.
Varnbüler 81. 82. 128. 194. 198. 3
321. 323. 411. 425—463. 478. 5
Verweyde 585. 641.
Vincke 89.

Wächter 419.
Wagner, Rich. 393. 396. 397. 402 ff.
478. 483. 485 ff. 501. 549. 555.
Wagner, Coſima (Bülow) 483.
500. 502.
Waldſtein 359.
Warrens 153. 181.
Was 160.
Weiß 202.
Wenzel 18.
Wieland, Prof. 442.
Wigand 69. 550.
Wilhelm, König von Württemberg
128. 327. 407.
Wilhelm, Prinz von Baden 435.
Windiſchgrätz 96. 181. 365.
Windthorſt 139.
Wolff, O. L. B. 11.
Wolff, Verleger 69.
Wright 19.
Wuttke 132. 198.
Wydenbrugk 192. 198. 290. 473.

Zang 336.
Zichy 360.
Zimmern 52. 136. 272.
Zwehl 315.

Berichtigungen zum erſten Bande.

S. 219, Zeile 9 von oben: Felix Schwarzenberg ſoll heißen Fritz Schwarzenberg.
S. 234, Zeile 13 von oben: Felix Schwarzenberg ſoll heißen Fritz Schwarzenberg, und Zeile 15 unten: Felix ſoll heißen Fritz.
S. 287, Zeile 3 von oben: widrigen ſoll heißen niedrigen.
S. 319, Zeile 6 von oben: zerbrochener ſoll heißen gebrochener.
S. 322, Zeile 6 von unten: landwirtſchaftlicher ſoll heißen landſchaftlicher.
S. 326, Zeile 1 von oben: Ometepa ſoll heißen Ometepe.
S. 386, Zeile 11 von oben: berühmten ſoll heißen berührten.
S. 423, Zeile 12 von oben: Comancho ſoll heißen Comanche.
S. 446, Zeile 5 von unten: unaufgelöſter ſoll heißen aufgelöſter.

3 2044 010 675 213

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

WIDENER
BOOK DUE
CANCELLED
JUL 30 1990
JUL 11 1990